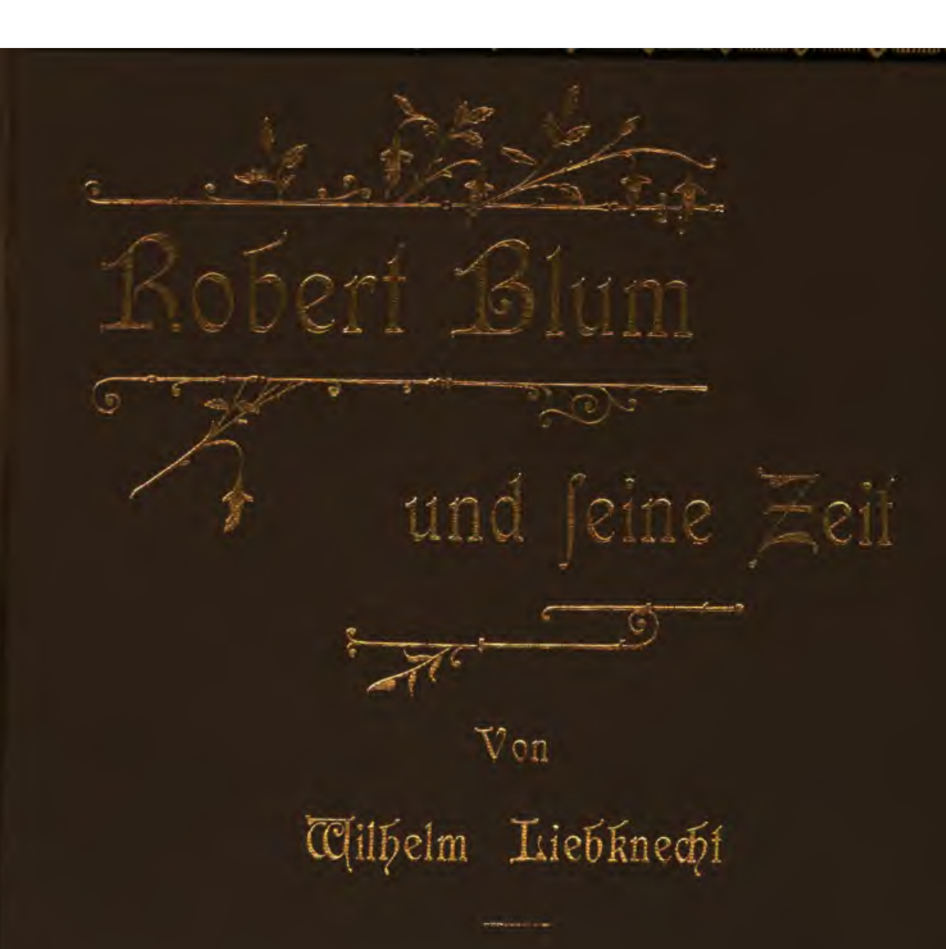
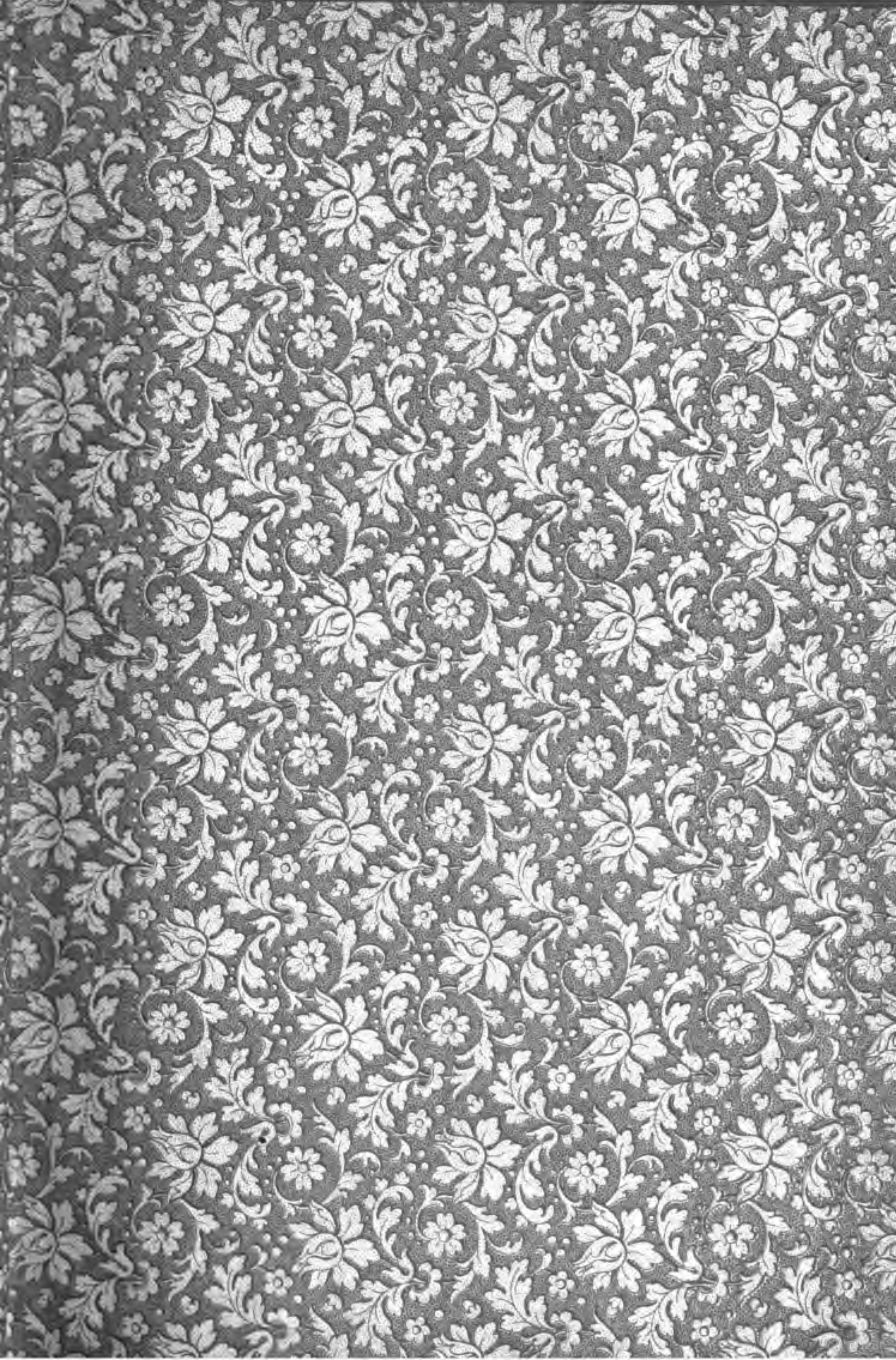

Robert Blum
und seine Zeit
Von
Wilhelm Liebknecht







Robert Blum

und seine Zeit.

Von

Wilhelm Liebknecht.

Dritte erweiterte und verbesserte Auflage.



Nürnberg 1896.

Druck und Verlag von Wörlein & Comp.

Vorwort
zur dritten Auflage.

Nach 5 Jahren ist die zweite Auflage des „Robert Blum" vollständig vergriffen, so daß zu einer neuen geschritten werden mußte. Ich habe für diese den Text wesentlich umgearbeitet, ihn einheitlicher gestaltet, alles einer genauen Durchsicht unterworfen, zahlreiche Lücken ergänzt, und, während die Lebensbeschreibung Blum's für die Zeit bis 1848 ziemlich unverändert bleiben konnte, den auf die allgemeine politische Bewegung bezüglichen Theil, namentlich die Geschichte der „Märzrevolution" umfassend erweitert.

Der Inhalt des Zusatzheftes der zweiten Ausgabe ist bei dieser neuen Auflage in den Text selbst aufgenommen, der nun ein organisches Ganze bildet.

Im Uebrigen verweise ich auf das Vorwort zur ersten Auflage, das die Entstehungsgeschichte der Schrift gibt.

Möge die neue Auflage derselben Gunst der Genossen und des weiteren Publikums sich erfreuen, wie die früheren, vor denen sie unzweifelhaft Manches voraus hat. Und an der Zeit ist sie gewiß. Die Geschichte der Vergangenheit ist immer lehrreich und nützlich — wie viel mehr erst, wenn es sich um Ereignisse handelt, an welche die Gegenwart mit tausenden von Fäden anknüpft, und welche

von den Feinden des Volkes im Partei-Interesse absichtlich und berechnend entstellt und in ein falsches Licht gerückt werden. Sind die Vorkämpfer der Reaktion jetzt doch mit wachsendem Eifer daran, die deutsche Geschichte im Allgemeinen und insbesondere die Geschichte der März- und und der Vormärz-Bewegung planmäßig zu verdrehen und zu „korrigiren". Und war doch einer der lichtscheuen Zwecke, denen die sogenannte Umsturzvorlage dienen sollte, eingestandenermaßen die Verdunkelung der geschichtlichen Wahrheit und die Geschichtsbeugung und Geschichtsfälschung in junkerlich-dynastischem Sinn. Unter solchen Verhältnissen ist es doppelt Pflicht und ist es von doppeltem Werth, die Wahrheit zur Geltung zu bringen.

Und ich habe das mit bestem Willen und Können gethan.

Im Juli 1895.

W. Liebknecht.

Vorwort
der zweiten Auflage.

Als sich eine zweite Auflage des „Robert Blum“ nothwendig machte, beabsichtigte ich den Theil, der von 1848 handelt, zu erweitern und völlig umzuarbeiten. Es wurde mir aber von Besitzern der ersten Auflage der Wunsch ausgesprochen, ich möge doch das, was ich noch hinzuzufügen habe, in einem Anhang bringen, der mit der ersten Auflage zusammengebunden werden, oder doch als Ergänzungsschrift zu ihr dienen könne; die Besitzer der ersten Auflage brauchten dann blos das Nachtragsheft zu kaufen, während bei anderer Anordnung die erste Auflage entwerthet und Jeder, der die Ergänzung haben wolle, das ganze Buch in der zweiten Auflage zu kaufen gezwungen sei.

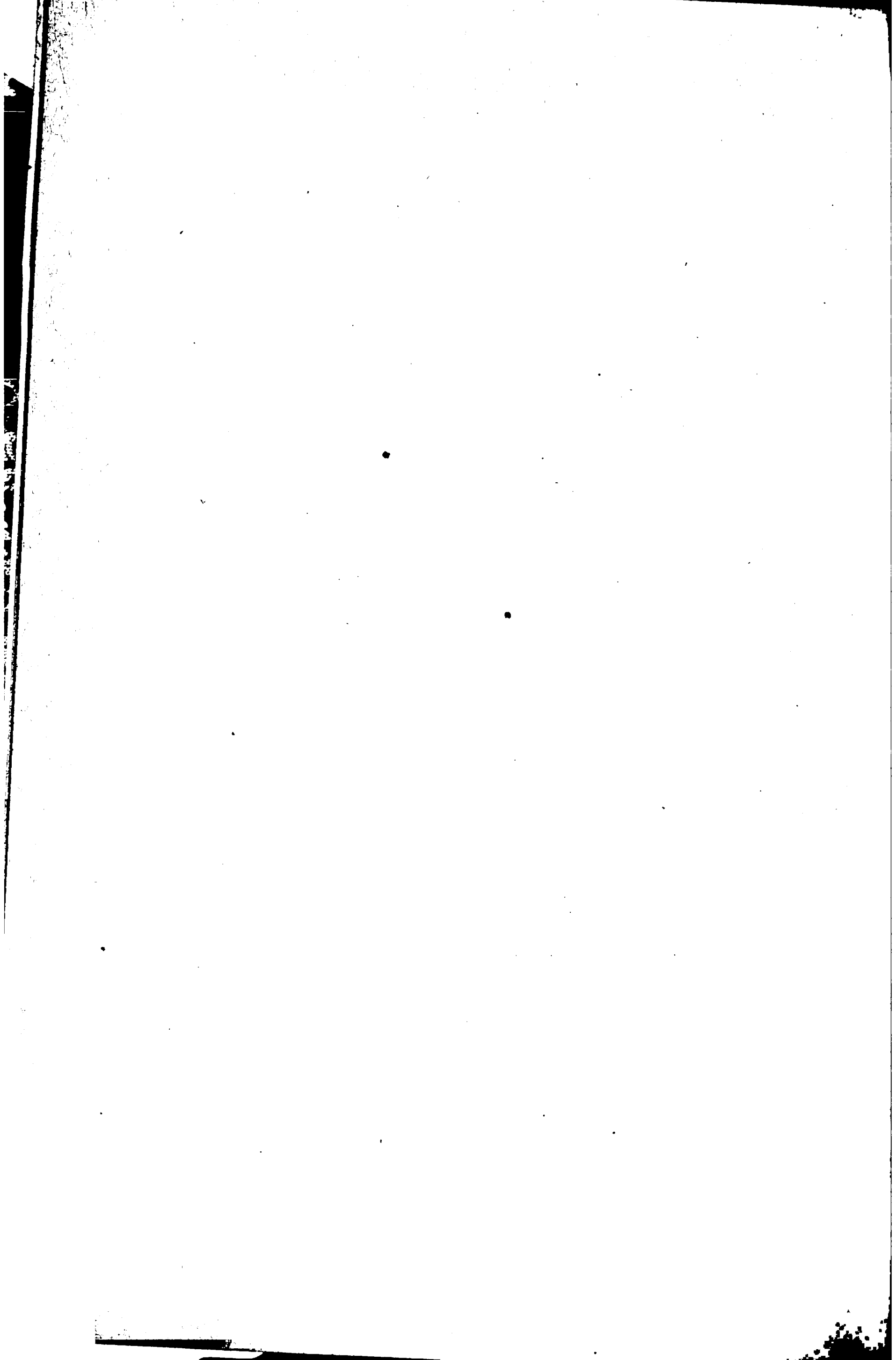
Ich sah das Berechtigte dieses Wunsches ein, und so erscheint denn dieser Nachtrag als besonderes Heft.

Für eine spätere Auflage würde allerdings der Grund für diese Anordnung wegfallen.

Der Zweck des Nachtrags ist nicht, eine vollständige Geschichte des Jahres 1848 bis zum Tode Robert Blum's zu liefern — es soll nur ein vollständigeres Bild jener Zeit gegeben werden. Und hierzu gehörte auch die Mittheilung noch einiger Reden Robert Blum's, sowie mehrerer interessanter Dokumente aus jener Zeit.

Borsdorf, im Januar 1890.

W. Liebknecht.



Vorwort.

Jedes Buch wie jeder Mensch hat seine Geschichte — und das nachstehende Werkchen hat eine recht sonderbare Geschichte. Es ist eine Geschichte, die Geschichte ist —, nämlich ein interessantes Stück Zeitgeschichte.

Als vor 10 Jahren das Socialistengesetz unserer Leipziger Genossenschafts-Buchdruckerei so ziemlich alle ihre Unternehmungen vernichtete, galt es, neue Verlagsartikel zu schaffen, damit das zahlreiche Personal beschäftigt werden könne.

Wir verfielen auf allerhand Auskunftsmittel — unter andern auch auf den Abdruck der interessantesten Reden Robert Blum's, dessen Name noch immer den guten alten Klang hat — namentlich in Leipzig — und uns einen guten Absatz verbürgte. Doch die bloßen Reden wollten es nicht thun. Von 1848 bis 1878 ist's eine lange Zeit — das neue Geschlecht weiß nicht viel von den Ereignissen des „tollen Jahres“ und seiner Vorjahre — es war nöthig, Erläuterungen zu geben. Und schließlich stellte sich das Bedürfniß heraus, das Leben Robert Blum's zu erzählen und sein Wirken zu schildern. Und da Robert Blum wohl der volksthümlichste Vertreter und Vorkämpfer der deutschen Volksbewegung in den Vierziger Jahren war, so mußte zugleich auch die Geschichte seiner Zeit geschrieben werden.

Ich hatte mit Blum niemals persönlich verkehrt. Im Herbst 1845, wo ich als junger Student auf der Fahrt nach Berlin durch Leipzig kam, sollte ich ihm vor-

gestellt werden, allein die Zeit war leider zu kurz. Durch die blutigen August-Ereignisse war er damals auf die politische Bühne gehoben und der Liebling des deutschen Volkes geworden — für mein Leben gern hätte ich dem so begeisterungsvoll verehrten Mann die Hand gedrückt.

Im Herbst 1848 wäre mir der Wunsch beinahe erfüllt worden, allein das Pech wollte, daß ich zur „kritischen Zeit" im Gefängniß war. Und der Versuch, trotz der eisernen Gitter nach Wien zu eilen und mit den Wienern gegen Jellachich und seine Croaten zu kämpfen, mißglückte mir leider. Ich vergesse nicht den trüben Novembermorgen, an welchem die Schildwache mir die Zeitung mit der Nachricht von Blum's Erschießung und Fröbel's Begnadigung auf der Spitze des Bajonnets an mein Fenster reichte. Ich hätte vor Unmuth vergehen können, in solchen Momenten ohnmächtig zwischen Eisengittern und eisenbeschlagenen Thüren wie ein gefangenes Wild im Käfig zu sitzen, oder ingrimmig hin- und herzurennen.

Mein Unmuth wurde nur dadurch einigermaßen gemildert, daß das Bajonnet des Soldaten, vermittelst dessen ich die Unglückspost erhalten, mir zugleich die frohe Botschaft überbrachte, daß die Sache, für die Robert Blum gestorben war, noch fortlebte und daß ein neuer Kampf mit neuer Aussicht auf Sieg bevorstand.

Den begnadigten Fröbel hatte ich in Zürich kennen gelernt, und kurz vor meiner Gefangennahme waren wir zusammen gewesen. Ich konnte natürlich nicht ahnen, wie weit nach hinten er sich noch „fortentwickeln" würde, allein so viel wußte ich schon, die Standrechtskugeln hatten den Richtigen getroffen — und die kaiserliche Gnade auch. —

Später, in den Tagen der Flüchtlingschaft habe ich dem todten Blum manche Gedächtnißrede gehalten — und so ziemlich durch jede ging wie ein rother Faden der Gedanke, daß die Robert Blum-Feier (die seitdem in die Märzfeier übergegangen und in ihr aufgegangen ist) eine Gedächtniß-Feier der Revolution und der Revolutionsmärtyrer sei, und daß wir in Robert Blum nicht die Person: Robert Blum, sondern die verkörperte Revolution feierten.

Die zahlreichen Mängel dieser Verkörperung wurden dabei keineswegs übersehen oder geschont. Aber es waren die Fehler seiner Zeit — die Fehler seiner Umgebung. Und alle diese Fehler hat er wieder gut gemacht durch seinen Tod. Hätte er gelebt — so wäre er vielleicht aus einem Helden der Revolution ein Held der Contrerevolution geworden — wer kann es wissen? Allein wir haben kein Recht, mit solchem „vielleicht" zu rechnen. Wir haben die Thatsachen in die Wagschale zu werfen und den Mann nach seinem Handeln zu beurtheilen. Die Thatsachen aber haben für ewige Zeiten Blum das Gepräge des Helden und Märtyrers aufgedrückt; und sein Handeln: daß er sich freiwillig an die Spitze des Volkes stellte, welches in Wien für den Sieg der deutschen Märzrevolution kämpfte, und daß er mit seinem Leben für die Sache des Volkes einstand, — ist durch kein späteres Handeln ausgelöscht oder verdunkelt worden. Sein Tod auf der Brigittenau hat ihn vor den Versuchungen bewahrt, denen so viele seiner Genossen und Mitstreiter erlegen sind — die Standrechtskugeln, welche die breite Stirn und die breite Brust Robert Blum's durchbohrten, haben ihm, im Herzen des Volkes und der Völker, die ewige Jugend des Revolutionshelden und Volksmanns verliehen. Die Unsterblichkeit brauchten sie ihm nicht zu verleihen.

Doch diese Betrachtungen gehören ja nicht hierher.

Genug — ich vertiefte mich in die Arbeit, und das biographische Attentat, welches Hans Blum damals auf seinen Vater verübte, erhöhte nur mein Interesse. Für die nöthige Muße sorgte das Gefängniß.

Saint Just sagte einmal in dem Convent: der Revolutionär hat niemals Ruhe, außer im Grab.

Wir Socialdemokraten können dieses Wort etwas weniger tragisch so fassen: wir Socialdemokraten haben nirgends Ruhe, als im Gefängniß.

Im Gefängniß wurde die Arbeit fertig. Ich hatte nicht allzuviel Hilfsmittel, indeß was ich hatte, genügte für den Zweck.

Ein Verbot mußte ich zu vermeiden suchen; und so hatte ich mir bestimmte Schranken zu setzen, die unter keiner Bedingung zu überschreiten waren.

Den Ereignissen, die ich beschrieb, habe ich zum Theil nahe gestanden, zum Theil stand ich mitten drin. Trotzdem griff ich nicht in den Milliardentopf der Erinnerungen. Es ist noch zu früh. Die arbeitsvolle, hastende Gegenwart erlaubt noch nicht das Weilen in der Vergangenheit. Und dann wäre es wohl auch etwas gefährlich für das Unternehmen gewesen, hätte ich mich zu lebendig in jene Zeiten versetzt.

Etwa die Hälfte des Manuskripts wurde sofort gedruckt. Sie findet sich in den „Ausgewählten Reden und Schriften von Robert Blum", die 1879 in der Leipziger Genossenschafts-Buchdruckerei erschienen; und weil die erste der Reden ein Vorwort von „Hermann Nebel" hat, so bildeten sich in den Kreisen der Nichteingeweihten sonderbare Vermuthungen betreffs der Urheberschaft.

Obgleich Graf Eulenburg im Reichstag ausdrücklich versichert hatte, ich könne nach Inkrafttreten des Socialistengesetzes ungenirt unter meinem Namen fortschreiben, vorausgesetzt, daß ich nichts Umstürzlerisches schreibe, so traute ich doch dem Landfrieden nicht, und wenn ich mitunter gar merkwürdige Masken vornehmen mußte, so war das nicht meine Schuld.

Die zweite Hälfte des Manuskripts — die Geschichte der Volksbewegungen von 1846 bis 1848 zum Siege der Februarrevolution — sollte später gedruckt werden. Es kam jedoch allerhand in die Quere. Die Leipziger Genossenschafts-Buchdruckerei ließ sich aller Anstrengungen ungeachtet auf die Dauer nicht halten; den vielen Opfern des Socialistengesetzes wurde ein neues hinzugefügt: die Genossenschafts-Buchdruckerei ging zu Grunde, und in den letzten verzweifelten Kämpfen um ihr Dasein vergaß ich das ungedruckte Manuskript, das mir erst Anfangs dieses Jahres wieder in die Hände fiel.

Inzwischen waren die „Ausgewählten Reden und Schriften" vergriffen, und auch von den Einzelheften, aus denen sie — ohne meine Schuld sehr planlos — zusammengesetzt waren, sind keine mehr zu haben.

Und da nun das Bedürfniß nach belehrendem Lesestoff unter den deutschen Arbeitern — zu ihrer Ehre sei es gesagt — außerordentlich groß ist und fortwährend steigt und da eine Kenntniß des Jahres 1848 und

seiner Vorjahre von höchster Wichtigkeit ist für das Verständniß der Gegenwart, so entschloß ich mich, die Arbeit — nachdem sie zur Hälfte 9 Jahre lang, also genau die von Horaz vorgeschriebene Frist, im Kasten gelegen — vollständig in ihrer ursprünglichen Fassung als Ganzes herauszugeben.

Geändert habe ich nur wenig. An Ton und Farbe der Sprache gar nichts. Das Socialistengesetz besteht noch, und ich habe keine Lust, ein Verbot herauszufordern. Sind Farbe und Ton auch sorgfältig gedämpft, so glaube ich doch, daß der Hauch, welcher die geschilderte Sturm- und Drangperiode auszeichnet, den Blättern des Werkchens nicht völlig fremd geblieben ist. Wer zu tadeln findet, den erinnere ich an das Staël'sche Wort: „Alles verstehen heißt Alles verzeihen," welches von Schriften so gut gilt wie von Menschen.

Borsdorf, den 10. August 1888.

W. Liebknecht.

Robert Blum.

Eine biographische Skizze.*)

Erster Theil: Bis 1848.

Am 10. November 1807 wurde dem Faßbinder Engelbert Blum zu Köln und dessen Ehefrau, dem früheren Dienstmädchen Maria Katharina Brabender, ein Knäblein geboren.

„Ein Kind mit breiter, off'ner Stirn, ein Kind von heller Lunge,
„Ein prächtig Proletarierkind, ein derber Küferjunge“.

Das Kind erhielt in der Taufe den Namen Robert und wurde Robert Blum.

Köln war damals französisch, und der Geburtsschein ist in französischer Sprache ausgestellt. Er lautet:

„Acte de naissance de Robert Blum, né le 10. Novembre entre huit et neuf heures du matin, fils d'Engelbert Blum tonnelier, et de Katharina Brabender, époux, demeurant Rue Fischmarkt 1490. (Geburtsschein Robert Blum's, geboren am 10. November zwischen 8 und 9 Uhr Morgens, Sohn des Engelbert Blum, Faßbinder, und der Katharina Brabender, Ehegatten, wohnhaft Fischmarktstraße 1490.)

---

*) Mit Benutzung u. A. von: „Das Buch von Robert Blum, ein Denkmal seines Lebens und Wirkens. Von Eduard Sparfeld. Eingeführt durch Franz Rauch, Leipzig 1849.“ „Zur Erinnerung an einen Todten. Robert Blum als Mensch, Schriftsteller und Politiker. Von Arthur Frey. Mit einem Porträt Robert Blum's. Mannheim, J. P. Grohe, 1849.“ Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk. Von Hans Blum.. Mit einem Porträt in Stahlstich und dem Facsimile des letzten Briefes Robert Blum's. Leipzig, Verlag von Ernst Keil, 1878.“ (Werthvoll wegen der darin mitgetheilten Familienpapiere — Briefe 2c. — im übrigen, der systematischen Geschichts-Vernationalliberalisirung nicht zu erwähnen, von erschreckender Geist- und Geschmacklosigkeit.

Die Verhältnisse der Eltern waren ärmlich; der Vater, der in der Jugend sich zum Theologen hatte ausbilden wollen und Kenntnisse weit über seinen Stand besaß, hatte Mühe, das tägliche Brod zu verdienen, und, um die Familie zu erhalten, mußte die fleißige Mutter Näharbeiten verrichten. Oft war Schmalhans Küchenmeister, indeß eigentliche Noth trat nicht ein.

Drei Jahre alt, bekam der kleine Robert die Masern; die tückische Krankheit warf sich auf die Augen, so daß er vollständig erblindete. Erst nach drei Vierteljahren kehrte die Sehkraft zurück, allein in den Augen verblieb eine Schwäche, die nie gehoben wurde und das Fortkommen Robert's in späteren Jahren arg erschwerte.

Der Vater, der einen sehr regsamen Geist besaß und den Segen der Bildung zu schätzen wußte, gab sich viel Mühe mit der Erziehung des aufgeweckten Knaben. Als derselbe vier Jahre alt war, ließ er ihn die lateinische Messe auswendig lernen und in der Kirche als Meßjunge dienen. Aber er that auch Nützlicheres: er lehrte ihn lesen, schreiben und rechnen. Und dies veranlaßt uns zu einer Bemerkung.

Robert Blum ist, wie wir weiter des Näheren sehen werden, in des Wortes vollster Bedeutung ein selfmade man, ein „selbstgemachter Mann“: er hat sich durch eigene Kraft aus der Tiefe des Proletarierthums emporgehoben und sich den bedeutendsten Männern seiner Zeit an Bildung ebenbürtig zur Seite gestellt — aber wir dürfen nicht verkennen, daß dem Ungünstigen, welches seine Entwickelung hemmte, manches Günstige gegenüberstand, das sie förderte.

In erster Linie gehört hierher der Einfluß des Vaters, der für die geistige Ausbildung des Sohnes außerordentlich viel gethan hat — viel mehr, als in mancher wohlhabenden und vornehmen Familie zu geschehen pflegt. Und dieser Einfluß wirkte noch nach dem Tode des alten Engelbert fort, indem die Verbindungen desselben mit der katholischen Geistlichkeit dem jungen Robert sehr nützlich geworden sind.

Auch sonst werden wir finden, daß sich in der Entwickelungsgeschichte Robert's dem Unglück vielfach Glück beimischt — was ja von allen selfmade men gilt. Denn ganz allein, aus sich selbst heraus hat sich noch Keiner

entwickelt, und ganz auf sich selbst allein hat noch Keiner gestanden. Wer ganz allein auf sich selbst angewiesen ist — und hätte er von Natur die großartigsten Anlagen des Geistes wie des Charakters — der geht in dem Kampfe um das Dasein unrettbar zu Grunde. Der Mensch ist eben „das Produkt der Verhältnisse“ — der selfmade man so gut wie ein Anderer. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß auf das Individuum gar nichts ankomme, und daß unter gleichen äußeren Verhältnissen, die Möglichkeit vorausgesetzt, die Individuen sich vollkommen gleich entwickeln würden — was beiläufig der Gipfel der Langeweile und das Ende jeglichen Fortschritts wäre.

Am 24. Juni 1815 starb der Vater, nach längerem Siechthum, an der Schwindsucht, außer dem nur 7½ jährigen Robert noch zwei Kinder hinterlassend, einen Knaben und ein Mädchen: Johannes und Gretchen.

War es früher schon knapp gegangen, so ging es jetzt erst recht knapp. Während der Krankheit des Vaters war Alles erschöpft worden. Es waren wohl Verwandte da, die hätten helfen können, sie zogen sich jedoch von der unglücklichen Wittwe zurück, die zwar von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein nähte, deren Verdienst aber nicht zum Nothwendigsten zulangte. Der anstellige Robert half der Mutter nach Kräften. Er verrichtete Botengänge zu und von den Kunden und pflegte sein jüngeres Brüderchen, das den Keim der Schwindsucht ererbt hatte.

In ihrer Bedrängniß entschloß sich die Wittwe, einen Heirathsantrag, der ihr gemacht wurde, anzunehmen. Sie dachte so die Zukunft ihrer Kinder zu sichern. Ihr zweiter Mann, ein Rheinschiffer Namens Schilder, scheint ein herzensguter Mensch gewesen zu sein. Aber er war ungebildet, hatte sich als Soldat unter Napoleon den Trunk angewöhnt und konnte in seinem Geschäft nicht vorwärts kommen, so daß die Hoffnungen der Mutter Blum's nicht erfüllt wurden.

Mittlerweile starb der schwindsüchtige Johannes.

„Mit besonderer Liebe wandte sich Robert nach dem Tode seines Bruders dem Schwesterchen zu. Er war der Schutzgeist ihrer Kindheit und Jugend; er unterrichtete sie, spielte mit ihr, darbte sich oft einen guten Bissen ab, um ihr eine Freude zu machen, und, hatte er Kleinig-

keiten an Geld, so wurden sie zu einem Spielzeug, zu einer Leckerei für die Kleine. War Gretchen einmal unartig, so brauchte er nur zu sagen: „Lieb' Gretchen, thue das nicht mehr!", und das Verbotene wurde nicht wieder gethan. Bei schönem Wetter führte er, so oft er Zeit fand, sein Schwesterchen nach dem dreiviertel Stunden entfernten Friedhof, an das Grab ihres Vaters, das durch ein einfaches schwarzes Holzkreuz bezeichnet war, in dem sich, hinter Glas, ein Todtenzettel des Vaters befand. Hier hielt er Gretchen an, zu beten, und erzählte ihr jedesmal, wie gut der Vater und wie glücklich sie alle bei seinen Lebzeiten gewesen. Bei einem solchen Besuch auf dem Friedhofe bemerkte Robert Nachbarn, die sich zugleich mit den beiden Kindern von dort entfernten und in einen Wagen stiegen, um nach Hause zu fahren. Er trat an die gutmüthigen Leute heran und sagte, daß Gretchen so müde und außerdem noch nie in einem Wagen gefahren sei; sie würden ihr wohl ein Plätzchen einräumen und ihr einmal diese Freude machen. Die Leute — eine Faßbinderfamilie Namens Merzenig — meinten, es sei auch für ihn noch ein Plätzchen übrig. Er war aber durchaus nicht zum Einsteigen zu bringen, sondern eilte so schnell er konnte, voraus, um das Schwesterchen in Empfang zu nehmen, brachte sie eilig nach Hause und erzählte der Mutter glückselig, wie es ihm gelungen sei, Gretchen in einem Wagen fahren zu lassen".*)

Wir sehen, der kleine Robert hatte dann und wann „Geld". Er bekam von dem gutmüthigen Geistlichen der Kirche, wo er als Meßbube sang, mitunter ein paar Pfennige.

Schlimm war es in den Hungerjahren 1816 und 1817. Der Verdienst Schilder's betrug 40 Stüber den Tag (13 Stüber sind gleich 50 Reichspfennigen, also einige Pfennige über 1½ Mark), und die 7 Pfund Brot, welche die Familie den Tag brauchte, um sich halbwegs satt zu essen, kosteten 48 Stüber (fast 2 Mark)! Mehr als einmal mußten sich die Kinder hungrig ins Bett legen. Auf Weihnachten 1816, als im Haus Matthäi am Letzten war, da schaffte der kaum 9jährige Robert

*) Robert Blum von Hans Blum. S. 14.

Rath. Aus eigenem Antrieb lief er zu einem bemittelten aber geizigen Verwandten und wußte dessen Herz durch die Schilderung ihres Elends so zu bewegen, daß derselbe Nahrungsmittel und eine Kleinigkeit in Geld hergab. So brauchte die Familie wenigstens am Weihnachtsfest nicht zu hungern.

Inzwischen verwandte Robert jede freie Minute auf's Lesen und auf's Lernen. Er war in der Pfarrschule, welche er besuchte, einer der Tüchtigsten. Als im Jahre 1817 seine Tante Agnes durch irgend einen Zufall an der Jesuiten-Pfarrschule Lehrerin wurde und mit dem Rechnen nicht fertig werden konnte, verfiel sie auf den Gedanken, die Rechenstunden durch Robert geben zu lassen.

Gedacht, gethan. Die Geistlichen, welche den Knaben prüften, ertheilten ihre Einwilligung, und so wurde Robert Blum mit 10 Jahren wohlbestallter Lehrer der vier Spezies an der Jesuitenschule zu Köln. Der Gehalt war freilich nicht glänzend, indeß Lehrergehalte pflegen ja überhaupt nicht glänzend zu sein; und der Stüber (4—5 Pfennig), welchen der jüngste aller Mathematiklehrer pro Kopf von den Schülern seiner zwei Rechenklassen für je 2 Stunden wöchentlich empfing und getreulich der Mutter einhändigte, half den Wolf Hunger von der Thür wegscheuchen.

Gleich nach seiner Konfirmation wurde Robert richtiger Meßdiener, was ebenfalls verschiedentliche Stüber einbrachte.

In dieser Eigenschaft soll er mit den Geistlichen und sonstigen Kirchenbeamten kleine Differenzen gehabt haben — es wird sogar von einem „Ketzergericht“ im Kleinen erzählt; allein, das scheint Tendenzmythe zu sein, entsprungen dem — vielleicht unbewußten — Wunsch, die Kampfnatur, welche der Mann Robert Blum gegen das Pfaffenthum zeigte, schon in dem Kind Robert Blum sich bethätigen zu lassen. In der Geschichte spielt diese Mythenbildung eine große Rolle. Eine Ironie des Schicksals ist es allerdings, daß der Mann, welcher der Frömmelei, dem Aberglauben und dem Jesuitismus so mächtige Keulenschläge versetzt hat, in einer Jesuitenschule erzogen, und von den Jesuiten unleugbar mit einem Theil seines Rüstzeugs ausgestattet worden ist. Ob nun Mythe oder nicht,

ernsthaft können die Konflikte nicht gewesen sein, denn Robert wurde in das Jesuiten-Gymnasium aufgenommen mit Aussicht auf eine Freistelle.

Er war selig. Sein höchstes Ideal: studiren zu können, schien sich zu verwirklichen. „Seine Freude, sein Fleiß waren grenzenlos. Immer hatte er zu wenig Arbeit. Als er die Sexta durchlaufen hatte und am Schluß des Schuljahres öffentliche Prüfung stattfand, wurde ihm, dem Fleißigsten und Aermsten, der erste Preis, „das goldene Buch", zuerkannt."*) Ein Zeugniß aus seiner Gymnasialzeit — über das letzte Vierteljahr — hat sich noch erhalten. Es lautet: „Vierteljährige Zensur. Vorbereit.-Klasse des Jes.-Gymn.. Nr. 1. Schuljahr 1819—20, viertes Vierteljahr. Name: Robert Blum. Betragen gegen Mitschüler: gut, gegen Vorgesetzte: lobenswerth. Fleiß: lobenswerth in allen Fächern. Abwesend gewesen und zu spät gekommen: 0. Also ausgestellt von den Lehrern Weiß, Breuer, Religionslehrer. Unterzeichnet von dem Direktor Heuser. Köln, 27. August 1820." Am Fuß dieses Zeugnisses steht von der Hand des Stiefvaters: „Mit Freuden gesehen von Caspar Georg Schilder."

Leider wurde nichts aus der Freistelle. Vergebens wandte sich die Mutter an Freunde und Verwandte — Niemand erbarmte sich des wissensdurstigen Knaben, der sehnsüchtig an der Pforte des Allerheiligsten stand. Eintritt nur gegen Geld! Und Geld hatte er nicht, und Geld hatten die Seinen nicht. Nicht einmal so viel, um kurze Zeit warten zu können — „dann würde vielleicht eine Freistelle offen werden." Auf die Zukunft warten? Was Zukunft? Die Gegenwart hat den Vortritt — die Gegenwart mit ihrem Hunger.

Und so mußte er traurigen Herzens sich von der Pforte des Allerheiligsten entfernen — die schönen Träume zerplatzten wie Seifenblasen — er mußte nach Brot suchen.

Er war bis in die Quinta gelangt. — —

Ein Goldschmied erbot sich, den nun Dreizehnjährigen in die Lehre zu nehmen. Das Verhältniß löste sich aber schon nach dreiviertel Jahren, weil der Meister,

*) Robert Blum, von Hans Blum, S. 31.

nicht ganz unglaubwürdig, behauptete: der junge Lehrbursche sei wegen seiner Gesichtsschwäche zu Goldschmiedarbeiten nicht tauglich — und zum Kinderhüten, wozu er fast ausschließlich benutzt ward, hielt der Lehrbursche seinerseits sich für zu gut.

Es wurde nun mit einem Gürtlermeister versucht. Gleicher Mißerfolg. Nach sechs Monaten war Robert abermals stellenlos. Da suchte ein Gelbgießer einen Lehrling. Der junge Robert sprach vor und erhielt den Platz. Diesmal war's von Dauer. Er lernte seine 4 Jahre aus und wurde im November, 1826, also gerade 19 Jahre alt, ordnungsgemäß „freigesprochen".

Den 25. November 1826 begab er sich auf die „Wanderschaft", kam aber beim ersten Anlauf blos bis Coblenz und erschien am 10. Dezember zum keineswegs ungemischt freudigen Erstaunen seiner Eltern wieder in Köln. Allein schon am 12. Dezember machte er sich von Neuem „auf die Walze", und diesmal dauerte es etwas länger, freilich auch nicht lang. Er wandte seine Schritte nach Barmen-Elberfeld, wo er hintereinander, in ziemlich rascher Reihenfolge, bei mehreren Meistern arbeitete. Der letzte, bei dem er dort war, sagte ihm zum Abschiede: „Sie (vielleicht war's das „vertrauliche Du") passen nicht zum Handwerksmann, Sie sollten Federfuchser werden." Der Mann hatte Recht. Unser Robert paßte nicht zum Handwerksmann — er war entschieden kein guter Gelbgießer. An Eifer und Pflichttreue fehlte es ihm nicht, doch sein schlechtes Gesicht war ihm im Wege, und — es war nun einmal nicht „in ihm". Mit der „Federfuchserei" ging's besser. Er las mit wahrer Gier, was ihm vorkam, und hatte eine förmliche Wuth, zu schreiben. Vom Tage an, wo er seine Vaterstadt zum ersten Mal verließ, führte er ein Tagebuch, das noch im Besitz der Familie ist. Theilen wir ein paar Proben daraus mit. Am 28. November 1826 schreibt er in Coblenz: „Mir gegenüber liegt auf der fast unersteiglichen Zinne eines schroffen Felsens die Bergveste Ehrenbreitstein, das deutsche Gibraltar, ein vollendetes Musterwerk deutscher Befestigungskunst". Und auf dem Weitermarsch nach Caub, Bacharach rc.: „Von hier aus wird die Gegend immer wilder und romantischer. Gigantische, jeder Vegetation

unfähige Felsenmassen, deren Gipfel mit den Denkmälern grauer Vorzeit und deutschen Heldenthums gekrönt sind, wechseln mit lieblich grünenden Weinbergen; der stolze Fluß, in enge Schlunde zusammengedrängt, bahnt sich in mäandrischen Krümmungen den Weg durch das Felsenlabyrinth und scheint oft mit dem Donnern und Brausen seiner Wogen das ganze Bett sprengen zu wollen.“ Die Landschaft, welche er auf dem Marsch nach Elberfeld durchwandert, schildert er im Reisejournal also: „Die Gegend, welche an den Ufern des Rheins flach bleibt, beginnt östlich von Opladen sich zu erheben. Sand und Mergel sind die Vorboten größerer Berge, die in romantischen Gruppen die Gegend bedecken und ihr ein wahrhaft schweizerisches Ansehen geben. Ackerbau findet man meistens nur in den Thälern und am Fuße der Berge, und auch hier nur unbedeutend. Die Einwohner ernähren sich größtentheils von Fabrikarbeit, und ihr Fleiß und ihre Arbeitsamkeit sind bewundernswerth und fast beispiellos. In den verborgensten Tiefen klappern unaufhörlich die Hämmer der zahlreichen Eisenwerke, und nicht selten tönt uns von der unwirthbarsten Spitze der Berge aus einer einzelnen Hütte das Knarren der Webestühle entgegen, oder wir hören die einförmigen Schläge einer Schmiede, die auch in der schaurigsten Einöde an das Dasein uns ähnlicher Wesen erinnern.“

Das ist natürlich schülerhaft, und die genügsame Naivetät, die an den „Bergen“ bei Opladen „ein wahrhaft schweizerisches Ansehen“ entdeckt, zwingt uns unwillkürlich ein Lächeln ab; allein in diesen Proben zeigt sich nicht nur Talent, sondern auch schon eine ziemliche Beherrschung der Sprache. Bedenken wir doch, daß Robert Blum erst 19 Jahre alt war. Man wird nicht viel gleichalterige Gymnasiasten oder Studenten finden, die besser zu schreiben vermöchten. Kurz: die Thatsache, auf welche wir vorhin schon aufmerksam machten, steht fest: daß Blum in seiner Jugend eine vergleichsweise sehr gute Erziehung genossen hat und daß er, so ärmlich auch seine Familienverhältnisse gewesen sind, hinsichtlich seiner geistigen Ausbildung nicht unter dem gewöhnlichen Proletarierloos zu leiden hatte.

Am 6. Juni 1827 kam Robert von Elberfeld zurück. Er war wiederum stellenlos, und hatte als Gelbgießer so schlechte Geschäfte gemacht, daß er daran verzweifelte, sich mit

seinem Handwerk auch nur kümmerlich ernähren zu können. Er hatte seinen Beruf gründlich verfehlt — das hatte er längst gewußt und dem Elberfelder Meister deshalb im Stillen recht geben müssen, aber sein wahrer, sein natürlicher Beruf war ihm ja durch die Armuth versperrt worden, und durch den falschen Beruf hatte er sein Dasein zu fristen und den Seinigen Hülfe zu schaffen gehofft. Allein diese Hoffnung hatte sich trügerisch erwiesen. Es war ein schlimmes Dilemma. Faßte er einen kühnen Entschluß und hing er die Gelbgießerei an den Nagel, um seinem wahren Beruf zu folgen, so verhungerte er; und blieb er bei seinem falschen Berufe: der Gelbgießerei, die ihn nicht ernährte, so verhungerte er ebenfalls. Da war guter Rath theuer. Ein glücklicher Zufall, wie deren verschiedene im Leben Robert Blum's eine große Rolle gespielt haben, — einen fast „wunderbaren Glücksfall" nennt es der Sohn in seiner Biographie — half aus der Klemme.

Den 6. Juni 1827 war der verunglückte Gelbgießer nach Köln gekommen. Zwei Tage darauf, am 8. Juni, las er in der Zeitung die Anzeige eines Herrn J. M. Schmitz, Lieferanten von Straßenlaternen: derselbe suchte „einen jungen Mann mit hinlänglichen Schulkenntnissen, der in Arbeiten in Metallen erfahren und geneigt sei, Arbeiten zu beaufsichtigen und selbst mitzuarbeiten." Robert ging hin, gefiel dem Manne und wurde sofort engagirt. Das Gehalt war nicht bedeutend, reichte aber aus — im letzten Jahr, 1830, bekam er 5 Thaler monatlich bei freier Station —, und die Stelle bei Schmitz hatte für ihn den außerordentlichen Vortheil, daß er in der Welt herumkam — unter anderem war er längere Zeit in München und in Berlin —, und daß er nun endlich Zeit und Gelegenheit zu wissenschaftlicher Fortbildung erlangte.

Im November 1828 siedelte er mit seinem Prinzipal ganz nach Berlin über und blieb dort bis zum 9. August 1830. Das Geschäft ging nicht gut — das Gas, welches damals aufkam, machte den Oel-Laternen des Herrn Schmitz eine Konkurrenz, der diese schließlich erliegen mußten. Im Juli 1830 brauchte Herr Schmitz keinen Commis mehr — der Blum hatte seine Schuldigkeit gethan, der Blum konnte gehen.

Berlin verließ unser Robert sehr ungern. Hier hatte er zum ersten Male Gelegenheit gehabt, seinen Wissenshunger zu befriedigen. Abgesehen von den vielen Anregungen, die Berlin ihm sonst bot, hatte die Universität im Wintersemester 1829 auf 30 die Anordnung getroffen, daß auch nicht Immatrikulirte die Vorlesungen der Professoren besuchen könnten. Vierhundert und sechs und fünfzig Personen machten von dieser Vergünstigung Gebrauch — einer dieser 456 war natürlich Robert Blum, dem nun bisher ungeahnte Schätze des Wissens sich erschlossen oder doch zuwinkten.

Ein unangenehmes Zwischenspiel in diesen echt intelligenzstaatlichen Vergnügungen bildete die militärstaatliche Gestellungsordre, welche der 22½jährige Robert im März 1830 erhielt. Er mußte nach Prenzlau, um sich ins 24. Infanterie-Regiment einreihen zu lassen. Seine bösen Augen, die er so oft verwünscht hatte, erwiesen sich hier als seine Rettung — am 15. Mai wurde er als „gänzlich und dauernd untauglich“ wieder entlassen.

Aber auch die andere, schlimmere Entlassung kam nun. Schmitz, der nichts mehr zu thun hatte, kündigte ihm und, selber bedrängt, zahlte er ihm blos den rückständigen Gehalt nebst einer kleinen Vergütung für die Heimreise. Robert entschloß sich, Ersparniß halber, zu Fuß zu reisen: am 9. August marschirte er in Berlin ab, am 22. August traf er in Köln ein — 79½ Postmeilen in 13 Tagen, eine ganz respektable Leistung.

Auf seinem Marsch begleiteten ihn die Nachrichten der Pariser Julirevolution. Der begeisternde Eindruck, den sie auf ihn machten, wurde jedoch etwas gedämpft durch den Blick auf seine recht schlimme Lage. Das Geld reichte knapp für die Reise. In Köln kam er ohne einen Pfennig an, Aussicht auf eine Stelle hatte er nicht, und seine Familie lebte in so ärmlichen Verhältnissen, daß sie seiner Hilfe bedurfte, anstatt ihm helfen können.

Es folgten ein paar traurige Wochen.

Vom 22. August bis 1. Oktober hatte er absolut keine Einnahme — ausgenommen 4 Thaler, die ihm Schmitz nachträglich noch geschenkt hatte.

Am 1. Oktober trat er in die Dienste des Kölner Theaterdirektors Ringelhardt als Theaterdiener. Mo-

natsgehalt 8 Thaler (vom Dezember an 10 Thaler) und 5 Thaler Neujahrsgeschenk.

Wieder ein „Glücksfall". In Ringelhardt war der Mann gefunden, der Robert Blum seinem wahren Beruf zuführen sollte. Doch greifen wir nicht vor. Einstweilen ist Robert Blum Theaterdiener.

„Man sollte kaum für möglich halten, daß ein Mann in solcher Lage, so schwer gefesselt an die niedrigsten Erdensorgen, so tief gestellt in der menschlichen Gesellschaft, den sittlichen Muth und die kühne Schwungkraft besessen hätte, in den wenigen Stunden seiner Muße rein geistig, ja dichterisch zu schaffen und allen Wandlungen der großen Zeitgeschichte mit gespanntestem Interesse zu folgen. Und doch hat Robert Blum dies gethan. Um die Charakterstärke völlig zu würdigen, die dazu gehörte, einen so tiefen Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der Welt des Dichters zu überwinden, muß man die traurige Lage, in der Robert Blum damals lebte, doch etwas näher in's Auge fassen. Nach seinen eigenhändigen Buchungen hatte er in Berlin an Kostgeld 8 Thlr. pro Monat bezahlt, einschließlich des Logisgeldes 11 Thlr. Daß er für diesen Preis nichts Vorzügliches erhielt, ersehen wir aus einem seiner Briefe an Schmitz. Hier in Köln aber hatte er seinen Eltern für Kost und Logis bis Oktober 1830 nicht mehr als — einen Thaler pro Monat zu bieten. Von der Zeit seines Engagements bei Ringelhardt an konnte er anfangs vier, 1831 bis 1832 (bis 20. Juli) fünf Thaler und schließlich sechs Thaler an seine Eltern pro Monat zahlen. Wir sind aber wohl berechtigt, anzunehmen, daß in diesem Betrage mehr gegeben wurde, als er dafür empfing. Denn zu allen Zeiten hat er Eltern und Geschwister nach Kräften unterstützt, und gerade damals war seine Familie der Unterstützung bedürftiger als je: der Stiefvater und die Mutter kränklich, die Stiefschwesterchen noch nicht erwerbsfähig. Sogar zu gerichtlichen Klagen scheint es gekommen zu sein, denn im Monat Mai 1829 bucht Robert Blum: „3 Thaler an meine Eltern für Gerichtskosten". Man kann sich also denken, wie kümmerlich Robert in jenen Jahren für seine materiellen Bedürfnisse sorgen konnte. — — Man vergegenwärtige sich aber weiter auch die Niedrigkeit und Widerwärtigkeit

der Dienste, aus denen Robert Blum seinen Lebensunterhalt gewann. Mit jenem unverwüstlichen Humor, der dem Manne in allen Lagen des Lebens treu geblieben ist, hat er selbst später seine damaligen Leistungen für die Kölner Schaubühne also geschildert: er „mußte als Theaterdiener alle Bestellungen des Direktors und der Schauspieler besorgen — sie enthielten nicht immer Liebenswürdigkeiten — Rollen, Geld austragen, Vorstellungen und Proben ansagen, und dabei alle Anmaßungen und Plackereien der „Künstler“ ruhig und lammfromm hinnehmen. Er mußte dem „überstolzen Schauspieler“ die „Grobheiten des Direktors“ — dem „zweiten Liebhaber“ die Ungezogenheiten des „dritten Bösewichts“ hinterbringen, bald der Primadonna den Hund bewachen, bald einer andern Dame einen andern Dienst besorgen.“ Zudem behandelte und benutzte ihn Ringelhardt, zwar ohne jede herrische und verletzende Form, doch nur als Theaterdiener, das heißt als einen der untersten Angestellten seiner Bühne.“*)

Doch das sollte bald anders werden.

Robert Blum, der sich seit 1829 schriftstellerisch versucht und schon in schönwissenschaftlichen Blättern, wie der „Abendzeitung“, der „Eleganten Welt“ ꝛc., Beiträge veröffentlicht hatte, schrieb, durch ungerechte Angriffe auf die Theaterverwaltung gereizt, eine Reihe von Artikeln zu deren Vertheidigung. Die Artikel erregten Aufsehen, Ringelhardt kam dahinter, daß sein Theaterdiener der Verfasser sei, und von diesem Moment war dessen Stellung eine andere. Er blieb zwar noch Theaterdiener, wurde jedoch mit Manchem verschont und zu höheren Diensten verwandt, und — was für ihn das Wichtigste — er bekam freien Zutritt zur Theaterbibliothek.

Die poetische Kinderkrankheit, der ja fast Keiner von uns entgeht, packte Robert Blum mit besonderer Heftigkeit. Er probirte es um jene Zeit mit allen Gattungen der Dichtkunst. Nur an das Drama wagte er sich noch nicht. Ein Band „Poetischer Versuche“, die sich auf die Jahre 1829 bis 1834 vertheilen, ist noch vorhanden: ein Manuskript von 308 Quartseiten. Ein buntes Gemisch

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 62.

von großen und kleinen Gedichten, bei denen die Poesie durchgehends fragwürdiger ist als die „Tendenz". Natürlich wird die Julirevolution kräftig besungen. „So übertrieben, wie alle liberalen Zeitgenossen, pries auch Blum die Helden der Pariser Julitage", schreibt der Sohn*) vom Vater, konstituirt sich — er, der so viel über die Censur der vor-48er Zeit poltert — als gestrenger Herr Censor und verurtheilt die sündhaften Gedichte zur Einsperrung auf Lebenszeit.

Aus den Gedichten, welche der Censur des Sohnes nicht zum Opfer gefallen sind, lassen wir einige folgen:

An Bolivar.

(Den Befreier Südamerikas vom Spanischen Joch.)
† 10. Dezember 1830.

Bolivar ist nicht mehr! klagte der Glockenton,
Bolivar ist nicht mehr! brauste der Ocean,
Und von den Andes rückhallte die Klage
Ueber den Erdball.

Sinkt denn der Gott dahin, fragt' ich erschüttert mich,
So wie der Wurm des Staubes? Ist Er, der seinem Volk
Mehr gab als Leben, die heilige Freiheit! —
Sklave des Todes?

Ein längeres Gedicht „An Germania" aus dem Jahr 1831 enthält nachstehende Strophen:

Völker siehst du auferstehn,
In des Freiheitsodems Wesen,
In der Zeiten hehrem Lauf;
Erntend längst gestreute Saaten,
Treten sie im Feld der Thaten

Kühn als Nationen auf.
Ach, der Hebel aller Staaten,
Die Erzeug'rin großer Thaten,
Aller Völker Kraft und Macht,
Die allein nur Muth und Stärke
Geben kann zum großen Werke: —

Einheit — ist dir ja versagt!
In die einzeln schwachen Glieder
Gießt sie Kraft und Fülle nieder;
Einheit ist der Staaten Mark.
Kein Erob'rer stellt verwegen
Dann sich lüstern uns entgegen;
Werdet eins, dann sind wir stark.

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 67.

Deutsche, nützt die hehren Stunden!
Wenn sie einmal hingeschwunden,
Sind sie ewig uns vorbei;
Laßt das große Völkerringen
Etwas wenigstens uns bringen:
Werdet Eins, dann sind wir frei.

Natürlich schließt der Sohn aus diesem Jugendgedicht, das nach der allgemeinen, zu jener Zeit giltigen Schablone verfertigt war, daß der Vater nationalliberal gewesen.

Wahrhaftig, wenn Robert Blum 1866 und 1871 erlebt hätte, er wäre der erste gewesen, der das

Werdet Eins, dann sind wir frei

in's Feuer geworfen und durch das umgekehrte und bessere:

Werdet frei, dann sind wir Eins

ersetzt hätte! Doch befassen wir uns nicht mit solchen Kindereien.

Eine Rubrik der „Poetischen Versuche" trug den vielversprechenden, wenn auch nicht übermäßig originellen, Titel: „Dummheiten, Malicen und Xenien". Der Geist der Schiller und Goethe'schen „Xenien" weht nicht darin. Es fehlt die epigrammatische Schärfe, der Witz, der Formensinn. Wir greifen einige Proben heraus:

Moderne Kritik.

Reiße den Einen herunter, erhebe den Andern zum Himmel;
Beides mit Brutalität, doch ohne Sinn und Verstand.
Schreibe das Ganze — aus Schaam, aus Furcht theils, auch ohne Namen,
Nennt man dich bald ein Genie, denn das heißt heute Kritik.

Der Haß auf die „Moderne Kritik" ist unzweifelhaft ganz platonisch und selbstlos, denn Blum hatte sicherlich noch nicht unter ihr zu leiden gehabt.

Besser ist

Die Stumme von Portici.

Glänzend brichst du dir Bahn in allen Ländern Europa's
Weil du mit sprachlosem Mund sprichst aus dem Herzen des Volks.

Passabel ist auch

Tugend der Schaam.

Unzertrennliche Genien durchwandeln sie liebend das Leben,
Diese voll Anmuth und Reiz, jene voll Würde und Kraft.
Fällt die Schaam, sie reißet die Tugend mit sich zu Grabe;
Sinket die Tugend, die Schaam hält sie mit kräftigem Arm.

Anfang der Dreißiger Jahre „fiel“ unglücklicherweise, um an das vorstehende Xenion anzuknüpfen, die „Schaam“, welche Robert Blum bisher gehindert hatte, sich am Drama zu vergreifen.

Die Theaterbibliothek that ihre Wirkung — er schrieb Schauspiele, Lustspiele, Trauerspiele — letztere mit besonderer Wuth — dramatische Gedichte aller Art, sogar eine dramatische Lebensgeschichte Koszinsko's, deren erster Theil — wie viele Theile es waren, verschweigt des Biographen Höflichkeit — zwei Theaterabende ausgefüllt hätte. Das Beste an dieser Massenproduktion ist, daß sie — mit Ausnahme eines einzigen Stücks („Die Befreiung von Candia“), das gedruckt aber nie aufgeführt wurde, — nicht auf den Markt gekommen ist. Robert Blum selbst hat, dem Beispiele Saturns folgend, die meisten der eigenen Geisteskinder zwar nicht verspeist, aber doch eigenhändig in's Feuer spedirt, und jedenfalls sehr wohl daran gethan. Wie der Sohn erzählt, sollen indeß verschiedene „Dramen“ dem Auto da Fe entgangen sein und als Manuskripte im Pult ruhen. Möge der Pult ihnen ein Grab sein, aus dem es keine Auferstehung gibt! Das wünschen wir aufrichtig im Interesse des Verfassers.

Um den Werth dieser sogenannten Dichtungen zu würdigen, hat man blos nöthig, die Titel zu kennen, z. B.: „Der Vaterfluch oder die Schrecken des Fanatismus. Trauerspiel in 5 Aufzügen.“ „Das Opfer der Bruderliebe. Ein Bild seltener Seelengröße aus unserer Zeit“ u. s. w. — —

Nun tritt das Ereigniß ein, welches Blum an die richtige Stelle brachte. In Köln wäre er nie geworden, was er ist. Der frische Hauch des öffentlichen Lebens und die geistige Anregung fehlten ihm dort. Wie Pflanzen mitunter versetzt werden müssen, so auch Menschen. Um seinen Beruf erfüllen, um Robert Blum werden zu können, mußte der dicht- und schreibselige Kölner Theaterdiener in ein Centrum des geistigen und politischen Lebens versetzt werden. Ein solches Centrum war zu jener Zeit Leipzig. Ja, wir übertreiben wohl nicht,

wenn wir sagen, das Hauptcentrum. Universitätsstadt ersten Ranges, Mittelpunkt des deutschen Buchhandels und dadurch gewissermaßen der deutschen Schriftstellerwelt, bedeutende Handelsstadt in dem wirthschaftlich hochentwickelten, geistig und politisch seit Jahrhunderten im Vorkampf stehenden — und darum von liberalen und andern Rückwärtsern schmählich verleumdeten —*), damals gerade stark bewegten Sachsen, war Leipzig entschieden der günstigste Ort in Deutschland für einen dilettirenden Jüngling, der das Zeug in sich hatte, ein Volksmann im vollsten Sinne des Worts zu werden: Volksredner und Volksführer.

Zu Ende der Kölner Wintersaison 1831/32 übernahm Ringelhardt die Leitung des Leipziger Stadttheaters. Er engagirte Blum, dem er am 24. Mai schrieb: „In Bezug einer Anstellung für Sie in Leipzig kann ich Ihnen vorläufig Folgendes berichten: Ich will Ihnen einen monatlichen Gehalt von 15 Thlr. zahlen mit der Zusicherung, daß, wenn Sie sich in die Geschäfte eingearbeitet haben, ich die 200 Thaler pro Jahr voll machen will. Sie arbeiten dafür alle Schreibereien im Bureau, die ich Ihnen übertrage, sei es das Schreiben von Briefen, seien es Copialien oder Rechnungen oder das Ausschreiben von Rollen. Sie übernehmen ferner die Geschäfte bei der Kasse und Controle, die Ihnen übertragen werden, sowie andere Arbeiten des Theaters, die in Ihr Fach einschlagen.“ Und den 25. Juni schrieb er aus Leipzig: „Ihr Engagement können Sie am 15. Juli hier antreten, weil ich mit Ihnen alle Kasseneinrichtungen vorbereiten will, und die Billets einrichten, sowie Bibliothek und Musikalien, die ich unter Ihre Aufsicht stelle. Demnach werden Sie Theatersekretär, Bibliothekar und Kassenassistent, das sind die Stellen, die ich Ihnen gebe“.

---

*) Als ich obiges schrieb, dachte ich freilich nicht, daß einst „Cartellbrüder“ kommen, den denkwürdigen „Sieg“ des 21. Februar 1887 erfechten und triumphirend ausrufen würden: „Sachsen ist unser!“ Das ist unzweifelhaft die schmählichste Verleumdung Sachsens, deren die Stöckerlinge sich je schuldig gemacht. W. L. 1888. (1890 und 1893 ist den „Cartellbrüdern“ das Lebenslicht ausgeblasen und Sachsen's Ehrenschild wieder blank geputzt worden. 1895).

Eine sehr complizirte Stellung. Aber Blum, den es nach Leipzig zog, griff mit Freuden zu, obgleich er jetzt nicht mehr der Verlassene war wie früher, und ihm zwei andere Stellen angeboten waren. Er konnte indeß erst am 20. Juli 1832 nach Leipzig reisen.

Hier fand er sich so recht in seinem Element. „Das Theater brachte ihn mit allen Kreisen der Gesellschaft in Berührung, zumeist mit Schriftstellern, Musikern, Künstlern, aber auch mit dem Rathe, Redakteuren, Buchhändlern, Gelehrten. Mit Herloßsohn, Markgraff, Gustav Kühne, Julius Mosen, Burkhardt, Dr. Apel, Sporschil, Georg Günther, Carl Cramer, Lortzing, Hofrath Winkler (Theodor Hell) sehen wir ihn bald in eifrigem persönlichem oder schriftlichem Verkehr. Mit dem Geographen Dr. Carl Andree wurde er bekannt."*)

Daß in dieser Schriftsteller-Atmosphäre Blum's Hang zur Schriftstellerei weidlich gepflegt wurde, liegt auf der Hand — und der Verkehr mit an Bildung und Wissen ihm überlegenen Männern machte sich auch bald durch einen sehr heilsamen Einfluß auf seinen Stil und die von ihm behandelten Stoffe bemerkbar. Er entfaltete eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit. Von seinen zahlreichen Aufsätzen über tagesgeschichtliche Themen — auch an der französischen Revolution versuchte er seine Kräfte — sind viele recht gut und sie bekunden ein stetiges Fortschreiten. Bald hatte er einen ausgebreiteten publizistischen Ruf, und wurde für seine Arbeiten gut bezahlt, so daß er eine ganz hübsche Einnahme hatte.

Am Theater selbst wurde seine Stellung immer einflußreicher; Ringelhardt war viel auf Reisen, und Blum, der dann Alles unter sich hatte, war schon um die Mitte der 30er Jahre die Seele der Leipziger Theaterleitung.

An „Theaterskandalen", die von der Leipziger Luft herrühren müssen, fehlte es beiläufig schon damals nicht. So hatte sich Blum einst, in seiner Eigenschaft als Theatersekretär, im Namen und Auftrag Ringelhardt's an ein „Hochlöbliches Ober-Censur-Collegium hierselbst" (Leipzig) zu wenden mit der Bitte: „daß es einem Hochlöblichen Ober-Censur-Collegium gefallen möge, unbeschadet

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 79.

jeder wahren Kritik, die in den hiesigen Blättern häufig enthaltenen Schmähungen, persönlichen Beleidigungen und boshaften Pasquille gegen das hiesige Theater und die einzelnen Mitglieder desselben zu unterdrücken (!) und dem Institut den zu seinem Bestehen nöthigen Schutz zu gewähren.“ —

Eine kleine „Jugendeselei“, die mit der „Untreue der Geliebten“ endete und natürlich im ersten Moment sehr tragisch genommen wurde, gab Blum ein melancholisches Gedicht ein, überschrieben „Abschied“:

„Ein Schifflein schwebt auf dem empörten Meere
Und ringt verzweifelnd mit des Sturmes Noth,
Verloren ist ihm Richtung, Ziel und Fähre,
Der Mast zerschellt, der seinen Lauf gebot.
Und durch die düstre, ungeheure Leere,
Die wild erbrausend, rings Verderben droht,
Startt hin der Fischer in des Ostens Ferne,
Als sucht' er dort nach einem Rettungssterne.
Du kennst das Meer, das wilde, sturmempörte,
Das Leben ist's an Schmerzen und an Freuden reich;
Du kennst das Schifflein, das der Sturm zerstörte;
Ein Menschenglück ist's, ach so hoffnungsreich;
Du kennst den Schiffer, dem es angehörte,
Ein treues Herz ist's liebevoll und weich;
Du kennst den Hafen, den er heiß ersehnte
Und selig schon erreicht zu haben wähnte.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Erglänzt ihm einst das Licht mit seinem Segen,
Es findet einen morschen, müden Mann;
Und mag der Hafen in der Ferne winken,
Er wird ihn sehen, aber untersinken.

Etwas bedenkliche Verse. Aber sie halfen. Bei derartigem Gebrest ist die Poesie ein ausgezeichnetes Heilmittel. Eine Eselei wird homöopathisch durch die andere kurirt.

Blum, der auf dem geduldigen Papier im Angesicht des Hafens ertrunken war, schwamm in Wirklichkeit rüstig und wohlgemuth an das Ufer. Er that das Gescheidste, was ein „unglücklich Liebender“ thun kann. Statt der „Ungetreuen“ nahm er sich eine Andere, und die war ihm treu — „treu bis in den Tod“.

Doch verfahren wir chronologisch.

Anfangs 1836 trat Robert Blum in den Freimaurerbund ein, hoffend, sich dadurch einen fruchtbaren

Wirkungskreis zu sichern und die idealen Menschheitsziele fördern zu können. In der hochinteressanten „biographischen Skizze“, welche er vor der Aufnahme einzureichen hatte, sagt er u. A.: „Mein Bildungsgang ist der eines Menschen, den ein widriges Schicksal in seiner Entwicklung hemmt und zurückstößt. So mächtig mich auch in meiner Jugend die Sehnsucht festhielt am Wissen, ich war gezwungen, ein Handwerk zu erlernen, und trat nach vollendetem 17. Jahre eine traurige Selbstständigkeit an, indem die Kindespflicht mich hinaustrieb in das Leben, um meinen Eltern die Sorge für meinen Unterhalt abzunehmen. — — Der Durst nach Wissen, vom 12. bis 18. Jahre unterdrückt durch Mühen und Arbeit, erwachte erst dann wieder, als es zu spät war, die mangelnden Grundelemente in die Seele zu legen, und nur mit großer Mühe und anhaltendem Fleiße ist es mir gelungen, das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Noch jetzt füllen Studien alle meine Mußestunden aus, und meine größte Freude besteht darin, meine geringen Kenntnisse allmählig zu erweitern; und wenn mir das Glück zu Theil wird, als Mitglied eines Bundes aufgenommen zu werden, der die schönsten geistigen Kräfte in sich vereint, so hoffe ich dann vertrauensvoll einen wesentlichen Einfluß auf meine geistige und sittliche Vervollkommnung, nach der ich stets mit allen Kräften ringen werde. — — Heil dem Bunde, wenn die nothwendige, aber dem Herzen drückende Sonderung der Stände im konventionellen Leben jenseits seines Kreises liegt, wenn der Mensch im Menschen nur den Bruder sieht und sich nur freiwillig neigt vor der höheren Tugend desselben. Lieblich vereinigen sich dann die Wohlthaten und Vorzüge unserer gesteigerten Bildung und Intelligenz mit den süßen, kindlich reinen Freuden der patriarchalisch-brüderlichen Vereinigung, die nur in der Kindheit der Gesellschaft dem Menschengeschlecht gelächelt haben. Es wohnt dann im Bunde die wahre, reine Freiheit und Gleichheit, an welcher der Lichtblick des Denkers hängt als an dem Ideal menschlicher Glückseligkeit; nicht jene Freiheit, die auf den Trümmern der vernichteten socialen Zustände ein blutiges Banner schwingt und der unglücklichen Menschheit Gleichheit giebt, indem sie allen gleiches Elend bereitet; sondern jene Freiheit, die ein Kind

ist des Lichts und des Rechts, der Ruhe und des Friedens, und die nur, dann allen Menschen gleiche Glückseligkeit geben kann und wird, wenn Alle mit allen ihren Kräften an ihrer sittlichen Vervollkommnung arbeiten und festhalten an der Tugend, ohne welche keine Freiheit möglich ist. — — Mit frohem Herzen darf ich mir sagen, daß ich bis jetzt keinem Menschen Veranlassung gegeben habe, mich zu hassen, und kann die Versicherung hinzufügen, daß ich frei von jedem Hasse bin. Religion und Moral machen uns die Duldung zur Pflicht, und das Leben — besonders in der jetzigen vielbewegten Zeit — macht sie zur unbedingten Nothwendigkeit eines friedlichen Daseins. Ich habe nach Kräften gestrebt, mir diese Tugend, wenn ich es so nennen darf, anzueignen, und traue mir den Muth zu, sie in allen Verhältnissen auszuüben. — — So fest ich überzeugt bin, daß die Religion im weiteren Sinne das höchste Gut des edlen Menschen ist, so klar liegt es vor mir, daß dieselbe rein und vollkommen gefunden werden muß in dem Bunde, der die Tugend als Kultus übt und nur für die höheren Interessen des menschlichen Daseins wirksam ist."

Wir sehen aus diesen Darlegungen, daß Blum, dem trotz seiner Erziehung in der Jesuitenschule doch niemals religiöser Fanatismus beigebracht worden zu sein scheint, sich bereits 1836 dem katholischen, ja jedem Dogma entzogen hatte und nur noch „die Religion im weiteren Sinne" anerkennt, die er mit der Moral zusammenstellt. In seinen politischen Anschauungen folgt er dem Zug seiner Zeit. „Die Freuden der patriarchalisch-friedlichen Vereinigung, die nur in der Kindheit der Gesellschaft dem Menschengeschlecht gelächelt haben", sind Rousseau'sche Phantasien (durch die moderne Wissenschaft, schon vor dem Darwinismus, als Märchentraum nachgewiesen), die aus Paris herüber gedrungen sind, ebenso wie die Lehre von der „wahren reinen Freiheit und Gleichheit", die nach der Julirevolution unter Louis Philippe, der „besten der Republiken", von allen französischen Zeitungen und Rednern gepredigt wurde. Aus der Reproduktion dieser Lehre schließen zu wollen, daß der 29jährige Robert Blum ein zahmer Nationalliberaler war, und zwar so in der Wolle gefärbt, daß er bis zum Ende seiner Tage ein

zahmer Nationalliberaler bleiben mußte, — das ist ein Geniestreich, dessen nur ein Herr Hans Blum fähig ist.*)

Erwähnt sei hier, daß Blum mit seinem praktischen Blick nicht lange Zeit brauchte, um sich zu überzeugen, daß der Freimaurerbund im Grund nur ein Schwindel ist. In seinem „Volksthümlichen Handbuch der Staatswissenschaften und Politik“ schrieb er später: „Die Freimaurervereine sind jetzt nichts weiter als Wohlthätigkeitsvereine. Die Formen, Gebräuche und Symbole des Ordens sind eines denkenden Menschen geradezu unwürdig. — — Die Aufhebung jedes Unterschieds in den Logen ist nicht wahr. Man nennt sich zwar Bruder, aber Stand, Rang und Geld haben in den Logen dieselbe Bedeutung wie außerhalb derselben. Auch die Bekenntnißverschiedenheit macht sich in den Logen geltend und steigt bei vielen bis zur völligen Unduldsamkeit; so sind z. B. in vielen Logen die Juden ausgeschlossen.“ —

Mehr und mehr gerieth Blum in die politische Bewegung. Durch Sachsen, das seit 1831 sich eine Verfassung errungen hatte, ging eine freiheitliche Strömung, wie, Baden ausgenommen, durch kein zweites deutsches Land. In der zweiten Kammer herrschte sie vor; ein Todt, ein Dieskau begeisterten das Volk weit über die sächsische Grenze hinaus. Freilich — und das war ja das Charakteristikum (die bezeichnende Eigenschaft) der vorachtundvierziger Bewegung — die verschiedenartigsten Elemente schwammen in demselben Fahrwasser. So finden wir Robert Blum damals — um 1836, 1837 — im innigsten Zusammenwirken mit Männern wie Joseph, der sich nach 1848 als fanatischer Borussomane und Einheitsreaktionär entpuppte.

Im Jahre 1837 wurden von einem Freunde Blum's, dem Buchhändler Friese, die „Sächsischen Vaterlandsblätter“ gegründet (Anfangs in Dresden erscheinend), welche der aufstrebenden Opposition zum Centralorgan dienen sollten und ihre Aufgabe auch vortrefflich erfüllten.

*) Herr Hans Blum sagt das allerdings nicht ausdrücklich in „seinem Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk“, aber er druckt den bezüglichen Passus gesperrt ab (S. 90). Und wäre noch ein Zweifel, so würde er durch die sehr deutlichen Bemerkungen zu ähnlichen Aeußerungen aus dem Wege geräumt.

Blum ward einer der eifrigsten Mitarbeiter, und ging später mit der Absicht um, das Blatt in seinen Besitz zu bringen, mußte jedoch davon absehen, weil ihm, als „gemeingefährlichem" Menschen, die obrigkeitliche Genehmigung versagt wurde.

Zum ersten Mal trat Blum bei einer größeren Gelegenheit öffentlich auf am 6. November 1837, wo das Gustav-Adolf-Denkmal zu Lützen eingeweiht wurde. Er brachte einen der Trinksprüche aus. Das Fest verlief glänzend. Wir haben von Blum eine ausführliche Schilderung, aus der übrigens jede Erwähnung seines Trinkspruchs, der begeisterten Widerhall gefunden hatte, bescheidener Weise weggelassen ist. Eine Stelle aus diesem Festbericht müssen wir ausheben, weil sie zeigt, daß Blum, obgleich im Wesentlichen noch politischer Schwärmer, sich doch schon ein scharfes politisches Urtheil und historisches Verständniß erworben hatte. Er schreibt über Jahn, der dem Fest beigewohnt hatte: „Auf dem Markt (in Lützen) war plötzlich ein graues Denkmal zu erblicken, ein wanderndes, ein verwittertes Monument vergangener Zeit: der alte, biedere, viel verketzerte, viel gekränkte, aber gewiß ehrwürdige Jahn. Seine Erscheinung erregte Aufsehen und sammelte einen Kreis von Menschen um sich, die ihn mit neugierigen Blicken, wie einen Fremden aus ferner, unbekannter Welt anstaunten. Und er ist ein Fremder in unserer Zeit; seine historische Bedeutung, seine öffentliche Existenz knüpft sich an einen Himmelsstrich der Weltgeschichte, der dem unsrigen sehr fern liegt, und dessen Dasein unsere Enkel gar nicht mehr begreifen werden. Jahn ist das Monument des Deutschthums von 1812 und 1813. Mochte dieses Deutschthum abstoßend sein in einigen Formen, unfreundlich in seiner äußeren Schroffheit, es war eine Zeiterscheinung voll Kraft und Hoffnung, voll Mark und volksthümlichen Lebens, voll schöner Keime und mächtig schwellender Fruchtknospen. Es war begreiflich, daß ein Mann sich dieser Richtung ganz hingab und den geistigen Kern der Sache zur Anschauung brachte durch seine Bestrebungen. Jahn hat es gethan, mit Liebe und Eifer gethan, und seine ganze Individualität daran gesetzt. Das eben ist sein Unglück, daß sein geistiges Sein aufging in diesen

Bestrebungen; denn als die Gestalt der Dinge sich sehr bald änderte, als man ihn von sich stieß, er aber auf der eingeschlagenen Bahn verharrte, da verstand ihn bald die Welt nicht, und er wurde Carrikatur seiner selber. Das alte Lied vom Franzosenhaß klang inmitten neuer Lebensfluthen wie ein altes Zauberlied in ossianischer Sprache, das ein grauer Barde vom einsamen Fels singt, um die Fluth zu beschwören. Aber die Fluth will sich nicht mehr bannen lassen, und die Schiffer, die mit neuen Wimpeln segeln, lachen über die seltsame Weise. So stand Jahn vereinsamt da im wechselvollen Leben und tappte blindlings umher, um die neuen Zustände zu erfassen, die ihm entschlüpften, weil die Spekulation an die Stelle der That getreten war. Da wurde er Greis aus Verzweiflung, und als eine Ruine vergangenen Lebens wandelte er gespenstisch durch die Gegenwart. So steht er noch da: seine Gestalt, seine männliche Haltung und der kräftige Ausdruck seines Gesichts repräsentiren die Kraft der That und den eisernen Muth der Hoffnung, indessen sein schneeweißes Haar an den Verfall seiner Epoche gemahnt. Sein silberweißes Bart- und Haupthaar flattert zerstreut im Winde, wie die Hoffnungen und Entwürfe von 1813 spielend verweht wurden von dem Zugwind wankender Menschentreue. Lacht nicht über diese Ruine, Zeitgenossen; ehrt sie und denkt an unser eigenes Schicksal! Unsere Zeit ist ganz geeignet, das männlich schlagende Herz zu beruhigen in harmlosem Wahnsinn. Wer weiß, ob nicht auch wir stereotyp werden mit unseren Träumen künftiger Weltgestaltungen, ob wir nicht fortphantasiren und an der Spekulation hängen bleiben, wenn das Leben erwacht ist zur That. Man soll uns dann nicht verlachen! Es war ja das heiße Herzblut, die schöne Kraft der Jugend und die goldene Hoffnung der Zukunft, womit wir diese Träume gepflegt und genährt."

Wie richtig ist hier Jahn und seine Stellung zur Zeit aufgefaßt. Und bedenke man: das war im Jahre 1837, und 11 Jahre später fanden sich in Deutschland Tausende für vernünftig und freisinnig geltende Männer, welche die unglückliche „Carrikatur seiner selber" in das

deutsche Parlament schickten, damit er Deutschland neu gestalten helfe!

Psychologisch bedeutsam ist die von uns durch Sperrschrift ausgezeichnete Stelle*) vor dem Schlußsatz unseres Citats. Wer so die Möglichkeit des „Stereotypwerdens“ fürchtet, der ist gefeit dagegen, — die bloße Erkenntniß der Möglichkeit ist ihm sicherer Schutz. Robert Blum war nicht der Mann des „Fortphantasirens“ und „An der Spekulation hängen bleibens“. Als „das Leben zur That erwachte“, da war er am Posten, — nicht petrefakt, „stereotyp“, sondern lebendig, lebend mit der Zeit, vorwärts eilends, bereit zur „That“, welche die Zeit ihm auferlegte — und galt es auch das Leben! —

Kurz nach der Lützener Denkmalsfeier bot sich ein noch unmittelbarerer Anlaß zur Betheiligung an der oppositionellen Strömung. Wir sagen „oppositionell“, weil wir einen anderen Ausdruck nicht kennen: liberal wäre zu wenig, demokratisch zu viel — „man“, das heißt die bürgerliche Welt mit dem was drum und dran hing, war unzufrieden mit den bestehenden Zuständen, die allerdings der wirthschaftlichen und politischen Entwickelung Deutschlands nicht mehr entsprachen, und „man“ machte Front gegen die bestehenden Zustände, ohne sich über positive Ziele klar zu sein. Jener Anlaß war die Absetzung der „sieben Göttinger Professoren“, des berühmten „Siebengestirns“, das gegen den Verfassungsbruch des englischen Hochtory's Ernst August protestirt hatte. An sich war die Sache höchst unwichtig: wir sind seitdem an ganz andere Dinge gewöhnt worden, — aber für das Deutschland des letzten Drittels der Dreißiger Jahre war es ein Ereigniß, das namentlich auch in Leipzig, wohin zwei der Abgesetzten (Dahlmann und Albrecht — ihre Schicksalsgenossen waren Weber, Gervinus, Ewald und die beiden Grimm) sich wandten, beträchtliche Aufregung hervorrief. Robert Blum hielt damals seine erste öffentliche Rede; im Namen der freisinnigen Bürger Leipzigs empfing er, begleitet „von Hunderten gleichgesinnter Männer“, Dahlmann und Albrecht; seine

---

*) Herr Hans Blum hat sich wohl gehütet, sie mit nationalliberalem Fettdruck zu dekoriren.

Worte „galten der Anerkennung opfermuthiger Pflichterfüllung, unbeugsamer Manneswürde, der Brandmarkung rechtloser und eidbrüchiger fürstlicher Willkür."*)

Es war das Mitte Dezember — am 11. Dezember war die Absetzung als Antwort auf den am 17. November erlassenen Protest gefolgt. —

Am 3. Februar 1838 verlobte sich Robert Blum mit der 18jährigen Mathilde May. Die Treue bot reichlichen Ersatz für die Untreue. Um heirathen zu können, mußte Blum nach damaligem Leipziger Gesetz ein Grundstück besitzen. Zu diesem Zweck kaufte er „ein Haus" (Preis mit „Kosten" 126 Thaler 6 Groschen), — eine Bretterbude in der Nähe von Leipzig. Am 21. Mai fand die Hochzeit statt.

Die Ehe war sehr glücklich — und sehr kurz. Sie kam nicht über die Flitterwochen hinaus. Im August, auf der etwas verspäteten Hochzeitsreise, erkrankte die junge blühende Frau; nur mit Mühe wurde sie noch nach Leipzig geschafft — am 31. August war sie todt.

Das war ein harter Schlag, der sich schwer verwinden ließ. „Ich unternehme es nicht", schrieb Blum am 9. September an seine ‚lieben Eltern', „Euch unseren Jammer zu schildern; wozu soll ich Worte machen über Dinge, die sich nicht beschreiben lassen. Meinen Verlust könnt Ihr selber abschätzen in seinem ganzen ungeheueren Umfang. Von allen Aussichten, von allen Glücksträumen, die ich mir mit so vielen Mühen, Sorgen und Kosten erworben hatte, ist mir nichts geblieben; das ist die ganze Ernte von dem üppig prangenden Felde meiner Hoffnungen. Was ich im vorigen Jahre so sehnsüchtig zu verlassen wünschte, das öde, einsame, herzlose Junggesellenleben, ich werfe mich jetzt in dasselbe zurück, um den marternden Erinnerungen zu entfliehen, die in meiner zertrümmerten Häuslichkeit mich verfolgen. Ich muß mein schönes freundliches Logis verlassen (bei den Eltern der Verstorbenen), denn ich kann keine Ruhe und keinen Arbeitsmuth darin finden, und doch muß ich arbeiten, viel, viel arbeiten, wenn ich die drückenden Nachwehen der entsetzlichen Woche verlöschen

*) Robert Blum von Hans Blum. S. 103.

will. Ach, das Schicksal hat uns fürchterlich betrogen — nur den kürzesten Frühling hat es uns gegeben und dann ungerechter Weise den herbsten Winter folgen lassen. Doch, ich will ja nicht klagen. — — Sonntag, den 2. September wurde Adelheid beerdigt; der traurige Fall hatte die Stumpfheit der Menschen ungewöhnlich aufgeregt und Theilnahme erweckt. Sarg und Träger vermochten kaum die Kränze zu fassen, die von allen Seiten geschickt wurden. Schaarenweise waren die Menschen gekommen, sie zu sehen. Ach, sie sah so friedlich still und lieb aus; ihre schönen Brautkleider hatte sie nach der Trauung nicht wieder angezogen, jetzt liegt sie darin im Sarge. Fürchterlicher Wechsel, einmal zur Trauung, einmal im Sarge! und in so kurzer Zeit. — Wir hatten nur drei Wagen angenommen, die der Leiche folgten; aber alle meine Bekannten kamen uneingeladen in eigenen Wagen, und es wurde ein langer feierlicher Zug. Auf dem Gottesacker waren Hunderte von Menschen zusammen, das ganze Theaterpersonal stand um das Grab und empfing den Sarg mit feierlichem Gesang; Düringer*) hielt eine vortreffliche Rede, ein erhebender Chor, von Stegmeyer komponirt zu diesem Zweck, folgte darauf, und der Geistliche, der uns getraut hatte, sprach den letzten Segen. Dann sank mein armes junges Weib in die Tiefe, aus der sie ewig nie wiederkehrt! Ich habe von alledem fast nichts bemerkt, denn alle meine Sinne hafteten auf dem schwarzen Sarge und dem tiefen Grabe; aber ganz Leipzig sprach drei Tage lang von dieser Leichenfeier, wie selten eine gesehen wurde. Der oft verketzerte Schauspielerstand hat sich darin ein schönes Denkmal gesetzt... Es ist dies der bitterste Brief, den ich in meinem Leben geschrieben habe."

Das wollen wir ihm glauben.

Zum Glück gibt es für den Gesunden und Starken eine Trösterin in jedem Leid, und sie heißt: Arbeit. Und Robert Blum fehlte es nicht an Arbeit.

Im obigen Brief, der neben dem furchtbaren Seelenschmerz des Mannes doch auch die angesehene und ihn befriedigende Stellung Blum's erkennen läßt, erfahren wir, daß er arbeiten, viel, viel arbeiten mußte. Er

*) Ein befreundeter Literat, mit dem Blum aber bald nachher zerfiel.

meint damit, außer den gewohnten Berufsarbeiten, sein erstes selbstständiges literarisches Unternehmen: das „Allgemeine Theaterlexikon". Am 29. Juni (1838) hatte er nebst Herloßsohn und Markgraff mit Major Pierer in Altenburg und Carl Heymann aus Berlin als Verleger einen schriftlichen Vertrag abgeschlossen, nach welchem das Theaterlexikon in drei Bänden von höchstens 75 Bogen in Duodez erscheinen sollte. Für den Druckbogen zahlten die Verleger drei Friedrichsd'or; bei einem Absatz von zwei Drittel der Auflage, die auf 3500 Exemplare bemessen wurde, sollte noch eine Nachzahlung von vierzehn Groschen pro Bogen stattfinden. Das Theaterlexikon, welches beiläufig der Anlaß zum Bruche mit Düringer wurde (aus Aerger, daß er nicht in die Redaktion kam, gründete dieser ein kläglich mißlungenes Gegenunternehmen), entsprach den gehegten Erwartungen der Verfasser, der Verleger und des Publikums. Es verkaufte sich gut und ist noch heute brauchbar. „Unter allen schriftstellerischen Arbeiten, die Blum hinterlassen, steht es in unseren Augen am höchsten, weil der Verfasser bei diesem Werke seinen Stoff am vollständigsten beherrschte — während das z. B. bei seinem „Staatslexikon" durchaus nicht der Fall war — und am wenigsten Tendenz hineintrug, vielmehr rein sachlich und mit weiser Objektivität arbeitete. Auch kam dem Werke zugute die Mitarbeiterschaft einer großen Anzahl praktischer Kenner der Sache, in deren Herbeiziehung Blum unermüdlich war."*)

Die Arbeit erwies sich als gute Trösterin — die Herzenswunden heilten allmälig, das Leben zog den lebenskräftigen Mann unwiderstehlich an sich heran, und ehe ein Jahr verflossen war, erblühte ihm von Neuem Liebeslust und die Hoffnung auf Familienglück. Und diesmal betrog das Schicksal ihn nicht.

Die Schwester seines Freundes Günther — Eugenie, abgekürzt Jenny Günther, war ihm in seinem Schmerz eine treue Freundin, und aus der Freundschaft pflegt in derartigen Fällen die Liebe zu entspringen. Schon im

---

*) Robert Blum, von Hans Blum, S. 108 — ein Urtheil, dem wir uns ausnahmsweise einmal anschließen — trotz des schauderhaften Deutsch, und trotz des nationalliberalen Clowns, der hinter der „wenigsten Tendenz" grinst.

Mai 1839 war das Verhältniß so weit gediehen, daß, um Reibungen mit der Mutter der ersten Frau zu vermeiden, nach Ansicht Robert Blum's selber, eine vorübergehende Entfernung Eugeniens sich rathsam machte. Die „Freundin" ging am 5. Mai nach Kappel bei Chemnitz zu Bekannten. Blum, der bei der Abfahrt nicht zugegen war, ließ ein Briefchen an sie abgeben: „Meine Freundin! Sie haben mir ein Recht gegeben zu dieser Anrede, als Sie eine ähnliche an mich richteten, und es würde mir sehr weh thun, mich dieses, wenn auch nur geschenkten, Rechtes entäußern zu müssen. So komme ich denn, Ihnen als Freund ein herzliches Lebewohl und eine glückliche Reise zu wünschen. Mögen Sie die frohen und glücklichen Tage rein und ungetrübt genießen, möge der mächtig heranquellende Lenz in Ihrer Seele ein treues, grünend und blühendes Abbild finden und so der Doppelreiz jugendlicher Schöpfung und Empfindung Sie durchglühen und Ihnen die prangende Natur doppelt schön machen — mögen Sie aber auch nach diesem Genusse gesund und heiter zurückkehren und beim Wiedersehen ebenso mild und freundlich sein Ihrem Sie herzlich grüßenden

R. Blum."

Es ist ja nichts Besonderes in diesem Zettelchen — tausend und abertausendmal ist Aehnliches geschrieben worden — gerade so gut, gerade so ernst gemeint — aber es ist die aufkeimende Liebe Robert Blum's, die sich uns hier ankündigt, und Robert Blum, der so tapfer für sein Volk und für die Sache des Volkes in den Kampf und in den Tod gegangen ist, hat ein Recht darauf, daß wir in ihm nicht blos den Blutzeugen und Helden verehren, sondern auch den Menschen, dessen Seelen- und Herzensleben für uns ein nicht minderes Interesse hat, als sein geistiges Leben und sein politisches Wirken. Ist doch das eine von dem andern nicht zu trennen.

Das Briefchen, welches wir soeben veröffentlicht, bildet den Ausgangspunkt einer Correspondenz, die „ein wahrer Schatz genannt werden kann. Niemals vorher und nachher hat Robert Blum so viel Muße und Neigung gefunden, sein Innerstes so rückhaltslos zu offenbaren, über alle möglichen Fragen der Zeit, wie über die ewigen großen Räthsel des Menschenherzens und Menschendaseins

so eingehend sich zu verbreiten wie in diesem Briefwechsel.“*)

Wir müssen uns auf die Mittheilungen des Charakteristischsten beschränken.

Ende Mai und Anfang Juni — das Datum ist nicht angegeben — schreibt er der „Freundin“ über einen Ausflug nach Dresden und Tharandt: — — „Sie (die damals frisch eröffnete Leipzig-Dresdener Eisenbahn) ist ein Werk, das Bewunderung verdient; besonders der Tunnel macht einen großartigen Eindruck. In dem Felsengewölbe selbst herrscht die tiefste Nacht, und das Brausen der Maschine und der dahinsausenden Wagen bricht sich schauerlich an der düstern Wölbung. Die Damen, die im Wagen saßen, wurden ordentlich ängstlich. Ich habe auf dem Weg gedacht, daß in des Menschen Natur ein gewisses Etwas liegt, was zur Knechtschaft hindrängt, was ihn ebenso sehr fähig und geneigt macht zu tyrannisiren, als tyrannisirt zu werden. Sehen Sie sein ganzes Treiben an: es ist eine fortwährende Knechtung der vorhandenen Wesen und Kräfte; er knechtet die Thiere, die Elemente, den Boden und zieht jetzt gar schwere eiserne Ringe um die arme Erde. Ueberall ein Streben nach Vermehrung harter Bande, nirgend, nirgend nach Sprengung derselben, nach Befreiung. Wie, sollte der Mensch, der so großartige Dinge vollbringt, nicht augenblicklich das Joch zersprengen können, welches ihn drückt, seit Jahrhunderten, — wenn er nur ernstlich wollte? Aber das ist das Schlimme, daß nur so wenige wollen.“

Wir haben die Stelle hauptsächlich des Schlußsatzes wegen angeführt. Auf das Unpassende der Nebeneinanderstellung politischer Knechtung und der Knechtung der Elemente, die doch die Hebung und Befreiung des Menschen zum Zwecke hat, brauchen wir uns nicht einzulassen.

Um diese Zeit entdeckten die zwei „Freunde“, daß sie sich in puncto der „Freundschaft“ geirrt hatten, und es erfolgte eine Verständigung mit obligater Verlobung. Wie sich das ziemt, that er den ersten Schritt. In einem Brief hatte Eugenie den Vorschlag gemacht, nach Amerika zu gehen. „Nein, liebe Jenny“ (mit der „Freundin“

---

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 121.

war es schon aus), antwortete er am 14. Juni 1839, „nach Amerika gehen wir nicht, wenigstens nicht, so lange noch ein Fünkchen Hoffnung vorhanden ist, für die Freiheit und einen besseren Zustand des Vaterlands wirken zu können. Ja, wenn hinten, weit in der Türkei die Völker nicht aufeinanderschlagen; wenn Louis Philippe seine ganze Nichtswürdigkeit durchsetzt; wenn Ernst August (von Hannover) triumphirt und, wie sich von selbst versteht, einige Dutzend Nachahmer findet, dann wollen wir wieder davon reden, das heißt, wenn wir dann noch können und nicht füsilirt sind. Das Wirken für die Freiheit, nur die Aussicht, die entfernte Hoffnung dazu, ist äußerst reizend und wohl eines trübseligen Harrens werth. Aber ich glaube nicht, daß das Streben nach dieser einen, allerdings heiligsten Pflicht es ausschließt, daß wir uns das einmal unvermeidliche Harren so angenehm als möglich machen; ja insofern eine das Herz und den Geist gleichmäßig befriedigende Existenz dazu dient, uns zu veredeln und unsere Kräfte zu stärken und zu entwickeln, so dürfte es nicht bloßer Egoismus sein, wenn wir trachten, uns eine solche Existenz zu begründen. Eine solche fehlt mir und mein Herz sehnt sich darnach mit aller Inbrunst, sehnt sich hinaus aus dem öden, farb- und reizlosen Allein. — Können und wollen Sie es versuchen, mir einen stillen, freundlichen Tempel der glücklichen, anspruchslosen Häuslichkeit zu bauen und das traulichste Plätzchen darin nach eigner Wahl sich zu behalten, ihn ganz und gar mit mir theilen, bis uns eine höhere Pflicht hinausruft in das rauhe Leben oder in das unerforschte Jenseits? — Sehen Sie, wie ich anfing, stand ein langer Brief vor meiner Seele, mit dieser einen gewichtigen Frage aber bin ich erschöpft; ich lege sie Ihnen trocken vor, ohne Schminke, ohne Commentar. Sie kennen die Verhältnisse, Sie glauben den Menschen zu kennen. Nun harre ich Ihrer Entscheidung entgegen; sagen Sie nein, so thun Sie das kurz, ohne Gründe, ohne Bedenken. Sie wissen, ich habe eine derbe Schule durchgemacht und kann etwas ertragen. Denken Sie dann, ich habe Ihnen einen neckischen Traum erzählt. Sie haben darüber gelächelt und ihn vergessen. Aber darum bitte ich Sie dringendst, stehen Sie mir deshalb in der Folge nicht ferner als bisher.

Lassen Sie, liebe Jenny, nicht zu lange zwischen Furcht und Hoffnung schweben Ihren Robert."

„Und ich sollte nein sagen?" war die umgehende Antwort. „Ewig Deine Eugenie!".

Das war die Verlobung.

Die Liebesidylle läßt Blum keinen Moment den Ernst der Zeit vergessen, nicht die Pflichten, die sie ihm auferlegte, nicht die Möglichkeit einer Katastrophe. Ein prophetischer, fast tragischer Ton klingt aus einem Brief vom 6. Juli heraus. Die Geliebte hatte dem Gedanken Ausdruck gegeben, ein „Wetterschlag aus heiterm Himmel könne ihr Glück plötzlich zerstören." Da antwortete er: „Unsere Zeit, die mit furchtbarem Druck nicht allein auf dem öffentlichen Leben lastet, sondern auch mit den Krallen der Tyrannei hineingreift in das Heiligthum der Familie und mit roher Gewalt die zartesten Bande sprengt, ist wohl geeignet, uns mit derartigen Betrachtungen vertraut zu machen. Eugenie, wärst Du ein Weib wie tausend andere, selbst von der besten Sorte, ich würde Dir bei dieser Betrachtung sagen: tritt zurück! Oder ich würde gewaltsam mit Dir brechen oder mich bestreben, Dir unerträglich zu werden. Da mir aber ein gütiges Geschick in Dir nicht blos ein gutes und liebendes, sondern auch ein edles, denkendes und des höchsten Aufschwungs fähiges Weib so unverdient zuführte, so schließe ich Dich mit um so größerer Inbrunst an das Herz und rufe Dir zu: „Laß uns genießen das süße Glück der Stunde; aber laß uns vorbereitet sein, daß die nächste Stunde Alles zertrümmern kann! Laß uns gestählt sein für die Leiden, die da kommen — ja ich sage fast mit Zuversicht: kommen werden — und nie vergessen, daß die neidischen Götter Opfer verlangen, ehe sie der Menschheit ersehnte Güter gewähren. Die Liebe sei uns dann der leuchtende Stern in dunkler Wetternacht; er schimmert ja durch Gitter und Mauern und verscheucht die Finsterniß. Liebe und Freiheit sei uns ein unzertrennliches Zwillingsgestirn, dem wir folgen, auf welche Bahnen es uns auch führen mag. Du kannst nicht glauben, wie glücklich es mich macht, zu wissen, daß diese Worte in Deinem Herzen widerklingen, daß Du das starke Mädchen bist, welches sie nicht allein

mitzufühlen, sondern auch darnach zu handeln vermag. Der Himmel weiß, warum ich unter allen Männern so bevorzugt bin, Dich gefunden, mir Deine Liebe errungen zu haben. Aber ich bin's und daß ich's bin, ist meine Seligkeit." — —

Diesem Brief waren einige Geschenke beigefügt; Jenny dankte dafür und schrieb im schmerzlichen Bewußtsein ihrer Armuth: „Du beschenktest mich so reich und ich habe nichts, gar nichts, nicht einmal das, was man auch nur die bescheidenste Ausstattung eines Mädchens nennen kann." *) Die Antwort war ein längerer Brief vom 15. Juni, dem das nachstehende Gedicht beilag:

„Du hättest nichts dem Bräutigam zu bieten
An Werth und Schmuck? Das thut mir wahrlich leid,
Man zieht solch inhaltleere Menschen-Nieten
Nicht gern in unsrer materiellen Zeit.
Und bringst Du mir nicht Heirathsgut, nicht Schätze
An Silber, Gold und Perlen reichlich ein,
So sag' ich nach modernem Zeitgesetze:
Lass' ab von mir, mein Kind, es kann nicht sein!

Ja Silber will ich! Zwar nicht jenes weiße
Und glänzende Metall, das aus dem Schooß
Der Erde holt der Mensch in blut'gem Schweiße,
Damit zu fälschen und zu prunken blos; —
Ich will das Silber ewig wahrer Liebe,
Die sich als haltbar, ächt und rein bewährt,
Die selbst der Schicksalswolken bange Trübe
Mit mildem Glanz erhellet und verklärt.

Und Gold will ich! Zwar nicht das vielverfluchte,
Das in der Berge tiefen Gründen ruht;
An das der Menschen Habgier, die verruchte,
Die Seele setzt und Ehre, Recht und Blut; —
Ich will das Gold der felsenfesten Treue,
Das jeder Probe, auch der schärfsten, steht;
Das Gold, das stets im Herzensschacht auf's Neue —
Wie viel man auch davon verbraucht — ersteht.

Und Perlen will ich! Zwar nicht aus den Tiefen
Des Meers, wo von Dämonen sie bewacht,
Den süßen Schlummer des Vergessens schliefen,
Eh' sie die frevle Gier an's Licht gebracht.
Ich will die Perlen heiliger Empfindung,
Des Mitgefühls bei Andrer Schmerz und Lust,
Das Sinnbild göttlich-menschlicher Verbindung,
Wie's thront in Tiefen einer edlen Brust..

---

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 130.

Und daß zum Reichthum Reichthum sich geselle,
Biet' ich Dir — karg zwar — gleiche Mitgift dar;
Wir bergen für des Lebens Wechselfälle
Die Güter auf der Laren Hochaltar. —
Du hast und bringst mir reichlich diese Schätze!
Und wüßt' ich nicht, Du brächtest sie mir ein,
Dann nach dem ewigen Vernunftgesetze
Sagt' ich: Laß ab, es kann, es darf nicht sein."

Robert Blum ist kein Dichter von Natur Gnaden, aber wie es wahr ist, daß der Zorn zum Redner macht, so wahr hat die Liebe ihn hier zum Dichter gemacht. — —

Doch nun wieder in's Ringen des öffentlichen Lebens.

„Jetzt geht's an die Wühlerei!" schreibt er am 20. Juli der Braut. Und, gewöhnt, was er that, tüchtig zu thun, hat er denn auch tüchtig „gewühlt".

Es gab Landtagswahlen, und Blum ging auf eine „Agitationsreise" ins Vogtland, wobei er seinen Zweck erreichte, sich aber auch das Bein verrenkte, so daß es geschient werden mußte. Dies war die „Wühlerei" Nr. 1. Die „Wühlerei" Nr. 2 galt der Organisation sämmtlicher Oppositionselemente in Deutschland. Von wem die Idee ausgegangen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls war Blum einer der Hauptmacher. Er war nicht mehr blos im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, er war selbst ein Mittelpunkt des politischen Lebens geworden. Mit allen namhaften Oppositionsmännern Deutschlands steht er in Verbindung — mit Johann Jacoby sowohl, wie mit den badischen Kammer-Wortheldeu. Dem Namen nach galt es die Gründung eines Central-Oppositionsblatts — das war indeß blos das Aushängeschild — in Wirklichkeit handelte es sich um eine Vereinigung und Organisation der über ganz Deutschland zerstreuten „Männer des Fortschritts", — natürlich nicht um einen „Geheimbund", wie der gestaltenseherische Sohn meint. Um die Sache in Fluß zu bringen, wurde eine Konferenz arrangirt — in Frankfurt und Mainz — zu welcher Robert Blum sich als Delegirter begab. „Was das Resultat meiner Reise betrifft," schreibt er am 3. November nach seiner Rückkehr an die Braut, „so hat dasselbe zwar nicht allen Wünschen entsprochen, aber doch die Erwartungen übertroffen. Es ist zu hoffen, daß bei der Einigkeit zwischen Verlegern und Redakteurs ein tüchtiges Werk zu Tage gefördert werde,

wozu einstweilen rüstige Vorbereitungen getroffen werden. Gott gebe seinen Segen". Nun, wenn die Erwartungen Blum's übertroffen wurden, müssen sie sehr, sehr gering gewesen sein. Die erstrebte Organisation kam nicht zu Stande, und konnte nicht zu Stande kommen, weil die Oppositionselemente von viel zu verschiedenartigem Wesen waren. Die Bewegung von 1848 hat niemals eine eigentliche Organisation gehabt — das einzige Band, welches die „Männer des Fortschritts" („Verleger und Redakteurs") zusammenhielt, war — das wiederholen wir — die Gemeinsamkeit der Opposition. Blos in der Thatsache des Opponirens war man einig — nicht über den Zweck, nicht über ein Programm — an ein Programm dachte man gar nicht. Freilich, die oppositionelle Stimmung war allgemein, das machte die „Opposition" mächtig, das hätte sie unwiderstehlich gemacht, hätte ihr 1848 den Sieg gegeben, wenn sie organisirt und zielbewußt gewesen wäre. — —

Am 29. April 1840 heirathete Blum seine Jenny, und das junge Paar bezog ein kleines Häuschen hinter der Funkenburg an der Frankfurter Straße. Hier wurden dem glücklichen Paar zwei Söhne geboren. —

Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, an die sich eigenthümlicher Weise große Hoffnungen geknüpft hatten, kam ein frischer Anstoß in das politische Leben Deutschlands. Die unvermeidlichen Enttäuschungen wurden ihrerseits zum Sporn. Blum war sehr thätig. Das vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunst (24. Juni 1840) wurde zu einer imposanten Demonstration für die Preßfreiheit benutzt. Im Winter 1840 und 1841 wurde der „Literatenverein" — das Wort „Literat" war zu jener Zeit noch nicht eine Beleidigung — gegründet, zu dessen Vorstand Blum vom Jahre 1841 an gehörte. Der Verein war nicht direkt politisch — die Politik war sogar ausdrücklich durch die Statuten verbannt —, aber er bezweckte „gemeinsame Beachtung, Prüfung, Berathung und Entschließung hinsichtlich aller Verhältnisse, welche die Ehre und die Interessen des Literatenstandes, der Literatur und der Presse angehen", und machte es den Mitgliedern zur Pflicht, „alle dahin einschlagenden Angelegen-

heiten, die den Vortheil und die Ehre der Literatur und der Presse betreffen, im Verein zur Kenntniß und Sprache zu bringen, damit ein allseitiges Einverständniß hierüber möglich werde und nöthigenfalls die öffentliche Darlegung des Gesammtwillens erfolgen könne."

Da nun die Frage der Preßfreiheit zu jener Zeit so ziemlich die brennendste von allen war, und diese Frage eine eminent politische ist, so ergibt sich von selbst die politische Tendenz des Literatenvereins.

Einen ähnlichen Zweck hatte die gleichfalls vornehmlich von Robert Blum bewirkte Gründung des Leipziger Schillervereins im Herbst 1840. Das erste Schillerfest war am 9. November 1840; Blum hielt die Festrede, wie auch später jedes Jahr bis 1847 — am 9. November 1848 feierte er das Schillerfest auf der Brigittenau. — „Er verstand es", sagt Flathe in seiner Geschichte von Sachsen, „diesen Schillerfesten durch eine künstliche Mischung des politischen mit dem poetischen Elemente einen immer frischen Reiz und eine nicht unwichtige Einwirkung, besonders auf den niederen Bürgerstand zu geben."

In seiner ersten Schillerrede erklärte Blum:

„Wie unendlich bedeutend auch die sittliche und poetische Größe Schiller's sein mag, es gibt noch eine andere, in der neuesten Zeit vorzugsweise erkannte Seite seines Wesens, die ihn mit tausend Liebesbanden festkettet an die Herzen seiner Nation und ihn zum Muster und Vorbilde macht für die edelsten Bestrebungen der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft: es ist dies seine historisch-prophetische Bedeutung, sein Kampf für Wahrheit, Völkerwohl und Freiheit. Werfen wir einen Blick auf den innigen Zusammenhang seiner Schöpfungen mit den Ereignissen seiner Zeit —" u. s. w.

Das ist der Kern der Rede. Am zweiten Schillerfest beantwortete er die Frage: was feiern wir am Schillerfest? wie folgt:

„Seit dem halben Jahrhundert, wo Schiller gelebt und gewirkt, haben wir einen weiten Raum durchlaufen: das Vaterland war zerrissen und zerstückelt durch den Eigennutz Derer, die es zunächst hätten hüten sollen, und wir trugen das schmachvolle Joch der Fremdherrschaft.

Wir rüttelten wieder an unseren Ketten, zersprengten sie und setzten Gut und Blut an unsere Befreiung, an unsere Freiheit. Wir erfuhren schnöden Undank und grobe Täuschung, die schon entkeimende Frucht unseres Blutes wurde abgestreift vom Sturme der Willkür, der Gedanke, das Wort gefesselt, und die begeisterte Vaterlandsliebe geächtet. Wir suchten und fanden neue Lehren zu neuem Wirken und ringen noch immer nach dem Verlornen. Schiller hat uns begleitet auf dem ganzen weiten Wege, hat Jubel und Freude, Schmerz und Entrüstung, Muth und Ausdauer, Duldung und Ergebung, Kraft und Begeisterung, Mäßigung und Klugheit in unsere Seelen gehaucht . . . Der schwierige Weg ist zurückgelegt, vor uns liegt eine offene und ebene Bahn. Nicht, weil unsere gerechten Forderungen befriedigt, die Güter uns gewährt sind, die wir prompt vorausbezahlten, sondern weil die Gesinnung, die sie erstrebt, so stark geworden im Vaterlande, daß sie unwiderstehlich ist — weil die Forderung so tausendstimmig laut geworden, daß man ihr nicht mehr Schweigen gebieten kann — weil man endlich erkannt hat, was uns noth thut, um stark und frei zu werden. Was vor einem Jahrzehnt noch leiser Wunsch und tiefe Sehnsucht einzelner Herzen war, was ausgesprochen als Hochverrath galt, um deßwillen Hunderte in den Kerkern schmachteten, Hunderte dem Vaterlande den Rücken kehren mußten — es ist heute der ausgesprochene Wunsch, die laute Forderung jedes Ehrenmannes; es erschallt aus allen Gauen, aus jedem Herzen, aus jedem Munde — es erschallt selbst von den Festtafeln der Fürsten: „Ein einiges großes, starkes Vaterland, fest wie seine Berge.“ Die Idee hat gesiegt; sie ist Fleisch und Blut, ist allmächtig geworden trotz aller Verfolgung und Unterdrückung — sie wird verwirklicht werden trotz aller Schranken und Widerstrebungen.“

Da haben wir so recht die „Zeitströmung“. „Ein einiges großes, starkes Vaterland“ — darin war Alles einig, sogar die Fürsten; war es doch ein Fürst, der den citirten Trinkspruch ausgebracht hatte: Erzherzog Johann (auf dem Kölner Domfest.) Der Fürst hatte aber noch etwas gesagt, was Blum nicht citirt: „Kein Preußen und kein Oesterreich“, und er hatte dies wohlweislich voran-

gesetzt. Denn wie sollte das große, einige Deutschland zu Stande kommen, wenn Preußen und Oesterreich **fortbestanden**? Da war der Haken, und da lag der Stein des Anstoßes, über den die Bewegung von 1848 stolperte. Blum hat die bedenklichen Worte weggelassen. Im Jahre 1848 erinnerte man sich ihrer und machte den Urheber zum deutschen Reichsverweser. Ob der Fürst sich der vollen Tragweite seines Trinkspruchs bewußt gewesen? Wir glauben kaum. Das klar Denken war nicht in der „Zeit", und ist speziell nicht Sache der Habsburger.

Während Blum sich zum Redner heranbildete, war einstweilen noch die Feder seine Hauptwaffe. Die „Vaterlandsblätter", die 1841 von Dresden nach Leipzig übersiedelten, erlangten unter seiner Leitung einen bedeutenden Einfluß. Seine Artikel begeisterten, und verschiedene seiner größeren Arbeiten erregten Sensation, z. B. seine Abhandlung über den Tod **Weidig's**, welche wir als Einlage veröffentlichen. Die Redaktion der „Vaterlandsblätter" war Georg Günther, Blum's Schwager, übertragen. Sie dienten auch den radikalen Kammermitgliedern zum Organ, mit denen Blum auf's Innigste zusammen wirkte. Blum, das geht aus Allem hervor, hatte die für einen Parteiführer unerläßliche Eigenschaft, die Individualität der Menschen, mit denen er verkehren mußte, zu achten und seine Persönlichkeit niemals vorzudrängen. Er ordnete sich stets dem **Ganzen** unter, und muthete Niemand zu, sich **ihm** unterzuordnen. So sammelte er die Kräfte und leitete, ohne zu verletzen — den **Schein** der Leitung vermeidend, aber um so thatsächlicher leitend.

Außer durch die „Vaterlandsblätter" suchte er das Volk durch **billige politische Schriften** aufzuklären. Seit 1840 gab er mit dem „Literaten" (damals ein gesuchter Titel) **Steger** den „**Verfassungsfreund**" heraus, ein Lieferungswerk, in welchem „wichtige Zeitfragen des Staatslebens" besprochen wurden. In dem „Vorwort" sagt Blum:

„Die Zeit, in der wir leben, ist eine der schönsten und größesten, die es je gegeben. Eine gewaltige Bewegung hat sich der ganzen Welt bemächtigt. Alles will mit Kraft vorwärts, und auch unser herrliches Vaterland hat sich dem neuen Streben der Völker angeschlossen.

Jeder Bürger ist bei diesem Ringen zwischen Altem und Neuem betheiligt, die Kräfte jedes Einzelnen werden in Anspruch genommen, jeder Staatsbürger hat die Pflicht, den großen Ereignissen des Tages, die auch sein Wohl und Wehe entscheiden, seine Aufmerksamkeit zu schenken und sich für oder wider auszusprechen.

„Eine ruhige Prüfung der gewichtigen Fragen, die auf die Gestaltung unseres öffentlichen Lebens von entscheidendem Einfluß sind, thut daher vor Allem Noth. Keine Leidenschaft, kein Irrthum, am wenigsten absichtliche Lüge, dürfen sich in die Erörterung der Formen und Einrichtungen, die für das Staatsleben die passendsten sind, einmischen, sollen wir anders unsere Entscheidung richtig abgeben. Zu dieser Entscheidung sind aber Alle berufen und berechtigt, Arme wie Reiche, Mächtige wie Schwache, Hohe wie Niedere, denn das Vaterland umschlingt alle Staatsbürger mit gleichem Bande, und was ihm widerfährt, Gutes oder Böses, das hat auch jeder Einzelne mitzuempfinden.

„Die jetzige Zeit ist zu einer ruhigen Prüfung wohl vorzugsweise geeignet. Ein tiefer Friede umfängt das ganze Vaterland von der Eider bis zur Donau, vom Rhein bis zur Weichsel, und es hat nicht den Anschein, als ob der Bürger und der Landmann durch Kriegsruf so bald wieder aus ihrer Ruhe aufgescheucht werden sollten. Im Innern herrscht dieselbe gedeihliche Ruhe, mit einer glücklichen Betriebsamkeit gepaart. Alle Hände sind rüstig am Werke, die Künste des Friedens zu pflegen, und Recht und Gesetze finden die Wartung, welche diese wichtigen Stützen des Staates in Anspruch nehmen dürfen. Vorzüglich ist es aber das Verfassungswesen, dem die meiste Theilnahme, der Regierungen wie des Volkes, sich zuwendet, und das zugleich im verschiedensten Sinne, bald mit theilnehmender Liebe, bald mit erbitterter Abneigung besprochen wird.

„Dieses Verfassungswesen und Alles, was daran sich knüpft, näher zu beleuchten, ist der Zweck unseres „Verfassungsfreundes“. In den Kreis unserer Besprechungen gehören daher sämmtliche wichtige Zeitfragen, z. B. über konstitutionelles Prinzip überhaupt, über Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, deutsche Einheit, Ge-

meindeverfassung u. s. w. u. s. w. Wir werden alle diese Gegenstände nach der Reihe besprechen und uns dabei bemühen, mit Ausscheidung alles Ungehörigen und namentlich alles gelehrten Krams, das einfache Verhältniß jeder Sache so darzulegen, wie es dem gesunden Verstande des schlichten Bürgers sich darstellen muß. Denn nicht etwa eine besonders hoch-, vielleicht auch verbildete Klasse von Staatsbürgern haben wir bei unserm Werke im Auge, sondern wünschen vielmehr die Gesammtheit aller denkenden Bürger zu Lesern zu haben, um uns mit ihnen über die wichtigsten Zeitinteressen zu verständigen.

„Das Gefühl unserer Einheit als großes Volk der Deutschen ist lebendiger erwacht denn je. Gott sei gelobt, daß dem so ist, denn unsere Einheit ist unsere Kraft und unser Glück. Es genügt aber nicht, daß wir uns als Deutsche zusammenstellen, wenn der Franzose über den Rhein schreit oder der Russe von seinen Steppen uns den Kantschu zeigt: wollen wir wahrhaft ein eines Volk sein, so müssen wir auch einig sein. Diese Einigkeit wird bedeutend vorbereitet werden, wenn wir uns selbst kennen lernen, wenn wir uns genau Rechenschaft darüber ablegen, was uns in unseren Verhältnissen Noth thut, und welche Staatseinrichtungen und Gesetze unsern Bedürfnissen am anpassendsten sind.

„Nach unserer besten innersten Ueberzeugung können wir nur Eines finden, das uns in Deutschland zur Einheit und Einigkeit zu führen vermag — die Durchbildung eines freien deutschen Verfassungslebens. Nur das allen freien Männern innewohnende Gefühl der Selbstachtung kann dem Deutschen die Würde geben, die er in den Kämpfen mit dem Ausland, die vielleicht bald bevorstehen, so nöthig hat; und nur die unter konstitutionellen Regierungsformen so innige Verschmelzung von Staat und Volk, wie die hier stattfindende fortwährende Betheiligung der Bürger an allen Staatsangelegenheiten, vermögen uns das Selbstbewußtsein zu verleihen, das uns lehrt für jede, selbst die entfernteste Provinz, wie ein Mann einzustehen und für die Ehre des deutschen Namens, für die Wohlfahrt des Gesammtvaterlandes jeden Augenblick Blut und Leben zu opfern.

„Es ist daher der konstitutionelle Standpunkt, von dem wir in diesen Blättern ausgehen. Nur für Bürger

konstitutioneller Staaten und Freunde freier deutscher Verfassungen überhaupt schreiben wir, **nicht für Leute, die dem Staatsbürger blos Pflichten zuerkennen und von keinen Rechten desselben wissen wollen.** Wir sind zu sehr Freunde des deutschen Volkscharakters, um nicht zwei seiner schönsten Eigenschaften — Mäßigung und unparteiische Gerechtigkeit — ihrem vollen Werthe nach anzuerkennen." —

Das Programm ist sehr patriotisch. Es war die Zeit des Becker'schen Rheinliedes, des Kölner Dombau-Toasts, der allgemeinen Schwärmerei für das „eine, einige" Vaterland. Das Freiheitsstreben in seiner unentwickelten Form, sozusagen in seiner Vorstufe trägt immer die Kleidung des Patriotismus. Man betrachte nur die Rolle, welche das Wort „Patriotismus" in den ersten Jahren der französischen Revolution gespielt hat. Das „eine, einige Vaterland" war gegenüber dem „zerrissenen Deutschland" der „Fürsten", das Deutschland des Volks: das Ideal, welches Keiner sich detaillirte — das thut man bei Idealen überhaupt nicht —, von dessen Verwirklichung aber Jeder das Heil, die „Heilung der Zeitkrankheit", die Befreiung von allen politischen Uebeln erhoffte. Robert Blum war das Kind seiner Zeit, über die er sich nicht hinauszuheben vermochte — so wenig als irgend ein Anderer das je vermocht hat. Den Patriotismus von damals mit dem Patriotismus unserer modernen Reichschauvinisten auf eine Stufe zu stellen, wäre sehr verkehrt. Dieser letztere Patriotismus, der auf die Schönfärberei verrotteter Zustände und insbesondere auf die Anbetung des Fürsten Bismarck und der herrschenden Gewalten hinausläuft, ist Servilismus, niedere Speichelleckerei; während jener Patriotismus, welcher von der Erkenntniß der traurigen Zustände unseres Vaterlandes ausging und bessere Zustände erstrebte, Opposition war und Freiheitsbegeisterung. Also genau das Gegentheil. Und wenn Jemand, wie das dem Sohne Blum's widerfahren ist, aus der zufälligen Gleichbenennung zweier verschiedenen, ja einander entgegengesetzten Strebungen deren Identität schließt und daraus seine Folgerungen zieht, so geräth der Jemand natürlich auf die ergötzlichsten Holzwege.

Beiläufig scheint die Censur dem Landfrieden der Blum'schen „Mäßigung und unparteiischen Gerechtigkeit" nicht getraut zu haben, den im Jahre 1843 unterdrückte sie den „Verfassungsfreund". —

Das war indeß nicht gefährlich. Schnell war eine andere Hülle gefunden: an Stelle des „Verfassungsfreundes" trat das Taschenbuch „Vorwärts", an welchem fast alle hervorragenden „Oppositionsmänner" und liberalen Schriftsteller von Ruf mitarbeiteten: Welcker, Hecker, Joh. Jacoby, Herwegh, Hofmann von Fallersleben, Prutz, Freiligrath, Uhland und viele Andere.

Daß das Taschenbuch unter Blum's Redaktion und mit solchen Mitarbeitern zu Verbreitung und Einfluß gelangen mußte, kann man sich denken.

Das Vorwort, durch welches es sich bei dem Publikum einführte, athmet Begeisterung und Siegeszuversicht:

„Wir bringen unser Taschenbuch im Frühling, in der Zeit der am reichsten prangenden Natur. Wohl behaupten manche kleinmüthige Seelen, es sei Herbst im Vaterlande und der Winter nahe, weil die Stürme brausen und es finster wird am Horizont. Laßt es stürmen! Jedem Winter folgt der Frühling. Und der Frühling erkämpft sich die Herrschaft, mag der Winter noch so arg stürmen und toben. Wer weiß nicht, wie im beginnenden Lenze Wolken auf Wolken sich thürmen, wie sie Schnee und Hagel stürzen auf die eisbefreite Erde, wie alle Winde wehen über die vom Lebensodem geschwängerte Flur — hält das Alles den Frühling auf? O, nein. Die Saat keimt ruhig fort im Mutterschooße der Erde, die kräftige Sonne vertreibt zugleich die schwarzen Wolkenschichten und lockt die Keime hervor aus dem befruchteten Boden, und die grünende Flur sieht mit lachendem Triumphe dem dahinziehenden Verderben nach. — Was in schweren und drangvollen Zeiten gesäet wurde in die Herzen des Volkes, was gedüngt wurde mit dem Blute von Tausenden, was entkeimte in dem milden Thaue eines langen Friedens und an der Sonne der allmächtig fortschreitenden Bildung eines kräftigen sittlichen Volkes — das vernichtet kein Sturm, dagegen ist das finstere Unwetter einer augenblicklich mächtigen Reaktion wirkungslos. — Beschränkt, dämmt, unterdrückt, verbietet, konfiszirt, bevormundet die

Schrift und das Wort, verfolgt und verdammt die Vorkämpfer der Zeit, wirkt auf die öffentliche Meinung durch die Heucheleien und Lügen der „guten“ Presse, laßt die Männer des Fortschrittes schmähen und verleumden nach Herzenslust, beschränkt und beaufsichtigt den Lehrstuhl und die Kanzel, gewährt keine von allen Forderungen der Gegenwart und müht Euch ab Tag und Nacht, das Rad der Geschichte zurück zu drehen, den Geist der Zeit zwingt Ihr nicht! Er bereitet still und geräuschlos, aber unaufhaltsam die bessere Zukunft, die sein ist, und blickt mit lächelndem Triumphe auf Eure vergeblichen Mühen! Nicht den Keim könnt Ihr mehr erreichen und zerstören, nur die jungen Blätter bewegen und erschüttern und hin und wieder ein schwaches Zweiglein brechen. Zwar ist es auch schade um jeden hoffnungsgrünen Zweig, der zum Leben und zur Entwickelung bestimmt war. Aber das Werden in der organischen und physischen Natur ist mit Zerstörung verbunden, und wer sich gestählt fühlt zum Kampfe, muß auch den Opfermuth in der Brust tragen; nur dann hat er gerechten Anspruch an die Frucht des Sieges.“

Ueber das Erstrebte und seine und seiner Genossen Thätigkeit spricht sich Blum weiter in Folgendem aus:

„Wir glauben, daß die Zeit gekommen ist, wo wir bauen müssen mit allen Händen, allen Kräften, allen Mitteln an dem heiligen Dom des Einen freien Vaterlandes und sehen in diesem Baue die höchste, die einzige Aufgabe der Zeit, die des wahren Mannes würdig ist. Wir halten das Gesetz der alten Griechen, welches Denjenigen für ehrlos erklärte, der in schwierigen Verhältnissen des Vaterlandes nicht Partei nahm, für ein natürliches und weises, und glauben, daß jetzt die Zeit sei, wo man entweder mitbauen oder hindern muß. Deshalb verachten wir aus tiefster Seele die sich spreizende Hohlheit des sogenannten oder vielmehr sich selbst so nennenden „produktiven Liberalismus“ ohne Kraft, ohne Charakter, ohne Gesinnung, ohne Ziel und ohne Willen — dieses Volk, das heute die Welt stürmen will und morgen — etwas anderes thut, um Hoftheater-Intendant zu werden, oder ein schlechtes Lustspiel auf die Bühne zu bringen; — das gestern die ganze Gesellschaft

auf den Kopf stellen wollte, um etwas „Apartes“ zu haben, heute gegen Preßfreiheit schreibt, morgen wie ein greinender Schulbube sagt: „es thut mir leid, ich will's nicht wieder thun“, und übermorgen mit kindischer Frechheit behauptet: „das habe ich gar nicht gesagt, oder sagen wollen!“ — das heute einen „jungen“ Welttheil gebären zu wollen sich vermißt und morgen sein ganzes „Glück“ in der spießbürgerlichen Schlafmütze findet. — Wir verachten jene altklugen anmaßenden Knabengreise, die „über den Parteien stehen“, sie „beobachten und auf ihre Fehler aufmerksam machen“, und so der kreisenden Geschichte gewissermaßen vorschreiben wollen, daß sie sich ganz nach den Regeln einer prüden Aesthetik geberde. Hinter diesem Dünkel verbirgt sich nur die Feigheit und Untüchtigkeit.

„Das ist unsere Ansicht, ist die Ansicht der Partei. Wir pflanzen ihre Fahne offen auf, lassen sie frisch und fröhlich wehen in der rauhen und milden Frühlingsluft und halten zu ihr mit liebender Treue in Freud und Leid.“

In dieser Sprache weht schon so etwas wie Märzluft.*)

Die „augenblicklich mächtige Reaktion“ war unter dem Ministerium Könneritz, welches im September 1843 das liberale und vielfach auch freisinnige Ministerium Lindenau verdrängte, über Sachsen gekommen.

Es ist unsere Absicht nicht, diese in ihren Einzelheiten jetzt völlig interesselosen Verfassungs-Streitigkeiten und Kammer-Katzbalgereien hier eingehend zu behandeln: um so weniger, da Blum an denselben ja direkt nicht betheiligt war. In den „Vaterlandsblättern“, in seinen Schriften und Reden sekundirte er zwar wacker der Opposition, aber das geschah dann doch immer mit einem Blick auf das Gesammte — jedes lokalen Charakters bar. Abgesehen davon, daß er eine zu bedeutend angelegte Natur war, um partikularistisch oder lokal sein zu können, war Blum schon durch seine Herkunft vor der Ansteckung des

---

*) Hans Blum hat in seinem Zeit- und Charakterbild die ganze gegen den „Liberalismus“ gerichtete Partie weggelassen. Sie war doch etwas zu deutlich — selbst von Herrn Hans beim besten Willen nicht mißzuverstehen.

sächsischen Partikularismus bewahrt, der an sich so gut und so schlecht ist wie jeder andere Partikularismus, nur nicht so gefährlich, wie z. B. der preußische.

Einen Punkt aber müssen wir betonen: die außerordentliche Harmlosigkeit, mit welcher — neben die Gegenwart gehalten — der Kampf zwischen „Reaktion" und „Opposition" damals geführt wurde. Wenn ein Minister einmal einen Strafantrag stellte, so schrie man Zetermordio: heut hageln die Strafanträge tausendweise, so daß der Großmeister dieser Kampfmethode sich gedruckte Formulare hat anschaffen müssen. Und wenn das Ministerium einem Blatt eine „Berichtigung" zuschickte, war das eine Haupt- und Staatsaktion, die monatelang die öffentliche Meinung beschäftigte. Heut müssen die Blätter nicht blos die Berichtigungen bringen, sondern auch den Wortlaut ihrer Verurtheilungen hübsch abdrucken. Und die Censur — es fällt uns sicherlich nicht ein, der Censur das Wort reden zu wollen, aber das müssen wir doch sagen: die Mitglieder der vorachtundvierziger Censurbehörde waren weit, weit freisinnigere Leute, als unsere heutigen Staatslenker. Was damals unter der Censur geschrieben werden durfte, kann heutzutage unter der Herrschaft der „Preßfreiheit" — mit dem Gefängniß, wenn auch nicht mit dem „Galgen" — auch nicht annähernd geschrieben werden.

Blum entging nicht dem allgemeinen Schicksal: er hatte seine Konflikte mit den Behörden. Ein Leitartikel in den „Vaterlandsblättern" brachte ihm einen Strafantrag ein und schließlich eine Verurtheilung zu zwei Monaten. Der Anlaß ist ganz gleichgültig. Und der Prozeß war um kein Haar gereimter oder ungereimter als ein Preßprozeß heutzutage. Aber viel gemüthlicher. Erstens war das Urtheil weit „milder", als es heute gewesen wäre, und dann die Strafvollstreckung! Nicht genug, daß die Hälfte der Gefängnißhaft gnädig in Geldstrafe umgewandelt wurde, erlaubte man die „Absitzung" des restirenden Monats völlig ad libitum. Da spreche man heut vom „fidelen Gefängniß"! Jetzt ist's Mythe. Damals war's eine Wahrheit. Man lese nur: „Das Gesammtministerium verwandelte die Strafe zur Hälfte in eine Geldstrafe von 20 Thalern. (Heut hätte mindestens

das Vierfache für einen Monat bezahlt werden müssen!) Die übrigen 4 Wochen mußte Blum absitzen. Er fing am 26. Oktober (1844) damit an, kam aber erst am 8. Dezember zu Ende, weil er alle Augenblicke, unter allen möglichen Vorwänden, herausgelassen zu werden verlangte — und auch herausgelassen wurde. Zuletzt enthalten die Akten gar keine Gründe mehr, wenn er seine Haft unterbricht. Kein Groschen für „Atzung" findet sich in der Rechnung des „Stockmeisters" gebucht. Warum? werden wir gleich sehen. Blum selbst schreibt nämlich aus diesem fidelen Gefängniß am 23. November 1844 an seine Schwester Margarethe Selbach: „Arbeit habe ich genug; an Unterhaltung fehlt mir's nicht, und meine Freunde besuchen mich schaarenweise. Da kommt täglich ein Theil derselben, bringt mir ein anständiges Frühstück mit Weinen aller Art, und wir essen, trinken, lachen und singen ein paar Stunden zusammen. Abends kommt meine Frau von 5 bis 8 Uhr, oft die Kinder oder Agnes (seine Stiefschwester, deren Vater Schilder kurz zuvor gestorben war), und so geht ein Tag nach dem andern hin. Die Sache ist kindlich dumm und nutzt mir viel mehr als sie mir schadet. Ich habe (während der Haftdauer!) am Schillerfeste an der Tafel von etwa 400 Theilnehmern den Vorsitz geführt, und man hat mir zugejubelt, wie's selten Jemand geschehen ist. Es hat Niemand nur die Wimper gezuckt oder sich ein Wort erlaubt. Und sonst waren die Worte „Gefängniß" und besonders „Kriminal" entsetzliche Dinge. Die Bürgerschaft aber hat mich eben zum Wahlmann gewählt und binnen 8 Tagen bin ich höchst wahrscheinlich Stadtverordneter." *)

„Kindlich dumm" war's gewiß. Was es heute im Punkte der Gescheidigkeit ist, wollen wir für uns behalten. Allein eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken; nämlich daß seit 1848 der „Fortschritt" in Deutschland wesentlich darin bestanden hat, die Gefangenschaft für politische Vergehen zu verschärfen. Es kam ja in der vorachtundvierziger Zeit oft vor, daß politische Verbrecher abscheulich behandelt wurden — gerade der von Blum gebrandmarkte Fall Weidig's bietet ein grausiges Exempel —

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 167.

aber das kann nicht geleugnet werden, daß unsere Voreltern den politischen Gefangenen als eine Art Kriegsgefangenen betrachteten, den man zwar das Recht hat zu tödten, den man aber nicht mißhandelt und nicht herabwürdigt.

Wie anständig war z. B. die Behandlung der politischen Gefangenen in der französischen Revolution, selbst auf dem Höhepunkt des Schreckens! Man lese nur in Louis Blanc's Geschichte der Revolution die Kapitel über die Gefängnisse und das dort veröffentlichte aktenmäßige Material. — —

Genug!

Was den „Stadtverordneten“ betrifft, so hatte Blum noch bis zum nächsten Jahre zu warten!

„Die persönlichen Verhältnisse Blum's hatten sich in der hier in Rede stehenden Zeit (bis 1844) immer günstiger gestaltet, so daß er sich schon 1844 in Leipzig ein eigenes Hausgrundstück (Nr. 8 der Eisenbahnstraße, unmittelbar an der Leipzig-Dresdener Bahn gelegen), erwerben konnte. Der große Garten bot Blum auch Gelegenheit, selbst zu graben und zu pflanzen, was er so gern that. Auch seiner Liebhaberei für die Züchtung edler Tauben konnte er hier behaglich obliegen. Hier wurde ihm sein drittes Söhnchen geboren, das jedoch, kaum ein Jahr alt, der tückischen Bräune erlag. Als ihm ein Jahr nach diesem schmerzlichen Verluste seine Gattin das einzige Töchterchen schenkte, freute er sich des Glücks nicht in dem Grade wie früher. Er hatte auf Ersatz für den todten Knaben gehofft. „Das Vaterland braucht Männer“, sprach er zu den Freunden. Man stand damals in der Aufregung, welche die Augusttage hinterlassen hatten. — —

„Sein neues Heim in der Eisenbahnstraße bildete bald den gastlichen Herd, an dem wohl jeder Gesinnungsgenosse Leipzigs und ganz Deutschlands, der Leipzig berührte, einmal gegessen und sich des gesunden bürgerlichen Familienlebens erfreut hat, das Blum das seine nannte. Mancher schwerverfolgte Pole hat hier sein geächtetes Haupt geborgen.“ *)

*) Robert Blum, von Hans Blum. Daß Blum über die Geburt eines Töchterchens ärgerlich gewesen sein soll, ist unmöglich

Das Blum'sche Haus war stets den Freunden und Gesinnungsgenossen gastlich geöffnet. Schon in der Funkenburg war es so gewesen. Dort hatte Hofmann von Fallersleben, der einige Tage da gewohnt, beim Scheiden dem Gastfreund die Verse hinterlassen:

Ja, immer Friede mit den Guten,
Und mit den Bösen immer Krieg!
Herr. führ' uns in der Hölle Gluthen,
Nur immer führ' uns, Herr, zum Sieg!
Laß Recht und Freiheit nicht verderben
Und fallen durch der Feinde Hand,
Laß lieber uns im Kampfe sterben,
Und rette Du das Vaterland! — —

Am 15. August 1844 erschien **Ronge's Brief** — sein „Offenes Sendschreiben an den Bischof Arnoldi von Trier" (betr. den Unfug mit dem „Heiligen Rock") — in den „Sächsischen Vaterlandsblättern". Der Eindruck war ein ungeheurer. Die ihrer politischen und socialen Ziele nicht klar bewußte „Opposition" warf sich naturgemäß in die religiöse Bewegung, wo das Gefühl den Ausschlag gibt.

Der Deutschkatholizismus entstand und Blum wurde einer der Führer. Daß er auch auf religiösem Gebiete „freisinnig" war, und zwar lange vor Ronge, erhellt aus zahlreichen Stellen seiner Briefe, Gedichte und Zeitungsartikel; daß er sich vom Dogma befreit hatte, zeigt namentlich der Brief, welchen er unmittelbar nach dem Tode seiner ersten Frau geschrieben hatte (S. 37 f.). Wenn er damals noch an ein persönliches Fortleben nach dem Tode, an eine Auferstehung geglaubt hätte, so würde er es in diesem Moment angedeutet haben, anstatt zu sagen, daß sein junges Weib ihm „ewig nie" wiederkehren werde.

Ueber das Wirken Blum's an der Spitze der deutschkatholischen Bewegung sprechen wir uns in einem besonderen Abschnitte aus.

Hier nur eine Bemerkung. Man hat Ronge einen „zweiten Luther" genannt. Heute lacht man darüber.

---

zu glauben. Aus einer hingeworfenen Aeußerung, wie sie ja häufig sind, mag das Gerede entstanden sein, und der Sohn als richtiges enfant terrible, hat den Klatsch verewigt.

Heute nennt man aber verschiedene andere Leute die zweiten Luther: Herrn Stöcker und die Leiter des Altkatholizismus. Das ist noch lächerlicher. Der „zweite Luther“ von damals ist geistig sicherlich nicht unbedeutender als seine modernsten Titelnachfolger, aber eins hat er — abgesehen von seiner Person und von seinem späteren Treiben — vor ihnen voraus, und das ist, daß er gegen die Reaktion kämpfte, während Stöcker, Döllinger und Konsorten Werkzeuge der Reaktion sind. Die historische Gerechtigkeit zwingt uns, diesen Unterschied festzustellen, damit man nicht eine Bewegung unbillig beurtheile, die an sich, nach ihrem geistigen Inhalt, allerdings wenig Anspruch auf unsere Anerkennung hat.

Fast auf den Tag ein Jahr nach der Veröffentlichung des Ronge'schen Briefes trat ein Ereigniß ein, das Deutschland zum ersten Mal hinter der relativ harmlosen Außenseite den blutigen Ernst der vorhandenen Gegensätze enthüllte, und das aus dem politischen Schwärmer — denn das war er noch immer —, aus dem politischen Dilettanten Blum den Politiker und Volksmann Blum machte: die Katastrophe des 12. August 1845, von welcher Freiligrath gesungen hat:

> Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
> Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert;
> Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
> Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.*)

Wir theilen den Hergang nach der (zu Anfang citirten) Schrift von Arthur Frey mit, welcher sich im Ganzen großer Objektivität befleißigt, jedenfalls mit seinen Sympathien nicht auf Seiten der „Exzedenten“ (des „Pöbels“) neigt.

„Ich gehe über“, schreibt Frey 1849**) „zu dem Tage aus Blum's Leben, der bewiesen hat, daß er nicht allein ein Mann des Wortes ist, sondern auch ein Mann der That. — Der tief betrauerte 12. August 1845 sollte es sein, der darzuthun hatte, was das beredte Wort eines

---

*) Die Bartholomäusnacht „Pariser Bluthochzeit“ war am 23. August 1572.

**) „Robert Blum als Mensch, Schriftsteller und Politiker“, von Arthur Frey. S. 87 ff.

Mannes vermag, sofern er Achtung und Ansehen bei seinen Mitbürgern, im Uebrigen Verstand und Herz besitzt.

„Die Katastrophe des 12. August ist von zu großer Bedeutung, als daß wir nicht näher darauf eingehen sollten, — überdies haben so viele eben so unwahre als abgeschmackte Ansichten darüber die Runde in den öffentlichen Blättern gemacht, daß die nachfolgende Darstellung, welche wir als eine unparteiische, möglichst getreue hinstellen wollen, sicher am rechten Platze ist.

„Sehen wir uns einmal nach den bewegenden Kräften um, die hier in Anwendung gebracht wurden; die Consequenzen sind dann leicht zu ziehen. Das Jahr 1845 ist für Sachsen ein bedeutungsvolles gewesen. Verschiedene Maßregeln gegen die Presse, verschiedene Maßregeln der Ministerien, unter anderen die Verordnung vom 7. Juli, welche die Versammlung der „protestantischen Freunde" („Lichtfreunde", wesentlich Gleiches erstrebend mit den Deutschkatholiken) verbot, hatten die im schönen Sachsen sonst so heitere Luft drückend und schwül gemacht. Es wurde ein fortwährender, wenn auch nicht immer stark hervortretender Kampf geführt: die religiösen Bewegungen der Gegenwart trugen das ihrige dazu bei, insbesondere die Ministerial-Verfügungen gegen die Deutschkatholiken wurden dem Volke so fühlbar, daß am Ende nichts übrig blieb, als für alle die Angelegenheiten eine Ursache, einen Hebel zu finden, dem man nach Kräften davon aufladen konnte. Die Stellung des katholischen Hofes zu dem protestantischen Lande mag oft genug der Gegenstand des Nachdenkens intelligenter und eben nicht intelligenter geistiger Kräfte gewesen sein; sie wurde es wieder. Die einzelnen Glieder des königlichen Hauses vertreten in der Regel bei dem Volke gewisse Richtungen, man verknüpft unwillkürlich mit dem König, oder mit dem einen oder andern Prinzen des Hauses diese und jene Lieblingsidee, Lieblingsidee in gutem oder bösem Sinne, — so auch hier. Ein vorherrschendes Mißbehagen des Volkes an kirchlichen wie an politischen Zuständen im Vaterlande wird Niemand in Abrede stellen wollen; das Mißbehagen an den kirchlichen wurde das bei weitem überwiegende, und der Prinz Johann, der Bruder des regierenden Königs (und spätere König), wurde damit in die lebhafteste

Verbindung gebracht. Wir wollen nicht annehmen, daß Nachrichten, wie z. B., kein Diener des Hofes sei zur deutsch-katholischen Kirche übergetreten und dergleichen mehr, irgend großen Einfluß dabei gehabt haben, obwohl sie sicher beachtet worden sind — genug, das Volk sah den Prinzen Johann als am meisten betheiligt bei den kirchlichen Angelegenheiten an. Das eben Gesagte würde vielleicht eine hinreichende Erklärung geben, wäre an jenem Abend (des 12. August) etwa nur ein geistliches Lied gesungen worden, oder hätte man nur, wie dies bereits am Nachmittage geschehen, der dem Volke am Herzen liegenden Männer der kirchlichen Bewegung in lauten Exklamationen gedacht — aber es geschah ganz Anderes, und daß dies geschah, war ein Werk des Zufalls, keineswegs aber vorhergesehen oder vorher berechnet. —

„Der Prinz Johann, als Generalkommandant sämmtlicher Kommunalgarden Sachsens, kam am Nachmittag des 12. August in Leipzig an und begab sich sogleich nach dem Platze, auf dem die Musterung stattfinden sollte. Es hatte sich eine sehr bedeutende Menge Zuschauer bei diesem Schauspiele eingefunden, und zwar Zuschauer, die nicht eben die ruhigsten genannt werden konnten. Hätte der Kommandant der Leipziger Kommunalgarde den Platz räumen lassen, so wäre meines Erachtens der Anfang des Skandals am Abend vermieden worden, und damit vielleicht die ganze Katastrophe; es geschah dies indeß nicht. Der Prinz beendigte die Musterung, wobei der eben erwähnte Kommandant der Leipziger Kommunalgarde dem Prinzen ein Lebehoch ausbringt. Durch einen fatalen Zufall bemerkt der Tambourmajor das gegebene Zeichen zum Einfallen der Musik nicht, und diesen Zufall legte der pöbelhafte (?) Theil der Zuschauer, die während der Musterung gelärmt, gejubelt und gerufen, zu seinen Gunsten aus, er pfeift und zischt, und gab damit hinlänglich zu erkennen, wie er, nur irgend durch kleine Nebenumstände begünstigt, wohl schlimmere (?) Dinge begehen möchte, fände sich nur eine Gelegenheit dazu.

„Anstatt nun aber all' und jede irgendwie dazu brauchbare Gelegenheit bei Seite zu räumen, bietet man die Gelegenheit. Die Kommunalgarde brachte ihrem Generalkommandanten einen Zapfenstreich, der die Leute

auf den Beinen erhielt, noch mehr davon herbeilockte, sie konzentrirte, und zwar unter den Fenstern des Prinzen. Frech und gehoben durch den scheinbaren Erfolg vom Nachmittag, wogte das Volk mit wildem Geschrei den Musikern nach und blieb, als die Musik wieder abzog.

„Die Masse, die vor den Fenstern des Hotel de Prusse, in dem der Prinz logirte, sich umhertrieb, bekam Langeweile; das Pfeifen und Schreien genügte ihr nicht mehr, es ist überdies erst halb zehn Uhr, das Wetter schön, der Himmel dunkelt ziemlich, da muß etwas Anderes drankommen, nur der Abwechslung wegen. Man fängt an zu singen, zuerst das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott", dann einige mehr weltlichen Inhalts, unter ihnen auch das Lied aus Schiller's „Räubern". Der Zusammenhang zwischen dem ersten Akt des Pfeifens und dem zweiten Akt des Singens ist ganz klar, der Zusammenhang des zweiten Aktes mit dem dritten hingegen, mit der nichtswürdigen Ungezogenheit, die Fenster des Hotels einzuwerfen, wird besonders noch gegeben durch die unbegreifliche Unthätigkeit, welche die Polizei während der ganzen bisherigen Demonstration an den Tag gelegt, eine Unthätigkeit, der am Ende ein nicht ganz unbedeutender Theil der Schuld dieses Abends zugeschrieben werden muß.

„Der Pöbel (?!) hatte geschrieen, gepfiffen, gesungen, und man hatte ihm gar nichts deshalb zu Leide gethan — das ennuyirte ihn — „Nicht einmal ein paar Polizeidiener bekümmern sich um die ganze Sache? Das wäre ja noch besser!" So mochte Mancher aus dem Haufen denken (?), und mochte wohl eben schon sich auf den Nachhauseweg machen wollen, da er jetzt mit seinem Witz am Ende war — da wird ein Stein nach einem Fenster des Hotels geworfen, das Glas fällt klirrend herab — ein Augenblick der Ueberraschung, dann wild losbrechender Jubel, endlich ein anhaltender Hagel von Steinen auf das Hotel sind die Folgen des Bubenstücks, das vielleicht ein Dutzend Menschenleben gekostet und unendlichen Schmerz und unsägliches Elend bereitet hat. —

„Was ging denn nun während dieser Zeit im Hotel selbst, in der Umgebung des Prinzen vor?

„Er saß bei Tische und mit ihm die obersten Behörden der Stadt. Die Tafel war im Gartensaal servirt — der Skandal der Menge vor dem Thore drang ziemlich vernehmlich in den Speisesaal. Gegen halb 10 Uhr wird die Tafel aufgehoben; der Regierungsrath Ackermann, welcher den von Leipzig abwesenden Kreisdirektor vertrat, berathet sich mit dem Kommandanten der Kommunalgarde und den anwesenden Offizieren der Garnison; alle Anwesenden verkennen das Unbedeutende der wirklichen Gefahr, erkennen dagegen ebenso wenig, daß bereits viel Zeit verloren und es nun die höchste Zeit sei, dem Unfug der Menge zu steuern — endlich erhält der Hauptmann der Kommunalgarde, Dr. Heyner, den Befehl, die 40 Mann herbeizuholen, womit der Kommandant für den Abend die Kommunalgardenwache verstärkt hatte. Dr. Heyner geht unangefochten quer über den Platz durch die Menge, und obwohl er erklärt, er hole das Wachtkommando, widersetzt man sich seinem Fortgange nicht. Wäre dies wohl geschehen, wenn in diesem Straßenskandal etwas Anderes verborgen gewesen wäre? Die Tausende, welche den Platz bedeckten, hätten in diesem Falle wohl Anderes gethan, als ihm Platz gemacht.

„Während der Dr. Heyner nach dem Naschmarkt eilt, wo sich die Hauptwache der Kommunalgarde befindet, sind die Behörden noch immer über den wahren Zustand der Dinge außerhalb des Hotels völlig im Unklaren. Man findet, daß der Dr. Heyner zu lange ausbleibt; man erwartet vielleicht jeden Augenblick, daß das Volk hereinbricht, während es sogar noch einen Halbkreis um das Thor des Hotels freigelassen — kurzum, man verkennt die ganze Angelegenheit, und jetzt wendet sich der Regierungsrath Ackermann um Hilfe an die gegenwärtige Militärbehörde der Stadt. Der Oberstlieutenant von Süßmilch geht in ganzer Uniform ebenfalls ungehindert durch die Menge, die ihm willig Platz macht, um die Truppen herbeizuholen. Die Kommunalgarde kommt nicht, da dringen die Schützen, das Gewehr zur Seite, an und räumen den breiten Platz vor dem Hotel im Augenblick. Eben trifft auch die herbeigeholte Wachtmannschaft der Kommunalgarde mit Dr. Heyner ein, es wird ihr ein Platz links vom Hotel angewiesen,

die Menschenmasse hatte sich in die Allee oberhalb des Platzes zurückgezogen, der Platz selber ist leer. Das Lärmen der Menge dauert, wenn auch schwächer, fort; sie ist im Begriff, sich zu zerstreuen, wogt hin und her, um einen Weg zum Weggang zu finden, da wird in diese eng zusammengedrängte Menschenmasse gefeuert. Die Aufforderungen zum ruhigen Nachhausegehen sind in der Nacht bei dem Lärm nur von Einzelnen gehört worden, den Andern unbekannt geblieben. Der Anblick der Sterbenden und Verwundeten belehrt sie erst, wie ernst es gemeint war, da im Augenblick des Feuerns selbst Niemand an das glaubte, was er nachher mit Schrecken gewahrte. Der Oberstlieutnant von Süßmilch hatte beim Zusammenziehen der Truppen im Schloßhofe laden lassen.

„Die Bestürzung und Entrüstung über den eben erzählten Vorfall war eine außerordentliche. Daß nun in der Nacht vom 12. zum 13. August nicht in anderer Weise die Ruhe der Stadt gestört, nicht viel Schlimmeres geschehen, als eben am Abend selbst, das ist wohl der beste Beweis, wie eben nur durch den Zufall herbeigeführt, also durchaus unberechnet das Geschehene war. Die Entrüstung war so allgemein, daß, wären nur irgend brennbare Stoffe dagewesen, sie jetzt sicher gezündet hätten. Es geschah nichts von alledem, was hätte geschehen können, — zum Heil der Stadt und ihrer Bewohner.

„Die nächste Folge war eine Berathung im Schützenhause, was von Seiten der Stadt in der Angelegenheit zu thun sei. Diese Verhandlung fand am Nachmittag des 13. August statt und wurde von Tausenden besucht. Die verschiedenen Sprecher traten nach einander auf — keiner von Allen verstand es, die Menge zu beruhigen, die sich immer mehr und mehr erhitzte; schon begannen sich die verderblichsten Aeußerungen Luft zu machen und man mußte jetzt erwarten, was so sehr zu fürchten war: — da trat der Mann dazwischen, der berufen war, ein Zeugniß seiner Sendung zu geben, durch die ihm innewohnende Kraft der Rede über Tausende seiner aufgeregten Mitbürger obzusiegen und die empörten Gemüther auf die Bahn des Gesetzes zurückzuführen. Dieser Mann war Robert Blum.

„Blum war am 12. und 13. August in Dresden gewesen und kehrte erst am Nachmittag des letztgenannten Tages nach Leipzig zurück. Er erhielt die Schreckenskunde und begab sich nach dem Schützenhause, wo er eben zur rechten Zeit noch ankam. Plötzlich schallte seine wohlbekannte klare Stimme weithin über die horchende Menge. „Verlaßt den Boden des Gesetzes nicht!“ rief er, und die ganze Versammlung folgte ihm willig. Nach seinem Rath begab man sich in langem Zuge nach dem Markte; er selbst, gefolgt von einer Deputation begab sich auf das Rathhaus und trug den versammelten Magistratspersonen die Wünsche der unten Harrenden vor, die, treu dem ihm gegebenen Wort, ruhig das Wiederkommen ihrer Abgesandten abwarteten. Nach geschehener Berathung erschien Blum an der Spitze der Deputation auf dem Balkon des Rathhauses und verkündete die Resultate seiner Sendung; darauf zerstreute sich die Menge, wie er es verlangt hatte. Dieser 13. August war wohl einer der gefährlichsten Tage in Leipzigs Geschichte — der eine Mann sprach die Stimme des Gesetzes und das Gesetz siegte durch ihn. Was an den späteren Tagen geschehen ist, gehört nicht mehr hierher. Die Versammlungen im Schützenhause dauerten fort, bis sie für ungesetzlich erklärt wurden und unterblieben. Später wurden gegen die Redner in diesen Versammlungen, sowie bei der Leichenfeier der Gefallenen „Erörterungen“ angestellt — auch unser Blum gehörte zu diesen, ohne daß ihm jedoch irgend etwas Nachtheiliges daraus erwachsen wäre.

„Die ganze Stadt erkannte gern und freudig die Verdienste an, welche Blum sich um ihre Ruhe erworben. Als ein Andenken an jene Zeit überreichte man ihm am 10. November, seinem Geburtstage, eine Dankadresse, bedeckt mit zahlreichen Unterschriften von Gliedern aller Stände: sie war sinnreich durch die Farben des Landes geschmückt und lautete:

„Verehrter Mitbürger!

Die unterzeichneten Bewohner Leipzigs sprechen ihren Dank aus für Ihre unermüdlichen Bestrebungen zur Wahrung der verfassungsmäßigen Ordnung und zur Heilighaltung des Gesetzes, welche in den Tagen des 13., 14. und 15. August durch die Ereignisse des 12. desselben Monats bedroht wurden. Sie haben, treu Ihrer Bürgerpflicht,

die aufgeregten Tausende ermahnt: nicht zu verlassen den Boden des Gesetzes und mit Vertrauen auf die Behörden zu blicken, die unseren gerechten Beschwerden Abhülfe herbeiführen würden. Sie haben durch Ihre Worte den stürmischen Ausbrüchen der Gemüther gesteuert. Wir danken Ihnen dafür.

Leipzig, am 10. November 1845."

(Folgen die Unterschriften.)

„Die Dankadresse ist ein ehrenhaftes Denkmal für beide Theile, für den gebenden, wie den erhaltenden; sie sollte indeß nicht der einzige Dank sein, den man ihm zollte. Zu Ende des Jahres 1845 schied ein Drittel der bisherigen Stadtverordneten aus — Blum wurde mit außerordentlicher Stimmenzahl zum Stadtverordneten und später auch zum unbesoldeten Stadtrath gewählt, ohne daß indeß das Ministerium Falkenstein es für zweckmäßig hielt, diese Wahl zu bestätigen." —

So weit Frey.

Die vorstehende Schilderung der Augustereignisse ist wesentlich wahrheitsgetreu. Der 12. August 1845 war ein „Mißverständniß". Er eröffnet die Aera der „Mißverständnisse", die 1848 eine so große Rolle zu spielen hatten. Mißverständnisse! — Es ist wahr, ohne Mißverständnisse, d. h. wenn die Menschen sich verständen, sich selber und die Zeit, dann gäb's keine Revolutionen. — —

Die dem Prinzen Johann feindliche Stimmung war übrigens auch zum Theil künstlich erzeugt worden. Es gibt gewisse politische Kreise, welche seit langem mit zäher Methode den Zweck verfolgen, die sächsische Königsfamilie ihres katholischen Glaubens halber bei dem protestantischen Volke zu verdächtigen; bis in die neueste Zeit dauern derartige Versuche fort, deren Anstifter beiläufig nichts weniger als freisinnigen Grundsätzen huldigen, sondern dynastische Zwecke niederster Art verfolgen.

Man dürfte in Dresden merkwürdige Beweise hierfür haben.

Hören wir noch Robert Blum selbst über diese Vorfälle. Er schreibt unterm 3. November 1845 an Johann Jacoby.

„Wie bei uns die Augustereignisse gewirkt haben? Gut und schlecht — wie man will. Die Reaktion ist allerdings furchtbar in diesem Augenblicke, und es gibt kein Land, in welchem man so viel Knechtungsversuche

aller Art macht; aber gerade dadurch ist auch der Spießbürger zum Theil zur Besinnung gelangt und hat die schwere Täuschung erkannt, die so lange ihn benebelt hat. Unsere Kammer ist gut, aber sie erzielt natürlich nichts. So lange ein deutscher Minister einer ganzen Kammer auf alle ihre Mehrheitsbeschlüsse mit Unverschämtheit sagen kann: es bleibt beim Alten! car tel est notre plaisir (denn das ist unser Vergnügen), so lange bleibt das ganze Kammerwesen eine heillose Spiegelfechterei.*) Aber wenn die Kammer wirklich fruchtlos auseinandergeht, so steigert sich die Stimmung im Lande bis zur Unglaublichkeit — wie denn überhaupt die Stimmung in unseren kleinen Städten und auf dem Lande vielfach entschieden gut ist — und das System ist es endlich, gegen das sich der Haß kehrt — nicht mehr gegen die Menschen und die Umstände. — Etwas Ungeheueres ist es bei uns, daß der Leipziger Mord die einfältige Pietät gänzlich vernichtet hat, welche sich bei jeder unangenehmen Gelegenheit sagte: „Ja, der König und die Minister würden dieses und jenes gerne thun, sie haben den besten Willen, aber sie können nicht.“ Uebrigens wäre das Leipziger Ereigniß auch nicht so ganz zum Siege der Reaktion ausgeschlagen, wenn sich unsere Stadtverordneten nicht unter allem Luder schmachvoll benommen hätten. Diese Adresse (servile Loyalitätsadresse) war für die Minister nicht mit Geld zu bezahlen, und als sie sahen, daß das in Leipzig möglich war, traten sie sofort mit einer unglaublichen Frechheit auf, während bis dahin die Furcht weit überwog.

In einigen Wochen werde ich wahrscheinlich zu den Stadtverordneten gehören, bin aber noch schwankend, ob ich's annehme. Da es indeß fast der einzige Weg ist, den Spießbürger in geeigneten Momenten zu dominiren und ihm zu imponiren, so wird's wohl nicht gut anders gehen, um so mehr, als es der einzige Weg für mich ist, auf den Landtag zu kommen, den ich, wenn die Zeiten so trostlos bleiben, nicht ausschlagen möchte. — Werden Sie mich denn dieses Jahr mit einem Beitrage für mein Taschenbuch „Vorwärts“ erfreuen? Wenn

*) Von Hans Blum natürlich nicht unterstrichen.

Sie können, so thun Sie's, denn eben jetzt im letzten Augenblicke haben sie mir Steger geraubt, der seiner Theilnahme am Buch seiner Existenz in Sachsen zum Opfer bringen mußte. Uebelnehmen kann ich's ihm nicht, denn er ist eben im Begriff, sich einen Herd zu gründen und wäre, wenn man auf der Ausweisung bestände, gänzlich heimathlos; aber es bereitet mir manche Verlegenheit."

Dieser Brief athmet schon praktische Politik. Weniger Phrasen als früher, konkreter, sachlich, auf bestimmte Ziele gerichtet, nüchtern. Der Idealpolitiker ist ausgezogen — nicht die Ideale. Der „Realpolitiker" ist fertig, aber keiner im Sinne unserer Nationalliberalen, die sich mit diesem Titel nur eine sehr unverdiente Schmeichelei gesagt haben.

Steger, Blum's Mitarbeiter in der Redaktion des Taschenbuches, war vor die Wahl gestellt worden, entweder die Redaktion niederzulegen oder Leipzig und Sachsen zu verlassen. Es ging damals mit den Ausweisungen ziemlich flott. Freilich zu der Höhe der Praxis, welche man heutzutage mit diesem politischen „Kampfmittel" erstiegen hat, war man damals noch nicht gelangt. Alles will gelernt sein.

„In die Stadtverordneten" ging Robert Blum, trotz seiner Bedenken; aus dem Landtagsmandat wurde aber nichts. Es scheinen hier doch lokale Eifersüchteleien im Spiele gewesen zu sein.

Die Kammerlinke, die „treu" und „fest" am Posten stand, wurde in landes- und zeitüblicher Weise gefeiert. Zu zwei Abgeordneten-Zweckessen dichtete Blum nachstehende Gedichte:

Wie heißt das Land, an dessen Kraft
Die Weltmacht Roms zerschellt,
Das, oft besiegt, sich aufgerafft
Und Zwingherrntrotz gefällt?
Das Land, das stets im Schooße trug
Den tiefsten Forschergeist?
Das dem Gedanken gab den Flug,
Der alle Welt umkreist?
Das Land, — o fühl's in stolzer Brust,
In seliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wie heißt das Land, an Eichen reich —
Doch ach! an Freiheit leer,
Wo zwar noch Land und Ströme gleich,
Die Zeiten nimmermehr;
Wo zwar der Geist die Schwingen regt,
Und muthig aufwärts strebt,
Doch ach, durch Fesseln, die er trägt,
Gedrückt am Boden klebt?
Es ist — in schmerzerfüllter Brust
Seid dieses Wechsels Euch bewußt! —
In Deutschland, in Deutschland,
Dem theuren Vaterland!

Doch ziemt's dem Mann nicht, daß er klagt,
Ihm ziemt Erhebung, Muth.
Der Hutten sprach: Ich hab's gewagt!
So wagt, und es wird gut.
Eilt für die Freiheit Hand in Hand
Zur Geisterschlacht herbei,
Dann wieder wird das Vaterland
Auch stark und licht und frei!
Dann jauchzt das Volk aus voller Brust:
Das Land in blüh'nder Freiheitslust
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

24. Mai 1846.

Dem Vaterland.

Wo deutsche Männer sich vereinen
Zu ernstem Wort bei heiterm Mahl,
Will nur der rechte Sinn erscheinen
Und leuchten aus des Auges Strahl,
Wenn innig sie und fest umschlingt
Ein heilig, Allen theures Band,
Ein Hochgefühl sie All' durchdringt:
Das Eine deutsche Vaterland.

Und sind die Zeiten schwer und trübe,
Das kaum Errungene bedroht,
Welkt, was wir pflegten voller Liebe,
Das kaum Lebend'ge schon zum Tod,
So muß die Pflicht uns ernster mahnen
Mit Muth und Treue Hand in Hand,
Durch jeden Damm den Weg zu bahnen
Dem Einen deutschen Vaterland.

Der finst'ren Stürme blindes Wüthen,
Das stark und mächtig rückwärts bläst,
Zerknicket nur die äußern Blüthen,
Die Wurzel nicht, die tief und fest;

Drum muß es aus dem Herzen stammen
Wo seine Wurzel fest gebannt,
Muß aus der tiefsten Seele flammen,
Das Eine deutsche Vaterland.

So hebet denn nach deutscher Weise
Der Traube gold'nes Feuerblut
Und weiht mit ihm im weiten Kreise
Dem Vaterlande Kraft und Gut:
Wir wollen treu und männlich weben
Ein unzertrennlich Bruderband!
Es soll in Kraft und Freiheit leben
Das Eine deutsche Vaterland!

6. Dezember 1846.

Er hat wohl keine Gedichte mehr gemacht.

Die „Vaterlandsblätter“ wurden unterdrückt; an ihrer Stelle — jetzt würde man sagen: als ihre „Fortsetzung“ — gab Dr. Rüder (der spätere Polizeidirektor von Leipzig*) die „Constitutionelle Staatsbürgerzeitung“ heraus, der die Abonnenten und Mitarbeiter der „Vaterlandblätter“ sich zuwandten.

Je mehr wir uns dem Jahre 1848 nähern, desto intensiver wird die Thätigkeit Blum's. Aber das gehört schon zu dem Blum von 1848 und wird, so weit nöthig, im zweiten Theile von uns behandelt werden. —

Erwähnt sei hier nur noch der warmen Theilnahme Blum's für den polnischen Aufstand von 1846 — „die polnische Schwäche Blum's“ nennt der Sohn des Vaters Begeisterung für die Sache der Polen — eine Theilnahme, die sich sehr werkthätig äußerte, als die nach Sachsen geflüchteten Polen ausgewiesen wurden.

Am 1. Mai 1847 legte Blum seine Stelle am Theater nieder — er hatte keine Zeit, seine Sekretärgeschäfte zu besorgen und war zu gewissenhaft, den Titel nur zum Schein zu führen —, und am 1. Juli 1847 wurde die Buchhändlerfirma R. Blum & Cie. eröffnet, deren Hauptverlagswerk das „Volksthümliche Handbuch der Staatswissenschaften und Politik“ wurde.

Und hier, im Begriff, die erste Abtheilung der biographischen Skizze zu schließen, greifen wir um 5 Jahre zurück. Den 13. Juli 1842 schrieb Blum an seine Schwester Elise, die sich verlobt hatte:

---

*) Inzwischen in den Ruhestand getreten und auch gestorben.

„Ich bin sehr glücklich in meiner Häuslichkeit, aber ich habe sie erst dann begonnen, als ich meiner Frau auf das Bestimmteste erklärt, daß ich sie und meine Kinder verlasse, sobald eine höhere Pflicht mich ruft; und dies steht fest bei mir — allerdings auch bei meiner Frau —, daß selbst die Gewißheit, daß die Meinen betteln müßten, mich nicht einen Augenblick abhalten würde, mein Leben einer großen Sache, meinem Vaterlande zu weihen."

Er hat sein Wort gegeben, und er hat es eingelöst.

Essetai haemar! Es kommt der Tag!

Blum
und die
deutschkatholische Bewegung.

Ehe wir uns mit dem jetzigen Politiker Blum beschäftigen, wollen wir Blum's reformatorische Thätigkeit auf religiösem Gebiete zeigen, der er ganz wesentlich seine Popularität verdankte.

Wer durch sein öffentliches Wirken der Geschichte angehört, kann nur dann richtig beurtheilt werden, wenn er mit dem Maßstabe seiner Zeit gemessen wird. Das Denken und Handeln der Vergangenheit mit dem Maßstabe der Gegenwart messen zu wollen, ist ein thörichtes Beginnen, das in jedem Fall zu einem unrichtigen Fazit führen muß. An Geschichtsschreibern hat es leider nicht gefehlt, die dies verkannt und die Schablone ihrer eigenen Anschauungen an die Männer und Ereignisse der Weltgeschichte gelegt haben; allein sie haben auch keine Geschichte geschrieben, sondern Tendenzromane, und anstatt treuer Histriengemälde und lebenswahrer Portraits nichts geliefert als mehr oder weniger geschmacklose Phantasiebilder und Karrikaturen.

Die Geringschätzung, mit der man vielfach heutzutage auf die deutschkatholische Bewegung der vorachtundvierziger Jahre zurückblickt, ist uns sehr wohl bekannt, aber wir wissen auch, daß sie nichts weniger als berechtigt ist. Wir werden uns mit Rücksicht auf diesen Punkt in dem Nachwort mit dem Sohne Robert Blum's auseinanderzusetzen haben.

Hier nur so viel: die deutschkatholische Bewegung war unzweifelhaft, wie wir auch immer von ihrem Inhalt und ihren Zielen urtheilen mögen, eine Volksbewegung, eine Regung des erwachenden bürgerlichen Geistes, und als solche bildet sie, verbunden mit der parallel laufenden

Bewegung der aus dem Protestantismus hervorgegangenen „Lichtfreunde“ und „Freien Gemeinden“, ein Vorspiel, eine Art Ouvertüre der Märzbewegung des „tollen Jahres“ 1848.

An dieser Thatsache wird dadurch nichts geändert, daß ein großer Theil der Männer, die bei jenem Vorspiel hervorragend thätig waren, im Jahr 1848 gar klägliche Rollen spielten, und daß die deutschkatholische und „lichtfreundliche“ Bewegung seit dem genannten Jahr keinen Aufschwung mehr hat nehmen können und, soweit sie noch in kleinen Ausläufern besteht, entweder ganz einflußlos, oder gar zu einer positiv reaktionären Spielerei geworden ist.

Andere Zeiten, andere Bethätigungen des öffentlichen Geistes.

Louis Blanc beginnt seine Geschichte der französischen Revolution mit Luther und der Reformation. Mit Recht. Er hat begriffen, daß die große bürgerliche Bewegung, welche im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts auf religiösem Gebiet sich äußerte, im innigsten Zusammenhang mit der großen bürgerlichen Bewegung steht, welche im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auf politischem Gebiet zum Ausbruch und Ausdruck kam.

Nun fällt es uns nicht ein, die deutschkatholische Bewegung mit der Reformation, einen Ronge mit einem Luther vergleichen zu wollen, allein trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß das Verhältniß der deutschkatholischen Bewegung zur Märzbewegung ein ähnliches war wie das der Reformation zur französischen Revolution. Und der Abstand zwischen der deutschkatholischen Bewegung und der Reformation dürfte wohl kaum ein größerer sein, als der zwischen der deutschen Märzbewegung (die blos höflichkeitshalber unter die „Revolutionen“ rangirt worden ist) und der französischen Revolution.

Jedenfalls konnte ein Robert Blum, der sich dem öffentlichen Leben gewidmet hatte, der deutschkatholischen Bewegung nicht fremd bleiben. Mit dem ihm eigenen Instinkt der Volksthümlichkeit erfaßte er, welch' mächtige Handhaben und Hebel der Reform diese Bewegung bot, die außerdem seinem Naturell, den Bedürfnissen seines Geistes und Gemüthes sympathisch entsprach — und voller Be-

geisterung stellte er sich an die Seite Ronge's und wurde einer der Begründer der „neuen Kirche".

Auf Einzelheiten lassen wir uns hier nicht ein. Soweit sie von Interesse, gehören sie in das Lebensbild des Mannes, das wir später zum Abschluß bringen werden. Nur das zum Verständniß Nothwendige möge hier folgen:

Schon von 1842 an stand Blum mit dem katholischen Priester Johannes Ronge in Korrespondenz und bot diesem in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" ein Asyl, in welchem der, damals schon innerlich mit seiner Kirche zerfallene, junge Priester seinem Herzen Luft machen konnte.

Am 1. Oktober 1844 erschien — und zwar in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" — der bekannte Brief Ronge's an den Bischof Arnoldi von Trier. Dieses Schreiben, welches den mit dem nahtlosen „heiligen Rock" getriebenen Unfug geißelte, erregte in Deutschland ein außerordentliches, mit der Unbedeutendheit des Inhalts eigenthümlich kontrastirendes Aufsehen und wurde zum Ausgangspunkt der „deutschkatholischen Bewegung".

Blum, als Katholik geboren, trat, einer der ersten, der neuen Kirche bei und wurde bald die Seele der Bewegung in Sachsen und Mitteldeutschland; im Februar 1845 stiftete er die noch heute bestehende Gemeinde in Leipzig und war maßgebend thätig auf dem „Konzil der deutschkatholischen Gemeinden", welches Ostern 1845 zu Leipzig stattfand.

Als deutschkatholischer Agitator hatte er die beste Gelegenheit, sein Rednertalent auszubilden. Schon deshalb darf der Freund des Politikers Blum dem Deutschkatholiken Blum nicht gram sein; ohne diesen wäre jener unmöglich gewesen. Der Deutschkatholik Blum schmiedete, wenigstens zum Theil, die Donnerkeile, die der Politiker Blum 1848 in Volksversammlungen, in der Paulskirche, in dem aufständischen Wien gegen die Reaktion und deren Handlanger schleuderte.

Und nun wollen wir Robert Blum selbst sprechen lassen. Zunächst in seinen „Vaterlandsblättern", denen wir nachstehend zwei von ihm — Ende 1844 und Anfang 1845 — geschriebene Artikel entnehmen. Die zu ihnen geschriebenen Noten sind von Blum selbst, dem Verfasser oder von dem damaligen Herausgeber.

I.

Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß.

Der geistige Kampf, welcher in unserem Vaterlande über das Gaukelspiel der großen Rockfahrt nach Trier ausbrach, ist in ein neues Stadium getreten. Die „Rhein- und Moselzeitung", das Organ der rockfahrenden Sippschaft und der Finsterlinge, die sie in Bewegung setzten und ausbeuteten, enthält folgendes Aktenstück:

„Vorstellung wegen Verletzung der Katholiken in öffentlichen Blättern Deutschlands betr.

Einem hochwürdigen Domkapitel erlauben sich die unterzeichneten Geistlichen ehrerbietigst vorzutragen: Auf Veranlassung der von unserm hochwürdigsten Herrn Bischof angeordneten Ausstellung des heiligen Rockes U. H. J. Chr. sind in den öffentlichen censirten Blättern Deutschlands manche für Katholiken äußerst kränkende und deren Glauben tief verletzende Artikel erschienen. Insbesondere haben die sogenannten „Sächsischen Vaterlandsblätter" in Nr. 261 ds. Jrs. einen Artikel publicirt, welcher aus denselben in die meisten deutschen und selbst preußischen Zeitungen übergegangen ist. Dieser Artikel greift in frechem Spotte die Verehrung der Reliquien an; er verhöhnt die Katholiken, die zum heiligen Rocke pilgerten, und sucht unsern ehrwürdigen Bischof der Verachtung der Mit- und Nachwelt preiszugeben und dessen Motive bei Ausstellung des heiligen Rocks auf das Schnödeste zu verdächtigen. Solche Schmähartikel müssen unter allen Katholiken Deutschlands die tiefste Entrüstung hervorrufen und den confessionellen Friedenszustand in seinen Grundfesten erschüttern, um so mehr, als Seitens der Katholiken bei der Feierlichkeit der Ausstellung des heiligen Rockes nichts die protestantischen Christen Kränkendes oder Verletzendes vorgekommen ist. Wenn nun auch solche Artikel durch ihren Inhalt und ihre Fassung sich jeder Widerlegung unwürdig zeigen und nur die Verachtung der Katholiken hervorzurufen geeignet sind, so wird dennoch die Publikation derselben unter bundesstaatlicher oder preußischer Censur für die Katholiken ein Gegenstand tiefer Betrübniß. Den in Deutschland bestehenden staats- resp. völkerrechtlichen Verhältnissen gemäß ist, von allem natürlichen Rechte abgesehen,

durch den westphälischen Frieden, durch den Reichs-Deputationshauptschluß, durch die deutschen Bundesakte, durch die respektiven mit dem heiligen Stuhle abgeschlossenen Konkordate, und für Preußen insbesondere durch das preußische Landrecht, durch die Gesetzkraft habende Bulle de salute animarum,*) rücksichtlich durch das französische Konkordat von 1801, die rechtliche Stellung der Katholiken in Deutschland der Art, daß sie fordern können, daß weder ihre Glaubensartikel noch die Aeußerungen ihres Glaubens, noch endlich die ehrwürdige Person ihrer Bischöfe in Blättern, welche mit Staatscensur erscheinen, verunglimpft, verhöhnt und verspottet werden. So sehr allen wissenschaftlichen Erörterungen über konfessionelle Gegensätze ein freier Spielraum gelassen werden muß, ebenso sehr verbieten die Strafgesetze der einzelnen Bundesstaaten und Preußens insbesondere injuriöse Angriffe auf eine rechtlich bestehende Kirchengemeinschaft, und legen der Staatsbehörde die Pflicht auf, bei Statt habenden Verletzungen amtlich einzuschreiten. In wiefern solche Verletzungen ungeahndet geschehen, ist die rechtlich garantirte Stellung der deutschen Katholiken in bedrohlicher Weise verletzt und sind dieselben zu Beschwerde und Forderung von Garantie jetzt um so mehr veranlaßt, als manche Erscheinungen der neuesten Zeit nur zu deutlich bewiesen haben, daß Seitens einer Fraktion deutscher Protestanten gegenüber der katholischen Kirche eine feindliche und intolerante Stellung eingenommen wird. Ein hochwürdiges Domkapitel ersuchen wir deswegen ebenso geziemend, als ergeben, sich an seine Majestät den König und an den hohen Bundestag beschwerend zu wenden und um Handhabung der bestehenden Gesetze für das Vorgefallene, um kräftige Gewährung des der Kirche Seitens der Staatsgewalt im Allgemeinen geschuldeten, staats- und bundesrechtlich garantirten, und insbesondere bei der Besitzergreifung der Rheinprovinz von dem Staatsoberhaupt in feierlicher Form versprochenen Schutzes der katholischen Kirche und um gesetzliche Abhülfe der beregten Mißstände der deutschen Presse zu bitten. Wir zeichnen mit tiefster Ehrerbietung Eines hochwürdigen Domkapitels

---

*) Vom Heile der Seelen.

ganz gehorsamste Geistliche der Stadt Trier. Trier, den 16. November 1844." —

Im Angesicht dieser Dinge ist es die Pflicht und Nothwendigkeit, auf das ganze Ereigniß noch ein Mal zurück zu blicken und den Standpunkt scharf in's Auge zu fassen, auf welchem dasselbe steht. Das Blatt, welches zuerst das tödtliche Geschoß schleuderte in das Lager der Feinde des Lichts und der Vernunft, wird den Raum nicht dazu versagen.

Lange hatte der schmachvolle Unfug in Trier schon gedauert und die deutsche Presse beobachtete eine auffallende Schüchternheit. Nur einzelne Stimmen erhoben sich mit leisem und bescheidenem Tadel, und diese kamen aus der Mitte des Katholizismus, vom Rheine, und rührten muthmaßlich von Katholiken her. Die protestantische Presse benahm sich mit einer Scheu und Schonung, die als Zartheit gegen das schwesterliche Bekenntniß zwar alle Achtung verdient, die aber der Pflicht nicht entsprach, welche sie gegen das Vaterland hat. Da erschien Ronge's Brief, dieses schöne Denkmal männlichen Freimuths und deutscher Offenheit, diese hinreißende Sprache eines vollen entrüsteten Herzens, diese todesmuthige Forderung des Lichtes und der Wahrheit gegen die Finsterniß und die Lüge. Und mit dem Erscheinen dieses Briefes war die Zunge all' der Millionen gelöst, deren Seelen voll Empörung war über die Verhöhnung der gesunden Vernunft zu Trier, das Wort war ausgesprochen, welches in Aller Herzen lebte, und die vom Drucke befreite Seele jauchzte in ungemessenem Jubel dem Befreier zu. Zu was soll ich wiederholen, was wir alle Tage sahen und noch täglich sehen? — den unermeßlichen Erfolg dieses Briefes, der in immer erneuerten Hunderttausenden von Abdrücken wandert von Hand zu Hand?

Und was thaten die Finsterlinge, welche zu Tode getroffen waren von der Waffe der Wahrheit, die schon sicher gewähnte Beute ihres heillosen Spieles sich entrissen, ihr finsteres Werk verloren sahen? Widerlegten sie den Priester, der mit der Lehre der gemißbrauchten Religion selbst sie vernichtend angriff? O, nein. In einem blinden Wuthkampfe begannen sie zu schimpfen, zu schmähen, zu lästern, zu verleumden, wie es nur die ohnmächtige Verzweiflung.

die entlarvte und besiegte Schlechtigkeit vermag. Bedürfte es noch neuer Beweise, daß die Censur nicht im Stande ist, Anstand und Würde in der öffentlichen Verhandlung zu erhalten und die gräßlichste Gemeinheit aus derselben zu verbannen, die „Rhein= und Moselzeitung“ der letzten Wochen und die ihr anverwandten Organe lieferten diese Beweise auf unwidersprechliche Art. — Und als das Alles nichts half, als Alles abprallte an dem gesunden Sinn des Volkes, als täglich mehr Menschen sich entrüstet abwandten von dem Gaukelspiel, mit dem man unser aufgeklärtes Jahrhundert gelästert, da rief man vor Wuth knirschend Censur und Staatspolizei zu Hülfe und begründete auf Lügen und Verdrehungen das Gesuch um deren Mitleid (Mithülfe?).

Auf diesem Punkte stehen wir jetzt, und es ist mir Bedürfniß, die lügenhafte Nichtigkeit der Gründe aufzudecken, die man geltend macht, um den Kampf zu beenden, der von dem Antlitz der Finsterlinge die scheinheilige Maske täglich mehr und mehr herabzieht. Ronge's Brief sei „für die Katholiken und deren Glauben äußerst kränkend und tief verletzend“, sagt man. Lüge! Er ist ehrend für uns und für unsern Glauben, denn er überhebt uns der Schmach, als ob wir die finstern Umtriebe zu Trier billigten, oder sie gar als eine fromme Uebung unseres Glaubens anerkennten. „Er greift die Verehrung der Reliquien mit frechem Spotte an.“ Lüge! Er zeigt diese Verehrung als unchristlich und unkatholisch, als eine traurige, von herrschsüchtigen Pfaffen dem katholischen Kultus beigemischte Ausartung und geißelt nur den von schnöder Habsucht diktirten heidnischen Götzendienst, zu welchem man zu Trier die Verehrung der Reliquien verunstaltet hat. „Er verhöhnt die Katholiken, die zum heiligen Rock pilgerten.“ Lüge! Er bedauert und bemitleidet die Unglücklichen, die durch Pfaffentrug um ihr Kostbarstes: um ihre Zeit und ihr Geld betrogen wurden, welche sie in den Rockfahrten vergeudeten. „Er sucht den ehrwürdigen Bischof der Verachtung der Mit= und Nachwelt preiszugeben.“ Lüge! Er zeigt nur die Handlungsweise des Bischofs Arnoldi im wahren Lichte, und wenn diese ihn der Verachtung der Mit= und Nachwelt preisgibt, so ist dies sein selbstverschuldetes Schicksal. „Solche

Schmähartikel müssen unter allen Katholiken Deutschlands die größte Entrüstung hervorrufen und den konfessionellen Friedenszustand in seinen Grundfesten erschüttern." Lüge! Sie rufen Freude und Dankbarkeit hervor in der Brust jedes denkenden vernünftigen Katholiken; mit Entzücken sehen wir's, daß es auch unter unseren Priestern noch Männer des Lichtes und der Wahrheit gibt, und jubelnd stimmen wir ihnen zu. Der konfessionelle Friedenszustand wird dadurch nur befestigt, denn solche Artikel lehren unsere protestantischen Brüder, daß wir nicht gefesselt sind in den Banden finsteren Pfaffentrugs, sondern werth und fähig, mit ihnen Hand in Hand zu gehen die große und lichte Bahn unserer Zeit: Vorwärts! „Das Einschreiten gegen solche Artikel ist um so dringender, als manche Erscheinungen der neuesten Zeit nur zu deutlich bewiesen haben, daß Seitens einer Fraktion deutscher Protestanten gegenüber der katholischen Kirche eine feindliche intolerante Stellung eingenommen wird." Lüge, schändliche, nichtswürdige Lüge! Dem Protestantismus wollen diese „sogenannten" Priester des Gottes und der Wahrheit die Zurechtweisung ihrer Abgötterei unterschieben, um ihn zu verdächtigen. Nein, Ihr Lügenpriester, aus unserer Mitte ist der Mann, der Euch entlarvt, der Euch vernichtet hat; und das ist unser Stolz und unsere Freude. Was hat der Protestantismus, was hat das Bekenntniß überhaupt damit zu thun, was zwischen Euch und uns vorgeht? Es ist der gesunde Menschenverstand, die Bildung der Zeit, das Licht und die Wahrheit, die Ihr gelästert, und die Euch nun zermalmen. Und so kann man Satz für Satz die Lüge und bösliche Verdrehung der „Vorstellung" nachweisen — im Einzelnen wie im Ganzen. Das Letztere nimmt mit jesuitischem Kunstgriffe die Gesetze*) und Verträge, die zum Schutze

*) Auf eins müssen wir hierbei noch aufmerksam machen. Wenn man etwas sein will, muß man es ganz sein. Man darf nicht römisch und nicht deutsch zugleich sein. Die Trier'schen Geistlichen berufen sich auf den westphälischen Frieden: — aber das Oberhaupt der Kirche hat den westphälischen Frieden nicht anerkannt. Sie berufen sich auf den Reichsdeputationshauptschluß; — aber das Oberhaupt der Kirche hat auch diesen nicht anerkannt. Sie berufen sich auf die Bundesacte; aber das Oberhaupt der Kirche hat auch die Bundesacte nicht anerkannt; sie berufen sich auf das preußische Gesetz, aber sie haben kein Recht dazu, sich auf das Gesetz zu berufen, da sie das in Preußen bestehende Ver-

„der Glaubensartikel“ geschlossen sind, für das Pfaffentreiben in Anspruch. Wo, beweist es doch, sind die katholischen Glaubensartikel nur berührt? Euer finsteres, habsüchtiges, götzendienerisches Gaukelspiel aber hat mit dem Glauben nichts gemein, und nur Ihr, die Ihr Euch Priester nennt, könnt denselben so entwürdigen, daß er die Hülle Eures bösen Thuns sein soll.

Und nun schimpft und lästert fort den edlen Ronge — Ihr könnt ihm die Verehrung aller Vernünftigen des Vaterlandes nicht schmälern. Müht Euch ab, in elender Sophistik der Welt glauben zu machen, er sei kein katholischer Priester, weil er lieber auf seine Stelle verzichtete, als sich den finsteren Zumuthungen eines Priesters fügte — Ihr frevelt damit nur an Eurer eigenen Lehre von den heiligen Sakramenten, die Gott ertheilt durch die Hand des Priesters, und die kein Mensch auslöschen kann. Mag Rom vielleicht seine kalten und stumpfen Donnerkeile fallen lassen auf sein edles Haupt, mag ihn Bann und Exkommunikation treffen, Stelle, Einkommen und Heimath ihm verloren gehen — er ist doch Euer Sieger. In dem Hause jedes deutschen Ehrenmannes öffnet sich ihm eine Heimath, und Deutschland ist reich genug, Eure Strafen und Eure Macht lächerlich zu machen. Ja, könntet Ihr ihn verbrennen, wie Ihr einst den edlen Huß verbrannt, sein Ruhm und Eure Schande stiegen wie ein Phönix aus der Asche empor — Einigt Euch mit der Polizei und Censur, bringt die Presse mit ihrer Hülfe zum Schweigen — Ihr seid doch verloren, denn von Mund zu Mund pflanzt

---

bot der Wallfahrten übertreten haben. Es ist ein arglistiges Verfahren, zu seinen Gunsten in Anspruch zu nehmen, was man zu Gunsten Anderer nicht gelten läßt, und das bestehende Recht anzurufen, das man im Augenblicke vorher nicht anerkannt. Ein Geistlicher bei Bonn verweigerte einer Prozession nach Trier seinen priesterlichen Segen, weil die Verordnungen des erzbischöflichen Generalvikars über das Wallfahrten noch nicht aufgehoben seien, sondern in voller Kraft beständen. Der Mann war freilich kein Römling, sondern den Menschen, d. h. dem Gesetz mehr unterthan, als Gott, d. h. dem Papst. Wer aber Rom unterthan ist und nicht seinem Landesgesetze, der muß auch auf römischem Standpunkt stehen bleiben und darf das menschliche Gesetz nicht anrufen, das er eben als Römer nicht anerkennt. Aber so ist es. Für sich lassen sie es gelten; gegen sich nicht. Das ist nicht ehrlicher Leute Brauch.
(Note des Verfassers.)

sich die Kunde Eures Thuns und Eurer Niederlage fort. — Ja, Ihr seid verloren, und es gibt keine Erhebung, keinen Sieg mehr für Euch; Ihr seid ohnmächtig für ewig, denn Eure Waffe ist die Lüge, und — was noch schlimmer — die Denunziation.

II.

Die Wunder des heiligen Rockes.

Ja, der heilige Rock hat Wunder gethan! Wer daran zweifelt, der muß taub sein gegen Alles, was um ihn vorgeht. Sind es auch diejenigen nicht, welche die „Luxemburger Zeitung" in einem besonderen Heftchen*) der Nachwelt aufbewahrt hat, so sind es doch andere. Jene eilf — am Rhein die Narrenzahl — Wunder zeigen nur, wie verblendet der ultramontane Geist in seinem Uebermuthe, wie sicher er in seinem Siegesbewußtsein, wie rücksichtslos er in seinen öffentlichen Verdammungsversuchen war. Denn alle diese Wunder sind so plump angelegt, so offen liegt die Absicht vor, dem großen götzendienerischen Gaukelspiele Zulauf zu verschaffen, so lächerlich und unsinnig sind die Sachen in sich selbst — wie z. B. daß die Josephine Wagner von Alflen, die täglich 20—24 Mal an Epilepsie litt und seit dem 12. Jahre den Verstand verloren hatte, ihre Hoffnung und Vertrauen auf den hl. Rock setzte und geheilt wurde — daß man fast mehr empört ist über die Unverschämtheit, mit welcher hier aller Vernunft Hohn gesprochen wird, als über die heillose Veranstaltung selbst. Wahr ist allerdings das behauptete Wunder, daß man „Leute gesehen, die, dem heillosen Unglauben ganz verfallen, vor dem heiligen Gewande von dem Lichte der christlich-katholischen Lehre erleuchtet und erwärmt worden", denn Tausende haben sich mit Entsetzen abgewandt von dem römischen Pfaffentrug, von der lügnerischen und heuchlerischen Trierer Finster-

---

*) Bericht über die wunderbaren Heilungen, welche sich zur Zeit der öffentlichen Ausstellung des hl. Rockes unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi im hohen Dome zu Trier vom 18. Aug. bis 6. Oktober 1844 an eilf frommen Pilgern ereignet. Luxemburg 1844. Verlag der Zeitung. (Note des Verfassers.)

niß zu dem reinen und göttlichen Lichte der wahren christlich-katholischen Lehre.

Auch das Wunder mag unberücksichtigt bleiben, daß die äußersten Spitzen der Meinung in unserm Vaterlande die ungeheuere Wichtigkeit dieser Erscheinung und ihrer Erörterung verkennen, oder sich wenigstens so anstellen. Die Freien, Philosophen, Radikalen, oder wie sie sonst sich nennen und genannt werden, sehen ein „philisterhaftes prinziploses Treiben“ in unseren Erörterungen, welches „nach den Wünschen und im Interesse der Gegner des Fortschrittes die Theilnahme von den politischen Fragen abwendet.“ Als ob es in unserer Zeit noch möglich wäre, das kirchliche und politische Interesse zu trennen! Als ob die Feinde des Lichtes im Staate und in der Kirche nicht brüderlich Hand in Hand gingen bei dem Werke der Knechtung der Geister, eingedenk des wahren Göthe'schen Spruches: „Duckt er da, folgt er uns eben auch!“ Als ob nicht das zu frühzeitig kecke Triumphgeschrei nur zu klar bewiesen hätte, wie sicher und stark man sich wähnte! Als ob die Presse eine Erscheinung unbeachtet liegen lassen durfte, welche die Gemüther des Volkes so tief bewegt, wie es diese Rockfahrt und ihre Folgen unwidersprechlich gethan! Diese Menschen, welche ein so wesentliches Bewegungsmoment der Gegenwart so arg verkennen können, haben das wirkliche Leben nie gekannt; sie wollen die Weltgeschichte in Sprüngen und Purzelbäumen bewegen und haben noch niemals gelauscht, wie sie schreitet. Die andere äußerste Meinung: die ultramontanen Katholiken einerseits und die leonisch-kirchenzeitungslichen stockfinsteren Protestanten*) andererseits spielen nur Komödie; die ersteren sehen gar zu gern eine Sache vorerst vergessen, bei der für sie nichts mehr zu gewinnen ist, die anderen schmerzen die Streiche, die der schwesterliche Stockkatholizismus erhält. Möchte man doch so gern die Mittel, welche der römische Katholizismus zur Unterwerfung der

*) Die Partei der protestantischen Hyper-Orthodoxen, die in dem streitbaren „Hallischen Löwen“, Professor Leo von Halle, dem Erfinder des „skrophulösen Gesindels“, das durch einen „frischen fröhlichen Krieg“ weggerafft werden müsse, einen ihrer Hauptvertreter und in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ des ihm geistesverwandten Professors Hengstenberg ihr Hauptorgan hatte. (Note des Herausgebers.)

Geister besitzt und anwendet, im eigenen Hause einführen! Möchte man doch so gern die dreihundertjährige Trennung vergessen und aufheben, um den Preis der wiederhergestellten geistlichen Allgewalt.

Endlich sei auch des Wunders nicht gedacht, daß der neuzeitliche Tetzel zu Trier trotz der erlittenen entschiedenen Niederlage noch den Muth hat, ein jährliches Fest zur „Verehrung des h. Rocks, der h. Nägel und der h. Lanze" zu veranstalten. Diese Liebhaberei des „Besiegten, der auf der Flucht ein Siegeslied anstimmt," ist harmlos und unschädlich; es ist ein Gemisch von Verzweiflung und Hoffnung: Verzweiflung über die Vereitelung so stolzer Entwürfe, Hoffnung auf das gewohnte Zurückgehen in das alte Geleise und alsdann zu erringende neue Erfolge.

Das wahre Wunder, welches der h. Rock zu Trier gewirkt, ist, daß er endlich auch die verblendetsten Geister aufgescheucht aus der Ruhe des Nichtsthuns, daß er auch dem Befangensten den Schleier gerissen vom trüben Auge, und dem schlichten Worte der Wahrheit einen jubelnden Einzug bereitet in Millionen Herzen. Daß er den Bann gelöst, in welchem Rom uns gefesselt hielt, und mit der Fackel der Vernunft uns die Bahn beleuchtet, die wir zu wandeln haben, wenn wir die Finsterniß besiegen wollen auf ewig, in welche man uns versenken wollte. Soll die schöne Erhebung, welche alle denkenden Katholiken des Vaterlandes beseelt, spurlos verschwinden, wie so manche frühere Anregung? Wollen wir den Finsterlingen Zeit gönnen, die Schwachen unter uns auf's Neue in Fesseln zu schlagen? Glaubensgenossen! die angeordnete festliche Erinnerung an die große Rockfahrt, die „Verehrung" der h. Nägel und der h. Lanze zeigen uns deutlich, was man sinnt. Es gibt nur ein Mittel, das Joch abzuwerfen, welches jetzt nur noch locker auf unsrem Nacken liegt; es heißt: Trennung von Rom, Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats (der Ehelosigkeit der Priester).

Glaubt nicht der Lüge, daß wir die heiligen Lehrsätze unseres Glaubens angreifen und vernichten wollten, welche die Finsterlinge verbreiten in ihren knechtischen Organen: wir sind Katholiken und wollen es bleiben, wir

wollen nur endlich aus unserer Kirche entfernen, was der gesunden Vernunft und der Natur, der Würde und Ehre des Menschen, der Wissenschaft und unsern Glaubenslehren, unsern Pflichten als Menschen und Christen und gegen uns selbst, wie gegen unsere Mitmenschen, unsere Fürsten und unser Vaterland gleichmäßig widerstreitet. Solcher Art aber ist die Oberherrschaft Roms, solcher Art ist die Ohrenbeichte und die Ehelosigkeit unserer Priester.

Denn die Oberherrschaft Roms über unsere Kirche ist keineswegs eine göttliche Einsetzung, wie es die Römlinge uns lügnerisch lehren und lehren müssen; sie ist vielmehr eine Anmaßung unbändigen Ehrgeizes und unmäßiger Herrschsucht. Ueber drei Jahrhunderte nach Ausbreitung des Christenthums erst entstand die Macht des römischen Bischofs; durch List und Ränke war sie begründet, durch Betrug*), Falschheit und Gewaltthat wurde sie befestigt und durch Blut und Verbrechen aller Art erhalten und ausgebreitet. Erst im siebenten Jahrhundert unter Gregor I., dem sogenannten „Großen“ (590—614), wurde sie in weiteren Kreisen anerkannt; 710 küßte der schwache Kaiser Justinian II. zum ersten Mal die Füße des Papstes Konstantin II. Karl der Große hatte die Schwäche, sich vom Papste zum Kaiser weihen zu lassen und reiche Gaben dafür zu bewilligen. Von diesem Augenblick an stieg die Macht der Päpste, aber auch der Widerspruch gegen dieselbe, und unsere griechisch-katholischen Glaubensgenossen z. B. unterwarfen sich ihr nie. Und wie weit sich die Herrschbegier der Päpste verstieg, davon gibt neben tausend andern Beispielen der Kaiser Heinrich IV., der barfuß und im Büßerhemde auf dem Hofe zu Canossa stand, während der übermüthige Gregor VII. hohnlachend aus dem Fenster auf ihn herabblickte, einen Fürsten und Völker abschreckenden Beweis.

Auch die Ohrenbeichte ist eine Einrichtung der Päpste; die ersten Christen kannten sie nicht. Im 3. und 4. Jahrhundert erst kommt die Beichte einzeln vor,

*) Eine angebliche Urkunde von Karl dem Großen, auf welcher die weltliche Macht des Papstes sowohl, als seine Oberherrlichkeit über die Christenheit vorzüglich beruht, ist nach allen geschichtlichen Beweisen falsch und untergeschoben. (Note des Verfassers.)

indem die Sünder entweder öffentlich vor der Gemeinde, oder heimlich dem Priester bekannten und öffentlich abbüßten. Im 5. und 6. Jahrhundert wurde die Ohrenbeichte mehr und mehr zur Gewohnheit, aber erst der für die Ausbreitung der päpstlichen Macht äußerst thätige Innocenz III. erhob sie zum Kirchengebot, und 1216 bestätigte das Konzilium zu Trient seine tyrannische Einführung. Aber viel Blut mußte fließen, viele Menschenleben mußten geopfert, viele Widerstrebende vernichtet werden, ehe die Christenheit sich der despotischen Einrichtung fügte.

Endlich ist die Ehelosigkeit unserer Priester nicht von Gott, sondern ebenfalls durch die Herrschsucht der Päpste eingesetzt. Bis zum Jahre 314 heiratheten unsere Priester, wie es ihnen gefiel; dann wurde festgesetzt, daß der Priester als solcher nicht mehr heirathen solle, jedoch die vor der Weihe eingegangene Ehe fortsetzen könne; so blieb es bis in's 11. Jahrhundert und so ist es noch heute in der griechisch-katholischen Kirche. Erst 1074 gebot Gregor VII. die Ehelosigkeit der Priester, die Geistlichkeit aber widersetzte sich, nannte sein Gesetz „wahnsinnig, unchristlich, ketzerisch, naturwidrig und tyrannisch", und fügte sich nicht. Mehrere Konzilien bestätigten zwar das grausame Gebot, aber zugleich wurde das Konkubinat eingeführt und war zum Theil gesetzlich gestattet, zum Theil geduldet. Die katholische Geistlichkeit wurde damit ein Gegenstand des öffentlichen Aergernisses, und blieb es bis zur Reformation.

Diese Andeutungen, welche mit unzweifelhaften Beweisen aus der Geschichte und der Wissenschaft unterstützt werden können, zeigen, daß Christus niemals an diese drei unheilvollen Erfindungen Roms gedacht hat, daß sie Geburten päpstlicher Willkür und Anmaßung sind, die jedes andern Rechtsbodens entbehren. Wären aber auch diese Einrichtungen unzweifelhaft gesetzlich, nicht blos Ausflüsse tyrannischer Gewalt, müßten sie dann ewig bleiben? Dürfte die mündig gewordene katholische Christenheit nicht endlich daran rütteln? Wenn sie das nicht darf, so müssen wir unsere Geschichte vernichten und zurückkehren in die Nacht des Mittelalters, denn die Leibeigenschaft, die Frohnden und Lasten, die ganze Rechtlosigkeit des Volkes

wenigen Bevorrechteten gegenüber war wenigstens ebenso gesetzlich als Roms tyrannische Gewalt. Nein, wir dürfen nicht allein, wir müssen endlich das Joch zerbrechen, welches so lange auf uns gelastet hat. Roms Oberherrschaft, die Ohrenbeichte und das Cölibat bilden vereint die eherne Kette, an welche die katholische Christenheit geschmiedet ist zur schmachvollen Dienstbarkeit des fremden Papstes. Roms Oberherrschaft knechtet Sinn und Gedanken, vernichtet jede geistige Freiheit und Selbstständigkeit des Katholiken und löst ihn ab von der Menschheit, vom Vaterlande, von der Familie; — die Ohrenbeichte wacht über jede leise Regung gegen diese Knechtschaft und schüchtert ein, ermahnt, droht und verdammt die Versuche, sie abzuschütteln; — ein abgeschlossener, mit der Welt und den Menschengefühlen durch nichts zusammenhängender Priesterstand aber ist der dienstwillige Förderer römischer Interessen, denn sie sind das Einzige, was ihn noch an's Leben fesselt. Dazu kam in finsteren Zeiten — und leider zum Theil auch noch in unsern Tagen — der jesuitische und mönchische Unterricht, der die Seele der Jugend vergiftete und zur Knechtschaft erzog, und als Schlußstein die Inquisition, an welche Beichtstuhl und Priesterschaft jeden Gedanken und jeden Denkenden lieferten — und die vollständige Entmündigung und Entwürdigung der Menschheit war vollendet.

Glaubensgenossen! wollen wir länger diese Knechtschaft tragen? Unsere Väter haben den äußeren Feind bekämpft, der unser Vaterland unterjochte — Rom hat im Frieden seine Fremdherrschaft um so fester begründet. Wir selbst haben vor wenigen Jahren einer dem Vaterlande drohenden Gefahr kampfesmuthig entgegengeblickt, die zuletzt nichts war als eine heillose Täuschung unseres Nachbarvolkes, um ihm die Zwingburgen wieder zu geben, die seine Freiheit bedrohen — Rom sitzt tief in unserm Lande und arbeitet fortwährend an unserer Unterdrückung. Jener äußere Feind nahm höchstens ein Stück unseres Landes — Rom strebt nach dem Ganzen. Der äußere Feind brachte uns mindestens eben so freie Gesetze als wir besitzen — Rom bringt nur Finsterniß und Knecht-

schaft und strebt nach der Vernichtung der Freiheiten, die wir errungen haben. Der äußere Feind nährte und stärkte unsere Vaterlandsliebe und unser Nationalgefühl — Rom verdammt Beides, wenn dasselbe seinem Interesse entgegen. Der äußere Feind hätte unsere stattliche Entwicklung befördern müssen — Rom duldet die gegenwärtige staatliche Gestaltung nur gezwungen und hat die ganze Grundlage unseres Staatslebens nicht anerkannt, ja zum Theil ausdrücklich verdammt. Der äußere Feind knüpfte das Band zwischen Fürsten und Völkern fester, indem er dieselben zu einem Interesse vereinte — Rom muß diese Einigkeit lockern und trennen, weil sie seinem Interesse feindlich ist. Der äußere Feind förderte die Einigkeit deutscher Stämme und sah mit Freuden, wenn wir ruhig unserm Familienglücke lebten — Rom hetzt den Bruder gegen den Bruder, den Gatten gegen die Gattin, den Sohn gegen den Vater, wenn nicht Alle seinem Willen sich beugen. — Ist das Alles übertrieben? O, ich könnte hinweisen auf eine anderthalbtausendjährige Geschichte, die auf jedem Blatte mit blutigen Zügen Beweise meiner Behauptungen liefert. Aber seht nur hierüber auf die heutigen Ereignisse in Wallis und Luzern*), seht wie viel Rechtsverletzungen, Gewalt, Nichtswürdigkeit und Frevel Rom mit seinen Jesuiten dort ausgeübt, wie viel Blut sie vergossen haben, wie rücksichtslos sie herrschen in ihrem Uebermuthe. Ja, nehmt nur irgend ein Zeitungsblatt unseres Vaterlandes aus den letzten sechs Jahren in die Hand — ihr findet keines, welches Euch nicht Kunde von Unfrieden, Hader, Zwiespalt, Unzufriedenheit oder Unglück bringt, die Rom gesäet hat.

Soll ich noch über die Verderblichkeit der Ohrenbeichte sprechen? Jene finstere Einrichtung, die die Bande des Blutes zerreißt und den Frieden der Familien stört, das Vertrauen vernichtet und den einen Menschen — den Priester — an „Gottes Stelle" setzt und den andern — den Beichtenden — dem erstern willenlos unterwirft?

*) Wo es damals, in Folge des auf Betreiben der Jesuiten gegründeten katholischen Sonderbundes, sehr unruhig herging. Der Sonderbund führte bekanntlich zum Bürgerkrieg und wurde erst 1847 durch den Sonderbundskrieg gesprengt, welcher die Grundlage für die Neugestaltung der Schweiz schuf. (Note des Herausgebers.)

dieses gleißnerische unmoralische Mittel der Besserung, welches die Menschenfurcht setzt an Stelle der Furcht Gottes? Oder ist es ein Mittel wahrer Besserung, welches mit Fragen, die der Unschuldige nicht zu beantworten weiß, der Schuldige ohne Regungen wahrer Reue beantwortet, jenen erst aufmerksam, neugierig, lüstern nach der Sünde macht, diesen aber in gedanken- und gemüthloser Wiederholung schon oft gemachter Geständnisse gegen ihren Inhalt, gegen seine Vergehen gleichgiltig, für seine moralische Wiedergeburt unfähig, gegen die Stimme seines Gewissens taub, und nur gegen den fragenden Priester folgsam werden läßt? Frage sich doch jeder Katholik selbst, ob ihn die Furcht Gottes und das Bewußtsein des Unrechts, oder die Furcht vor der Beichte beim Sündigen geschreckt, bis er endlich stumpf und gleichgiltig der Form genügte oder sich freiwillig ausschloß vom Abendmahle.

Oder soll ich das Unglück, das Elend, die Leiden der ehelosen Priester schildern? der Unglücklichen, in welchen der edelste, schönste, erhabenste Theil der menschlichen Empfindungen: die beseligende Liebe des Mannes zum Weibe, gewaltsam zertreten ist; die mitten im blühenden Leben stehen als erzwungene Mumien? deren warmes fühlendes Herz man mit ausgesuchter Grausamkeit gefesselt hat in der mächtig pulsirenden Brust? die man abgeschnitten, losgerissen von der Menschheit, deren Trost und Erhebung sie doch sein sollen! Nein, kein Wort von den namenlos Unglücklichen, aber die That für sie und uns! Gemeinsame Befreiung der Unterdrückten! Sie werden uns danken mit jubelndem, thränenfeuchtem Blicke!

Glaubensgenossen, es tagt! Der Morgen einer besseren Zukunft naht heran, sein glühender Flügelschlag weht erfrischend und belebend um unsere Häupter! Wollen wir ihn verschlafen, um nach kurzem Tage zurückzusinken in die lange finstere Nacht? Arnoldi hat das Fest des heiligen Rocks, der h. Nägel und der h. Lanze angeordnet: es wird das Siegesfest über die vernichtete Geistesfreiheit, über die gefesselte Vernunft sein. Gestaltet es um, dieses Fest! Es werde das Traueramt der aufgehobenen Hierarchie! Rufen wir es als ein Zeugniß unserer Bildung, unserer Menschenwürde, unserer geistigen Freiheit jubelnd in alle Welt: Trennung vom Rom! Aufhebung der Ohren-

beichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!

Und Ihr, Glaubensgenossen, in dem geisteshellen Sachsen, geht voran auf der leuchtenden Bahn. Ihr habt eine Sünde der Geschichte zu sühnen; sühnet sie! Einst war Sachsen die Wiege der Kirchenverbesserung, die durch Roms Schuld — Zwietracht, Spaltung, Krieg und Blut über unser Vaterland brachte. Laßt es die Wiege einer zweiten Verbesserung sein, die Eintracht, Liebe, Brudersinn, Frieden und Glück bringe über unser Vaterland für ewig. Umarmt mit dem Losungsworte unsere protestantischen Brüder: Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!

Ihr aber, Glaubensgenossen in Leipzig, fühlt, welche ernste Mahnung der Weltgeschichte an Euer Herz schlägt! Ihr baut dem Ewigen einen neuen Tempel, soll das Lob Gottes darin in einer todten, unserm Ohre und unserm Herzen gleich fremden Sprache erschallen, oder der begeisternde Wohlklang unserer Muttersprache? Soll der Beichtstuhl als die Zwingburg unseres Geistes darinnen prangen, oder verbannt sein als Zeichen des Sieges der Vernunft über den Gewissenszwang? Soll der Priester in fühlloser Gleichgiltigkeit stehen am Altare, oder soll die Freudenthräne seines menschlich-feuchten Auges sich wiederspiegeln in dem unseren, wenn wir dem Höchsten danken für unser Glück? Sollen wir unsere Väter, unsere Gattinnen, unsere Kinder in dem neuen Tempel verleugnen und nach den Satzungen Roms alljährlich verdammen — oder wollen wir für sie beten in freudiger Andacht? Glaubensgenossen und Mitbürger! bedenkt diese Fragen, erkennet unsere Aufgabe, fühlt die ungeheuere Macht unseres Beispiels, bedenkt, daß unsere Ehre, unser Ruhm unvergänglich ist, wenn wir vor dem deutschen Vaterlande freudig die Fahne von dem Thurme des neuen Tempels wehen lassen: Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!

Unser Heiland und Erlöser wurde in dem vergessenen Bethlehem geboren und sein Licht erleuchtete doch die ganze Erde! Das Beispiel des kleinen Schneidemühl wird nicht

verloren, und sein Name unvergänglich sein, wie die Namen Bethlehem und Wittenberg. Aber die Zeit ist eine andere geworden, und das Beispiel großer Städte hat eine ganz andere Wirkung als ehedem. Bedenkt es, Glaubensgenossen und Mitbürger, was die Nachwelt von uns sagen wird, wenn wir blind und taub sind für den Ruf der Weltgeschichte, Hand zu legen an der „Christenheit gezeitigte Verwandlung!" Geschehen wird auch ohne uns, was geschehen muß. Schon ist in Breslau und Elberfeld die deutsch-katholische Gemeinde gebildet, andere Städte werden folgen, und allmächtig wird das Nothwendige sich ausbreiten. Aber was bisher geschah, waren nur Trennungen in unserer Kirche selbst, es waren Theile, die sich ablösten von dem alten Körper. Noch also können wir Alle überflügeln, indem wir einstimmig, ein Beispiel dem ganzen Vaterlande, den Ruf erheben: Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!

O, daß es — das größte „Wunder des heiligen Rocks!" — bald geschehe! Amen.

In der ersten Versammlung der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig (12. Februar 1845) hielt Robert Blum eine Rede, die uns vielleicht noch besser als die vorstehenden Zeitungsartikel die Anschauungen, das Denken und Fühlen des Mannes zeigt. Nach dem Referat der „Vaterlandsblätter" sprach er, wie folgt:

Unsere christliche Kirche, meine verehrten Glaubensgenossen, war in ihrer ersten Gestaltung und Erscheinung eine wahrhaftige Verkörperung des Wortes ihres göttlichen Gründers: Liebet einander! Liebe und Brüderlichkeit war die Grundlage ihres Daseins, Liebe und Brüderlichkeit der Hebel ihrer Entwickelung und Ausbreitung, Liebe und Brüderlichkeit die Ursache ihrer Kraft und ihres Sieges, des Glückes und der Freiheit ihrer Angehörigen.

Denn nicht allein befreite das Christenthum die Völker, denen zuerst seine Segnungen zu Theil wurden, aus den Banden einer finsteren jüdischen Satzung und zum Theil von der Tyrannei der täglich unerträglicher werdenden römischen Weltherrschaft; sondern in ihm lag auch der Antrieb zum Fortschritte für alle Zukunft. O,

wie vermöchte es das Wort, den tiefen Sinn und die göttliche Moral einer Lehre zu schildern, auf welcher 18 Jahrhunderte von Entwicklung, Fortschritt, Vervollkommnung und Veredelung der ganzen Menschheit ruhen; welche die ganze staatliche, gesellschaftliche und sittliche Gestaltung der Welt trägt! welche selbst bis an die äußersten Grenzen der Bildung, bis in die Urwälder wilder Völker ihren göttlichen Einfluß trug und Menschlichkeit und Milde setzt an die Stelle roher Barbarei! Ja, wollen Sie die ganze wunderbare Kraft des Christenthums überblicken, so bewundern Sie, daß es seinem ärgsten Feinde: den finstern Umtrieben und Fälschungen Roms selbst trotzte und ihn besiegte.

Die ersten Christen waren Brüdergemeinden; sie hatten und kannten keinen Papst, keine Bevorzugungen, keine Stände, keine Privilegien, selbst kein persönliches Eigenthum. Treu der Lehre des Heilandes: „Wer von Euch der Erste sein will, der sei Euer Knecht!" hießen die gewählten Vertreter der Gemeinden Aelteste oder Dienende. Sieben Aelteste einer Gemeinde ernannten einen Vorsteher, welcher episcopus (eigentlich Aufseher, daher abgeleitet: Bischof) hieß und die Gemeinde nach außen zu vertreten und über die Aufrechterhaltung ihrer Einrichtungen zu wachen hatte. Mit der Ausbreitung des Christenthums erweiterte sich der Wirkungskreis und mit ihm der Einfluß dieses Bischofs, indem er allmälig die Spitze großer Gemeinden, oder sogar einer Anzahl getrennter Gemeinden wurde. Da die Priesterweihe und Priesterwahl selbst bei den Aeltesten oder ihrem Vorsteher stand und sie sämmtlich nicht selten Priester waren, so war nichts natürlicher, als daß die weltliche Macht bald den mächtigen Einfluß des Bischofs auf die Gemeinde zur Erreichung ihrer Zwecke, oder zur Erhaltung eines guten und gesunden und gehorsamen Sinnes in der Gemeinde gebrauchte und ihm seine Wirkung in dieser Beziehung mit einer bevorzugten äußern Stellung lohnte. Dies war besonders in ungeheurer Vermehrung der Fall, als die Herrscher Christen wurden und also eine innigere Wechselwirkung zwischen ihnen und den Bischöfen stattfand. So sehen wir denn bald vier mächtige Bischöfe — die von Rom, Jerusalem, Antiochien und Constantinopel — sich

zur größten Bedeutung erheben und zugleich sich streiten darüber, wer von ihnen der Höchste, in Zweifelsfällen der Entscheidende sei. Denn gehörten auch Glaubensangelegenheiten eigentlich vor die Kirchenversammlungen, so maßten sich doch schon damals die Bischöfe — besonders aber die vier genannten — eine Autorität an, die durchaus niemals in ihrer Einsetzung lag.

Die großen Völkerwanderungen, die Verheerungen Attila's und Genserich's mit ihren wilden Horden thaten eine Zeit lang der Entwicklung der bischöflichen Macht Einhalt. Aber sie erhob sich bald mit um so größerer Macht, als zwei Bischofssitze untergingen in den Kriegsstürmen, die von Jerusalem und Antiochien, also nur noch die nebenbuhlerischen Sitze von Constantinopel und Rom übrig blieben. Der römische Bischof besonders wurde vom Glücke begünstigt, denn als König Pipin das von den Barbaren besetzte Italien eroberte, schenkte er dem römischen Bischofe für seine Hülfe und Einwirkung einen Theil des eroberten Landes. Sein Sohn, Karl der Große, der sich vom römischen Bischofe weihen ließ, vermehrte diese Schenkung ansehnlich und so trat dasjenige Element in die Geschichte, welches alle Ausartungen des römischen Bischofs verursachte: die weltliche Macht. Denn nicht allein gab dieselbe dem römischen Bischofe mehr Kraft und Ansehen, seinen Eigenwillen auch in Glaubenssachen durchzusetzen, sondern der mächtige Hebel des Glaubens wurde auch zur immer größeren Vermehrung der weltlichen Macht des Bischofs mißbraucht. Vor allen Dingen wurden die Kirchen-Versammlungen durch einen verderblichen Einfluß auf ihre Zusammensetzung zu unselbstständigen, dienstwilligen Werkzeugen gemacht.

Mit der erlangten weltlichen Macht der römischen Bischöfe stiegen zugleich ihre Bedürfnisse theils zur Erhaltung und Ausübung, theils zur Vermehrung derselben. Wir sehen daher bald die Religion zu dem doppelten Zwecke mißbrauchen: die Geister zu knechten, damit sie sich dem Drucke besser fügten, und die Christenheit zu brandschatzen zu Gunsten des römischen Stuhls. So entstand — die sonderbaren Neigungen einiger Schwärmer mißbrauchend — ein Glaubensheer: die Mönche, welches von Rom abhängig war und zum Theil sich des Unter-

richts bemächtigte, um Roms Tyrannei in die Herzen der Jugend zu pflanzen, zum Theil aber durch seinen mächtigen Einfluß auf das Volk wirkte, der um so größer war, als in den finstersten Zeiten alles Wissen und alle Gelehrsamkeit in den Klöstern wohnte und also Rom dienstbar war. Es entstand die Lehre vom Fegfeuer — die Aufwärmung eines Gedankens von Platon — zugleich mit der angemaßten Macht Roms, von den Qualen desselben zu entbinden und brachte von der verblendeten Menschheit große Summen ein. Es entstanden die Heiligsprechungen, durch welche Rom frecher Weise Gott vorgreift, ihm vorschreibt, welchen Rang er den Geschiedenen im Himmel geben soll, und die Ungleichheit in den Himmel einführt, die auf Erden wohnt. Unglaublich groß sind die Summen, die Rom im Laufe dreier Jahrhunderte für Heiligsprechungen einnahm. Es entstand der schändliche Handel mit Ablaß und Messe, in welchem die Gnade Gottes wie Waare verschachert wurde. Es entstanden noch fünf ungöttliche und unchristliche Sakramente, von Rom erfunden und in den Christenglauben eingeschwärzt, aus deren jedem es eine eherne Kette für die Geister zu machen wußte. Es entstanden endlich die frechsten Eingriffe in das Heiligste des Christenthums, in die Grundlage desselben, in das herrlichste Vermächtniß seines göttlichen Stifters: in die heilige Schrift! Mit wahnsinniger Verwegenheit legten die römischen Bischöfe Hand an dieselbe, erklärten sie für einen todten Buchstaben ohne die Auslegung Roms; legten sich das Recht bei, dieselben zu vermehren und zu mindern und verboten der Christenheit das Lesen derselben. Statt der ursprünglichen Christus- und Apostellehre veranstaltete man für das Volk eine Bibel voll Verstümmelungen und Entstellungen.

Nichts war natürlicher, als daß gegen einen so frechen Hohn alles Heiligen jeder Denker sich empören mußte, und so entstand im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Reihe von Ketzern und Sekten, die allerdings mitunter die Grundlehren des Christenthums angriffen, großentheils aber nur die Gebote der römischen Tyrannei nicht achteten und die reine Christuslehre wieder herstellen wollten. Rom ging niemals in eine ernste Prüfung und Widerlegung ihrer Widersprüche



ein; es hatte nur Bannstrahl und Tod — Tod durch Feuer und Schwert.

Denn Rom hatte jetzt andere Dinge zu thun; es mischte sich in alle Welthändel und suchte Vortheil zu ziehen aus jedem Ereignisse. Nichts war so heilig und ehrwürdig, das nicht der Anmaßung und Herrschsucht Roms zum Opfer fallen mußte. Bald löste es den Eid der Treue und Anhänglichkeit zwischen Fürsten und Völkern, wiegelte die Völker auf gegen die Herrscher, erniedrigte und demüthigte die Mächtigen (Kaiser Heinrich zu Canossa), bis sie sich seinem Willen beugten; bald half es der Tyrannei, verdammte die freiheitstrebenden Völker, half sie unterjochen und zertreten und war der eifrigste Bundesgenossen der Tyrannen. Bald löste es mit frevelnder Hand die heiligsten Bande der Natur und des Herzens, bald kettete es gewaltsam die unnatürlichsten Dinge zusammen. List und Gewalt, Kriecherei und Frechheit, Drohungen und Bannflüche, Meineid und Verrath, Gift und Dolch — Alles, Alles wurde angewendet, was Roms Allmacht fördern konnte; es kannte nichts Heiliges mehr als sein eigenes Interesse.

Aber wie fest auch die Bande waren, in welche Rom die Christenheit eingezwängt hatte, sie langten nicht aus. Der Gedanke ist göttlich und läßt sich nicht tödten, wo er auch erwachte, wandte er sich empört ab von dem schamlosen Treiben Roms, und wo der Muth sich mit ihm paarte, griff er dasselbe an. Deshalb mußte Rom auf neue Gewaltmittel denken, die Geister zu knechten und die Gedanken zu tödten im Entstehen, ehe sie schädlich wurden. So erhob man die zur Gewohnheit gewordene — bald heimliche, bald öffentliche Beichte, — als Ohrenbeichte, zum Lehrsatz, zum Zwange, stellte den einen Menschen an Gottesstatt und erniedrigte den andern zu der entwürdigenden Zumuthung, sich vor demselben zu beugen und ihm seine Sünden zu bekennen, drang frech in den verschwiegenen Kreis der Familie, legte frevelnd Hand an die zartesten Neigungen der Seele, stahl sich in jedes heilige Geheimniß der Menschenbrust und öffnete der Heuchelei, Lüge, Verstellung und Bosheit Thüre und Thor. — Jetzt blieb noch Eins übrig: in der allgemeinen Unterdrückung, unter dem allgemeinen Geisterzwange gab

es Einen Stand, der lernte und dachte, den man unterrichten mußte, um seinen Beruf zu erfüllen: den Priesterstand. Er schmachtete unter einem Joche mit dem Volke, er kannte und fühlte seine Leiden, er kannte und erkannte auch leicht die Grundursache derselben, ihn mußte man also unschädlich machen; man fand das sicherste Mittel dazu: das Cölibat, welches man ebenfalls zum Zwange machte. Damit zertrat man mit kalter Grausamkeit die eine Hälfte seines Daseins, löste ihn ab von der mitleidenden Menschheit, bannte ihn in einen engen abgeschlossenen Kreis und ließ ihm nichts am Leben übrig als Rom mit seiner Gnade oder seiner Strafe. Eine knechtische Heranbildung machte den angehenden Priester entweder zum stumpfen gleichgiltigen Werkzeuge, indem sie jede edle Regung in ihm tödtete; oder aber die nicht zu bewältigende Kraft suchte die versagte natürliche Befriedigung in Lastern und Ausschweifungen — in beiden Fällen war der Unglückliche reif zum Sklaven, und nur Sklaven konnte Rom brauchen.

Mit diesen Mitteln glaubte die Hierarchie am Ziele zu stehen, glaubte sie jeden Fortschritt der Menschheit im Voraus zertreten zu haben. Mit diesen Mitteln sehen wir denn auch das römische Primat die höchste Stufe seiner Macht und seiner scheußlichsten Ausartung erreichen. Pius II. vernichtete mit übermüthiger Faust die letzte Bedeutung der Kirchenversammlungen, indem er die Berufung an dieselben vom Ausspruche des Papstes bei Bann und Exkommunikation verbietet. Innocenz VIII. wälzte sich mit der offensten schmachvollsten Unverschämtheit auf dem heiligen Stuhle im Pfuhl des gemeinsten Lasters, und die Geschichte weiß von ihm nichts zu sagen, als daß er eine unglaubliche Menge Kinder hinterließ, seine Buhldirnen die Kirchengüter verschwenden ließ in wahnsinnigem Uebermuth und — die Hexenprozesse einführte. Alexander VI. endlich ist der Inbegriff aller menschlichen Schlechtigkeit und es gibt — außer dem Selbstmorde — kein Laster, welches er nicht begangen hat. Seine fünf Kinder, die er mit der römischen Buhlerin Rosa Vanozza erzeugte, bilden die durch alle Scheußlichkeiten berüchtigte Familie Borgia; Alexander erhob sie zu den höchsten weltlichen Ehren und Würden, duldete und förderte ihre

entsetzlichen Ausschweifungen und Verschwendungen, vernichtete oder mordete sie, wenn sie sich seinem tyrannischen Willen nicht fügten, und lebte zuletzt blutschänderisch mit seiner Tochter Lucretia, nachdem sie vier Männer besessen und ermordet hatte. Alexander hatte ein ganzes Heer von Banditen und Mördern in seinem Dienste, verschmähte es aber auch selbst nicht, den Dolch oder Giftbecher anzuwenden, wo es ihm zweckmäßig erschien. Jede Art von Verrath, Treubruch und Meineid war ihm Spielwerk, und er starb, wie er gelebt, an Gift, welches er irrthümlich trank, als er es einer Versammlung von Cardinälen darreichen wollte, die an seinem schändlichen Lebenswandel Anstoß nahmen. Wenn Sie sich, meine verehrten Glaubensgenossen, empört wegwenden von diesen Bildern und fragen: ob so viel Schlechtigkeit wohl wohnen könne in Einer Menschenbrust?, so vergessen Sie nicht, daß es römisch-katholische Geschichtsschreiber waren, welche uns das Leben dieses Papstes beschrieben. Es gab damals noch keine Reformation. Und dieses Scheusal in Menschengestalt hieß: „Allerheiligster Vater", hieß „der höchste Herr der Erde, vor welchem Fürsten und Völker in Demuth sich beugen müssen!" Kann man die Gotteslästerung noch weiter treiben?

Aber Alles, was wir bisher von Alexander VI. berichteten, wird übertroffen von Einer Handlung, die schändlicher ist als alle anderen vereint. Damit tödtete er nicht den hinfälligen Leib, nein, er tödtete das Göttliche im Menschen: die Seele und den Gedanken; und nicht an seinen Zeitgenossen beging er diesen Mord, sondern an allen Generationen von drei Jahrhunderten.

Es war nämlich durch Gottes Gnade die Waffe entdeckt worden, durch welche die päpstliche Tyrannei — wie jede andere — fallen muß und fallen wird; das Werkzeug war entdeckt, durch welches das Wort beflügelt wurde, daß es unaufhaltsam hinwandelt von Pol zu Pol; das den Gedanken des einsamen Denkers zum Eigenthum der ganzen Menschheit machte und jedem finstern Wütherich die Möglichkeit nahm, die wissenschaftliche Errungenschaft mehrerer Jahrhunderte in fanatischer Raserei zu vernichten. Johannes Guttenberg zu Mainz hatte die Presse erfunden, und gegen diese so augenscheinliche

Dokumentation göttlicher Eingebung erfand der Hohepriester die Censur.

Klagen wir, meine verehrten Glaubensgenossen, den Staat nicht an, der ein vorgefundenes Institut benutzt und vielleicht unfreiwillig, durch Verhältnisse bestimmt, benutzen muß; aber jenen Priester klagen wir an, welcher den Gedankenmord ersann und zuerst ausführte.

So sehen wir also die Hierarchie wieder ausgerüstet mit neuen fürchterlichen Waffen: die Kirchenversammlungen thatsächlich vernichtet, das beflügelte Wort mit eherner Kette geschlossen an die Tyrannei Roms durch die Censur, gegen die immer weiter greifende Ketzerei aber, d. h. gegen den durch alle gewaltsam hereingeführte römische Nacht mächtig durchbrechenden Menschenverstand die kannibalischen Einrichtungen der Hexenprozesse und der Inquisition. Unzählig sind die Opfer, die Rom mittelst dieser Institute erwürgte, unermeßlich die Schrecken und Entsetzen, welche es in die geknechtete Christenheit schleuderte, unbeschreiblich ist die kalte, teuflische Grausamkeit, mit welcher es durch seinen geistlichen und weltlichen Henker auf der ganzen Erde gegen die Menschen wüthete. Man mußte verzweifeln am Schöpfer, wenn man sah, daß Ungeheuer so wüthen durften in seiner Schöpfung.

Aber der Bogen, der zu straff gespannt war, sprang und schleuderte den Pfeil auf den Schützen. Ein schlichter Mönch fand das Wort, nach welchem die Welt lechzte; er sprach es aus: Gewissensfreiheit, und eine halbe Welt fiel ihm zu. Das Gebäude der Hierarchie, erbaut für die Ewigkeit, erbebte in seinen Grundvesten, und mühsam nur wurde es aufrecht erhalten. Die letzte Kraft raffte Rom zusammen gegen den Feind, der ihm Vernichtung drohte; es hetzte Fürsten gegen Fürsten, Völker gegen Völker, die Erde war bedeckt mit dem Blute, welches der römische Trug die verblendeten Schaaren vergießen machte. Dreißig Jahre wüthete der Krieg in unserm Vaterlande, Jahrzehnte auch in anderen Ländern. Verrath und Treulosigkeit, Meuchelmord (die Bartholomäusnacht) und Königsmord (Heinrich IV.) waren Roms Waffen. Nebenbei schuf es sich geistliche Streiter, die für Rom das waren und sind, was die Janitscharen für Constantinopel — eine

Schaar, ebenso bereit, den äußern Feind zu schlagen, als den Mitbürger zu plündern und zu morden. Diese geistlichen Janitscharen sind die Jesuiten. Wo die Reformation sich nicht besiegen ließ, da sollten diese sie meucheln auf jedwede Art; dazu gab ihnen Rom Vollmachten, welche die treuesten Anhänger desselben „wahnsinnig“ nannten. Die Jesuiten haben redlich gethan, was Rom wollte, und arbeiten noch heute für seine und ihre Zwecke.

Und als endlich die ermüdeten, dezimirten Völker Frieden schlossen — was that Rom? Als alle seine Ränke, Intriguen, Umtriebe und Bestechungen nichts mehr halfen, da erkannte es den Frieden nicht an, zu welchem es heuchlerisch mitgewirkt hatte. Es trug die Waffen aus dem Felde in die friedlichen Wohnungen, den Hader in den Schooß der Familien, warf den Zwiespalt zwischen Eltern und Kinder, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin — säete überall Unfrieden und Hader und spann den 30jährigen Krieg zu einem 300jährigen aus.

Das Alles, was ich Ihnen da gesagt habe, meine verehrtesten Glaubensgenossen, kann ich Ihnen wissenschaftlich und geschichtlich beweisen, aus der Heiligen Schrift sowohl als aus den Kirchenvätern, aus den Beschlüssen der Kirchenversammlungen und aus den bedeutendsten Schriftstellern der römischen Kirche. Diese Beweise sind indessen nicht Sache einer Versammlung wie die unsrige, es ist die Aufgabe der Presse, dieselben zu Tage zu fördern, und dort stehe ich Jedem Rede, obgleich ich auch hier jeden Satz zu vertheidigen bereit bin.

Aber wozu brauchen Sie auch weitere Beweise? Sehen Sie sich um im Vaterlande, und überall werden Ihrem Blicke die Beweise begegnen, daß Rom fort und fort seinen Frieden untergräbt, Haß und Zwietracht säet und die Einigkeit und Brüderlichkeit zerstört, in welcher die Menschen verschiedener Bekenntnisse so gern mit einander leben. Jedes Blatt der Tagesgeschichte bezeugt uns, wie das Unkraut aufgegangen ist, welches Rom ausgestreut, und wie Unduldsamkeit und Glaubenshaß von demselben eben so sehr gepflegt als ausgeübt werden. Und strecken nicht seine Jesuiten ihre Polypenarme beutegierig wieder um die ganze Erde? Haben sie nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft unseres Vaterlandes bereits ganze Länder

verschlungen und in die Nacht der Finsterniß und des rohesten Fanatismus gestürzt? Ja, sind wir im Herzen unseres Vaterlandes trotz aller Verbote wohl sicher vor ihren Schlingen? Endlich, hat denn Rom wohl irgend dem Einflusse einer allmächtigen Bildung nachgegeben? Hat es nicht im vorigen Sommer den gotteslästerlichen Ablaßkram unverschämter getrieben als zu Zeiten Tetzel's und nach langjährigen Verdummungsversuchen ein großes schnödes Triumphfest gefeiert über den scheinbar bezwungenen Menschenverstand.

Und was die Ohrenbeichte betrifft, so fühle nur Jeder an seine eigene Brust und lasse sich sagen, wie diese unheilvolle Zwangseinrichtung ihn empört; wie seine Entrüstung mächtig ist, wenn er sich beugen soll vor seines Gleichen wie vor Gott; wie jede wahre Reue und Bußfertigkeit vernichtet, die Aufrichtigkeit des Bekenntnisses zerstört, der Verstellung, Heuchelei und Unwahrheit aber die Bahn gebrochen wird im Herzen! Wer vermag aufzutreten und zu sagen, daß er eine aufrichtige Beichte ablegt? Niemand. Er fügt sich dem Zwange widerstrebend und ungenügend, bis das Ganze für ihn eine inhaltleere, unmoralische Förmlichkeit wird, oder er sich empört abwendet und auf den Trost des Abendmahles verzichtet.

Die Schädlichkeit des Cölibats endlich bedarf keiner beredten Darlegung, jeder Priester ist ein lebender Beweis dafür. Sein frevelhaft halb zertretenes Dasein spricht aus seinem ganzen Wesen, und das römische Joch beugt seinen Nacken. Leset die ergreifenden Schilderungen, wie der Priester vom ersten Vorbereitungsschritte zu seinem Berufe an systematisch geknechtet, durch leeres Gebetgeplärre und geschäftigen Müssiggang zur Werkheiligkeit erzogen und allmälig bis zum willenlosen Werkzeuge erniedrigt wird.

Ja, blickt Euch um im Leben und bald wird es in Eurem tiefsten Innern selbst rufen: Trennung von Rom, Aufhebung des Cölibats und der Ohrenbeichte!

Glaubt nicht, daß es etwas Neues ist, meine verehrten Glaubensgenossen, was wir hier erstreben; die edelsten Geister unseres Volkes haben bereits das Gleiche erstrebt. Abgesehen, daß alle Kirchenversammlungen, von der ersten bis zur letzten, gegen die Anmaßungen Roms

gekämpft haben; daß auf dem Conzil zu Trident dasselbe reif zum Falle war und sich nur dadurch retten konnte, daß es durch zwei Jesuiten die Versammlung gegen einander hetzen, aufwiegeln und äußerlich mit den elendesten Kleinlichkeiten beschäftigen ließ; daß schon im 9. Jahrhundert der Patriarch Photius, im 11. der Patriarch Cerularius das römische Joch als unerträglich abwarfen und die griechisch-katholische Kirche gründeten — so haben auch die edelsten Geister der neuesten Zeit zu gleichem Zwecke gearbeitet. 1785 traten die Erzbischöfe von Köln, Mainz, Salzburg und Trier in Mainz zusammen und verlangten fast dasselbe wie wir heute. Wessenberg, Hontheim, Reichlin-Meldegg und Theiner schrieben entschieden gegen die römische Tyrannei und gegen das Cölibat; in den letzten 15 Jahren aber richteten viele Geistliche in Belgien, Luxemburg, Württemberg, Nassau, Bayern und Baden ihre Bestrebungen gegen das Cölibat. Sie arbeiteten alle vergebens, weil die Zeit ihnen nicht günstig war.

Auch uns möchten die Römlinge einlullen bis zu dem Augenblicke, wo es wieder möglich ist, unsere Bestrebungen zu verkümmern. Die Einen bitten heuchlerisch, „den Frieden nicht zu stören," während es doch keinen Frieden gibt und geben kann zwischen Vernunft und Unvernunft, Licht und Finsterniß, Tag und Nacht. Andere weisen mit verstellter Besorgniß auf „die aufgeregte Zeit" und wollen die Zeit der Ruhe erwarten. Aber die Zeit der Ruhe ist wohl geeignet zum Aufbauen und Vollenden, schaffen aber und einen weltumgestaltenden Gedanken in's Leben führen kann nur die Begeisterung, und die Begeisterung erheischt Leben, Bewegung, Aufregung. Andere in unserer nächsten Nähe endlich weisen mit spießbürgerlicher Sorgfalt auf ihren „Kirchenbau" und fürchten, daß er einstürzt, ehe er aufstieg. O, über diese kleinliche Marthasorge! Vielleicht haben wir keine Kirche — aber erheben wir unser Herz zu Gott in der freien Natur oder auf unserm Boden — es ist besser und Gott wohlgefälliger als das fremde Geplärre der Römlinge in den prunkvollsten Marmorhallen.

Ja, meine verehrten Glaubensgenossen, jetzt werft das Joch ab, jetzt brecht die schmachvollen Ketten Roms, jetzt macht Euch frei! Fühlt an Euer Herz und erkennet

den Schlag der Weltgeschichte, der Euch mahnt zu einer That! Unser Vaterland, die ganze gebildete Welt sieht auf uns und erwartet unsern Entschluß. Wir können, wir müssen ein großes Beispiel geben. Einst war unser Sachsen die Wiege einer Kirchenverbesserung, an welche sich durch Roms Umtriebe Krieg, Verwüstung, Blutvergießen und Entsetzen aller Art knüpften — laßt es die Wiege einer zweiten Verbesserung sein, die Frieden und Einigkeit wieder herstellt für die Ewigkeit. Unter einer freien Verfassung, unter einer erleuchteten, freisinnigen, jedem Fortschritte freundlichen Regierung können wir uns befreien. O, zögern wir nicht, denn unser Entschluß wirkt auf die ganze gebildete Welt. Machen wir die Bruderliebe, welche der Bildung der Zeit und unseren Gefühlen entspricht, endlich zur Wahrheit; Rom hat sie auf der Zunge, aber Fluch im Herzen.

Ich habe gesprochen nach meiner Ueberzeugung, wer es anders weiß, der rede.

Blum leitete die wöchentlichen Versammlungen der Leipziger deutsch-katholischen Gemeinde, und waltete seines Amts mit liebevollster Gewissenhaftigkeit. Als Haupt der Gemeinde verrichtete er alle, dem Priester zukommenden Handlungen. In welchem Geist und mit welcher Herzenswärme, das ersehen die Leser u. A. aus der Rede, welche er am Grab „des Herrn Joseph Della Porta, der ersten Leiche der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig“ (Frühling 1845), hielt. Nach dem (im Verlag von Robert Friese erschienenen) Bericht lautete die Rede:

Ein offenes Grab! das erste in unserm jungen Gemeinwesen. Unter der prangenden Frühlingssonne, die schöpferisch belebend auf uns herniederstrahlt, mitten in dem Frühlingswehen einer jungen schöpferischen Zeit ein Bild des Todes, der Verwesung, der Vernichtung! Wir selbst sind nur eine Knospe, vom Frühling dieser Zeit hervorgerufen, die erst in der Zukunft ihre Entfaltung, Entwickelung und Vollendung, ihre Blüthe und Frucht erreichen soll, und schon sinkt ein abgefallenes Blatt dahin, welk und verdorrt.

Ist es im Allgemeinen schmerzlich, einen theuern Angehörigen zu verlieren im blühenden Mannesalter, in lebendiger und ungeschwächter Thatkraft, so fühlen wir diesen Schmerz doppelt, weil das Verschwinden eines so rüstigen Mannes eine wesentliche Lücke öffnet in unserm kleinen Kreise, weil ein tüchtiges Glied fehlt in unserer kaum geschlossenen Kette. Ein Kind erst hat uns der Schöpfer bescheert als Pfand der Fortpflanzung und Erweiterung unserer jungen Gemeinschaft; klein und hilflos, allen Wechselfällen des Lebens preisgegeben ruht es noch an der Mutterbrust — und einen Mann, thätig und kräftig, hingebend und begeistert für unsere Sache, nimmt er uns. Muß uns dieser Tausch nicht entmuthigen und erschüttern? Und auch noch in anderer Beziehung ist gerade dieser Todesfall ein bedeutungsvoller für uns. Der Verstorbene war der einzige Italiener, welcher sich der neuen Kirche anschloß; ein Verwandter desselben lebt zu Rom in den höchsten kirchlichen Würden als Kardinal, und fester als jeder Andere schien er an die römische Kirche geknüpft; wichtiger als jede andere erschien gerade seine Lossagung von derselben, die am ersten Tage unserer Begründung erfolgte. Und gerade Er ist es auch, welchen der Tod zuerst aus unserer Mitte nimmt. Ja, verehrte Glaubensgenossen, schämen wir uns der Thränen nicht an diesem Grabe! Es verschlingt nicht allein ein rüstiges, kräftiges Glied unserer noch schwachen Kette, es verschlingt auch einen edlen, achtungswerthen Mann mit einem vollen warmen Herzen für alles Gute, einem edlen Sinne und einem männlich offnen, biederen Wesen.

Zwar gehörte er uns nur so kurze Zeit an, daß keine Bande der Freundschaft sich geschlungen zwischen ihm und uns, daß die wechselnden Beziehungen des Lebens, die süßen Bande der Gewohnheit uns nicht aneinander fesselten und wir nur die allgemeine Bruderliebe, die wir nach dem Willen und Gebote des Gründers des Christenthums allen Menschen widmen, ihm weihen können; wir wissen nicht, welche Schicksale er erduldet auf dem Lebenswege, ob die Sonne des Glücks ihm gelächelt, oder die Wolke des Kummers und Unglücks seinen Pfad umnachtet hat; aber Alle, die ihn kannten, geben ihm das ehrenvolle Zeugniß, daß er ein braver, edler Mann war; an seinem

Grabe zerfließt eine Familie in Jammer, deren Stütze und Ernährer er war, und die ihm die treueste Liebe weiht. Sind das alles nicht Zeichen, daß unsere Thränen einem Edlen gelten? Und gibt uns nicht auch seine Angehörigkeit und Anhänglichkeit an unsere Sache dafür Bürgschaft? Denn wahrlich nur ein edles Gemüth — das dürfen wir uns mit Stolz und Selbstbewußtsein sagen — versteht die ernsten Mahnungen der Geschichte und folgt denselben mit kühnem Entschlusse und kräftiger That. Das alles aber zeigt uns mehr und mehr die Größe unseres Verlustes, die Gerechtigkeit unseres Schmerzes.

Aber nicht dem Schmerze nur soll der Blick auf das Grab gewidmet sein, auch eine ernste und freudige Erhebung soll derselbe in uns erwecken. Die Zeit ist wieder da, wo wir mit frommer Zuversicht das Samenkorn der Erde vertrauen, daß es wachse und gedeihe, Blüthe und Frucht bringe zu unserer Freude. Ist doch das Grab auch nur eine Furche, in welche wir das Samenkorn einlegen, das emporsprießen soll zur schönen Blüthe, zur herrlichen Frucht für ein ewiges Leben, für einen ewigen Frühling. Ist doch eine der Grundlehren des beseligenden Christenthums der Glaube an ein besseres edleres Sein, an ein schöneres ewiges Leben des von der sterblichen Hülle entlasteten Geistes. Und am Grabe, beim ernsten und tiefen Blicke unseres Geistes in das unbekannte Jenseits, erhebt sich dieser beseligende Glaube lebhafter als je in unserer Seele; wir überspringen die ungeheuere Kluft zwischen Zeit und Ewigkeit, und die Zuversicht auf ein besseres Sein, auf die Unvergänglichkeit des Edlen und Geistigen in uns erfüllt die Seele mit freudiger Erhebung und mildert den Schmerz um den Verlorenen, denn weckte das Grab nicht diesen Trost im Augenblicke des größten Erdenschmerzes, mit welcher dumpfen Verzweiflung oder starren Gefühllosigkeit müßten wir hineinblicken in seinen schwarzen Schlund? Was könnte unseren Schmerz besänftigen, wenn wir den theuern Geschiedenen der Vernichtung dahingegeben, den Kreis seines Daseins und seines Wirkens für geschlossen, das kümmerliche und unvollkommene Erdenleben für die ganze Aufgabe seines Daseins halten müßten? Lebt aber das Bewußtsein in uns, daß der Geschiedene hinübergegangen zu einem

schönern Leben, zu einer Stufe größerer Vollkommenheit, zu einem reinern, edlern Dasein, dann erträgt unsere Seele leichter den schweren Verlust. So ist uns das Grab denn der Prüfstein unseres Glaubens und unserer Ueberzeugung; unsere Stimmung an demselben ist uns eine Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit und Lebendigkeit unseres Christenglaubens und Christenthums.

Und nun fühlt an Eure Herzen, verehrte Glaubensgenossen, ob sie ruhig schlagen in diesem Augenblick, ob die Erhebung dieses Grabes oder seine Schrecken darin leben, ob die Ueberspringung der Kluft zwischen Zeit und Ewigkeit, der Blick in das unbekannte Jenseits Euch mit Zagen oder mit freudiger, gläubiger Zuversicht erfüllt! Wohnt aber Ruhe und Erhebung in Euren Herzen, lächelt der Sonnenblick der Freude durch die Thränen Eures Auges, dann ruft sie alle her unsere Gegner und Feinde, zeigt ihnen, daß wir am Grabe, im Angesichte des Todes stehen in dem ruhigen Bewußtsein unseres Rechtes und unseres wahren, reinen Christenglaubens. Ja, daß die Zuversicht des Sieges hier in uns lebt, uns kräftigt und begeistert, und daß wir inniger, zuversichtlicher als je es empfinden, es müsse zum Gedeihen des wahrhaften Christenthums, zum Lebendigwerden seines göttlichen Geistes auf Erden eben so Alles in Staub zerfallen, was daran menschlich, irdisch und unrein ist, wie der Körper in Staub zerfallen muß, damit die Seele eingehe zum ewig reinen Geistesleben.

Und so senken wir Deine Hülle denn in die mütterliche Erde, geliebter Geschiedener, während Dein Geist weilt in jenen Räumen, wo der Sieg unserer Sache entschieden, die Reinheit und Nothwendigkeit unseres Strebens anerkannt ist. Dein Loos ist beklagenswerth, weil Du schiedst von allen Freuden der Erde im blühendsten Mannesalter, im ungeschmälertsten Anspruch auf ihren Genuß; aber es ist auch neidenswerth, weil Du das erste schöne Morgenroth einer jungen Zeit ungetrübt gesehen, Dich erfreut hast an den Knospen, die ihr erster schöpferischer Frühlingshauch hervorgelockt, aber die Stürme nicht erlebtest, die möglicherweise die junge Pflanze bedrohen können. Nach jahrelanger Entbehrung hat Dich der Genuß des heiligen Liebesmahles erquickt und gestärkt, der Gottesdienst in der

Sprache des Landes, das Dir zur zweiten Heimath geworden, Dich erhoben und erbaut, und mit Entzücken hast Du auf dem harten Krankenlager, auf dem Bette des Todes Dich erinnert an diese christliche Tröstung und damit ein sprechendes Zeugniß abgelegt für unseren Glauben und unsere Gottesverehrung. Schlicht und prunklos, wie Du gelebt, ist Dein Grab, aber doch schmückt dasselbe der schönste Kranz: ein Kranz von Männerherzen, voll von christlicher Liebe und brüderlicher Theilnahme. Und an Deinem Grab flammt in unsern Herzen auf's Neue der Entschluß, der Sache, der Du Deine letzten Lebenstage geweiht, treu zu sein bis zum Grabe, ihr alle Kraft der Seele und des Leibes zu widmen, und sie durch alle Stürme, Anfechtungen und Gefahren, die ihr drohen können, hindurchzuführen zum Siege! Das walte Gott! Amen.

Mit der materialistischen Weltanschauung der Gegenwart stimmt diese Rede, wie die übrigen in diesem Heft veröffentlichten Aussprachen Blum's, freilich nicht. Aber wer so engherzig sein wollte, Alles zu verwerfen, was nicht auf der Höhe der Zeit und der Wissenschaft steht, müßte ja Alles verwerfen, was uns auf die gegenwärtige Höhe der Zeit und der Wissenschaft gebracht hat. Man nehme nur einen Kraftmenschen, wie Cromwell unter die Lupe der materialistischen Weltanschauung und messe ihn mit dem Maaßstab von heute! Er würde zum näselnden Pietisten, zu einem widerlichen Gemisch von Heuchelei und Fanatismus. Wohlgemerkt — ich spreche hier nur von der einseitigen Intoleranz, die Alles verwirft, was nicht ihrer Schablone entspricht. Der wissenschaftliche Materialismus, und namentlich die materialistische Geschichtsschreibung, hält sich, weil alle Handlungen aus den Verhältnissen erklärend, von solcher Beschränktheit frei.

Aus der vorstehenden Grabrede klingt aber schon recht deutlich ein politischer Ton heraus. Die deutschkatholische Bewegung, gleich den anderen damaligen Regungen des Volksgeistes, ist Blum „das Morgenroth einer jungen Zeit", schon ahnt er „die Stürme", welche der anbrechende Tag bringen wird.

Der Hutten ist ihm Ideal, und daß der Deutschkatholik Blum für sein Vaterland nicht blos Licht, sondern auch

Freiheit wollte, das kündigt uns das kräftige Lied, welches er am 24. Mai 1846 den freisinnigen Mitgliedern der sächsischen Ständekammer widmete. Es ist zwar ein „politisch Lied“, dürfte jedoch hierher gehören und mag drum folgen:

Dem Vaterland.

Wie heißt das Land, so grün und reich
An Eichen hoch und stark,
An Männern, denen Keiner gleich,
Voll Ehre, Kraft und Mark;
Wo an der Ströme Silberfluth
Die gold'ne Traube thront,
Und in dem Volke fromm und gut
Die reinste Treue wohnt?
Das Land — o fühlt's in stolzer Brust,
In heiliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das schöne Vaterland!

Wie heißt das Land, an dessen Kraft
Die Weltmacht Roms zerschellt,
Das oft besiegt — sich aufgerafft
Und Zwingherrntrotz gefällt?
Das Land, das stets im Schooße trug
Den tiefsten Forschergeist,
Das dem Gedanken gab den Flug,
Der alle Welt umkreist?
Das Land — o fühlt's in stolzer Brust
In seliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wo war das Recht, das licht und klar,
Das größte Heiligthum,
Wo war der Rechtsspruch, schlicht und wahr,
Des Volkes Eigenthum;
Wo trieb man mit dem Nachtgesang
Die schwarzen Käuze aus,
Und fegte den Gewissenszwang
Aus dem befreiten Haus?
Das Land — o fühlt's in stolzer Brust
In seliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wie heißt das Land, das Thränenreich —
Doch ach! an Freiheit leer,
Wo zwar noch Land und Ströme gleich,
Die Zeiten nimmermehr;

Wo zwar der Geist die Schwingen regt
Und muthig aufwärts strebt,
Doch ach, durch Fesseln, die er trägt,
Gedrückt am Boden klebt?
Es ist — in schmerzerfüllter Brust
Seid dieses Wechsels Euch bewußt —
In Deutschland, in Deutschland,
Dem theuren Vaterland!

Wo lebt, statt in dem Volkesspruch
Und lichter Offenheit,
Das Recht im fremden, düstern Buch
Und scheuer Heimlichkeit;
Wo nistet sich das Nachtgezücht
Der Dohlen wieder ein,
Das boshaft Zweig auf Zweig zerbricht
Im grünen Eichenhain?
Es ist — in schmerzerfüllter Brust
Seid dieses Wechsels Euch bewußt —
In Deutschland, in Deutschland,
Dem theuren Vaterland!

Doch ziemt's dem Mann nicht, daß er klagt,
Ihm ziemt Erhebung, Muth.
Der Hutten sprach: Ich hab's gewagt!
So wagt! und es wird gut.
Eilt für die Freiheit Hand in Hand
Zur Geisterschlacht herbei,
Dann wieder wird das Vaterland
Auch stark und licht und frei!
Dann jauchzt das Volk aus voller Brust:
Das Land in blüh'nder Freiheitslust
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wir theilen nun noch 3 Briefe Robert Blum's mit, sämmtlich an Ronge gerichtet. — Der erste schon Ende 1842 geschrieben — ein Beweis, daß Blum nicht erst des Ronge'schen Rockbriefes bedurfte, um in die Bahnen kirchlicher Reform einzulenken:

I.

Leipzig, den 27. Dezember 1842.

Sehr geehrter Herr!

Wenn es des Geistlichen erste Pflicht ist, das Gute zu befördern und das Schlechte zu bekämpfen, wo es sich nur immer zeigt, so werden Sie der fürstbischöflichen General-Vikariats-Niederträchtigkeit gewiß gebührend ent-

gegentreten. Sie haben mit der Redaktion der „Sächsischen Vaterlandsblätter“ nie in der geringsten Verbindung gestanden; denn ich bin und war der Redakteur. Die Redaktion wird den hochwürdigen Bisthumsverweser gebührend ablaufen lassen. Ihr Name wird dabei nicht genannt werden.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie die nöthige Zeit für Ihre Vertheidigung gewinnen und daß Ihnen keine Unannehmlichkeiten aus dieser Sache erwachsen mögen, bitte ich, mir gefälligst zu melden, wann ich mir den kostbaren Brief aus Breslau senden lassen darf, denn dieser Adler ist ihnen (dem Domkapitel) nicht geschenkt.

Genehmigen Sie den achtungsvollsten Gruß

Ihres ergebenen
Robert Blum.

Zur Erklärung des vorstehenden Briefes sei kurz erwähnt, daß Ronge damals schon mit seinen kirchlichen Vorgesetzten gebrochen hatte, und daß Seitens des Bisthumsverwesers an die Redaktion der „Vaterlandsblätter“ das Ansinnen gestellt worden war, den Verfasser eines Artikels, der von den geistlichen Behörden Ronge zugeschrieben war, namhaft zu machen.

II.

Leipzig, im Dezember 1844.

Mein verehrter Freund!

Sie haben mir zuvorkommend diesen Ehrentitel gewährt, den ich mit Stolz und Freude erwidere. Knüpfen doch die Bande gleichen Strebens die Menschen schneller, inniger und dauernder zusammen, als es das persönliche Wohlgefallen kann. Und wie ungleich auch die Mittel, Kräfte und Erfolge sein mögen, die gleiche gute Absicht, der gleiche redliche Wille lassen leicht über die Verschiedenheit des Werthes und der Bedeutung hingleiten.

So darf ich mich auch neben Sie stellen mit Bescheidenheit zwar, aber auch mit dem Bewußtsein eines redlichen Willens und mit der aufrichtigen Anwendung der ganzen Kraft, die mir verliehen wurde. Auf dem Theater des Lebens, wie auf dem wirklichen, können ja

nicht Alle erste Rollen spielen, und auch die Kleineren, die nach Kräften das Ihre thun, sind gut an ihrem Platz.

Den freundlichen Brief beantwortend, welchen Sie mir zu schreiben die Güte hatten, sage ich Ihnen zunächst, daß es keinen Buchdrucker für Ihre Sache in der jetzigen Zeit gibt. Es fehlt ihnen an Muth und an Entschlossenheit und damit bleiben die Sachen sitzen!

Lange ehe ich Ihren Brief erhielt, hatte ich mich im Ministerium nach Wind und Wetter umgethan. Ich habe aus ziemlich guter Quelle erfahren, daß die Flugschrift muthmaßlich frei gegeben wird. Der Minister ist fest entschlossen, es durchzusetzen. Die Pfaffen verweigern das Imprimatur und es handelt sich also blos um die persönliche Entscheidung des Königs, der gegen Neigung und Lust sie frei geben wird, damit man das Ministerium nicht wieder der Schwäche zeihe, wie in der Annaberger Jesuiten-Sache. Also diese Hoffnung ist da.

In der Einlage erhalten Sie ein Anerbieten, welches ich Ihrer Beherzigung empfehle. Das Grundstück liegt höchst angenehm, 20 Minuten von Leipzig und an einer lebhaften Straße; Mittel, um ein kleines Häuschen darauf zu bauen, werden wir bald haben, und alles Andere findet sich dann. Wohl weiß ich, daß Sie in Breslau bei lieben Freunden sind und weder Angst noch Noth leiden: aber wer ist in unserm Polizeistaate sicher, daß er eine Woche ungeschoren bleibt? Und sollten die Pfaffen nicht Mittel finden, Ihnen das Leben mannigfach zu verbittern? Jetzt allerdings wagen sie's nicht, aber die Aufmerksamkeit, die sie fürchten, wird nachlassen, die große Theilnahme geschwächt werden durch den Strudel der Ereignisse, der anderen Dinge, welche an die Oberfläche treiben, und leicht könnten Sie genöthigt sein — moralisch oder physisch — später Preußen zu verlassen, ohne augenblicklich ein solches Asyl zu finden. Hier werden Sie sogleich dem unantastbarsten Staate angehörig; und dem Mittelpunkt der Bewegung näher zu sein, ist doch auch ein Vortheil. Allerdings ist die Wirkung größer unter den Katholiken, aber wenn es in Preußen so fortgeht, daß ein strenger hoher Herr über der Staats-Censur steht, so wird die direkte Wirksamkeit nicht lange mehr dauern. Nochmals: überlegen Sie die Sache, und geben Sie mir Antwort. Herz-

lichen Dank für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der Sie mein kleines Anliegen berücksichtigt haben, ich sehe der Sendung stündlich entgegen. — Ihre Gedichte habe ich allerdings; wie ich dies Diefenbach gemeldet habe, ist es meine Ansicht, daß es besser sei, dieselben jetzt nicht zu drucken, weil Sie unser katholisches Dogma darin angreifen, also thätsächlich Nichtkatholik werden, und Sie für die große Sache, für die Sie Gott berufen zu haben scheint, vorerst Katholik bleiben müssen. Deshalb habe ich mir auch drei ausgesucht, welche kein Dogma angreifen.

Bewahre Ihnen der Himmel Ihren Muth, Ihre Kraft, gebe all Ihrem Thun den Erfolg, wie Ihrem Briefe an Arnoldi! Dies mein Wunsch zum neuen Jahre. Dann werden Sie wahrscheinlich Rom's Tyrannei brechen und das Triumphgeschrei, welches die freche Hierarchie nach ihrem neuen Bündniß mit dem Despotismus erhebt, wird vielleicht ihr Todesröcheln werden.

Verzeihen Sie das Entsetzliche dieser Schrift, aber der Jahreswechsel in einem großen Geschäft ist in der That entsetzlich.

Mit Verehrung und Gottes Gruß

Ihr

Robert Blum.

Die „Flugschrift“, von der in diesem Briefe die Rede, ist der Brief Ronge's an Arnoldi, welcher, nachdem er in den „Vaterlandsblättern“ erschienen, sofort als Flugblatt in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurde. — Die „Annaberger Jesuitensache“, d. h. ein — mißglückter — Versuch des Jesuitenordens, sich in Annaberg (Sachsen) unter harmloser Firma festzusetzen, verursachte um jene Zeit viel Spektakel.

Das freundschaftliche und gastliche Anerbieten Blum's an den damals in bedrängten Verhältnissen lebenden Ronge braucht keinen Kommentar.

III.

Leipzig, den 1. März 1845.

Mein verehrter Freund!

Wie schmerzlich es mir auch ist, daß Sie so wichtige Ereignisse, wie das zu Annaberg, erst durch die Zeitungen erfahren, ehe ich es Ihnen melde, so konnte ich doch

wahrlich nicht anders. Die Arbeit erdrückt mich fast, denn es scheint, daß man Leipzig ziemlich als Mittelpunkt betrachtet und von allen Seiten von hier aus Rath und Hülfe haben will. Das ist nun allerdings gut, insofern man dadurch Manches im weitern Kreise wirken kann; aber es ist auch schlimm, insofern ich allein arbeiten muß und doch außer meiner Pfuscherei in der Litteratur noch ein schweres und umfassendes Geschäft auf dem Halse habe, welches auch von sonst Niemand ordentlich fortgeschoben wird. Dazu paßt dieses Geschäft — die „Komödie“ — gar nicht zu meiner jetzigen kirchenväterlichen Wirksamkeit. Unsere Pfaffen sagen: das Ganze ist eine „politische, demagogische Komödie“, und das Alles macht mich oft recht verdrießlich. Ich habe niemals so innig gewünscht, reich zu sein, als jetzt, um meine ganze Zeit der Sache widmen zu können. Aber was hilft's Wünschen? Nun es muß ja auch so gehen. Also von Annaberg nichts mehr. Es ist gut, sehr gut, daß wir diesen Jesuitenposten gesprengt haben. Wenn die Leute bald einen Geistlichen bekommen, so wird dort Alles fortgerissen und in Böhmen wird es mächtig anregen. Daher empfehle ich Ihnen die Beilage auf das Dringendste und bitte Sie, Alles aufzubieten, derselben zu entsprechen. Kommen Sie her, so müssen Sie auch nach Annaberg, und sollte ich Sie gebunden und in eine Kiste gepackt hinbringen. Einen Brief schreiben Sie den Leuten gewiß.

Wie steht es denn mit den Geistlichen? Noch gar nichts? Das ist sehr schlimm, obgleich ich begreife, daß dieselben erst dann kommen, wenn wir vom Staate anerkannt sind. Aber jedenfalls hätte N. N. nicht öffentlich welche ausbieten sollen, wenn er — wie wahrscheinlich — keine hat; man hätte dann einen anderen Gang genommen und sich Geistliche gesucht, ehe man öffentlich auftrat. Ich predige zwar hier wie ein terminirender Mönch alle Sonntage, aber das hält doch auf die Dauer nicht an. Kurz, Geistliche, Geistliche!

An dem Glaubensbekenntnisse habe ich noch nichts gethan und nichts thun wollen. Ich halte es — aufrichtig gesagt — für ein Unglück, daß man nicht ein rein biblisches Bekenntniß behalten hat, und wäre es nur das aus fünf Sätzen bestehende gewesen, welches die Apostel zu

— ja, wo war's denn? — aufstellten, als sie die Frage über die Heidenbeschneidung erörterten. Die Menschen hängen zu sehr an der Autorität, und ein selbst gemachtes Bekenntniß hat keine. Das mag traurig sein, aber es ist wahr. Dann erschwert uns die Formulirung des Bekenntnisses jedenfalls die Anerkennung des sogenannten *christlichen* Staates, dem wir in seinen jetzigen Vertretern ein Greuel sein müssen. Endlich ist es gerade diese Aufstellung, die uns spaltet; denn jede Gemeinde macht sich jetzt ein anderes Bekenntniß und damit ist den Römlingen eine ungemein wirksame Waffe gegeben. Ebenso kann ich es nicht billigen, wenn man das Wort „*katholisch*“ bei Seite schiebt, oder höchstens in Parenthese als Ballast mitschleppt. Unsere nächste Aufgabe ist, nach meiner Ansicht, Rom zu vernichten und die Massen zu gewinnen. Für Rom sind wir aber nicht mehr vorhanden, sobald wir nicht mehr katholisch sind, und eine Kirche, deren Namen und Formen **uns** entsprechen, ist durchaus nicht für die Massen. Meine Ansicht ist: in den *Prinzipien so weit als möglich, im Namen* und in den *Formen* katholisch, rein katholisch, natürlich ohne Unsinn. Wir wollen das weiter *besprechen*, denn wir *müssen* nun eine Berathung (Concil) halten, und wenn nur 10 Gemeinden vertreten sind. Einigen diese sich über Namen und Bekenntniß, so denke ich, sind sie maßgebend für die noch werdenden. Diese Abweichungen aber machen uns todt, und machen dem Staate eine *allgemeine* Anerkennung ganz unmöglich. Wir lassen uns morgen von der Gemeinde ermächtigen, ein Concil für die nächsten Ostertage nach Leipzig zu berufen; thun Sie ja mit dazu, was Sie können.

Ein hiesiger Buchhändler hat mir den Antrag gemacht, ein Gebet- und Gesangbuch bei ihm herauszugeben. Was meinen Sie dazu? Haben Sie den Gegenstand schon bedacht? Bedürfniß wird ein solches in der *nächsten* Zeit und wir müssen daran denken. Welche Uebersetzung des Missale ist brauchbar, d. h. im Einzelnen? Haben Sie Zeit und Lust mitzuarbeiten? Oder haben Sie einen ähnlichen Plan, dann wollen wir zurückstehen.

Und nun noch eine Frage an Ihre Gelehrsamkeit: Ich habe vor längerer Zeit gelesen, daß die Reliquien

von Ign. Loyola und Fr. Xaver ausschließliches Eigenthum des Jesuitenordens sind und ohne besondere Einwilligung des Generals nicht vergeben werden dürfen. Aber ich weiß jetzt weder, wo ich's gelesen, noch kann ich in verwandten Büchern das Faktum finden. Wissen Sie etwas davon? Wenn Sie mir diese Thatsachen mit Quellen belegen können, so stürze ich wahrscheinlich unseren Cultusminister damit, und das ist für uns sehr wichtig, ich meine für uns Sachsen.

Schließlich nur noch: nehmen Sie mir meinen Ton — diesmal wie allemal — nicht übel; Stein wird Ihnen von meiner Grobheit erzählt haben und ich glaube, ich habe den Ruf nicht umsonst. Leben Sie wohl, halten Sie Wort, daß Sie vor Ostern kommen und behalten Sie etwas lieb

Ihren

Sie herzlich grüßenden

Blum.

PS. Sonntags. Die Dresdener haben sich entschieden für den Namen „katholisch“ ausgesprochen und uns aufgefordert, dasselbe zu thun, was mich sehr freut. Die Dresdener haben ebenfalls ein Concil gewünscht und die Gemeinde hat uns heute ermächtigt, ein solches zu berufen. Also werden Sie bald eine Einladung erhalten, d. h. der Vorstand in Breslau. Sie wirken hoffentlich dafür. Die Elberfelder nehmen das Schneidemühler Bekenntniß an! Dem muß man ernstlich steuern.

„Dieses Geschäft — die Komödie“, welche Blum so wenig paßt, war die wirkliche „Komödie“, welche Blum als „Geschäft“ treiben mußte. Allerdings nicht direkt. Denn er brauchte im Theater nicht als Komödiant mitzuspielen, aber er lebte doch von der „Komödie“, in seiner Eigenschaft als Theaterkassirer.

Das Concil, dessen Nothwendigkeit Blum in dem vorstehenden Briefe betont, kam, wie schon erwähnt, Ostern 1845 wirklich zu Stande.

Die Erregung auf religiösem Gebiet sollte bald durch die Bluttaufe auf das politische Gebiet hinübergespielt

werden. Am 12. August 1845 kam es — wie in einem früheren Theil dieser biographischen Skizze des Näheren geschildert ist — in Leipzig, anläßlich eines Besuches des damaligen Thronfolgers, späteren Königs Johann, welcher im Rufe stand, auf die ultramontane Seite hin zu neigen, zu lebhaften Volksdemonstrationen, die schließlich zu Blutvergießen führten. In den Leipziger Augusttagen bewährte sich Robert Blum als zügelnder und ordnender Geist. Alle Behörden hatten den Kopf verloren, die Leidenschaften der Masse waren auf's Furchtbarste entflammt, und nur dem außerordentlichen Einfluß Robert Blum's, der durch den Zauber seiner Rede und durch die Ruhe seiner Erscheinung die entfesselten Elemente beschwichtigte, ist es zu verdanken, daß unabsehbares Unheil abgewandt wurde.

Die Leipziger Augusttage machten Blum zum Politiker. Nicht als ob er sich nicht schon früher mit Politik beschäftigt hätte. Seit seiner frühesten Jugend folgte er den Tagesereignissen mit größter Aufmerksamkeit und begrüßte enthusiastisch jeden freiheitlichen Hauch, der die schwüle Atmosphäre patriarchalischen Regiments und knechtseliger Philisterhaftigkeit in Bewegung setzte. Man lese nur nachstehende drei Gedichte, von denen das älteste bis in's Jahr 1837 zurückreicht:

Meinem Freunde C. K.,

als er mir eine Blume von Sand's Grab geschenkt.

Die Blume pflückte Deine Hand mir liebend
Vom Grab des Jünglings, der den Feind erschlagen,
Der blut'gen Lohn für blut'ge That getragen. —
Daß Blut uns Blumen bringt — es ist betrübend.

Doch wenn der Sturm, die Tyrannei zerstiebend,
Das Vaterland durchbraust, wenn alle Plagen
Der Willkürherrschaft muß der Bürger tragen,
Die furchtbar waltet, ihre Frevel übend;

Dann greift der Mann zum Schwert mit frohem Muthe,
Daß aus der Frevler — aus dem eignen Blute
Der Freiheit Blume stolz sich neu belebe!

Dank für die Blume Dir, dem Blut entsprossen!
O, daß doch aus dem Blute, das so reich geflossen,
Für Deutschland bald die Freiheit sich erhebe!

Leipzig, 17. Mai 1837. R. B.

Dem Vaterlande.

Was ist's, das uns'res Schiller's Brust
  Als Heiligthum erwählt,
Am tiefsten ihn mit Schmerz und Lust
  Und heißer Lieb beseelt?
Was ist es, dem er Kraft und Muth
  Mit Treue hat geweiht,
Uns mahnend, daran Gut und Blut
  Zu setzen jederzeit?
Es ist, o Deutsche, was er sang
Mit Donnerwort, mit Liebesklang
    Das Eine, das freie,
    Das deutsche Vaterland!

„Kein Oesterreich, kein Preußen mehr!“ *)
  — Sprach jüngst ein Fürstensohn —
Der Wallenstein vor seinem Heer
  Sprach es vor Jahren schon;
Und mit Prophetenstimme ruft
  In einer schweren Zeit
Der Attinghaus **) am Rand der Gruft
  Uns auf zur Einigkeit.
So lehrt der Dichter im Gesang
Mit Donnerwort, mit Liebesklang
    Das Eine, das freie,
    Das deutsche Vaterland!

O, laßt des Dichters heilig Wort,
  Das er begeistert rief,
Im Herzen wachsen fort und fort
  Und wurzeln stark und tief.
Die Liebe für das Vaterland
  Sei unser Stolz und Ruhm,
Ein unzertrennlich Bruderband,
  Der Deutschen Heiligthum.
Beim ernsten Werk, beim Becherklang
Erfüll' das Herz wie Hochgesang
    Das Eine, das freie,
    Das deutsche Vaterland!

1843. R. B.

---

*) Bezieht sich auf den bekannten Toast, den Erzherzog Johann von Oesterreich im Jahr 1843 auf dem Schlosse Brühl ausgebracht haben soll.
**) In Schiller's Wilhelm Tell.

Den deutschen Frauen.

Singt in Jubeltönen
Und aus Herzensdrang,
Singt den Preis der Schönen
Hier beim Becherklang;
„Die in's Erdenleben
Mit geweihter Hand
Himmelsrosen weben,
Ein entzückend Band.“

Preist die holde Jugend
In der Jungfrau Bild,
Preist die fromme Tugend,
Die ihr Herz erfüllt;
Wie von Himmelshöhen
Gold'nen Lichtes Schein,
Ist sie anzusehen
Engelsmild und rein.

Preist der Gattin Walten
Um den Hausaltar,
Die der Stirne Falten
Glättet, lieblich klar;
„Die der heil'gen Sitte
Sanftes Szepter führt,
Und mit süßer Bitte
Wilde Kraft regiert.“

Und die Mutter ehret,
Die voll reinster Lust
Uns gehegt, genähret
An der treuen Brust,
In der Zukunft Träume
Leicht uns eingeweiht,
Und des Guten Keime
Uns ins Herz gestreut.

Heil Euch, deutsche Frauen,
Unsers Glückes Pfand!
Helft, o helft uns bauen
Auch am Vaterland:
Zieht aus Euren Söhnen
Bürger, frei und kühn,
Und der Sieg wird krönen
Bald der Besten Müh'n.

1844. R. B.

Welch' glühende Freiheitsliebe, welche Begeisterung für den Gedanken des freien und einigen Deutschland!

Aber wer die Freiheit liebt und sich für politische Ziele begeistert, ist darum noch kein Politiker.

Bis zum August 1845 war Robert Blum ein politischer Schwärmer. Die heißen Augusttage jenes Jahres reiften ihn zum Politiker.

Die religiöse Bewegung tritt für ihn mehr und mehr in den Hintergrund. Er blickt nicht mehr in den Himmel; die Erde, das Vaterland bieten ihm sein Kampffeld, das er nicht mehr verläßt, — auf dem er stirbt.

Ein scharfer, kritischer Kopf, entdeckte er auch bei genauerer Prüfung, daß seine religiöse Weltanschauung mit der Wissenschaft nicht in vollem Einklang war. Und 1848 bekannte er in einem Artikel über die deutschkatholische Bewegung (in seinem „Staatslexikon“), es sei ein Fehler

der Deutschkatholiken gewesen, daß sie „überhaupt ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, eine Kirche begründet haben.“

Darum können wir aber nicht dem Sohne Blum's — Herrn Dr. Hans Blum — Recht geben, wenn dieser, von der Höhe des Bismarck'schen „Kulturkampfes“ herabblickend, mit der ihm eigenen Schnellfertigkeit über die deutschkatholische Bewegung unbarmherzig den Stab bricht und seinen Vater in die nicht beneidenswerthe Lage versetzt: entweder sich kläglich getäuscht, oder jesuitischen Grundsätzen gehuldigt zu haben — oder beides zugleich.

Den betreffenden Passus in Hans Blum's „Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk“ müssen wir etwas genauer beleuchten. Des Sohnes wegen, und des Vaters wegen.

„Die Beschlüsse des Leipziger Konzils“, schreibt Herr Hans Blum (S. 180 seines „Zeit- und Charakterbildes“), „namentlich des dort beschlossenen Glaubensbekenntnisses eingehender darzulegen und sodann die Gründe zu untersuchen, warum trotz dieser Resultate die deutschkatholische Bewegung so rasch im Sande verlief, liegt außerhalb der Grenzen dieser Darstellung. Robert Blum hat sehr bald erkannt, daß er sich über die Kraft und Tiefe der Bewegung getäuscht. Aber über die Gründe dieser Täuschung ist er sich nie klar geworden. Noch im Jahre 1848 in seinem „Staatslexikon“ sprach er sich in dem von ihm selbst unterzeichneten Artikel „Deutsch-Katholiken“ dahin aus, daß der Fehler der Deutschkatholiken, den er „selbstanklagend bekenne mitverschuldet zu haben“, darin bestanden habe, überhaupt ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, überhaupt eine Kirche begründet zu haben! Klarer konnte Robert Blum, wenigstens für seine Person, die reine Weltlichkeit seiner Strebungen bei dieser Gründung, das Bekenntniß rein politischer Agitationszwecke, die Freiheit von jeder religiösen Begeisterung, die ihn*) geleitet hätte, der Führer des Deutsch-Katholizismus zu werden, nicht aussprechen. Aber es war charakteristisch für die trotz alledem völlig weltliche, völlig politische Zeitrichtung, daß Niemand ihm diesen inneren Widerspruch

*) Hans Blum'scher Stil. Das „die“ bezieht sich nicht auf die „Begeisterung“.

verargte, daß seine Betheiligung an der deutsch-katholischen Bewegung ihn bekannt und populär machte in ganz Deutschland und verhaßt in allen Zwingburgen Roms bis in die heiligen Säle des Vatikans."

Prüfen wir:

Herr Hans Blum findet, daß Robert Blum sich über die Kraft und Tiefe der deutsch-katholischen Bewegung getäuscht habe.

Herr Hans Blum sagt, daß Robert Blum über die Gründe dieser Täuschung sich nie klar geworden.

Und 6 — wohlgezählte sechs! — Zeilen weiter sagt derselbe Hans Blum, daß Robert Blum „klarer (als er es wirklich gethan), wenigstens für seine Person, die reine Weltlichkeit seiner Strebungen bei dieser Gründung (des Deutsch-Katholizismus) — -- nicht aussprechen" konnte!

In Einem Athem läßt Hans Blum seinen Vater völlig unklar über die deutsch-katholische Bewegung sein, und sich so klar über sie aussprechen, daß er die Klarheit nicht klarer aussprechen konnte!

Wer ist da klar, und wer ist unklar?

Robert Blum.

Oder

Hans Blum?

Daß Hans Blum darauf verzichtet, „die Gründe zu untersuchen, warum die deutsch-katholische Bewegung so rasch im Sande verlief", wird bei der „Klarheit", die er so glänzend an den Tag gelegt, wohl nicht als Nationalunglück aufzufassen sein.

Das Komische ist, daß Hans Blum, der S. 180 seines „Zeit- und Charakterbildes" die religiös-reformatorische Thätigkeit des Vaters zu einem Irrthum, einer Selbsttäuschung oder Schlimmerem stempelt, acht Seiten vorher (S. 172) pathetisch geschrieben hatte:

„Eine so kühne und entschlossene Mannesseele (wie Robert Blum sie besaß) gehörte dazu, um mit der unscheinbaren Kraft eines schlichten deutschen Bürgers den Kampf aufzunehmen, den in unseren Tagen das ganze deutsche Reich mit seiner gewaltigen Staatsmacht seit seinem Bestehen kämpft: den Kampf mit Rom!"

Kann man Robert Blum eine **kläglichere** Rolle spielen lassen als Seite 180 des „Zeit- und Charakterbildes“?

Kann man Robert Blum eine **großartigere** Rolle spielen lassen, als Seite 172 des „Zeit- und Charakterbildes“?

Und das, wohlgemerkt, in der **gleichen** Sache. In **einer und derselben** Thätigkeit.

Hut ab vor der „Klarheit“ des Herrn **Hans** Blum!

Obgleich man nun eigentlich denken sollte, mit **Einem** seiner beiden entgegengesetztem Urtheile **müsse** Herr **Hans** Blum das Richtige getroffen haben, so ist dies doch eigenthümlicher Weise nicht der Fall. Mit seinen **beiden** Urtheilen hat Herr Hans Blum gleich weit an der Wahrheit vorbeigeschossen.

Robert Blum war sich über die deutsch-katholische Bewegung gerade so klar, wie irgend einer seiner Strebensgenossen, und hundertmal klarer, als viele Tausende es heut sind, u. A. auch Herr **Hans** Blum.

Und Robert Blum war **kein Kulturkämpfer**, zu dem ihn der „Zeit- und Lebensbild“-schreibende Sohn verzwergen möchte.

Herr **Hans** Blum, der über die deutsch-katholische Bewegung so vornehm die Nase rümpft, sollte bedenken, daß Alles, was er zur Verunglimpfung dieser Bewegung sagt, nicht entfernt so verunglimpfend ist, als der Vergleich mit dem „Kulturkampf“.

Fürwahr, wer, wie Hans Blum mitten in dem „Kulturkampf“ steht, hat kein Recht, die deutsch-katholische Bewegung de haut en bas (von oben herab) zu betrachten. Wir standen und stehen derselben fern, und sind ihr sogar gelegentlich — vom radikal-philosophisch-politischen Standpunkte aus — entgegengetreten, allein den „Kulturkampf“ des Fürsten Bismarck überragt sie denn doch unendlich an geistigem Inhalt und sittlichem Ernst. Welche Zwecke einzelne beschränkte und vordringliche Personen — darunter sogar „Führer“ — verfolgt haben mögen, die Thatsache kann nicht weggeleugnet werden, ohne der Wahrheit in's Gesicht zu schlagen: daß die Bewegung eine ideale, auf die höchsten und edelsten Ziele gerichtete war.

Unsere Klugpolitiker von heute lächeln allerdings über das Wort „ideal“, lächeln über das „vorachtundvierziger Geschlecht“, das mit seinem Idealismus nichts erreicht habe, und es den großen Männern der Gegenwart habe überlassen müssen, die Nüsse, für welche das ideale Gebiß zu schwach, realpolitisch zu knacken.

Wir sind keine „Ideologen“, von denen wir eine nicht viel bessere Meinung haben als weiland der erste Napoleon; aber wer Großes leisten will, muß auch ein Ideal haben, das heißt ein großes, von kleinlichen Rücksichten und Berechnungen unabhängiges festes Ziel, das dem Vorwärtsstrebenden den Weg weist, wie der Polarstern dem Seefahrer. Und ein solches Ziel hatten jene vorachtundvierziger Bewegungsmänner. Daß da viel Unreifes und Kindisches mit unterlief, wer wollte es bestreiten?

Doch unsere modernen Politikaster, welche die „staatsmännische“ Weisheit mit Löffeln gegessen, haben wahrhaftig keine Ursache, darob hochmüthig zu lächeln. Ein Blick auf das kläglich zusammengestürzte Kartenhaus des Hans Blum'schen „Liberalismus“ sollte sie Bescheidenheit lehren. Während die „Idealisten“ der vierziger Jahre nicht blos Großes erstrebten, sondern auch praktisch Großes leisteten, indem sie die Vorbedingungen eines gesunden politischen Lebens schufen, haben die modernen Realpolitiker nur den praktischen Beweis vollständiger Impotenz geliefert. Der ächte Idealist ist immer zugleich Praktiker, wohingegen diese traurigen Realpolitiker weder Idealisten noch Praktiker sind, und ihren ganzen realpolitischen Scharfsinn auf Selbstprellerei und Selbstdemüthigung verwandt haben — und mit phänomenalem Erfolg. Neben diesen verbutteten Epigonen erscheinen jene Vorachtundvierziger als Titanen.

Dort Robert Blum.

Hier Hans Blum —

das zeigt typisch den Unterschied der beiden Generationen.

Look on this picture and on that. Schaut dieses Bild und jenes. — — —

Doch noch einmal von der Klarheit und Logik des Herrn Hans Blum.

Wir kehren zu der abgedruckten Stelle von S. 180 seines „Zeit- und Charakterbildes" zurück.

Wiederholen wir:

„Noch im Jahr 1848 in seinem „Staatslexikon" sprach er (Robert Blum) sich — — — dahin aus, daß der Fehler der Deutschkatholiken — — — darin bestanden habe, überhaupt ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, überhaupt eine Kirche begründet zu haben. Klarer konnte Robert Blum — — — nicht aussprechen."

Das heißt doch, daß das, was Robert Blum nicht klarer aussprechen konnte, in jener Aeußerung des „Staatslexikons" ausgesprochen war.

Und was war nun in den zitirten Worten ausgesprochen, und zwar so deutlich, wie Worte etwas aussprechen können?

Daß Robert Blum zur Erkenntniß der Halbheit des Deutschkatholizismus gelangt war, und die Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses und die Einbannung der Bewegung in eine Kirche als einen Fehler bedauerte.

Was ist aber nach Hans Blum in diesen Worten ausgesprochen?

„Die reine Weltlichkeit seiner (Robert Blum's) Strebungen, das Bekenntniß rein politischer Agitationszwecke, die Freiheit von jeder religiösen Begeisterung, die (sic!) ihn geleitet hätte, der Führer des Staatskatholizismus zu werden."

Es wird uns schwindlich bei diesem geradezu haarsträubenden Gallimathias.

Ex uno discimus omnia (aus dem einen Beispiel lernen wir alles Andere).

Aus dieser einen Probe ersehen wir zur Genüge, wie es mit dem ganzen Geschichtsschreiber Hans Blum beschlagen ist.

Und Hans Blum hat sich unterfangen, die Geschichte Robert Blum's zu schreiben!

Das dickleibige „Zeit- und Charakterbild" — es enthält 590 Seiten — ist ein Versuch des Sohnes, nicht: den Vater zu begreifen, und sich zu dessen Höhe emporzuschwingen, sondern ihn zu sich, in seine, des Sohnes, Tiefe herabzuziehen.

Ist das zu hart geurtheilt?

Man prüfe nur — die Logik bei Seite lassend — den Inhalt dessen, was Hans Blum, resumirend und abschließend, über die Stellung Robert Blum's zur deutsch-katholischen Bewegung sagt:

Seine — Robert Blum's — Strebungen waren von „reiner Weltlichkeit"; er verfolgte rein „politische Agitationszwecke" und er war frei „von jeder religiösen Begeisterung".

Und nun lese man die in diesem Hefte abgedruckten Aufsätze, Reden und Briefe des Deutschkatholiken Robert Blum!

Diesem Manne jede religiöse Begeisterung absprechen, heißt ihn für den vollendetsten Heuchler erklären.

Von diesem Mann behaupten, er habe seine „religiöse Begeisterung" blos zu „rein politischen Agitationszwecken" erheuchelt, heißt ihm das Brandmal des abgefeimtesten Jesuitismus aufdrücken.

Dieser Mann ist Robert Blum.

Und der ihn für den vollendetsten Heuchler erklärt und ihm das Brandmal des abgefeimtesten Jesuitismus aufdrückt, ist Hans Blum.

„Wir haben heute erreicht," so schließt Hans Blum sein „Zeit- und Charakterbild", „was Robert Blum erstrebte und bei seinem Tode unerfüllt sah; wir haben es erreicht, in anderer Weise als er dachte; anders, als auch unter uns viele erwarteten. Einem Manne danken wir vornehmlich die Verwirklichung unserer nationalen Einheit. So mag denn dieses Mannes Urtheil über Robert Blum diese Lebensgeschichte beschließen.

„Am 23. Mai 1870, nach einer Sitzung des Reichstages, in der mich die Herren Sozialisten beschimpft*) hatten, weil durch meine Stimme das Strafgesetzbuch mit zu Stande gekommen war, ersuchte mich der Bundeskanzler, Graf Bismarck, in sein Kabinet zu kommen.

„Er reichte mir seine Rechte und sagte: ‚Lassen Sie uns in dieser Stunde, von der ich hoffe, daß sie für ganz Deutschland segensreich sein wird, ein Bündniß schließen'

*) Nicht „beschimpft" — nur gekennzeichnet, daß „der Sohn des Hingerichteten" für die Todesstrafe gestimmt.

— ich stutzte — ‚ein Bündniß', sagte er mit feinem Lächeln, — ‚nicht zu Gunsten eines von uns oder eines Lebenden — sondern zu Gunsten eines Todten. Sie werden erkennen, wen ich meine. Wenn es den Herren Sozialisten wieder einfallen sollte, Ihren Vater herabzuwürdigen dadurch, daß sie ihn für einen der ihrigen ausgeben, so verfügen Sie über die Macht, die ich besitze, namentlich etwa in der Presse, um dies Bild rein zu halten. Ihr Vater war sehr liberal — er würde auch heute, wenn er noch lebte, sehr liberal sein. Aber er war auch gut national.'"

So Hans Blum.

Die Frucht des in jener „Weihestunde" zwischen Hans Blum und Fürst Bismarck feierlich abgeschlossenen „Bündnisses" ist das „Zeit- und Charakterbild".

Fürst Bismarck hat Recht gehabt:

Robert Blum war „sehr liberal — er würde auch heute, wenn er noch lebte, sehr liberal sein. Aber er war auch gut national".

Und deshalb war er nicht „nationalliberal" und würde, wenn er noch lebte, auch heute nicht nationalliberal sein.

Vor Allem würde er sehr energisch dagegen protestiren, daß das, was heute erreicht ist, je von ihm erstrebt wurde.

Die 590 Seiten des Herrn Hans Blum sind eine tödtlichere Salve als die 3 Kugeln der österreichischen Jäger auf der Brigittenau.

Aber sie haben Robert Blum nicht zu tödten vermocht.

Aus Robert Blum's politischen Schriften sei noch nachstehende Abhandlung dem Leser vorgeführt, theils um ihm den Verfasser näher zu bringen, theils aus geschichtlichem Interesse, um die Erinnerung an ein großes politisches Verbrechen wachzurufen, das ähnlichen Bestrebungen entsprang, wie sie jetzt wieder in Deutschland sich breit machen.

Das Nähere besagt das für die erste Auflage geschriebene besondere Vorwort.

Weidigs's Tod

von

Robert Blum.

Besonderes Vorwort.

Die nachstehend veröffentlichte Abhandlung aus der Feder Robert Blum's (für die „Vaterlandsblätter“ geschrieben) versetzt uns in eine der düstersten Episoden der vormärzlichen Geschichte unseres Vaterlandes.

In Paris ist die Bourbonendynastie gestürzt, der Thron des Bürgerkönigs Louis Philippe errichtet worden. Der Wellenschlag der Julirevolution macht sich auch in Deutschland fühlbar; die Gemüther sind erregt, die Schmach der traurigen Bundestagswirthschaft kommt den politisch Denkenden zum Bewußtsein, — namentlich in den Köpfen der Jugend gährt es wild.

In keinem Theil Deutschlands hat die Bewegung breitere und tiefere Wurzeln gefaßt, als im Hessischen, in Kurhessen sowohl als im Großherzogthum Hessen. Die Universitäten Gießen und Marburg, besonders die erstere, stellten stattliche Contingente von „Malkontenten“ und „Weltverbesserern“. Natürlich richteten die Behörden, voran der hohe Bundestag, gegen den die Bewegung ihre Hauptspitze kehrte, ihr Augenmerk auf dieses Treiben. Die famose „Central-Untersuchungs-Commission“, die weiland zur Ausmerzung der „demagogischen“ Burschenschaften gegründet worden war, funktionirte noch — das Schwert war geschliffen, es brauchte blos benutzt zu werden.

Und benutzt wurde es.

Mit jenen Prozessen haben wir uns hier nicht zu beschäftigen. Nur mit einer blutigen Gestalt, die aus ihnen hervorsteigt, um einen Fluch zu schleudern gegen die Greuel des geheimen Justizverfahrens, wie es damals im Schwang war.

Pfarrer Weidig, über dessen Leben und Schicksale die Abhandlung Robert Blum's nähere Aufschlüsse gibt,

war unzweifelhaft neben dem genialen Georg Büchner, dem früh verstorbenen Verfasser von „Danton's Tod", der bedeutendste Kopf, und ohne Widerrede die leitende Kraft, die Seele der Bewegung im Hessischen. Die amtlichen Akten der Mainzer „Central-Untersuchungs-Commission" aus dem Jahre 1838 sagen von ihm:*)

„Die erste Stelle gebührt dem Pfarrer Friedrich Ludwig Weidig, welcher im Februar vorigen Jahres im Gefängnisse zu Darmstadt seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht hat. Er war bei seinem Tode 46 Jahre alt. In Gießen hat er das Gymnasium und in den Jahren 1808 bis 1810 die Universität besucht, wurde etwa 1812 in Butzbach als Lehrer angestellt, zum dortigen Conrektor und später zum Rektor befördert und im Jahre 1834, in Folge eines gegen ihn geführten Verfahrens wegen des politischen Einflusses, den er in der dortigen Gegend ausübte, als Pfarrer nach Obergleen (im Kreise Alsfeld) versetzt. Er hat sich etwa zehn Jahre vor seinem Tode verheirathet und hat eine Wittwe und zwei Kinder hinterlassen. Er ist von früh an, mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit, politischen Richtungen gefolgt, die, wenn sie auch, was dahingestellt bleiben muß, anfangs einer aufrichtigen Vaterlandsliebe entsprachen, doch sobald der äußere Feind Deutschlands den Angriffspunkt nicht mehr bot, sich nach Innen warfen und von Jahr zu Jahr mehr, namentlich aber nach der Julirevolution, jakobinisch-revolutionärer Natur wurden. Ungewöhnliche geistige Mittel standen ihm zu Gebote und ihre Bedeutung wuchs durch eiserne Festigkeit des Charakters und nicht zu ermüdende Thätigkeit in Verfolgung seiner Zwecke. Alle, die ihm nahe kamen, wußte er rasch, vorzugsweise aber die Jugend, bis zu leidenschaftlicher Verehrung für sich einzunehmen. Mit seinen Schülern

---

*) Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen, der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt, in den Jahren 1819—1827 und 1833—1842 geführt sind. Von Dr. L. Fr. Ilse. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. S. 313 ff.

unterhielt er noch nach der Confirmation täglichen Verkehr: er brachte sie theilweise zu einem, in Rücksicht auf ihre Verhältnisse, hohen Grade äußerer Bildung. Der Spritzenmachergesell Zeuner, sein Schüler, hat ein politisches Glaubensbekenntniß zu Protokoll diktirt, das nach Form und Inhalt den Ergießungen vieler liberaler Journalisten völlig an die Seite gestellt werden kann. Weidig wußte seine Anhänger mit demselben Fanatismus, von dem er voll war, zu begeistern. Noch in der Untersuchung, nach längerer Haft, erklärte der Handlungsdiener Flach, sein Schüler: „er sei jederzeit entschlossen, Hand an sich zu legen, es sei kein Verbrechen, sich für eine gute Sache aufzuopfern.“ Fast alle verhafteten Butzbacher nennen bei dem Geständniß ihrer politischen Verbrechen Weidig als ihren Verführer (!). Sein ganzes Bestreben ging, wie sein Schüler Kalbfleisch in Uebereinstimmung mit Anderen sagt, dahin, direkt und indirekt die jungen Leute zu der Ueberzeugung zu bringen, Vereinigung in ein Reich und zwar in eine Republik thue Deutschland noth. Von vielen Seiten wird ihm das Zeugniß der Rechtschaffenheit gegeben; wie diese aber an der politischen Leidenschaft ihre Grenze findet, dafür ist Weidig ein abschreckendes Beispiel. Bansa sagt von ihm: „er sei, bis auf die Politik, ein streng rechtlicher Mann gewesen; er habe aber in dem Grundsatz gelebt, im Interesse des Vaterlandes sei Alles erlaubt.“ So hat er sich denn auch zu gemeinen (?!) Verbrechen und zur Verführung zu solchen bereit gefunden. Unten wird näher beleuchtet (?) werden, mit welchem Erfolge er seinen Schülern den Meineid in politischen Dingen nicht nur als erlaubt, sondern als eine Pflicht dargestellt hat (!). Der Student Clemm*) behauptet, daß er ihn und den Studenten August Becker einen Vormittag hindurch zur Ermordung des Geheimen Raths Diez, dessen Einwirkung auf die politischen Untersuchungen er fürchtete, zu bewegen sich bemüht habe (!). August Becker selbst gibt an, daß Weidig zu verschiedenen Zeiten behauptet habe, der Geheime Rath Diez, v. Helmolt und Klingelhöfer hätten nach göttlichem und menschlichem Rechte den Tod verdient, und daß von Weidig dann immer hinzugesetzt

*) Der Denunziant in diesem Prozeß.

worden sei: wenn nur einmal einer von diesen meineidigen Richtern den verdienten Tod fände, dann würden auch die anderen sich erinnern, daß sie Rechenschaft von ihren richterlichen Handlungen zu geben hätten. Daß er aber ihm, dem Becker, selber und Clemm den direkten Antrag gemacht habe, einen solchen Mord zu vollziehen, sei nicht wahr. Sie hätten ihm auf das Heftigste seinen übertriebenen Haß als grundlos und unmoralisch darzustellen gesucht. Aus beiden Aussagen, die sich nicht widersprechen, geht so viel hervor, daß er in Ausdrücken sprach, die zwar nicht auf beide Deponenten, wohl aber auf den einen von ihnen den Eindruck direkter Anreizung zum Mord machten. Erwiesen aber ist, daß Weidig, um den Geheimen Rath Diez und den Assessor Buff von den Untersuchungen zu entfernen, als er sich noch auf freiem Fuße befand, im August 1833 fälschlich Briefe unter dem Namen des Flüchtlings Scriba anfertigen und dem Untersuchungsrichter in die Hände spielen ließ, in welchen Scriba's Dank für die Hülfe ausgesprochen ist, die Diez und Buff ihm zu seiner Flucht gewährt hätten. So sollte das Perhorrescenzgesetz gegen diese begründet werden. In der Untersuchung spiegelte er, nachdem er alle Mittel des Hohnes und Trotzes erschöpft hatte, Monate lang Krankheit und sogar Geistesstörung vor, und erklärte selbst, als er im August 1836 einigen Geständnissen nicht länger ausweichen konnte, er stelle die Pflicht, im Interesse seiner Familie zu leugnen, so lange dies von Erfolg sein könne, über die, die Wahrheit zu sagen. Auch der Umgang und die Art der Bekanntschaft eines solchen Mannes sind nicht ohne Interesse. Er nennt sich selbst einen Jugendfreund des Hofgerichtsraths Welcker in Freiburg. Er hat die Bekanntschaft v. Rotteck's und des pensionirten Hofgerichtsraths v. Itzstein gemacht und sprach diesen im Jahre 1834 in Darmstadt.

„Zu seinen Bekannten gehören unter Anderen ferner: der pensionirte Vizepräsident Mahr in Mainz, Professor Jordan, Apotheker Döring, Dr. Eichelberg und Dr. Hundshagen in Marburg, Dr. Gärth und Dr. Jucho in Frankfurt, der Salinen-Inspektor Wilhelmi in Nauheim, Dr. Schmall in Rödelheim, Apotheker Trapp in Friedberg,

Dr. Neuhof in Bonames, die beiden Brüder Breidenstein, Dr. v. Rauschenblatt."

Beredter als diese Schilderung und Charakteristik aus Feindesmund es thut, könnte kein Freund die Bedeutung Weidig's, das Imponirende seiner Persönlichkeit, die Tüchtigkeit seines Wesens uns schildern.

Und dieser Mann, geliebt von Allen, die ihn kannten, hochangesehen auch von den erbittersten Gegnern, wurde im Frühling des Jahres 1835 in's Gefängniß geworfen wie ein gemeiner Verbrecher, einer Behandlung unterworfen, wie sie gemeinen Verbrechern damals nur selten widerfuhr, seinem persönlichen Todfeinde, einem verthierten Trunkenbolde, der notorisch am Säuferwahnsinn litt, dem Untersuchungsrichter Georgi, auf Gnade und Ungnade überliefert, und fast zwei Jahre lang so raffinirt gefoltert, daß der Unglückliche, trotz seiner außerordentlichen Elastizität und Zähigkeit, zuletzt jede Hoffnung verlor und einen Selbstmordversuch machte. Der Selbstmordversuch ist festgestellt. Was weiter folgt, ist noch heute in unheimliches Dunkel gehüllt.

Der Selbstmordversuch führte nicht zum Ziel; er wurde entdeckt.

Aber der in seinem Blut Schwimmende, jedoch erwiesenermaßen nicht tödtlich Verwundene wurde stundenlang allein gelassen — und als dann die Aerzte in seine Zelle kamen, fanden sie einen Leichnam.

Aber der Leichnam hatte neue Wunden und gerade die einzige unbedingt tödtliche Wunde kann, wie zahlreiche medizinische Autoritäten erklärt haben, nur von fremder Hand beigebracht worden sein.

Ein grauenhafter Justizmord liegt auf alle Fälle vor.

Ob auch ein Mord? — ein gemeiner Menschenmord?

Das Räthsel wird vielleicht nie gelöst werden. Weidig ist todt, und der Mann, welchen der Finger des Volkes als den Mörder bezeichnete, ist, in Wahnsinn versunken, in lichten Momenten von den Furien des Gewissens gepeitscht, seinem Opfer längst in das Grab gefolgt.

Robert Blum, der zu Anfang der vierziger Jahre in die Redaktion der „Sächsischen Vaterlandsblätter" eintrat, — er war zwar nicht formell Redakteur, aber wirkte bestimmend auf die Haltung des Blattes und war einer der fleißigsten Mitarbeiter —, wurde mit dem Prozeß und tragischen Ende Weidig's durch das, jetzt leider vergriffene, in seiner Art wahrhaft klassische Buch von Schulz („Aktenmäßige Geschichte des Weidig'schen Prozesses" u. s. w.) bekannt. Der Kampf gegen das geheime Gerichtsverfahren war damals auf's Heftigste entbrannt, und für diesen Kampf lieferte der Prozeß Weidig ein wahres Waffenarsenal. Wie Robert Blum es zu verwerthen gewußt hat, das zeigt die nachfolgende Abhandlung.

Dem jetzt gerade 9 Jahre alten Vorwort habe ich nur hinzuzufügen, daß die nachstehende Arbeit Blum's für mich auch ein persönliches Interesse hat. Weidig war mir nahe verwandt — seine Mutter war eine geborene Liebknecht — und hat durch sein tragisches Schicksal wesentlich die Richtung meines Lebensganges bestimmt. So erfüllte ich durch diese Ausgrabung zugleich auch eine Pflicht der Pietät.

Die Beantwortung der Frage, ob solche Vernichtung politischer Gegner heute noch möglich ist oder nicht, überlasse ich dem Leser.

Borsdorf, den 30. September 1888.

W. Liebknecht.

Der Tod
des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig.

Wenn die Erde verdorrt ist von der Gluth des Sonnenbrandes, so sendet der Himmel seinen befruchtenden Regen, sie zu laben und zu kühlen; wenn der Wanderer verirrt ist in der Wildniß in Sturm und Ungewitter, so sendet der Himmel das leuchtende Wetter selbst, um den verlornen Pfad zu zeigen; und wenn die Völker versunken sind in die Nacht finstrer Einrichtungen und nur das peinliche unheimliche Gefühl der Finsterniß, nicht aber den rettenden Pfad erkennen, so sendet der Himmel die Blitze der Ereignisse, die grell und fürchterlich die Zustände, aber auch den Rettungsweg beleuchten. Oder ist es nicht ein Strahl von oben, ein Licht des Himmels, welches hineinleuchtet in das Dunkel, in die Nacht des heimlichen Gerichtsverfahrens, in welchem über unser Hab und Gut, über unsere Ehre und Leben geschaltet wird, ohne daß wir sehen und wissen wie; welches uns neben dem Gefühle der Unheimlichkeit und Bangigkeit auch das Bewußtsein verschafft, daß die Gefahr und das Verderben wohnen im Dunkeln? Als wir den Kampf begannen gegen dieses Verfahren in unserm engern Vaterlande, da kam nicht nur in der unmittelbarsten Nähe der Lugauer Einbruch uns zu Statten, sondern auch die Einsperrung des armen Handwerksburschen in Duderstadt, der unverschuldet und unverhört Monate lang im Kerker saß, bis sich Fürst Metternich durch einen glücklichen Zufall seiner an

nahm; die Verhaftung des armen Bauern bei Göttingen, der 27 Monate unverhört saß, und der mit seiner ganzen Familie aus Kummer und Verzweiflung starb, und so manches Andere. Jetzt, wo es gilt, den endgültig siegreichen aber einstweilen erfolglosen Kampf fortzusetzen und zu erneuern mit Muth und Ausdauer, kommt der Bericht über den Tod des Pfarrers Dr. Weidig*), als eines der gräßlichsten und entsetzlichsten Beispiele, die das geheime Verfahren jemals geliefert hat. Indem wir denselben zu besprechen beginnen, enthalten wir uns möglichst aller Anwendungen und verknüpfen nur leicht die einzelnen Abtheilungen unserer Arbeit; der Fall ist so furchtbar schlagend, daß er keiner Erläuterungen bedarf. Bemerken müssen wir, daß jede hier ausgesprochene Behauptung, ja fast jedes Wort aus den Prozeßakten selbst entnommen ist, es sich also durchaus nicht um Behauptungen, Vorwürfe und Redensarten handelt, sondern lediglich um erwiesene Thatsachen. Nach dieser Einleitung sprechen wir vorerst von

Weidig's Charakter.

Nach einer — wie aus den unwidersprechlichsten Zeugnissen hervorgeht — tadellos und rein verlebten Jugend, nach den fleißigsten und fruchtbringendsten Studien, die nur oft von körperlichen Leiden getrübt und gehemmt wurden, ward Weidig 1813 (21 Jahre alt) Conrektor der lateinischen Schule zu Butzbach in Hessen. Ueber seine dortige Wirksamkeit sind nur lobende Zeugnisse vorhanden; er arbeitete gleich rüstig für die geistige und körperliche Ausbildung der Jugend, beförderte nach Kräften das später verbotene Turnen, war mannigfach schriftstellerisch thätig und schrieb besonders Gedichte und Zeitungsaufsätze voll edlen Sinnes und reiner Vaterlandsliebe. Im Jahr 1822 erwarb er sich die Würde eines Doktors der Philosophie und Philologie, nachdem er sich durch seine

---

*) „Ein aktenmäßig und urkundlich belegter Beitrag zur Beurtheilung des geheimen Strafprozesses und der politischen Zustände in Deutschland."

Arbeiten längst allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte. Aber auch Angeberei und Verdächtigung schwiegen nicht; 1819 zuerst, und 1820 wiederholt, erschien eine Regierungs-Commission, um die öffentliche Schule zu Butzbach sowohl, als eine von Weidig begründete Privatlehranstalt zu prüfen, die von den „revolutionären Grundsätzen angesteckt“ sein sollten. Die Untersuchung ergab nichts, Weidig wurde vom verstorbenen Großherzog später persönlich empfangen und ausgezeichnet, auch 1826 zum Rektoramte befördert. Im Jahre 1827 vermählte sich Weidig und wurde ein Muster als Gatte und Vater, wie seine Gattin das Musterbild einer Hausfrau und Mutter, ja die Wohlthäterin des ganzen Ortes; auch erreichte, nach amtlichen Zeugnissen, die Schule eine Stufe der Blüthe, wie nie zuvor, und Weidig errang sich die Liebe seiner Mitbürger, wie keiner seiner Vorgänger. —

So kam das Jahr 1830, und Weidig nahm lebhaft Theil an den politischen Bewegungen, die es hervorrief. Wir schreiben hier nicht für unsere politische Parteiansicht und meiden also nicht allein jedes Urtheil, sondern selbst jede nähere Angabe seiner politischen Wirksamkeit, lassen seine Schuld oder Unschuld ganz unberührt. Weidig wurde im Sommer 1833, weil „er in einer Gesellschaft von Republikanern gewesen sei“, verhaftet, nach sechs Wochen aber wieder freigegeben, und die zweite Kammer in Hessen beschloß mit entschiedener Mehrheit eine Beschwerde gegen das Ministerium „wegen der in der Sache des Dr. Weidig begangenen Verfassungsverletzungen“. Im Sommer 1834 wurde Weidig gegen seinen Willen nach dem Dorf Obergleen als Pfarrer versetzt, erwarb sich auch dort allgemeine Liebe und Verehrung und wurde in solchem Grade Wohlthäter seiner Gemeinde, daß die amtliche Anfrage erfolgte, „wie Weidig als mittelloser Mann so viel Geld an die Bauern geben könne?“, worauf die ebenfalls amtliche Erwiderung gegeben wurde: „daß durch die musterhafte Einfachheit und Ordnung im Weidig'schen Hause die Disposition über solche Mittel wohl erklärlich sei“. Im April 1835 wurde Weidig, zunächst wegen „Verbreitung revolutionärer Schriften“, verhaftet, Anfangs nach Friedberg, im Juli aber nach Darmstadt abgeliefert, wo er der Untersuchungs-

Commission, an deren Spitze der Hofgerichtsrath Georgi stand, übergeben wurde. Hier, im Gefängniß, entleibte er sich am 23. Februar 1837.

Außer den einzelnen Charakterzügen, die in Vorstehendem enthalten sind, mögen hier noch einige aus den Akten und anderen öffentlichen Schriften entlehnte Zeugnisse stehen, die nicht seine Freunde schrieben. „Nicht gewöhnliche geistige Mittel", sagt die Frankfurter Central-Untersuchungs-Commission, „erhielten bei ihm durch eiserne Festigkeit des Charakters und unermüdliche Thätigkeit in Verfolgung seines Zweckes höhere Bedeutung. Auch hatte er den Ruf eines durchaus ehrlichen Mannes." Gleichmäßig spricht sich die „aktenmäßige Darstellung &c." derselben Commission dahin aus: „Er war mit einem nicht gewöhnlichen Verstande begabt, gründlich wissenschaftlich gebildet, hatte ein vorzügliches Lehrtalent und in hohem Grade die Gabe, die Gemüther sich zu gewinnen und unwiderstehlich an sich zu fesseln. Daneben wird sein Privatleben als tadellos geschildert und seine Willenskraft, Entschlossenheit und Ausdauer gerühmt." Daneben wirft ihm jedoch die „Darstellung" auch „fanatische Leidenschaft" vor, die den Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" so weit ausdehnte, daß sie den Meineid für erlaubt hielt. Gegen die letztere Beschuldigung erklärt aktenmäßig einer seiner Mitgefangenen — die „Darstellung" übersah solche Dinge — daß Weidig hinsichtlich des Eides so feinfühlend gewesen sei, daß er in Obergleen eine Schuld aus eigenen Mitteln bezahlte, welche die Schuldnerin abschwören wollte, aber, nach Weidig's Meinung, nicht konnte. Der Untersuchungsrichter Georgi sagt: „Rubrikat (was, aus dem Juristischen ins Deutsche übersetzt, Weidig heißt) besaß ohne Widerrede ausgezeichnete Fähigkeiten, die gesammten Akten bestätigen dies, sie zeugen von seiner tiefen Berechnung und seinem Scharfsinne, freilich mit Eigenschaften gepaart, denen Keiner, der die Akten kennt, das Wort reden wird." Welche Eigenschaften dies waren, sagt Georgi nicht. Weidig's Schriften, namentlich die theils im Kerker entstandenen „Reliquien" (Mannheim, H. Hoff, 1838) zeigen ihn als ein wahrhaft frommes, sanftes, auf's Innigste gottergebenes Gemüth, als einen Priester im edelsten Sinne. „Ich versichere Dich",

schrieb er seiner Gattin aus dem Kerker, „so gewiß ich jedesmal bei Deinem Wiedersehen die größte Freude empfunden, so gewiß ich zu Gott mit gutem Gewissen emporblickte, so gewiß ich das hochheilige Abendmahl würdig glaube verwaltet zu haben, so gewiß mir die Liebe guter Menschen ein theurer Besitz stets gewesen: ich bin jetzt so ruhig wie zuvor. Ich bin dem Schiffer auf offener See gleich, der, Gott im Herzen und nur das Meer vor Augen, seinem Ziele sich nähert in glücklicher Unbefangenheit, und an den Wellen, die um ihn emporschlagen, sich freut, weil der Kampf mit denselben dem Manne eine Lust ist.“ Ein anderes Mal schrieb er: „Verbanne alle trüben Gedanken um mich und erhalte Dich und Deine Kraft unsern Kindern und mir, der ich nur Deinethalb besorgt bin, der ich eigene Gefahr ja nie geachtet, und zumal eine so geringe Gefahr, als diese Untersuchung mit sich führt. — — Du weißt, Recht und Vaterland habe ich stets geliebt, Gott habe ich vertraut, und er nimmt seinen Geist und seine Kraft nicht von mir, davon zeugt mir mein Herz, davon zeugen äußerlich meine Briefe, meine Lieder, meine Reden, meine ganze Haltung.“ Ob das die Sprache „fanatischer Leidenschaft“ sei, kann jeder Leser beurtheilen, und so schließen wir diese flüchtige Zeichnung mit einem ebenfalls im Kerker geschriebenen Lied:

Freiheit und Liebe.

Wie der gold'ne Sonnenstrahl
Freundlich durch die Gitter blinket!
Wo er spielt im Wiesenthal,
Wo er dem Gefang'nen winket,
Thut er Liebe kund und Freiheit.

Könnt' ich, gold'ner Strahl, durch dich
Einen Blick von ihr erlangen,
Die sich einsam härmt um mich
Und mich Fernen möcht' umfangen,
Mit dem Gruß der Lieb' und Freiheit.

Könnt' ich, gold'ner Strahl, durch dich
Friedensgruß der Theuren bieten!
Ja, sei du mein Bote! sprich:
„Dir im Herzen wohnt Dein Frieden
„Durch den Gott der Lieb' und Freiheit.“

Sprich zu ihr, o gold'ner Strahl:
„Laß vom Weltglanz Dich nicht blenden!
„Das besonnte Alpenthal
„Sinkt in Nacht, sobald sich wenden
„Herz und Aug' von Lieb' und Freiheit."

„Freiheit wird dem nicht entrückt,
„Der vom Wahne sich entkettet,
„Auf zum Stern der Liebe blickt.
„Wer zum Glauben sich gerettet,
„Der in Jesus Christus siegte!"

Einer der schwierigsten und gefährlichsten Punkte des geheimen Gerichtsverfahrens ist der Umstand, daß der Untersuchungsrichter gezwungen ist, eine Doppelrolle zu spielen, die sich selten oder nie mit einander vereinen läßt; er muß nämlich sowohl der Ankläger als der Vertheidiger des Beschuldigten sein und mit gleicher Sorgfalt alle Umstände, die für denselben sprechen, wie diejenigen, die gegen ihn sprechen, auffassen und festhalten. Aber was ihm amtlichen Ruf, Anerkennung und Beförderung bringt, das ist nicht die Entdeckung von Schuldlosen, sondern die Entdeckung der Schuldigen, sein Augenmerk ist besonders auf die Erlangung von Geständnissen gerichtet, und je mehr Geistesthätigkeit und Aufmerksamkeit er nach dieser Seite hin aufwendet, je weniger kann er der Vertheidigung widmen. Ist der Angeklagte harmlos und unbekannt mit diesem Stande der Dinge, so verfängt er sich in dem Netze schlauer Fragen und ist verloren; ist er damit bekannt, so weicht er dem Geständnisse in demselben Grade aus, als es gesucht wird. So wird das ganze Rechtsverfahren in seiner Grundlage ein Spiel des Geistes und des Scharfsinnes, welches derjenige gewinnt, der am gewandtesten und schlauesten ist. Liegt diese entschieden abweichende Richtung Beider schon in der Stellung des Untersuchungsrichters zum Angeklagten, so darf man auch nicht außer Acht lassen, wie die Annäherung oder Abstoßung der beiden Persönlichkeiten auf den Gang des Prozesses von dem größten Einflusse sein müssen. Der Angeklagte mit einem abstoßenden, widerlichen Aeußeren, mit einem aufbrausenden, mürrischen, störrischen Wesen, mit einem rohen oder rauhen, unfreundlichen und schroffen Benehmen — Dinge, die sammt und sonders mehr

oder weniger nicht seine Schuld sind — steht in dieser Beziehung wesentlich im Nachtheile gegen den lebensklugen, schmiegsamen, feinen, äußerlich liebenswürdigen Angeklagten mit gefälligen und freundlichen Manieren. Endlich ist der Charakter des Untersuchungsrichters selbst, seine moralische Tüchtigkeit, seine Lebensstellung auf seine bürgerliche Stellung noch von wesentlichem Einflusse auf das Schicksal des Angeklagten. — Der Verlauf der begonnenen Besprechung wird uns dies klar machen, und wir wenden uns, an das Letzte anknüpfend, zu

Weidig's Untersuchungsrichter.

Die amtliche Laufbahn des Untersuchungsrichters brauchen wir nur flüchtig zu erwähnen. Er war früher Landrichter in Oberhessen, und zwar — wie in dem später erwähnten Vernehmungsprotokoll behauptet wird — trotzdem, daß das Hofgericht zu Gießen in einem amtlichen Berichte ausgesprochen haben soll, „es traue ihm den moralischen Halt zur Verwaltung dieser Stelle nicht zu." Später wurde er Hofgerichtsrath in Gießen (wie an erwähnter Stelle angedeutet ist), abermals unter lebhaftem Widerspruche des Gerichts; dann ward er Universitätsrichter in Gießen und veranlaßte — nach derselben Quelle — den dortigen Gemeinderath zu einer Beschwerde über sein Betragen, weil „er in trunkenem Zustande und mit lallender Zunge vor dem Hause eines Weinwirths zu großer Belustigung und allgemeinem Spott den aufgeregten Studenten eine Anrede zu halten versuchte". Endlich vertraute man ihm die Leitung der politischen Untersuchungen, nachdem der Veranlasser derselben, der ehemalige Student Clemm (der Denunziant), fast ein Jahr lang bei ihm im Hause gewesen war. Nach Weidig's Tode erhielt der Untersuchungsrichter von der Bundes-Central-Untersuchungs-Commission ein veröffentlichtes Schreiben voll Lob und Anerkennung, 1838 vom Großherzog von Hessen das Ritterkreuz I. Klasse des Ludwigsordens, auch wurde er 1841 vom Wahlbezirk **Vilbel** mit 12 gegen 10 Stimmen zum Landtagsabgeordneten gewählt. Die Beschuldigungen, die gegen diesen Mann erhoben werden, sind so ungeheuer schwerer Art, daß die Gerechtigkeit erheischt, hierauf auf-

merksam zu machen, wie dieselben zum großen Theil von den Brüdern und Verwandten des verstorbenen Dr. Weidig erhoben wurden, die im tiefen Schmerz über den gräßlichen Tod des geliebten und verehrten Angehörigen wohl das Aeußerste gethan haben. Da aber die Beschuldigungen alle in einer Art aufgestellt sind, daß die Ankläger sie für juristisch durchführbar hielten, da bei den meisten eine ganze Reihe von Zeugen genannt ist, um deren Vernehmung gebeten wurde; da endlich der jetzige Herausgeber des Berichtes offen jeden sich für beleidigt haltenden und den Untersuchungsrichter insbesondere auffordert, ihn zur Verantwortung zu ziehen, so müssen wir sie hier wenigstens erwähnen.

Dahin gehört zuerst die — nach des Untersuchungsrichters Ausdruck — „sonderbare Bezüchtigung" des Revierförsters Weidig auf Koberstadt bei Darmstadt: der Untersuchungsrichter habe Weidig ermordet. Eine Untersuchung gegen den Urheber dieser Beschuldigung wurde zwar eingeleitet, blieb aber ganz auf sich beruhen und ohne allen Erfolg. Dahin gehört ferner die gemeinschaftliche Klage des Landgerichts-Assessors Weidig zu Homburg und des Revierförsters Weidig zu Schotten. In einem nun veröffentlichten Vernehmungsprotokoll vom 24. März 1838 beschuldigten diese Beiden den Untersuchungsrichter einer gänzlich unmoralisch verlebten Jugend, der Völlerei, der Trunksucht, der Veruntreuung anvertrauter Gelder, des falschen Zeugnisses, der Aktenverfälschung, des Mißbrauches der Amtsgewalt und des Mordes oder mindestens der culpösen Tödtung ihres Bruders. Auch die Untersuchung dieser Klagen, die ebenfalls gegen die Urheber gewendet wurde, schwebt noch unentschieden und erfolglos.

Gewichtiger als diese Beschuldigungen — nicht ihrer Schwere, sondern ihres Ursprunges wegen — sind jedenfalls die aktenmäßig erwiesenen der ungerechten und harten Behandlung der politischen Gefangenen und eines so hohen Grades der Trunksucht, daß das delirium tremens (der Säuferwahnsinn) beim Untersuchungsrichter ausbrach. Diese fürchterliche und entehrende Krankheit hatte nach dem Zeugnisse des Hausarztes Dr. Weber in Gießen den Untersuchungsrichter bereits früher ergriffen, sie kehrte, nach den amtlichen Zeugnissen der Aerzte Dr. Graff und Medizinal-



Rath Dr. Stegmayer zu Darmstadt, am 30. Januar 1837 zurück, und zwar in einem Grade, daß am 31. Januar wirkliche Lebensgefahr vorhanden war, am 2. Februar aber förmliche Raserei ausbrach. Das Vorhandensein des Säuferwahnsinns ist auch in einem Ausspruche des Hofgerichts zu Gießen vom 9. März 1837 anerkannt, welches aber behauptet, das „Uebel sei nicht ausschließend dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke, sondern einem fast ununterbrochenen Sitzleben zuzuschreiben."

Nach den unverwerflichsten Zeugnissen medizinischer Gelehrten ist nun aber der Säuferwahnsinn eine Krankheit, die weder plötzlich hereinbricht noch plötzlich verschwindet, die vielmehr nach und vor ihrem Ausbruche geistige Störungen, die sich langsam mehr und mehr dem Wahnsinne nähern (oder bei der Heilung sich davon entfernen), verursacht Nun denke man sich, welche Stimmungen tagtäglich wechselnd in einem Menschen vorhanden sein müssen, der an den übermäßigen Genuß geistiger Getränke gewöhnt ist, wie unendlich verschieden sein körperlicher Zustand vor und nach dem Genusse dieser Getränke sein muß, und wie das nothwendig auf seine ganze Handlungsweise einwirken muß. Man stelle sich einen Mann wie Weidig vor, einem Untersuchungsrichter gegenüber, der an einzelnen — mehr oder minder heftigen — Wahnsinnsausbrüchen litt; man vergesse nicht, daß Weidig sich am 23. Februar 1837 entleibte, daß er also allen den Krankheitsanfällen, die dem Ausbruche der Raserei am 2. Februar vorangingen und nachfolgten, ausgesetzt war; man rechne dazu, daß Weidig — wie die genaue ärztliche Untersuchung nach seinem Tode ergab — an einer schleichenden Gehirn-Entzündung litt, die, durch das „Gefängnißleben, durch Aerger, Verdruß und Kränkung" veranlaßt, ihn in eine „höchst reizbare Stimmung" versetzte, deren Aeußerungen von dem Untersuchungsrichter nicht als Krankheit, sondern als Widersetzlichkeit und Böswilligkeit betrachtet und behandelt wurden: man sage sich schließlich, daß diese beiden Menschen Todfeinde waren, daß Weidig den Untersuchungsrichter als „einen Menschen betrachtete, von dem er das Schlimmste zu befürchten hatte" („Reliquien"), daß der Untersuchungsrichter selbst gesteht (Schreiben an den Criminalrichter Hoffmann, vom 13. März 1837), „Weidig habe geglaubt,

er werde ihn in der Stille hinrichten lassen“, und daß es aktenmäßig bewiesen ist, daß Weidig bei einem Verhöre dahin gebracht wurde, ein Messer zu ergreifen, um seinen Untersuchungsrichter zu durchstoßen — man fasse dies Alles zusammen, so hat man in dem Einen Bilde eine solche Ueberfülle von Schrecken des geheimen Verfahrens, daß die Sprache erlahmt an der Schilderung, die Seele aber wahrhaft in sich zusammensinkt vor dem überwältigenden Eindrucke so furchtbarer Thatsachen. Man wird zwar mit Recht einwenden: ein solches Uebermaß widerstrebender und trauriger Verhältnisse sei eine seltene, fast unerhörte Ausnahme; aber es ist auch nicht zu verkennen, daß eine einzige der hier wirkenden Ursachen hinreicht, die Auffindung des Rechtes unmöglich, dem Angeklagten das Leben zur Hölle zu machen und ihn zur Verzweiflung, zum Wahnsinn und Selbstmord zu treiben. Und daß es oft keine, keine Rettung gibt vor all diesen Martern und Schrecken, das lehrt uns der folgende Abschnitt.

Die Behandlung der Angeklagten in den Gefängnissen, die Möglichkeit, gegen Willkür und Härte Recht und Schutz zu finden, gegenüber der Möglichkeit, durch Qualen und Martern Geständnisse erpressen zu wollen, ist bei allen Verhandlungen über das geheime oder öffentliche Verfahren Gegenstand der lebhaftesten Erörterung gewesen. Die Gegner des geheimen Verfahrens behaupteten, daß der Angeklagte jeder Willkür, jeder Mißhandlung, jeder moralischen und körperlichen Tortur schutzlos preisgegeben sei, wenn überhaupt der Untersuchungsrichter zur Anwendung solcher Mittel fähig ist; die Vertheidiger wiesen zuversichtlich auf das unverkümmerte Recht der Beschwerde und die strenge Vorschrift des Gesetzes hin. Prüfen wir, welche von beiden Parteien Recht habe in ihren Behauptungen, durch die Betrachtung der

Behandlung Weidig's und der politischen Gefangenen im Kerker zu Darmstadt.

Weidig selbst hat darüber wenig oder nichts hinterlassen; in seinen „Reliquien“ sind nur einzelne Andeutungen enthalten, die sich meist auf den Untersuchungsrichter beziehen. Aus den vorliegenden Akten geht nur hervor, daß das Hofgericht zu Gießen die „Repressivmaßregeln ge-

nehmigte", welche der Untersuchungsrichter wegen Disziplinarvergehen ergriffen hatte; dem „Inculpaten auf 8 Tage die warme Kost zu entziehen" anordnete, jedoch mit Rücksicht auf seine Gesundheitsverhältnisse in „angemessenen Zwischenräumen"; ihm die „feindselige Stimmung gegen den Inquirenten" als ein Verbrechen anrechnete und ihn mit „noch schärferen Korrektivmaßregeln, nach Befund mit körperlicher Züchtigung" — die sich jedoch das Gericht zu erkennen vorbehielt — bedrohen ließ (Bescheid vom 16. April 1836). Aus verschiedenen Zeitungen (Zeitgenossen a. a. O. S. 30; Lit. u. krit. Bl. der Börsenhalle, 1837. S. 510, u. s. w.) erfahren wir — und es ist dagegen bis jetzt nicht der geringste Widerspruch erhoben worden — daß die Gefängnißärzte zu Darmstadt aufgefordert wurden, ein Gutachten darüber abzugeben: ob Weidig Schläge ertragen könne. Ja, man begnügte sich nicht mit dem unbedingt verneinenden Gutachten dieser Aerzte, sondern verlangte ein Gutachten über das Gutachten von anderen Aerzten, die jedoch ebenfalls Nein sagten. — Ferner ist bekannt, das Weidig längere Zeit Ketten tragen mußte, weil er in verzweifelnder Hülflosigkeit die Mißhandlungen, die er angeblich erduldete, laut zum Fenster hinausgeschrieen hatte. Eben so allgemein kundig ist es, daß jeder Verkehr mit den Seinen dem Gefangenen abgeschnitten war; ja, als ihm einst gestattet wurde, sein Kind zu sehen, und seine Gattin vor der Gefängnißpforte stand, trieb man es so weit, daß man ihm nicht allein nicht gestattete, sie zu sehen, ihr ein Wort zu sagen, einen Liebesgruß zu bringen, sondern man versagte ihm sogar, an's Fenster zu treten, um sich aus der Ferne an ihrem Anblicke zu erfreuen. Hieher gehören endlich noch die aktenmäßigen Beschwerden der Gefängnißärzte, auf welche wir später zurückkommen. Uebrigens müssen wir zusammentragen, was andere politische Gefangenen über diesen Gegenstand ausgesagt, und finden in der That in den Vorlagen keinen Mangel an solchen Aussagen.

Zuerst erzählt uns ein solcher Gefangener, daß „sein Gefängniß 8 Schritte lang, 5 Schritte breit und mit einem kleinen, über 11 Fuß vom Boden entfernten Fensterchen versehen gewesen sei; die Wände, nur aus behauenen

Steinen bestehend, verbreiteten eine eisige Kälte, das Ganze war mit einer feuchten, dicken Moderluft angefüllt, in welche noch der sehr schlecht bedeckte Abtritt einen pestilenzialischen Gestank mischte. Das Bett und die Pantoffeln erregten durch Geruch und Aussehen Ekel. Zum Essen wurden Messer und Gabel, zum Lichte eine Lichtscheere nicht gegeben. Schreibzeug, Feuerzeug, Pfeife und Tabak u. s. w. wurden verweigert. Das Lesen war zwar gestattet, aber nur 2—3 Stunden täglich möglich, da die übrige Zeit tiefe Dämmerung in der Zelle herrschte. Durch den grellen Wechsel von Licht und Dunkel, indem nämlich das kleine Fensterchen nur an einem Punkte der gegenüberliegenden Wand wirkliche Helle verbreitete, sonst die Zelle dunkel blieb, litten die Augen, wurden blöde und krankhaft, durch die naßkalte Luft aber entstanden Brustschmerzen u. s. w."

An diese Schilderung des Aufenthaltes im Gefängnisse überhaupt schließen sich mehrere Angaben über die Handhabung der Disziplinargesetze. Ein anderer Gefangener erzählt, daß er den Gefangenwärter (Preuninger) um Herstellung seiner zerbrochenen Bettstelle gebeten habe. Dieser machte die Bettstelle, aber so in der Hast und so schlecht, daß das Holz zersplitterte, und die Bettstelle auf's Neue und ärger als früher zerbrach. Obgleich nun zwei Aktuarien die Sache in Augenschein nahmen und die Richtigkeit der Sachlage erkannten, behauptete der Gefangenwärter doch, der Angeklagte habe die neuen Schäden verschuldet; und als dieser ihn darob „einen Lügner" nannte, verurtheilte der Untersuchungsrichter den Angeklagten, „14 Tage lang eine schwere Kette zu tragen." Diese Kette wurde angelegt, und zwar falsch, d. h. auf eine Weise, daß der Gefangene die furchtbarsten Schmerzen an den Gelenken hatte. Er beklagte sich darüber beim Untersuchungsrichter und bat darum, daß ihm die Kette auf eine minder schmerzliche Art angelegt werden möge; dieser gab den kurzen Bescheid: „Wie's ist, so bleibt's!" Erst als der Gefangene hierauf den Arzt verlangte, ward ihm Hülfe, denn dieser verordnete, daß die Kette anders angelegt werden müsse. Derselbe Gefangene wollte später eine Klage gegen den Untersuchungsrichter an das Hofgericht richten, weil dieser ihm eine Anfrage über einen einzelnen Fall bei einem Advokaten

verweigerte; der Untersuchungsrichter erklärte aber, „man könne nicht alle Skrupel zu Protokoll nehmen", drohte mit Strafen aller Art, und als der Gefangene auf seiner Klage beharrte, wurde dieselbe zwar nicht in die Akten genommen, aber der Untersuchungsrichter ließ ihm den Tisch, den Stuhl und die Bettstelle nehmen, weil er Mißbrauch damit getrieben habe.

Wie es in den Verhören zuging, das lernen wir sowohl aus den Perhorrescenzgesuchen (Verwerfung des Untersuchungsrichters und Gesuch um einen andern) aller politischen Gefangenen, wie aus den Verhandlungen kennen, die diesen Gesuchen vorausgegangen sein sollen. „Ich lasse Sie schlagen, daß Sie an Gott verzweifeln." „Ich lasse Sie schlagen, daß Ihnen das Blut die Beine herunterläuft." „Ich lasse Sie schlagen, daß Sie sich vierzehn Tage nicht regen können." „Schlechter Mensch, unverschämter Bursche, Giftmischer, infamer Kerl, schändlicher Kerl, der durch Mord und Blutvergießen sein Glück machen wollte." — Das wird als Entgegnung erzählt auf das Verlangen der Angeklagten, diese oder jene Beschwerde gegen den Untersuchungsrichter zu Protokoll diktiren zu wollen. Und das Bewußtsein, daß dies keine bloßen Drohungen seien, sondern daß vielmehr die wirkliche Verhängung solcher Strafe dem Worte auf dem Fuße folgen könne — wie oft mag es Ursache gewesen sein, daß die gerechtesten, begründetsten Klagen verstummten! Wer Gefühl hat für Ehre und Manneswürde, der nur kann ermessen, welche Qual schon darin liegt, solche Drohungen schweigend und demüthig, hülf- und wehrlos annehmen zu müssen.

Wie mächtig das Band der Gewohnheit fesselt, wie unauflöslich es an die sonst gleichgültigsten Dinge schmieden kann, das ist fast Jedem bekannt, denn fast jeder Mensch hat eine sogenannte Leidenschaft. So fühlen wir denn auch, welche Qual es dem Gefangenen bereitet, wenn ihm das Rauchen, das Schnupfen u. dergl. verboten und entzogen wird. Und dies geschah oft so lange, bis Krankheit aus der Entbehrung hervorging und der Arzt einschritt und gewährte, was der Untersuchungsrichter versagte. Daß die geistige Nahrung, Bücher und selbst die heilige Schrift oft Monate lang verweigert wurden — finden wir in den Klagen aller Gefangenen ausgesprochen.

Die „Sorgfalt“ für den Gesundheitszustand der politischen Gefangenen geht aus mehreren Aktenstücken hervor. Am 28. Mai 1836 z. B. fordert das Hofgericht auf erhobene Beschwerde Bericht über die Gesundheit des gefangenen Apothekers Trapp aus Friedberg; am 29. erklärt der Gefängnißarzt Dr. Stegmayer schriftlich zu den Akten: daß sich das Leiden verschlimmert habe und Spuren der Wassersucht sich zeigten. Aber erst am 14. Juli, also nach elf Wochen, berichtet der Untersuchungsrichter zurück. Und was berichtet er? „Auch hat der Arzt in neuerer Zeit nicht das geringste Desiderium gestellt, nicht entfernt angezeigt, daß Trapp's Zustand leidender geworden sei.“ Am 20. Oktober bittet der Gefängnißarzt für den immer mehr Erkrankten um ein heizbares Krankenzimmer; der Untersuchungsrichter aber entscheidet: „Da kein solches Zimmer disponibel ist, kann man dem Antrage nicht entsprechen.“ Trapp hatte (so berichtet sein Vertheidiger, der Hofgerichtsadvokat Briel zu Darmstadt) keinen Geruchs- und Geschmackssinn mehr, hörte nur noch auf lautes Anrufen, sah auf dem einen Auge nichts mehr und hatte auf dem andern nur noch einen geringen Schein, trank täglich eine ganz außerordentliche Menge Wasser, sprach unzusammenhängend und verwirrt, weinte beständig, wenn er von seiner Familie sprach, ohne daß sein Auge noch Thränen hatte — da glaubte der Untersuchungsrichter noch an eine „simulirte Krankheit“ und behandelte ihn als gesund.

Der Gefängnißarzt Medizinalrath Dr. Stegmayer sagt selbst in seinem Schreiben vom 15. März 1837 an den Criminalrichter Hoffmann, „daß es bei seinen regelmäßigen Besuchen im Arresthause ihm nur dann vergönnt war, einen der politischen Gefangenen zu sehen, wenn derselbe einen solchen Besuch verlangte, oder der Commissär ihn anordnete. Der Umstand, daß es selbst der Administrativ-Untersuchungs-Commission nur nach langen Kämpfen gelang, sich einen Weg in die Zellen der Gefangenen zu eröffnen, mußte es mir unrathsam machen, die Befugniß zu einem Handeln (nämlich zu öfterem und ungehemmterem Besuche) erzwingen zu wollen, dessen Unterlassen, soll man nicht ein verbrecherisches Heimlichhalten vorhandener Krankheiten — wie doch hier unstatthaft

und unmöglich — supponiren, keinerlei wesentliche Interessen hätte gefährden dürfen.“ Ferner beschwert sich der Arzt darüber, daß er — ein vereideter Angestellter — die Gefangenen nie ohne Begleitung eines Aktuars habe besuchen dürfen, ja daß er Insulten von Seiten des Aktuars, wie selbst des Gefangenwärters, ausgesetzt gewesen sei, wenn er einen Gefangenen besuchen wollte. Er führt dies zur Erklärung der Thatsache an, „daß ich den Pfarrer Weidig in den letzten Wochen seines Lebens (also gerade, während er an der Gehirnentzündung litt) nicht gesehen und ihn nur ein Mal, etwa 5—6 Wochen vor seinem Hinscheiden, gesprochen habe.“ Damals litt Weidig an Brustbeschwerden. „Zu Ende des Besuches wollte er sich über seinen gedrückten Gemüthszustand, als muthmaßliche Ursache des Uebelbefindens, aussprechen, und sich darüber äußern, daß verschiedene Beschwerden gegen seinen Inquirenten unberücksichtigt geblieben seien, wurde aber vom Aktuar unterbrochen und darauf hingewiesen, daß solche Aeußerungen gegen mich nicht stattfinden dürften.“ Ueberhaupt will der Arzt bemerkt haben, daß der Gefangene „sich mit schwer unterdrückter Indignation oder Unwillen gegen die Verfügungen und das Verfahren seines Inquirenten zu äußern hätte wünschen mögen.“

Vollenden wir die Darstellung der Behandlung der politischen Gefangenen durch die Erwähnung des aktenmäßigen Befundes der Weidig'schen Leiche. Man fand an der „äußern Seite des rechten Oberschenkels in der Nähe der Hüfte kleine oberflächliche, bereits vertrocknete Hautwunden: zwei dieser Wunden durchschnitten zeigten in der Tiefe namhafte Sugillationen.“ Diese Wunden rühren nach der Meinung der Gerichtsärzte her „von einem grellen und heftigen Zusammentreffen mit stumpfkantigen Körpern. Heftig mußte das Zusammentreffen sein, weil sonst keine so ausgeprägten Sugillationen sich gebildet haben könnten, welche nach dem Verheilen der äußern Wunde noch immer sichtbar blieben. Stumpfkantig mußten die verletzenden Körper gewesen sein, weil sonst nicht blos oberflächliche Hautwunden, sondern durchschneidende Verletzungen hervorgebracht worden sein mußten.“ Klarer über die Natur dieser Wunden ist die Meinung eines anderen hessischen Arztes und der medizinischen Fakultät zu Zürich in ihren

abgedruckten Gutachten, welche beide vermuthen, diese Wunden „rührten von Stockschlägen her."

Und solcher Behandlung gegenüber will man behaupten, die Folter sei abgeschafft?! Nein, sie ist nur grausamer und unerträglicher geworden. Was aber sind die Ergebnisse dieser Behandlung? Die Untersuchungen in Hessen liefern deren drei: Trapp starb eines langsamen und elenden Todes im Kerker; der Student C. Minnigrode wurde wahnsinnig im Kerker; Weidig entleibte sich im Kerker. Wozu noch ein weiteres Wort neben solchen Thatsachen? Aber wir wollen nicht blos beschuldigen, sondern auch die rechtfertigenden Thatsachen aufnehmen, die vorliegen; und so schließen wir diesen Abschnitt mit einem Aufsatz der Großherzogl. Hessischen Zeitung vom 4. März 1837. Er lautet: „Wenn dieser (nämlich der Advokat Reh zu Darmstadt, Weidig's Schwager) aber den Glauben ausspricht, sein Schwager habe den Selbstmord begangen „„in Folge eines Wahnsinns, der als Krankheit vernachlässigt oder durch unerträgliche Qualen plötzlich hervorgerufen worden sei"", so müssen wir es den Gerichten überlassen, hierauf zu antworten, wenn sie es für angemessen halten. Wir wissen nur, daß wir uns vortrefflicher, durch ihre Gerechtigkeitsliebe und ihre Rechtskenntnisse gleich ausgezeichneter Gerichtshöfe erfreuen; daß jeder Gefangene unter ihrem Schutze steht, daß ihm nicht das mindeste Unrecht geschehe; daß er jeden Augenblick an die Gerichte reklamiren kann; daß aber Niemand Jahre lang ohne Ursache im Verhaft bleibt; daß eine ganz unparteiische Commission von Gerichts- und Verwaltungsbeamten jeden Monat das Arresthaus besucht und jeden einzelnen Gefangenen fragt, ob er nichts zu klagen habe; daß namentlich die politischen Gefangenen sich der humansten Behandlung erfreuen; daß sie in gesunden, trockenen Zimmern mit anständigem Ameublement und guten Betten wohnen; daß man ihnen vortreffliche Kost (täglich Suppe, Gemüse und Fleisch, Abends Braten und Salat) verabreicht; daß man ihnen sogar Wein, Kaffee, Kuchen u. s. w. gestattet, wenn sie's kaufen oder ihre Freunde es ihnen senden; daß sie Lektüre (wissenschaftliche und unterhaltende), Licht u. s. w. erhalten, wenn sie sich dessen nicht durch unziemliches Betragen u. s. w. verlustig machen. Dies ist durch die glaubwürdigsten und

ehrenhaftesten Männer, z. B. die die Gefangenen besuchenden Aerzte verbürgt."

Wir kommen nun zum Ende des blutigen und ergreifenden Trauerspiels, welches vor uns abrollte. Das Ende ist des Verlaufes ganz würdig, es überbietet denselben sogar noch an Entsetzen. Aber die Forderungen, die Schönheits- und Sittlichkeitslehre an ein Trauerspiel machen, werden nicht befriedigt. Das Opfer verblutet auf die gräßlichste Weise vor unseren Augen und erregt in zweifacher Beziehung unsere schmerzlichste Theilnahme: wegen seines harten und unverdienten Geschickes und wegen der gänzlichen Ohnmacht, in welcher das von tausend moralischen Ketten gefesselte Opfer dasselbe erdulden muß. Aber der Anblick dieser Ketten gesellt auch Entrüstung zu der Theilnahme; wir sehen einen edlen, sittlich starken und ebenso kampffähigen als kampfbegierigen Menschen auf die unwürdigste Weise untergehen, den gemeinsten Kräften wehrlos unterthan und erliegend, und lauschen vergeblich nach dem Flügelschlag der ewigen Gerechtigkeit, der uns erhebt und versöhnt an der Stätte einer Blutthat. Ueber der Leiche, deren klaffende Wunden in zermalmendem Donnertone nach Gerechtigkeit rufen, fällt der Vorhang, und Alles ist in tiefe, undurchdringliche Nacht gehüllt. Das geheime Gerichtsverfahren, überrascht von dem an's Tageslicht tretenden Ende dieses Schauerstückes, entzieht wenigstens schnell die Fäden und Triebfedern unserem Blicke, die jenes Ende herbeigeführt. Aber der Lenker unserer Schicksale dort oben ist kein schlechter Trauerspieldichter, wie wir sie unter den Menschen finden; ihn beleidigt die mangelnde Vollendung seines Werkes, und Menschenhand vermag es nicht, ihn zu hindern, daß er die Gerechtigkeit mahnt, ihre versöhnende und erhebende Pflicht zu erfüllen. Andachtsvoll und mit freudiger Zuversicht blicken wir zu ihm hinauf, wenn wir erkennen, wie er mit allmächtiger Hand den Schleier der Heimlichkeit zerreißt und seinen Blitz schleudert in die greuelvolle Nacht eines Verfahrens, das den Namen „Recht!" verhöhnt. Mit dem Kundwerden dessen, was geschehen, ist der Gerechtigkeit die Bahn geöffnet; ihr endlich genug zu thun, ist nothwendig, ist unvermeidlich geworden. Denn sollte man nun nicht die ganze volle Wahrheit auf-

decken und die zu lange versäumte Strafe wälzen auf das Haupt der Schuldigen, so verwaltet die öffentliche Meinung schonungslos ihr Amt, und sie verdammt dann mehr als das geheime Verfahren.

So besprechen wir denn

Weidig's Tod.

Am 23. Februar 1837, Morgens 7½ Uhr, kam der Gefangenwärter Preuninger in Weidig's Zelle und fand dieselbe voll Blutspuren, den Gefangenen mit gefalteten Händen im Bette ausgestreckt und im Blute schwimmend. Preuninger holte den Untersuchungsrichter, der mit dem Hofgerichtsassessor Weber und dem Aktuar Scharrmann sofort den Thatbestand in Augenschein nahm. Schlag 8 Uhr betraten sie die Zelle, fanden, was Preuninger gemeldet, entdeckten aber auch „Blutspuren“ am Halse, der mit einer Binde umwunden war. Weidig lebte noch, denn sein „Bauch hob und senkte sich bei den Athemzügen.“ Alle verließen hierauf die Zelle und ließen — es ist unglaublich — den schwer Verwundeten volle 2 Stunden ohne Aufsicht, ohne Hilfe, ohne irgend einen Rettungsversuch liegen. Um 10 Uhr kamen die Aerzte Dr. Graff und Dr. Stegmayer, nebst dem Wundarzte Frenniard und dem Gerichtspersonal, in die Zelle zurück, nur der Untersuchungsrichter war nicht dabei, da er es „für alle Fälle geeignet hielt, die Aufnahme des Thatbestandes dem Assessor Weber zu übertragen.“ Man fand den Gefangenen nun auf der rechten Seite liegend, seine früher entblößten Beine waren mit dem Bette bedeckt, statt der früheren „Blutspuren“ am Halse fand man eine „vier Zoll große, weit von einander klaffende Wunde, so tief, daß die Luftröhre oberhalb des Kehlkopfes bis auf die hintere Wand des Schlundes gänzlich durchschnitten war.“ Die weißleinene Halsbinde, in der Mitte noch mit frischem Blute befleckt, lag am Kopfende des Bettes am Boden. Ferner fand sich am linken Arm, nahe am Handgelenk, ein Schnitt von 1½ Zoll Länge; an derselben Stelle der rechten Hand ein Schnitt von 2 Zoll Länge, aus welchem sich noch schwarzes Blut ergoß; eine weit von einander klaffende Wunde an dem linken Fuße unterhalb des Knöchels; ein 2 Zoll langer Schnitt am rechten

Fuße unterhalb des inneren Knöchels. Endlich zeigten sich jene kleinen im vorigen Abschnitte bereits erwähnten Wunden am rechten Oberschenkel. — „Der Puls war nirgends mehr zu fühlen, und der Verwundete verschied, während das Protokoll niedergeschrieben wurde. Neben dem Gefangenen im Bett fand man eine große Glasscherbe, von der zerbrochenen Wasserflasche herrührend, deren übrige Scherben sich ebenfalls im Gefängnisse vorfanden; ebenso fanden sich die Scherben einer zerbrochenen Medizinflasche. Das ganze Gefängniß war voller Blutspuren, in welchem die Fußtapfen des Verschiedenen abgedrückt waren und zeigten, daß derselbe mit seinen Wunden noch hin- und hergegangen sein mußte, und zwar theils mit nackten Füßen, theils mit den Socken bekleidet. Rings an den Wänden waren ebenfalls Blutspuren, die einen unbestimmten Ausdruck blutiger Finger erkennen zu lassen schienen.“ An der östlichen Gefängnißwand endlich fand sich die schwer zu entziffernde, wahrscheinlich mit dem in Blut getauchten Finger geschriebene Schrift:

Da mir der — —
Feind jede Vertheidigung — —
versagt, so wähle ich einen — —
schimpfln. Tod — —
von — —
freien Stücken.

F. L. W.

Diese Schrift wurde — und das ist sehr wichtig — schon um 8 Uhr vom Aktuar entdeckt und theilweise entziffert.

Aus dem so befundenen Thatbestande nun schließen die Gerichtsärzte wie folgt: „Was die Entstehung der sämmtlichen Verletzungen anlangt, so konnten dieselben insgesammt nur durch ein scharfes, schneidendes Instrument hervorgebracht worden sein. Erwägt man, daß eine große Glasscherbe im Bette neben dem Verwundeten gefunden wurde, nimmt man ferner an, daß eine an der Wand vorgefundene, mit Blut geschriebene Bemerkung, welche den Vorsatz des Selbstmordes aussprach, von der Hand des Inquisiten herrührte, und setzt man alles dies in Verbindung mit der Lage desselben und seinen trüben Aussichten in die Zukunft, so wird es kaum zweifelhaft er-

scheinen können — zumal bei Abwesenheit eines jeden anderweitigen gewaltsamen Angriffs von Außen — daß lediglich der Inquisit selbst aus eigenem Antriebe vermittelst der vorgefundenen Glasscherbe die Wunden sich selbst beigebracht habe.“

Später erklärten die beiden Gerichtsärzte in zwei verschiedenen, zum Zwecke der eingeleiteten Untersuchung über den Tod Weidig's eingeforderten Gutachten, „daß die Hand- und Fußwunden nicht lebensgefährlich gewesen seien und bei rechtzeitiger Hülfe durch geschickte Behandlung deren Folgen hätten beseitigt werden können“; daß die „große Halswunde nicht das Werk eines einzigen Schnittes gewesen sei, sondern einer langsamen, wiederholten, unsicher und in verschiedener Richtung ausgeführten Metzelei“, daß endlich „mit einem Grade von Gewißheit, der durchaus keinen Widerspruch zuläßt“, angenommen werden müsse, daß die Halswunde aus einer ganzen Reihe von Gründen zur Zeit der ersten Besichtigung „noch lange nicht vollendet war“, woraus folgt, daß — selbst wenn die Halswunde begonnen hatte — „die Wunden sämmtlich und vielleicht gegen den Willen des Vulneraten (Verwundeten) wieder völlig geheilt werden konnten.“ Nach diesen Gutachten beurtheile man nun, welche entsetzliche Verantwortlichkeit die Vernachlässigung des Verwundeten während voller 2 Stunden auf das Gewissen Derer wälzt, die sie verschuldeten.

Die Untersuchung über den Tod Weidig's selbst und dessen Ursachen ist — soweit sie hier aktenmäßig vorliegt — so lückenhaft und mangelhaft, daß man nicht allein die berühmte „Gründlichkeit“ des geheimen Verfahrens darin vermißt, sondern sogar die Sorgfalt, die das Gericht sich am Ende selbst schuldig war. Zunächst liefert des Untersuchungsrichters Vertheidigung — oder Erklärung seiner Handlungsweise — ein so verworrenes Gemisch sich wild durchkreuzender Gedanken, ein so entschieden ungenügendes Eingehen auf die Sache selbst, und dagegen eine so unzulässige Einmischung anderer Dinge, daß man in der That nicht begreift, wie dieses Aktenstück dem Gerichte genügen konnte. — Ferner wird zwar klar, daß Weidig 2 Stunden ohne Aufsicht und Hülfe blieb, aber ob seine Zelle und der dazu gehörige Vorsaal in dieser Zeit ver-

schlossen und von Niemand betreten ward, darüber fehlt jede Auskunft. Diese war aber um so wichtiger und dringender, als der Gefangenwärter Wolf bei seiner Vernehmung aussagt: „Preuninger habe etwa gegen 10 Uhr auf dem Gange Blutflecken beim Auftreten mit seinen Sohlen zurückgelassen.“ Woher kamen diese? War er in Weidig's Zelle gewesen? Weshalb? Daß er bei der Aufnahme des Thatbestandes gegenwärtig war, davon sagen die Akten kein Wort. — Die Blutschrift selbst ist ein dunkles Räthsel; man hat gar nicht untersucht, ob dieselbe von Weidig's Hand war, und zwei Umstände lassen dies bezweifeln. Um halb 8 Uhr ist es am 23. Februar noch nicht hell, am wenigsten in einer Zelle, wo es um 10 Uhr noch zu dunkel war, um die ärztliche Besichtigung vollständig vorzunehmen; Weidig mußte also die Schrift in tiefster Finsterniß schreiben. Hätte man das ihr nicht anmerken und in's Protokoll eintragen müssen? Dann konnte die Schrift auch erst nach Oeffnung der Arterien begonnen sein und erforderte lange Zeit; an der Stelle, wo sie stand, mußte also eine sehr große Blutlache liegen — das Protokoll beschreibt uns alle Blutspuren einzeln, von dieser sagt es nichts. Die Blutspuren zeigen den Abdruck der nackten, wie der mit Socken bekleideten Füße des Gefangenen, sowie rings an den Wänden den Abdruck blutiger Finger — die Verblutung aber erfolgt am sichersten und leichtesten in einem hohen Wärmegrad, am leichtesten im warmen Bade; das konnte Weidig nicht fremd sein. Warum hätte er das warme Bett verlassen, die Verblutung hemmen, seine Schmerzen vergrößern sollen? Warum in dem ihm so bekannten Gefängnisse mit den Fingern an allen Wänden herumtappen sollen? Denkt man dabei nicht unwillkürlich an eine äußere Gewalt, die ihn zu diesen Bewegungen zwang, und mit der er gerungen?

Diese und eine ganze Reihe anderer Fragen stellen sich zwei andere ärztliche Gutachten. Das erste, von einem hessischen Arzte, fragt: „Ist die große Halswunde Weidig's von fremder Hand beigebracht worden?“ Es antwortet: „die Gerichtsärzte haben ganz Recht, wenn sie behaupten, die Wunden an Händen und Füßen mußten geraume Zeit vor der Halswunde vorhanden sein. Die

Verblutung mußte also erfolgen und eine starre Ohnmacht herbeiführen. War diese aber (um 8 Uhr) eingetreten, so war es unmöglich, daß Weidig wieder soweit sich erholte, um seine Halsbinde abzunehmen, sie hinter das Bett zu werfen und mit der Glasscherbe selbst die Metzelei zu vollführen, die man am Halse fand. Denn kehrte auch das Leben — gegen alle Erfahrung — bis zu einem gewissen Grade wieder, so wurde in dem Augenblicke die Verblutung stärker und die Ohnmacht mußte wieder eintreten. Hinsichtlich der Glasscherbe kann man nur annehmen, daß dieselbe von fremder Hand an die Stelle im Bett gelegt wurde, wo man sie fand. Denn es ist eine bekannte Thatsache, daß demjenigen, der sich den Hals so tief durchschneidet, wie es bei Weidig der Fall war, das Instrument entfällt, weil Bewußtlosigkeit auf der Stelle eintritt. — — Nach diesen auf Grundsätzen der Wissenschaft und Erfahrung beruhenden Prämissen ist nicht zu widerlegen, daß die bei Pfarrer Dr. Weidig vorgefundene große Schnittwunde am Halse demselben von fremder Hand beigebracht worden sei."

Soweit dieser Auszug.

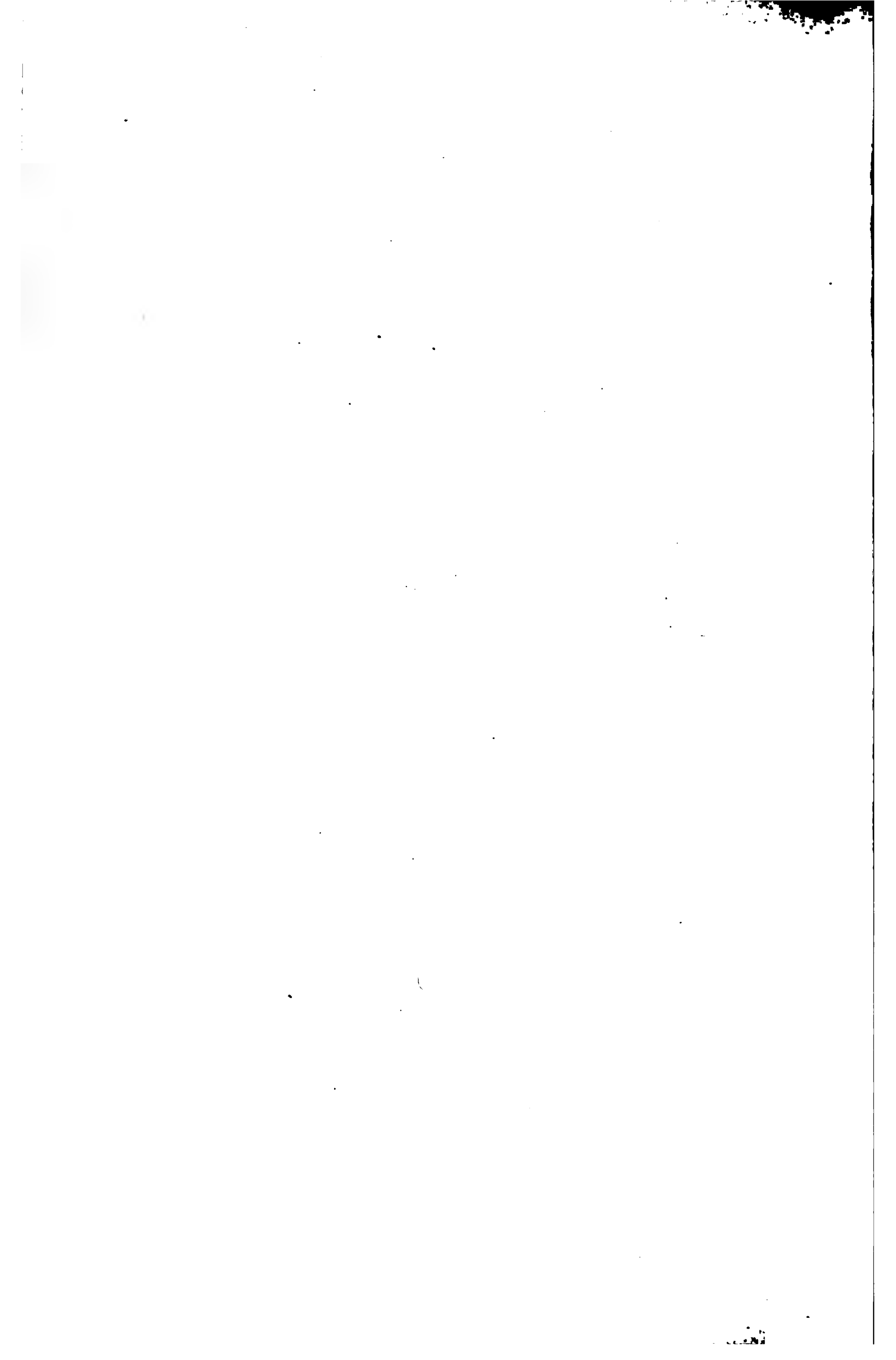
Die medizinische Fakultät zu Zürich stellt sich die Fragen: „Hat Weidig sich alle Wunden und jede einzelne in ihrer ganzen Ausdehnung selbst beigebracht? In welchem Verhältnisse steht die gänzliche Vernachlässigung und Hülflosigkeit des Verwundeten zu seinem Tode? In welchem Verhältnisse steht seine Behandlung im Kerker zu dem scheinbaren oder wirklichen Selbstmorde?" Sie antwortet darauf einstimmig, nachdem sie — wie das vorige Gutachten — die Unmöglichkeit des Wiedererwachens aus der Ohnmacht erörtert, „man habe zu wenig Rücksicht auf das von Weidig gebrauchte Instrument und sein Verhältniß zur Halswunde selbst genommen. So unwahrscheinlich es ist, daß der sehr Geschwächte sich die Halswunde mit einer Glasscherbe selbst beigebracht, eben so unwahrscheinlich ist es, daß die Muskeln und der Kehldeckel mit einer Glasscherbe überhaupt durchschnitten wurden, daß sie aber, wie das gerichtsärztliche Gutachten sagt: rein abgeschnitten waren, ist unmöglich." (Die Fakultätsmitglieder versuchten mit gewählten Scherben, sorgsamster Vorbereitung und ruhigster Ueberlegung an zwei

Leichen einen ähnlichen Schnitt und konnten ihn nicht ermöglichen, obgleich sie solche Kraft darauf verwandten, daß beim Ausfahren die Scherbe in die Schulter bis auf den Knochen hineinfuhr). „Es ist — so lautet der Schluß der wissenschaftlichen Erörterung — weder gewiß noch wahrscheinlich, daß Weidig die Halswunde in ihrer ganzen Ausdehnung sich selbst beigebracht habe." Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erörtert die die Fakultät die beiden anderen Fragen und antwortet auf die zweite: „es ist höchst wahrscheinlich, daß die gänzliche Vernachlässigung und Hülflosigkeit des Verwundeten seinen Tod wenn nicht herbeigeführt, doch wesentlich befördert habe;" und auf die dritte: „aus der aktenmäßigen Darstellung geht hervor, daß der scheinbar oder wirklich beabsichtigte Selbstmord Weidig's hauptsächlich veranlaßt worden ist durch die ihm zu Theil gewordene Behandlung, insbesondere durch Verhinderung der regelmäßigen Besuche des Arztes, mittelst welcher allein die Möglichkeit gegeben war, die gefährliche Gehirnkrankheit rechtzeitig zu erkennen und zu heilen."

Hiermit schließen wir den Bericht über ein Ereigniß, das in seinem ganzen Verlaufe mehr an die finsteren Zeiten roher Barbarei als an unser Jahrhundert erinnert. Die deutsche Presse wird ihre Pflicht erkennen, zu thun, was sie kann, damit das Ausland, welches diese fürchterliche Geschichte gewiß in den krassesten Entstellungen betrachten wird, gewahre, daß wir jede Kraft setzen an die Erforschung der Wahrheit. Dank sei es dem Geiste unserer Zeit! die öffentliche Meinung ist stark genug, von den Betheiligten, von den schwer Beschuldigten sich jetzt eine offene gerade Darlegung des Sachverhaltes zu erzwingen; mit Redensarten von „Skandal, verwerflichster Tendenz und Schmähschriften" ist es hier nicht gethan. Möchte diese Darstellung zur Ehre des deutschen Namens, zur Ehre der Menschlichkeit, zur Ehre des Rechtes und der Gerechtigkeit bald und vollständig erfolgen. Widerlegt sie die vorstehenden Angaben, wir wollen sie auf's Freudigste begrüßen und jubelnd zu ihrer Verbreitung beitragen.*)

*) Eine Widerlegung ist niemals erfolgt.

1890. W. L.



Robert Blum.

Eine biographische Skizze.

Zweiter Theil: **1848.**

Stand bisher für uns die Person Robert Blum's im Vordergrund, so treten jetzt die Ereignisse in den Vordergrund.

Wir stehen vor „1848", vor dem „tollen Jahr".

„Toll" oder nicht „toll", es war ein epochemachendes Jahr, ein Jahr der „Weltwende", wenn auch nicht einer so gründlichen wie 1789, — und auch die „Tollheit" will studirt sein, bietet sogar der Wissenschaft bekanntlich tiefere Einblicke als der normale Geisteszustand. Und es gibt eine Tollheit, die nur hochgesteigerte Geistesthätigkeit ist.

Das Jahr 1848 ist nicht vom Monde heruntergefallen, es schließt sich naturgemäß und in aller Ordnung den Jahren 1847, 1846 und so weiter an; und die Ereignisse des Jahres 1849 sind ebenfalls nicht vom Monde gefallen, wie man nach den Aeußerungen gewisser Leute vermeinen sollte, sondern ganz naturgemäß und in aller Ordnung organisch aus den Verhältnissen herausgewachsen, und schließen sich fest und organisch an die Ereignisse der vorhergehenden Jahre an.

Daß es „nicht mehr lang so fortgehen könne", war in der vorachtundvierziger Zeit allgemeiner Glaube und allgemeine Rede. Das alte Europa der Wiener Congreßakte war recht alt und gichtbrüchig geworden. Man brauchte keinen außerordentlichen Scharfblick zu besitzen, um auf dem Antlitz die facies Hippocratica, das Hippokratische Todesgesicht zu erkennen.

Es wackelte und knackte in allen Fugen.

Louis Philippe, der „große Bürgerkönig“ in Frankreich, welcher der Welt viele Jahre lang als ein unvergleichlicher und unfehlbarer Staatsmann gegolten hatte, verrieth durch gar manche Unterlassungs- und Begehungssünde, daß entweder das Bewußtsein der Sicherheit oder die Sicherheit des Bewußtseins ihm abhanden gekommen war: sein Prestige nahm zusehend ab, und die schamlose Corruption, welche er, theils aus Neigung, theils aus Berechnung, systematisch gepflegt hatte, wurde in skandalösen Prozessen enthüllt, die das moralische Prestige der Julimonarchie vollständig zerstörten. Die Oppositionselemente, — deren Hintergrund in Frankreich seit 1789 stets die Revolution war — wurden von Tag zu Tag stärker und kühner, und Jedem, der die Bewegung genauer verfolgte und mit der französischen Geschichte und dem Nationalcharakter des heißblütigen, in der europäischen Staatenuhr die „ewige Unruhe“ darstellenden Volks irgend vertraut war, mußte die Ueberzeugung sich aufdrängen, daß eine Katastrophe herannahte.

Es gährte überall. Und krachte an verschiedenen Orten „von unten auf“.

In der Schweiz die „Freischaarenzüge“ — bewaffnete Proteste der Demokratie gegen die Jesuitenwirthschaft — erfolglos, wenigstes ohne unmittelbaren Erfolg, jedoch Größeres andeutend und vorbereitend. Ein vielversprechendes Vorspiel.

Und aus Polen kam aufregende Kunde im Winter 1845/6. Der „nationale Paria Europa's“, die „blutige Völkerleiche“, sie bewegte sich in ihrem Grab, zerbrach den Sarg und schrie in die Welt hinaus ihren Protest gegen das Unrecht, das nie verjährt.

Das heutige Geschlecht hat keine Ahnung davon, mit welcher begeisterungsvollen Sympathie Polen und das polnische Volk in den 30er und 40er Jahren von der gesammten deutschen Nation, die erklärten Reaktionäre natürlich abgerechnet, betrachtet wurde. Der Sinn für Recht und Unrecht war damals noch nicht so abgestumpft, wie in unserer „realpolitischen“ Zeit; die Versuche der Polen, wieder zu nationaler Selbstständigkeit zu gelangen, wurden jubelnd begrüßt, und wo Gerechtigkeitssinn und Mitgefühl nicht sprachen, da lehrte der Instinkt, daß die Wieder-

herstellung Polens, als einer Vormauer gegen das halbbarbarische, despotische, eroberungslustige Rußland, das seinen kalten Schatten ertödtend über Deutschland warf, in unserem nationalen Interesse lag, und darum von jedem patriotischen Deutschen erstrebt werden mußte. Der Trauerzug der polnischen Flüchtlinge nach Niederwerfung der Revolution von 1830/31 gestaltete sich in Deutschland zu einem wahren Triumphzug, zu der großartigsten nationalen Demonstration, zu welcher — wir schreiben es mit vollem Bedacht — unser Volk sich vielleicht jemals im Laufe der neueren Zeit erhoben hat. — —

Und nun erschallte von Neuem das Jeszce Polska nie zgienela: Noch ist Polen nicht verloren, von polnischem Mund gesungen aus dem Herzen Polens heraus nach Deutschland.

Die neue Schilderhebung hatte das halb unabhängig gebliebene Krakau zu ihrem Mittelpunkt, aber das ganze altpolnische Gebiet war von den „Verschwörern" unterwühlt, und die drei bedrohten Regierungen: die preußische, österreichische und russische vergaßen alle Differenzen und schritten gemeinsam ein. Krakau, wo der kühne Tyssowsky auf kurze Zeit die Fahne Polens, den „weißen Adler im rothen Feld", siegreich aufgepflanzt hatte, wurde rasch bezwungen und in Uebereinstimmung mit den beiden nordischen Mächten von Oesterreich annektirt, trotz der — nicht sehr ernstlichen — Einwendungen Frankreichs und Englands. In Russisch-Polen wurde das in Permanenz erklärte Schreckens-Regiment noch etwas verschärft. Die preußischen Gefängnisse füllten sich mit Hochverräthern, deren Prozeß — Mieroslawski und Genossen — einen so mächtigen Widerhall in dem Herzen des Volkes fand, daß zu Berlin in der Siegesfreude des 18. März der erste Gedanke war: die wegen jener Schilderhebung vom preußischen Staatsgerichtshof verurtheilten Polen zu befreien. Und Oesterreich ging noch gründlicher zu Werke als seine zwei Mitbetheiligten und Verbündeten: gegen die nationale Revolution spielte es die sociale Revolution aus. Die polnische Bewegung — und das war von jeher ihre Achillesferse, erst in neuester Zeit beginnt es anders zu werden — war wesentlich eine Bewegung der herrschenden Klasse: des polnischen Adels. Der Bauer, von den adeligen

Grundbesitzern in Leibeigenschaft und überhaupt in der elendesten Lage gehalten, konnte sich nicht für eine Sache enthusiasmiren, die ihm schon deshalb verdächtig sein mußte, weil sein Peiniger und Unterdrücker sie befürwortete. Zwar hatten die Rebellen von 1845/46 durch ein Dekret, welches die Aufhebung der Leibeigenschaft und die bürgerliche Gleichstellung aller Klassen und Stämme bestimmte, die Unterstützung der Bauern zu gewinnen gesucht, sie hatten jedoch, in Folge der raschen Unterdrückung des Aufstandes, keine Zeit, die Ehrlichkeit ihrer Versprechungen zu beweisen, und so fanden denn die Agenten der österreichischen Regierung, welche die galizischen Bauern zu einem Bauernkrieg im schimmsten Sinne des Wortes aufforderten, nur zu gutes Gehör, und es begann eine Metzelei, deren furchtbare Einzelheiten Europa mit Schauder erfüllten. Die Schlösser wurden verwüstet und niedergebrannt, die adeligen Gutsbesitzer gejagt wie wilde Thiere und unter den grausigsten Martern erschlagen, verbrannt, gespießt. Und die Anführer, voran der Ruthene Szela (schela ausgesprochen), bezogen aus der Wiener Staatskanzlei einen regelmäßigen Sold für diese Blutthat. Die amtlichen Rechnungen und Quittungen sind seiner Zeit veröffentlicht worden. Der Mann aber, welches dieses sozialistisch-revolutionäre Bauernspiel in Szene setzte, war Niemand anders als Fürst Metternich, der Grundpfeiler des Ordnungsprinzips, der diplomatische Sankt Georg, dessen angebliche Hauptmission seit 30 Jahren der Kampf gegen den Drachen der Revolution war.

Robert Blum nahm lebhaften Antheil an jenen Vorgängen. Sein Sohn schreibt darüber*):

„Eine letzte Heldenthat der Reaktion, welche die Gemüther damals (1846) lebhaft bewegte, wurde von Blum besonders tief empfunden: die Ausweisung sämmtlicher Polen aus Sachsen. Von dem ersten Augenblick an, wo Robert Blum sich um öffentliche Dinge kümmerte, trug er eine schwärmerische Sympathie für Polen, dessen tragisches Geschick und exilirte Bewohner im Busen. Kein Wunder, da die wirklich heldenmüthige Erhebung Polens um (!) 1830 mit dem ersten Erwachen der politischen Naturtriebe (sic)

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 234 f.

Blums zusammenfiel. Er hat die Niederlage dieser Revolution poetisch gefeiert und betrauert wie einen Weltuntergang. Auch zu der traurigsten und undramatischsten seiner Tragödien hatte ein polnischer Stoff, Koszciusko, herhalten müssen. Seit dieser Zeit war Blum den Polen so kritiklos treu geblieben, wie einer erster Liebe. Von der heillosen polnischen Wirthschaft der letzten Jahrzehnte des Polenreichs, welche uns Heutigen die Theilung des Landes nicht blos als eine reich verdiente Strafe des Weltgerichts, sondern als eine einfache politische Nothwendigkeit für den Frieden Europas (!) erscheinen läßt, hatte Blum, wie die meisten seiner Zeitgenossen, kaum eine Ahnung; ebensowenig dachte er daran, was die Forderung einer Wiederherstellung des Polenreichs für unsere deutschen Ostmarken bedeute! Daß Professor Wuttke, ein trefflicher Polenfeind, Blum über diese Dinge nachdrücklich und immer wieder zu belehren suchte, war der Hauptgrund, weshalb Blum diesen Professor immer mit tiefstem Mißtrauen betrachtete, so oft und so lang auch ihre politische Bahn zusammenging. Längst hatte Blum's polnische Liebe übrigens aufgehört, sich mit der platonischen Form lyrischer und dramatischer Makulaturpoesie zu begnügen. Schon in der Mitte der 30er Jahre wußten die flüchtigen Polen, die durch Leipzig kamen, wohl, daß sie nirgends ihr gesuchtes und steckbrieflich prämiirtes (!) Haupt sicherer bargen, als in dem schmalen Bett, unter dem einfachen Dach des Leipziger Theatersekretairs. Wiederholt schreibt Blum im Jahre 1839 triumphirend an die Braut, daß er wieder einem edlen, arg gehetzten polnischen Wild durchgeholfen habe, auf dessen Kopf ein Blutlohn gesetzt sei, der einen Verräther reich machen könne. Dasselbe sichere Asyl stand allen Polen unter Blums eigenem Dache in den 40er Jahren offen. Seit 1845 hatte er sich aber in noch tiefere Geheimnisse eingelassen. Er wußte darum, daß in Posen und Galizien 1846 polnische Aufstände ausbrechen sollten. Durch seine Hand gingen in Gestalt von Klavieren u. s. w. nicht unerhebliche Waffensendungen an die Centren der künftigen Erhebung ab. Er selbst schmiedete und feilte in stillen Nächten den Schlüssel, mit dem die Citadelle von Krakau in polnische Hände gespielt werden sollte. Deshalb war er vor allen

Anderen betroffen und tief gebeugt, als diese Aufstände mißlangen, Sachsen alle Polen auswies und im Februar 1846 den flüchtigen Diktator von Krakau, Tyssowsky, in Dresden verhaftete und an Oesterreich auslieferte. Hier ist dieser polnischen Schwächen Blums nur deshalb eingehend Erwähnung geschehen, weil sie ihm später noch im Frankfurter Parlament besonders verhängnißvoll werden sollten."

Wir haben diese Stelle ganz mitgetheilt, weil sie die bemitleidenswerthe Unfähigkeit des Sohnes, den Vater zu verstehen, so recht drastisch enthüllt. Herr Hans Blum, der sein dickes, 580 Seiten langes Buch, in dem nur das von Werth ist, was *er nicht* geschrieben, einzig und allein zu dem Zwecke verfaßt hat, der Welt zu zeigen, daß *Robert Blum* im Grunde genommen eigentlich nur ein *Hans Blum* gewesen sei, wirft hier, ohne es zu wollen, mit wahrhaft genialem Ungeschick seine ganze Theorie über den Haufen und zeigt uns, daß Robert Blum in Wirklichkeit der *Mann der That* war, den das Volk in ihm verehrt hat und noch verehrt, das absolute Gegentheil von einem „Heutigen" à la Hans Blum, der in Worten die Freiheit feiert, in seinen Handlungen sie verräth. „Die polnischen Schwächen" Robert Blums! Das Mitgefühl für ein schmachvoll behandeltes Volk, der Haß gegen die Unterdrücker, die werkthätige Hilfe, den Unterdrückten geleistet — das sind „polnische Schwächen"! Und im Frankfurter Parlament sollen sie Robert Blum verhängnißvoll geworden sein! Unvergänglichen Ruhm haben sie ihm gebracht! Das Eintreten Blums für die Polen im Frankfurter Parlament war vielleicht seine bedeutsamste, jedenfalls seine ehrenvollste parlamentarische That. Und obendrein — mit Erlaubniß des Herrn Hans Blum — eine ächt *patriotische* That.

Freilich, die „Heutigen" sind so klug und weise, sie wissen, was der naive Robert Blum mit seinem einfältigen „politischen Naturtrieb" — der Sohn scheint seinen Vater in einem „besonders verhängnißvollen" Anfall von kindlicher Liebe zu einem politischen Naturburschen machen zu wollen — sie wissen, was Robert Blum und die übrigen „kritiklosen" Schwärmer für Polen allerdings nicht gewußt haben, daß die Theilung Polens „eine wohlverdiente Strafe des Weltgerichts" und „für Deutschland ein Segen"

war. Daß die politische Zerrüttung, für welche das „Weltgericht“ die Theilung verhängt haben soll, in Polen um kein Haar breit schlimmer war als in Deutschland, das genirt die braven „Heutigen“ nicht, ebensowenig wie die Thatsache sie genirt, daß der unheilvolle Einfluß Rußlands auf West-Europa und speziell auf Deutschland erst mit der Theilung Polens beginnt, und daß gerade „unsere deutschen Ostmarken“, von denen Herr Hans Blum spricht, durch Rußland, das infolge der Theilung Polens unser Grenznachbar ward, zu Grunde gerichtet worden sind und sich, so lange das heutige Rußland besteht, auch nicht erholen werden.

Ja, Robert Blum war so einfältig, statt an die Nothwendigkeit der Theilung, an die Nothwendigkeit der Wiederherstellung Polens zu glauben, und ist „den Polen so kritiklos treu geblieben, wie einer ersten Liebe.“ In der That ein entsetzliches Verbrechen, „einer ersten Liebe treu zu bleiben“ und mit politischen Anschauungen und Grundsätzen einen lächerlichen Cultus zu treiben, statt sie zu wechseln, wie man das Hemd und die Strümpfe wechselt! Herr Hans Blum, weiland Studiosus der Menschenrechte und später Studiosus der Bauchrutscherei und des Bismarckcultus, ist über derartige „Schwächen“ allerdings thurmhoch erhaben.

Im Jahre 1846 trat noch ein anderes Ereigniß ein, welches elektrisirend wirkte, den oppositionellen Bestrebungen Nahrung verlieh und die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge kräftigte. Es war dies die Staatsumwälzung im Canton Genf. Die Schweiz war schon seit Langem durch den Klosterstreit und die Jesuitenfrage beunruhigt worden. Die conservative Regierung des Cantons Genf, obgleich aus eingefleischten Protestanten (Calvinisten) zusammengesetzt, stellte sich, der entschieden liberalen Volksströmung Trotz bietend, auf Seiten der Jesuiten. Es kam zu tumultuarischen Kundgebungen, die indeß ohne praktisches Resultat blieben. Plötzlich wird Europa durch eine Nachricht überrascht, in Genf habe eine Revolution stattgefunden: in kleinerem Maßstabe eine ganz richtige Pariser Revolution. Am 5. Oktober 1846 hatten die Radikalen eine große Volksversammlung gehalten, welche der Regierung feindliche Beschlüsse faßte. Die

Regierung kümmerte sich nicht darum: diesmal war es aber ernst — die Vorstadt Saint Gervais, welche in Genf ungefähr dieselbe Rolle spielt wie weiland das Fauburg Saint-Antoine in Paris, erhob sich in Waffen, es kam zum Kampf, die Demokraten, geführt von James Fazy, bekamen die Oberhand und am 9. Oktober 1846 wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, die auf Grund des allgemeinen und direkten Wahlrechts Wahlen für eine constituirende Versammlung anordnete.

James Fazy's Name war damals in aller Munde — er wurde als idealer Volksmann und Freiheitsheld gefeiert — von seinen zweideutigen Beziehungen zu der Familie der Bonaparte's wußte man noch nichts. Sie wurden meist auch erst später angeknüpft. Genug hier, daß sie nach Ende des Jahres 1848, wo der Neffe des Onkels in Frankreich ans Ruder gelangte, die politische Laufbahn Fazy's wesentlich zu bestimmen anfingen, und leider nicht in einer Weise, die seinem Charakter zur Ehre gereicht. —

Inzwischen waren die Dinge auch an einem Punkte in Fluß gekommen, der seiner Unbeweglichkeit wegen sonst sprichwörtlich ist: in Rom, am Sitze des Papstthums. Anfangs Juni 1846 war Papst Gregor der Sechzehnte gestorben, und am 16. Juni des genannten Jahres hatte das heilige Conclave der Cardinäle den Grafen Giovanni Maria Mastai-Feretti, unter dem Namen Pius der Neunte — italienisch Pio Nono — gewählt. Graf Mastei-Feretti stand im Rufe der Freisinnigkeit. Und der Papst strafte den Ruf des Grafen nicht Lügen. Das Unglaubliche war Wirklichkeit geworden: ein freisinniger Papst! Die grellste contradictio in adjecto*), Wunder über Wunder. Der Fels Petri hatte sich in Bewegung gesetzt, wie der Wald von Dunsinane.**) Wirklich? Für den Augenblick ja — wenigstens war an der Bewegung nicht zu zweifeln.

Das italienische Volk schwamm in einem Meer von Wonne: gewiß eine neue Aera brach an. Die nationalen Hoffnungen fanden endlich sicheren Ankergrund.

---

*) Widerspruch zwischen Haupt- und Eigenschaftswort.
**) In Shakespeare's Macbeth.

Der junge Papst fühlte sich wohl in der Popularitätsluft, die für die meisten Leute ebenso angenehm zu athmen, als sie berauschend und vergänglich ist.

War es ihm ernst mit dem Liberalismus? War er Illusionär, oder Betrüger? Dieses keinesfalls, wenigstens nicht in der scharfen Bedeutung des Worts. Jenes aber auch nicht — ohne Einschränkungen. Mit dem Entweder Oder kommt man bei der Beurtheilung von Menschen nicht weit. Das: „Entweder Schurke oder Dummkopf", das die jugendlichen Kraftgenies in allen Tonarten abwandeln, und das oft von zwingender Logik scheint, paßt leider nicht auf das Leben, in welchem ungemischte Charaktere durch Abwesenheit glänzen, und die verschiedensten Eigenschaften und Motive bei denselben Personen sich miteinander vermengen, einander durchkreuzen. Wäre es nicht so und gäbe es auf Erden blos Engel auf der einen und Teufel auf der anderen Seite, dann wäre es ja entsetzlich langweilig. So ist glücklicherweise in jedem Individuum eine Portion von Engelei und von Teufelei; die Zweiseelentheorie ist durchaus keine Albernheit, nur gilt sie nicht blos von einigen bevorzugten Geistern, sondern auch von Krethi und Plethi; der Besitz zweier Seelen ist kein aristokratisches Privileg — es ist ein demokratisches Menschenrecht, und die meisten Menschen gestatten sich sogar den Luxus noch einer oder mehrerer Extraseelen. Es steckt eine tiefe Wahrheit und Lebensweisheit in dem prächtigen Volkslied:

A bissele Lieb und a bissele Treu
Und a bissele Falschheit ist allweil dabei.

Ein Bischen mehr oder weniger.

Das Verslein läßt sich **mutatis mutandis** (mit den nöthigen Abänderungen) auch für das öffentliche Leben als Motto gebrauchen — so gut wie für das heimliche Herzensleben.

Pio Nono war weder ein bewußter Betrüger, noch war er ein naiver Schwärmer. Genug — die Popularität behagte ihm und er suchte sie zu Gunsten des Papstthums auszunutzen.

War der Gedanke eines demokratischen Papstes, eines Volkspapstthums übrigens so ganz unsinnig? In dem

Katholizismus ist ein gut Stück Demokratie enthalten: die Thatsache, daß der oberste Hirt der katholischen Christenheit gewählt wird, daß die Geburt dabei durchaus nicht in Betracht kommt, blos das Verdienst — selbstverständlich vom katholischen Standpunkt aus betrachtet — ist in Harmonie mit dem demokratischen Grundprinzip; und was Volksthümlichkeit betrifft, hat das Papstthum nicht etwa bei mancher Gelegenheit im Namen des Volkes der weltlichen Macht Trotz geboten und sie durch Mittel revolutionärster Art zu Paaren getrieben? Haben wir nicht die katholische Geistlichkeit wiederholt an der Spitze revolutionärer Bewegungen gesehen? In Irland, in Polen? An sich wäre also der Gedanke eines demokratischen Papstes nicht so vollkommen sinnlos gewesen. Ist seitdem doch der sociale Papst aufgetaucht. Der Katholizismus hat so viel Fühlung mit den Massen, daß er — ungleich dem geldprotzig sich abseits stellenden Protestantismus — Volksbewegungen versteht, und wer Volksbewegungen leiten will, muß sich ihnen anschließen, muß sie mitmachen. 1847 und 1848 war die Demokratie Trumpf; heute ist der Socialismus Trumpf. Und der socialistische Pio Nono hat sich schon wiederholt angekündigt. Jedenfalls steckt in dem Papstthum ungleich mehr Lebenskraft und Gestaltungsfähigkeit als in dem König-, Kaiser- und Czarenthum. Und von Rom haben wir uns noch mancher Ueberraschungen gewärtig zu halten.

Indeß lassen wir das und greifen wir dem Gang der Dinge nicht vor.

Vier Wochen nach Besteigung des päpstlichen Stuhls, am 16. Juli 1846, verkündete Pius IX. eine allgemeine Amnestie, was, da alle Gefängnisse mit politischen und kirchlichen Verbrechern gefüllt waren, einen namenlosen Jubel hervorrief. Und da auch etwas Positives geschehen mußte, um die enthusiastischen Erwartungen einer nationalen Wiedergeburt nicht in Enttäuschung und Mißvergnügen umschlagen zu lassen, so wurde eine Commission niedergesetzt, welche politische Reformen vorbereiten sollte. Die Arbeiten der Commission waren nicht fruchtlos; im April 1847 wurde eine Staatsconsulta eingeführt, mit anderen Worten das absolute Papstthum in ein constitutionelles Papstthum verwandelt, und im Juli 1847 ein

noch fast bedeutsamerer Schritt vorwärts gethan durch Errichtung einer Bürgerwehr.

Wenn man bedenkt, welche magische Gewalt die Worte: Verfassung und Bürgerbewaffnung um jene Zeit, und noch bis tief ins Jahr 1848 hinein, in dem nüchternen kühlen Deutschland auf die Meisten ausübten, dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Entzücken machen, welches in dem leidenschaftlichen, heißen und — politisch vielleicht noch unreiferen — Italien herrschte.

Es war im Delirium. Nie ist ein Monarch populärer gewesen.

Und das Delirium, welches ja ansteckend ist, hatte selbst geriebene, erfahrene Politiker erfaßt. Zum Beispiel einen Mazzini.

Joseph (Giuseppe) Mazzini, der seit Anfang der 30er Jahre nichts dichtet und trachtet, als Italien von der Fremdherrschaft zu befreien und „einig" zu machen — der kühne Verschwörer und Agitator, der in zwanzigjährigem ununterbrochenem Ringen Freund und Feind kennen gelernt, die Stimmung des Volkes, die Lage der Verhältnisse, die Faktoren für und wider: kurz das Parallelogramm der politischen Kräfte emsig studirt hatte, und der, wenn schon mit seinem Dio e Popolo (Gott und Volk) religiös politischer Fanatiker, doch unzweifelhaft kein Dummkopf war — Giuseppe Mazzini geht auf den päpstlichen Leim, und richtet im November 1847 an Pio Nono ein Rundschreiben, worin er ihn auffordert, sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen — widrigenfalls das Volk sich von dem Kreuz abwenden und andere Pfade einschlagen werde.

Wer war wohl von Beiden der größere Illusionär: Pio Nono oder Mazzini?

Der Papst mag schön gelächelt haben, als er den seltsamen Aufruf des Volktribunen empfing.

Einstweilen stand er an der Spitze der nationalen Bewegung. Was daraus werden würde, das war freilich nicht abzusehen.

Das Steinchen war im Rollen. Der Pontifex an der Tiber liebt es ja mitunter, Steinchen ins Rollen zu bringen, die irgend Jemandes Füße zerschmettern sollen. — — —

Das Steinchen rollte und rollte, riß Steine mit sich, und Felsblöcke, und dem Unfehlbaren, der es ins Rollen gebracht, fing es bald an zu grauen beim Anblick der Lawine, die durch das Steinchen in Bewegung gesetzt worden war und die verderbenträchtig hinstürmte — Niemand wußte wohin. — —

Was immer die Absichten des Papstes gewesen sein mögen, er hat der italienischen Sache durch seine Reformen einen großen Dienst geleistet, und ihn einen Heuchler schelten, weil er in späteren Jahren dem Liberalismus, den er damals vor den Wagen des Papstthums spannte, den Krieg auf Leben und Tod erklärte, das heißt die menschliche Natur schlecht kennen, und den Liberalismus gar sehr überschätzen. Er ist kein Prinzip, blos eine Phrase, ein Stichwort — und Phrasen und Stichwörter nimmt man nicht ernst, man gebraucht sie nach Bedarf und je nach der Mode.

Das Ziel des Pio Nono von 1846 und 1847, der in Liberalismus und höherer Demagogie machte, war indentisch mit dem Ziel des Pius des Neuten von 1870, der die Infallibilität zum Dogma erhob und die Wissenschaft in den Bann that — nur die Zeit war eine andere geworden. Andere Zeiten, andere Politik. Hätte er sich unter der Unfehlbarkeit auch die Unsterblichkeit zusprechen können, so würde ihn sein Syllabus und sein Infallibilitätsdogma nicht daran gehindert haben, noch einmal den Liberalismus und den Nationalismus zu cajoliren — angenommen, daß das je wieder politisch erscheinen sollte. Und unser Bürgerthum dürfte da nicht in sittliche Entrüstung gerathen: was einem preußischen Junker recht ist, ist einem römischen Papst billig.

Vorläufig hatte Pio Nono im Liberalismus und der Demagogie ein Haar gefunden. Er stand da wie der Zauberlehrling, der die Elemente entfesselt hat, sie aber nicht wieder zu bannen vermag.

Die Bewegung wurde von Tag zu Tag tiefer und verbreitete sich über ganz Italien. Am 12. Januar 1848 brach in Sizilien ein Aufstand los, der in Neapel selbst einen Nachhall fand und den Bourbonenkönig von Neapel, Ferdinand II., in der Weltgeschichte seitdem verzeichnet als König Bomba, dazu bestimmte, eine Constitution zu ver-

sprechen. Daß das Versprechen auch gehalten wurde, war nicht die Schuld des biederen Ferdinand.

Das Beispiel wirkte ansteckend. Am 8. Februar versprach Carl Albert, König von Piemont — das künftige „Schwert Italiens“ — Spada d' Italia — ein Verfassung; am 15. Februar that Leopold II., Großherzog von Toskana, desgleichen, und einige Tage später mußte auch Pio Nono, der sich für den unglücklichen Urheber des ganzen Spektakels hielt, das Beispiel seiner fürstlichen Schicksalsgenossen nachahmen.

Alle diese Versprechungen wurden richtig gehalten — ein Wunder, welches durch die Februarrevolution bewirkt wurde, die nun hereinbrach, und, nach dem ziemlich harmlosen und oft heiteren Vorspiel, weltgeschichtlichen Ernst auf der Bühne brachte.

Doch vorher haben wir noch eine Episode zu verzeichnen, der es ebenfalls nicht an weltgeschichtlichem Ernst fehlte, wenn sie auch keine unmittelbar weltbewegende war.

„Im Hochland fiel der erste Schuß!“

Im Hochland — in der Schweiz.

Man hat die Schweiz den europäischen Mikrokosmus genannt. Nicht ganz unpassend. Wenn dies aber, wie bei Herrn Johannes Scherr, dem Geschichtsschreiber des welthistorischen Blödsinns — in der That, und seiner Auffassung nach — wenn der Mikrokosmus aber bedeuten soll, daß die Schweiz in verkleinertem Maßstab das Abbild des gesammten Europa sei, dann ist der Ausdruck so unpassend als möglich. Selbst in der schlimmsten Zeit hat es in der Schweiz kein Czarenthum, keine Despotie von Gottesgnaden, keinen Cäsarismus, keine Hausmeierei und andere schöne Dinge gegeben, ohne die wir uns den europäischen Mikrokosmus vor der Hund nicht denken können.

Hat man aber das Europa der Zukunft im Auge — dann könnte der Schweizer Mikrokosmus ebenfalls zutreffen.

Wir sind vor 1848.

Die Schweiz ist noch eingeschnürt in die Verfassung, welche der Wiener Congreß ihr 1815 als Zwangsjacke anlegte.

Was man im monarchischen Europa von der Misère des zwischen lauter Monarchien eingekeilten kleinen Freistaates für Vorstellungen hatte, erhellt aus den Worten des europäischen Ober-Ordnungswächters und -Legitimitätshüters, des Czaren Nikolaus von Rußland, der sich also vernehmen ließ:

„Die Schweiz muß man gewähren lassen; sie ist der betrunkene Helot*) unter den Völkern, und gibt ihnen ein warnendes Beispiel der Anarchie."

Der „betrunkene Helot" hat Ordnung in seinem Hause gemacht, und die Krakehler vor die Thüre gesetzt. Und Rußland mit seinem Nihilismus, seinem Bankerut, seiner chaotischen Zerfahrenheit?

Wenn man heut von einem Staat in Europa reden will, der die Rolle des betrunkenen Heloten spielt und als abschreckendes, warnendes Exempel dient — für Solche, die Verstand genug haben, sich warnen zu lassen, so ist es Rußland. Armer Nikolaus!

Wir hatten schon früher Gelegenheit der religiös-politischen Wirren in der Schweiz zu erwähnen. Religiöse Fragen standen dort seit einem Jahrzehnt auf der Tagesordnung. Die Berufung des Junghegelianers Strauß, Verfassers des Leben Jesu, an die Universität Zürich, versetzte die Recht- und Frommgläubigen in große Aufregung; es kam zu verschiedenen Tumulten und im Jahr 1839 endlich zu dem famosen „Züriputsch", wo ein Geistlicher — der Pastor Hirzel — den Rebellen voranging mit den denkwürdigen Worten:

„Im Namen Gottes schießet!"

und wo auch geschossen wurde. Der Putsch war siegreich und die radikale Cantonsregierung mußte einer conservativen Platz machen.

In Verbindung mit diesen Regungen angeblich protestantischen Reaktionsgeistes stand der Versuch, die katholischen Cantone der Schweiz den Jesuiten in die Hände zu liefern, und durch Gründung von Klöstern und anderen

*) Man erzählt sich, die alten Spartaner hätten ihre furchtbar grausam behandelten Sklaven, die Heloten, zuweilen betrunken gemacht, um der heranwachsenden Jugend Abscheu vor dem Laster der Völlerei einzuflößen.

derartigen Anstalten den Jesuiten auch in die protestantischen Cantone Eingang zu verschaffen.

Die conservativen Regierungen mehrerer protestantischer Cantone, namentlich die von Zürich, Basel und Genf, förderten mit aller Macht diese Bestrebungen, dadurch einen neuen Beweis für die Solidarität protestantischer und katholischer Rückwärtserei liefernd.

Auf die Einzelheiten dieser kirchlichen Wirren können wir uns hier nicht einlassen; wir müssen uns auf die Hauptpunkte beschränken.

In dem liberalen Canton Aargau, welchen die katholischen Schwarzen sich zum Experimentirobjekt (Versuchsfeld oder Versuchsthier) gewählt und mit mehreren Klöstern beglückt hatten, kam es zuerst zum Zusammenstoß, jedoch ohne Blutvergießen. Die Regierung, unterstützt von der ungeheuren Mehrheit des Volkes, entschloß sich zu einem energischen Schritt, und des ewigen Gehetzes und Skandalirens müde, hob sie die Klöster im Bereiche des Cantons auf. Die frommen Klosterpatrone mit ihrem Anhang begannen einen Mordsspektakel, die Regierung blieb aber fest und Aargau war für die Jesuitenpartei verloren. Das war 1841.

Wie sich erwarten ließ, nahmen die Schwarzen diese Schlappe nicht geduldig hin: sie organisirten sich um so fester in ihrer Domäne, den katholischen Cantonen, namentlich den Urcantonen und Luzern; eine engere Verbindung derselben untereinander, die bald darauf zum berüchtigten S o n d e r b u n d sich entwickeln sollte, wurde hergestellt und im Jahr 1844 der freisinnigen Schweiz durch B e r u f u n g d e r J e s u i t e n nach Luzern der Fehdehandschuh hingeworfen.

Es ist wahr, im Grunde genommen war diese Berufung nur eine Form, denn unter anderen Namen und Verkleidungen waren sie längst in den katholischen Cantonen. Dies ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß die offizielle Berufung, wenn auch nur Form, doch in bester Form (in optima forma) eine Kriegserklärung war.

Und als solche wurde sie aufgefaßt.

Zunächst nicht von den R e g i e r u n g e n der liberalen Cantone, denen ja auch verfassungsmäßig kein Recht der Einmischung zustand. Ebenso wenig von der B u n d e s-

Regierung, die zu jener Zeit ein sehr unbewegliches, unbehülfliches Ding war, eine würdige Schöpfung des Wiener Congresses, an Tüchtigkeit ungefähr auf gleicher Stufe stehend mit dem aus derselben Fabrik stammenden Deutschen Bundestag.

Aber das Volk nahm den Handschuh auf. Es bildeten sich Abtheilungen von Freiwilligen, die nun mittelst ihrer trefflichen Stutzen dem „heimlichen Bürgerkrieg" ein Ende bereiten wollten. Mehrere Freischaarenzüge — damals tauchte das Wort zum erstenmal auf — wurden organisirt, die indeß allesammt nicht zum Ziele führten, theilweise sogar ein recht klägliches Ende nahmen.*)

Die Aufregung wuchs auf beiden Seiten.

Lauter und lauter forderte das liberale Volk ein Einschreiten der Bundesbehörden. Die Jesuiten, welche auswärtiger Hülfe sicher zu sein glaubten — und ihre Hoffnungen nach dieser Seite hin waren keineswegs grundlos —, legten zuletzt jede Rücksicht bei Seite und errichteten den Sonderbund.

Die 7 katholischen Cantone der Schweiz, die drei Urcantone Schwyz, Uri und Unterwalden, ferner Zug, Luzern, Freiburg und Wallis traten 1845 zu einem Schutz- und Trutzbündniß zusammen, welche den Worten nach blos die Vertheidigung der cantonalen Selbstständigkeit bezweckte, in Wirklichkeit die Theilung der Schweiz bedeutete.

Das begriff die ungeheuere Majorität des Schweizervolks in den übrigen Cantonen. Die Abwendung der Gefahr erheischte kräftiges Handeln. In Freischaarenzügen hatte man ein Haar gefunden: die gesetzmäßige Vertretung der Schweiz: die Tagsatzung und die Bundesbehörden mußten zum Einschreiten gedrängt werden.

---

*) Dieses Jahr — 1895 — feierte man in Luzern das Halbhundert-Jubiläum des größten und unglücklichsten Freischaarenzuges. Die Ueberlebenden, die man vor 50 Jahren mit Kugeln empfangen hatte und als Hochverräther erschießen wollte, wurden mit Lorbeerkränzen empfangen, mit Blumen beschüttet und als Wohlthäter des Vaterlandes gefeiert. Das ist der Lauf der Welt. Gestern „zu früh", heute an der Zeit, morgen „zu spät". Das Kunststück ist, den richtigen Augenblick zu treffen.

Die Schweiz hatte damals ihre eidgenössische (allgemeine) Vertretung in der sogenannten Tagsatzung, auf der jeder Canton, ohne Rücksicht auf die Einwohnerzahl, gleichberechtigt war, so daß also jeder der winzigen Urcantone ebenso viel Gewicht hatte wie die größeren Cantone — Bern, Zürich oder Waadt. Dazu kam die Abwesenheit einer festen Bundesregierung; die größeren Cantone wurden abwechselnd „Vorort" und der Präsident des Vororts-Cantons war dann Bundespräsident und versah mit seiner Cantonalregierung die Exekutive für den Bund.

Man kann sich denken, welche Mühe es kostete, diese schwerfällige Maschine in Bewegung zu setzen.

Die Sonderbündler wurden immer kecker und zuletzt schwoll ihnen der Kamm derart, daß sie sich einen eigenen Bundesgeneral in der Person des alten Graubündner Landsknecht-Generals Salis-Soglio erkoren und die Liberalen höhnend herausforderten.

Doch der Krug geht so lang zum Brunnen bis er bricht. Im Jahre 1847 wurde das liberale oder sagen wir lieber radikale Bern Bundesvorort und der Berner Regierungspräsident Ochsenbein wurde Bundespräsident — General Ochsenbein, der Führer des größten der verunglückten Freischaarenzüge.

Jetzt kam mit einem Male Zug in die Sache. Im Juli sollte die Tagsatzung zusammentreten — einige Cantone (Basel, Genf) waren schwankend, von 12 Cantonen war aber sicher, daß sie für die Auflösung des Sonderbundes stimmen, und im Nothfall für Anwendung der Waffengewalt sein würden.

Die Jesuiten rechneten nicht umsonst auf die Unterstützung des monarchistischen Europa. Sobald es klar wurde, daß sich ein Gewitter über den Sonderbund zusammenzog, wurde die continentale Diplomatie sehr lebendig. Metternich von Wien aus und Guizot, der reaktionär-doktrinäre Minister Louis Philippes, von Paris aus eröffneten ein Notenbombardement gegen die Schweiz, wobei ihnen Preußen, das durch sein komisches Verhältniß zu Neuenburg selber halb zur Schweiz gehörte, nach Kräften sekundirte und der russische Nikolaus seinen legitimistischen Segen gab. Sogar an sehr deutlichen Drohungen fehlte es nicht. Die Vertreter der europäischen Ordnung konnten

sich unmöglich gefallen lassen, daß ihnen vor der Nase ihr eigen Fleisch und Blut von dem bösen Drachen des Radikalismus und der Revolution aufgefressen wurde — sie konnten nicht dulden, daß besagter Drache vor ihrer Nase mitten in der frommen Kinderstube Europas ein Nest des Radikalismus und der Revolution errichtete, aus welchem sich der Radikalismus und die Revolution wie eine giftige Seuche den umwohnenden Völkern mittheilen mußten, „die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachenblut verwandelnd."

Und mit diesen Kapuzinaden und Drohungen war es der Diplomatie sehr ernst. Es ging ihr in der That an das Leben. Obgleich die Schweiz materiell ja, im Vergleich mit den monarchischen Großmächten, nur ein winziges Gewicht in die Waagschale der Macht werfen konnte, so war die moralische Macht, über welche sie verfügte, dafür um so größer. Sie hatte kein stehendes Heer, aber sie hatte, was unter Umständen mehr ist und unter den damaligen Umständen mehr war: ein Prinzip, das Prinzip der Volkssouveränität und der Geistesbefreiung; das ihr die Sympathieen jedes für Freiheit und Volkswohl schlagenden Herzens im Bereich der gebildeten Menschheit sicherte.

„Volkssouveranität!" Aber fußten denn nicht gerade die Sonderbündler auf dem Boden der Volkssouveränität? War es nicht ein Eingriff in die Volkssouveränität, ein Angriff auf die Volkssouveränität, daß die Mehrheit die Minderheit vergewaltigen wollte?

Dieselbe sophistische Umkehrung der Thatsachen begegnete uns anderthalb Jahrzehnte später, als drüben in der amerikanischen Schwesterrepublik der Sonderbundskrieg mit anderem Inhalt, jedoch demselben Prinzip und in unendlich größerem Maßstab sich abspielte.

Gewiß erheischt das Prinzip der Volkssouveränität die Autonomie der Glieder des Staatsganzen. Wenn jedem einzelnen Staatsbürger das gleiche Recht der freien Bewegung gewährleistet wird, dann kann dieses Recht der freien Bewegung selbstverständlich auch den größeren oder kleineren Gruppen von Staatsbürgern (Gemeinden, Cantonen, Einzelstaaten u. s. w.) nicht vorenthalten werden.

Allein ist dieses Recht etwa unbedingt und unbeschränkt?

Ist es nicht beschränkt durch das gleiche Recht der Anderen — Personen oder Gruppen — und das Interesse der Gesammtheit? Gewiß.

Ein einfaches Beispiel wird es uns zeigen.

Jeder Mensch hat unzweifelhaft das Recht, seine Glieder zu strecken, mit seinen Armen und Beinen gymnastische Uebungen zu machen, spazieren zu gehen.

Ebenso unzweifelhaft hat er nicht das Recht, diese seine gymnastischen Arm- und Beinübungen auf und an dem Körper eines Anderen zu machen, und beim Spazierengehen einen anderen Spaziergänger, der desselben Weges kommt, in den Rinnstein zu stoßen.

„O Freiheit, wie viele Verbrechen werden in Deinem Namen begangen!“ soll die Roland beim Besteigen des Schaffots nach der bekannten — natürlich nicht wahren — Legende ausgerufen haben.

Das größte Verbrechen, welches an der Freiheit begangen wird, ist, daß man ihr systematisch ihren ehrlichen Namen stiehlt, um ihn als täuschende Etikette den abscheulichsten Mißbräuchen und Niederträchtigkeiten aufzukleben.

Man hat die Freiheit falschmünzerisch zu einem Trugwort für Herrschaft, für Ausbeutung, für Gewaltmißbrauch gemacht. Die moderne Fabrikgesetzgebung, der Stolz des neunzehnten Jahrhunderts, der Triumph der Humanität und des richtigen Staatsgedankens, sie ist in England, in Frankreich, in Deutschland — überall bekämpft worden und wird fortwährend bekämpft im Namen der Freiheit. Indem der Staat sich in das Verhältniß der Arbeiter und Arbeitgeber einmischt, beeinträchtigte er die Freiheit Beider — sagen die Wort-Falschmünzer.

Und das Interesse der Gesammtheit, steht es nicht über dem Interesse und dem Recht des Einzelnen?

Man hat den Staat hunderttausend Mal mit einem Schiff verglichen. Gut — halten wir an dem Vergleich fest und nehmen wir ein Schiff, das auf dem Meere dahingleitet. Einem Passagier fällt es ein, ein Loch in den Kiel zu bohren. Er wird von den übrigen Passagieren und dem Kapitän daran verhindert. „Welcher Eingriff in meine persönliche Freiheit! Ich habe das Recht, mich frei zu bewegen und Löcher zu bohren wann und wo ich will.“

„Nein, guter Mann,“ werden die anderen Passagiere antworten, „Du vergißt, daß Du nicht der Einzige auf dem Schiffe bist — das Schiff gehört uns Allen und wir haben keine Lust zu ertrinken, und Du hast kein Recht, uns zu ertränken. Dein Recht, Löcher zu bohren, wird beschränkt durch unser unveräußerliches Recht zu leben, das erste der Menschenrechte, das Urrecht alles Seins. Suche Dir ein harmloses Objekt für Deine Bohrlust, und wir werden Deine persönliche Freiheit nicht beschränken, aber, von unserem Schiff laß Deine Hände.“ Hands off! (Die Hände weg!)

Und so dachten die Schweizer 1847. „Wir wollen den Herren Sonderbündlern ihre persönliche Freiheit nicht beschränken, sie mögen dieselbe an allen möglichen harmlosen Objekten, durch alle mögliche nützliche, oder doch ihren Mitmenschen nicht schädliche Thätigkeit ausüben, aber wir erlauben ihnen nicht, daß sie die in ihrem Machtkreis befindlichen Individuen, namentlich die Jugend, durch das Jesuitenregiment und den Jesuitenunterricht moralisch und geistig vergiften und gegen die höchste Pflicht eines civilisirten Staates verstoßen. Und was ihre Cantonal-Souveränität betrifft, so wollen wir dieselbe nicht auf's Leiseste antasten, aber die Cantonalsouveränität ist der Staatssouveränität, der Souveränität der Eidgenossenschaft untergeordnet, weil der Canton als Theil dem Staat dem Ganzen untergeordnet ist, und durch den Sonderbund schädigen die sieben verbündeten Cantone nicht nur die Eidgenossenschaft, nein, sie vernichten sie geradezu. Ergo!“

Die Sonderbündler polterten und rasselten mit dem Säbel, die Herren Metternich und Guizot drohten und rasselten mit dem Säbel — die freisinnige Schweiz ließ sich jedoch nicht ins Bockshorn jagen.

Unter den Sonderbündlern und Sonderbundsfreunden, die zu jener Zeit in der Schweiz am Lautesten polterten, war einer der Lautesten ein gewisser Herr Bluntschli in Zürich. Er trieb es so arg mit seiner Jesuiterei und Dunkelmännerei, daß ihm der Boden zuletzt unter den Füßen zu heiß wurde. Und er ging nach Deutschland. Hier ist er einer der hervorragendsten Führer der — Liberalen geworden.

„Ein Wunder! Daß ein Liberaler Jesuit wird, kommt sehr häufig vor, aber ein Jesuit, der Liberaler wird — das ist fürwahr noch kaum dagewesen.“

Verwundere Dich nicht, naiver Leser. Wir wollen gar nicht davon reden, daß zwischen Liberal und Jesuit eigentlich kein Unterschied besteht — befassen wir uns blos mit unserem Bluntschli. Herr Bluntschli, obgleich wirklich ein Liberaler, hat seine Ansichten durchaus nicht geändert. Und das ist eben das Wunder, und der Spaß an der Geschichte. Der heutige*) deutsche Liberale Bluntschli ist genau der ehemalige schweizer Jesuit Bluntschli. Er hat seine Ansichten in keinem Titelchen geändert; was er geändert hat, ist die Umgebung. Reaktionär und liberal sind relative Begriffe. Der Reaktionär, dem ein noch ärgerer Reaktionär an die Seite, oder gegenüber tritt, wird durch den Contrast und Gegensatz liberal, ohne daß er sich ändert. Der Reaktionär Bluntschli, der in der Schweiz ein gräulicher Dunkelmann war, wurde, als er nach Deutschland kam, plötzlich ein Mann des Lichts und der Aufklärung, ein Liberaler — dreimal in der Wolle gefärbt. Das spricht nicht für Bluntschli und seine Fortentwicklungsfähigkeit. Er spricht gegen Deutschland, und zeigt recht deutlich, wie finster die Nacht sein muß, in welcher ein so dunkelmännischer Volksmann als Engel des Lichts erscheint.

Am 5. Juli 1847 trat die Tagsatzung zusammen. Am 20. Juli 1847 wurde die Auflösung des Sonderbundes beschlossen. Um den Sonderbundscantonen Zeit zu lassen, wurde die Tagsatzung dann bis zum 18. Oktober 1847 vertagt. Man sieht, wie schonend die Majorität vorging.

Den Sonderbündlern fiel es jedoch nicht ein, diese Großmuth anzuerkennen und nachzugeben. Sie legten, wie das in derartigen Fällen stets zu geschehen pflegt, die Großmuth als Schwäche aus und wurden nur um so frecher. Sie verschrieben sich Offiziere von Außen — z. B. den famosen Abenteurer und Landsknecht, Fürst Friedrich von Schwarzenberg, und rüsteten mit äußerstem Aufgebot der Kräfte und Hintenansetzung jeder Rücksicht zum Kampfe.

*) Inzwischen ist er gestorben.

Die Herren Metternich und Guizot drohten und drohten.

Doch die Schweizer wußten sehr wohl, daß es zwar nicht an dem guten Willen, aber an der Macht der Ausführung fehlte. Das alte Europa des Wiener Congresses war so morsch, daß ein Kanonenschuß es umwerfen konnte. In Deutschland, Frankreich, England, Italien, den Vereinigten Staaten — überall folgte das Volk mit wachsendem Antheil der Entwickelung der Dinge, und die Sympathien für die Schweiz kräftigten sich mehr und mehr. Der Fall eines monarchischen Interventionsversuches war beiläufig auf Seiten der Radikalen ins Auge gefaßt, und es waren Vorbereitungen getroffen, die wahrscheinlich einen früheren Ausbruch der Februarrevolution bewirkt hätten.

Derartiges schwante den Herren Guizot und Metternich, und sie ließen es bei Worten sein Bewenden haben. Auch fanden sie auf dem Felde der Diplomatie selbst Gegnerschaft. Die englische Regierung, an deren Spitze der „Lord Feuerbrand“ Palmerston stand, liebte es, durch auffälliges Kokettiren mit dem Radikalismus über ihren reaktionären Charakter zu täuschen, und da kam ihr denn die Sonderbundsgeschichte recht gelegen. Außerdem hatte Lord Palmerston von wegen der spanischen Heirathen, wo es ihm nicht nach Wunsch gegangen war, ein Hühnchen mit Guizot zu pflücken, und so erhielt den der englische Gesandte in der Schweiz, ein Sohn des bekannten Sir Robert Peel, den Auftrag, die Bundesregierung zum Handeln zu drängen, und den französischen Gesandten Bois le Comte (wörtlich Holz der Graf), den famosen „Holzgraf“, zu ärgern und matt zu setzen. Was auch geschah

Der entscheidende Moment nahte.

Die Sonderbündler verdoppelten ihre Anstrengungen; sie waren mit ihren Rüstungen so weit, daß der Waffentanz beginnen konnte. Und die bundestreuen Cantone hatten die Zeit ebenfalls benutzt.

Am 18. Oktober war die Frist abgelaufen. Die Tagsatzung versammelte sich. Ein letzter Friedensversuch ward gemacht: man schickte zwei Abgesandte in die Sonderbundscantone, um zur Nachgiebigkeit zu rathen.

Die Mission scheiterte, wie vorauszusehen war.

Am 21. Oktober wurde General Dufour, ein tüchtiger Militär, der bedeutende Kriegserfahrung hatte, zum Bundesgeneral ernannt.

Am 24. Oktober wurden 50,000 Mann zum eidgenössischen Dienst aufgeboten.

Am 24. Oktober stellte Basel, das mit den Sonderbündlern lang unter einer Decke gesteckt hatte, den Antrag, eine Vermittlungskonferenz abzuhalten. Und der Antrag ging durch. Die Vermittlungskonferenz blieb indeß fruchtlos, obgleich die Majorität die Nachgiebigkeit bis zur Prinziplosigkeit trieb und die Sonderbundsfrage der schiedsrichterlichen Entscheidung des — Papstes zu unterbreiten vorschlug.

Dem Schiedsspruch des Papstes!

Das heißt in der That zwar nicht den Teufel bei seiner Großmutter verklagen, aber was auf dasselbe hinausläuft, bei einer Differenz mit dem Teufel die Großmutter zur Schiedsrichterin machen.

Man muß bedenken, daß 1847 das Pio Nono-Fieber noch grassirte. Sonst wäre der Unsinn einfach unerklärlich.

Zum Glück hatten die Sonderbündler mehr Consequenz als ihre Gegner. Sie nahmen den Vorschlag nur unter der Bedingung an, daß auch die Aarauer Klosterfrage dem päpstlicher Schiedsspruch unterbreitet werde. Da diese Frage seit Jahren keine Frage mehr war und durch Confiskation der Klöster längst ihre Erledigung gefunden hatte, so war dies der reine Hohn, und selber den Baslern und Genfern zu arg! Die Vermittlungskonferenz trennte sich unverrichteter Sache.

Am 29. Oktober 1847 sollte das letzte Wort gesprochen werden. Zum letzten Mal tagte die Tagsatzung vollzählig.

Die Vertreter der sieben Sonderbundscantone erlaubten sich noch den Spaß, folgendes Anerbieten zu machen.

> Der Sonderbund wird aufgelöst, wenn die Tagsatzung sich verpflichtet, 1) die Jesuitenfrage fallen zu lassen, 2) die Aarauer Klöster wieder herzustellen, und 3) die Bundesverfassung von 1815 zu garantiren.

Diese Unverschämtheit ging sogar dem Vertreter des preußisch-eidgenössischen Zwittercantons Neuenburg (Neufchatel) über den Spaß. Die Annahme des Vorschlags hätte

die Schweiz den Jesuiten überliefert und an eine Verfassung angekettet, deren Gemeinschädlichkeit jetzt so recht handgreiflich zu Tage getreten war.

Der Vorschlag wurde mit Entrüstung abgelehnt. Es blieb bei dem Gebot der Auflösung des Sonderbunds.

Der Gesandte Luzerns erklärte hierauf, daß die Gesandten der sieben Cantone „nun vor dem beschlossenen Bürgerkrieg weichen", das heißt die Tagsatzung verlassen, „und das Schwert zu gerechtem Widerstand ergreifen würden". Er schloß mit den Worten:

„Nun es dahin gekommen, mag zwischen uns und Euch Gott der Allmächtige richten, dem wir die Sache anheimstellen, und auf den die sieben Stände ihr festes Vertrauen setzen."

„Laßt Gott aus dem Spiele!" versetzte der Gesandte von Solothurn. „Es ist unangemessen, seinen Namen aufzurufen für eine Sache, die nicht von göttlicher, sondern von teuflischer Art ist."

Komischer Weise verlangte der Luzerner Gesandte, dem plötzlich ein parlamentischer Raptus kam, für dieses wahre Wort einen Ordnungsruf, der jedoch verweigert ward.

Das parlamentarische Spiel war zu Ende.

Die Gesandten der Sonderbundscantone entfernten sich unter lautloser Stille. Und das Volk, welches in dichten Massen den Ausgang des Tagsatzungs-Gebäudes umdrängte, ließ die Gesandten, deren Abreise den Bürgerkrieg bedeutete, ohne ein Zeichen des Mißfallens, im tiefsten, dem Ernst des Moments angemessenen Schweigen davonfahren.

Die Würfel waren gefallen.

Den 4. November wurde Dufour mit der Vollziehung des Bundesbeschlusses beauftragt.

Er hatte — der Einberufung von 50,000 Mann war eine weitere Einberufung gefolgt — 98,861 Mann unter seinem Befehl, eine Streitmacht, gegen welche die Sonderbündler, ihren eigenen amtlichen Berichten nach, 84,948 Mann, worunter 47,581 Mann des ersten Aufgebots, richtig ausgebildete Soldaten, in's Feld stellten,

General Dufour's Kriegsplan lief darauf hinaus. die militärischen Zwecke mit den Geboten der Humanität

zu vereinigen, und den Krieg möglichst rasch mit möglichst geringem Blutvergießen zu beendigen.

Diese Rücksicht auf das Menschenleben, welche im obersten Kriegsrath der Eidgenossenschaft obwaltete, bildet für die Schweizer Republik einen unverwelklicheren Lorbeer, als Dutzende der blutigsten und ruhmvollsten Schlachten, hätten gewähren können.

Der Plan gelang vollständig.

Die Herren Guizot und Metternich wollten zwar noch durch diplomatische Redensarten und Papierstückchen die zum Schlag niederfallende Faust aufhalten, allein es bedurfte nicht des ermunternden: Depêchez-vous! „Eilen Sie Sich!“ des englischen Gesandten, um dieser letzten Intervention das Schicksal lächerlichen Fiaskos zu bereiten. Die Faust schlug nieder: fest und sicher.

Am 14. November ergab sich das vereinzelt liegende Freiburg, trotz vorheriger Rodomontaden, ohne Schwertstreich, den 21. November kapitulirte Zug, ebenfalls ohne Schwertstreich, und am 23. November wurde bei Gislikon in der Aarthal-Niederung das Sonderbundsheer, welches dort Stellung genommen hatte, durch die trefflich geführte eidgenössische Truppenmacht erdrückt oder zersprengt. Dieser Zusammenstoß, bei dem über 100,000 Mann auf beiden Seiten in Schlachtlinie waren, kostete den Eidgenossen nur 19 Todte und 76 Verwundete, und der sonderbündlerische Verlust war nicht viel größer.

Das Rückgrat des Sonderbundes war gebrochen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. November brannte die Sonderbunds-Regierung, sammt dem Sonderbunds-General und der Sonderbunds-Kriegskasse durch, und am 24. November, Vormittags 11 Uhr, zogen die siegreichen Eidgenossen in der Sonderbunds-Hauptstadt Luzern ein, die an keinen Widerstand mehr dachte.

Blieben außer dem entlegenen und militärisch nicht in's Gewicht fallenden Wallis noch die Urcantone, von denen ein jesuitisches Großmaul geschrieben hatte (am 11. November in die „Augsburger Allgemeine Zeitung“): „Gesetzt, Luzern würde eingenommen, so erfolgt nun erst der wahre Kampf. In den Rachen des Löwen (die Urcantone) wird man sich nicht hineinwagen“.

Man brauchte sich nicht hineinzuwagen.

Am 24. November capitulirte Unterwalden, am 26. Schwyz und am 27. der letzte der Urcantone: Uri.

Am 29. November folgte Wallis.

Der Sonderbundskrieg war zu Ende.

Er hat im Ganzen auf eidgenössischer Seite 74 Todte und 377 Verwundete gekostet; und auf sonderbündlerischer 24 Todte und 116 Verwundete.

Betrachte man diese Ziffern genau. Nicht blos die Höhe, sondern auch das Verhältniß.

Nie ist ein Krieg von solchen Dimensionen, und mit so bedeutsamen Kampfobjekten geführt worden, der selbst nur annähernd so wenige Menschenleben gekostet hätte.

Und nie ist ein Krieg zwischen einer legitimen Regierung und Rebellen geführt, in dem die besiegten Rebellen, wie es hier der Fall war, weniger Verluste an Menschenleben aufzuweisen gehabt hätten, als die Sieger.

In diesen beiden Beziehungen steht der Sonderbundskrieg einzig da; und mögen Militärs mit „echt militärischem Geist" über diese „bürgerliche Kriegführung" die Nase rümpfen, gerade die Unblutigkeit des Kriegs ist es, was bei dessen raschem und glänzendem Erfolg den politischen und militärischen Leitern zur unsterblichen Ehre gereicht.

Jedermann kennt das Sprüchwort: Ehrlichkeit ist die beste Politik. Statt Ehrlichkeit läßt sich auch sagen: Menschlichkeit.

Menschlichkeit ist die beste Politik.

Wäre die Eidgenossenschaft nicht so menschlich verfahren, hätte sie nicht mit jedem Blutstropfen gegeizt, einerlei ob er in bundestreuen oder in rebellischen Adern floß — der Sieg wäre nicht so rasch erfochten worden, der Erfolg kein so durchschlagender gewesen.

Eine rücksichtslose, brutale Kriegführung hätte die Leidenschaften entflammt, Haß und Rachsucht hervor gerufen und dadurch den Widerstand verlängert, und die Versöhnung nach dem Siege erschwert.

Kein breiter Blutstrom floß zwischen den getrennten Brüdern, die sich ja doch wieder vereinigen mußten. —

Und sie vereinigten sich bald.

Die Sonderbundscantone enthielten eine starke liberale Minorität, welche durch den Terrorismus des Jesuitenregiments unterdrückt worden war. Diese Minorität konnte nun ihr Haupt wieder erheben, und da auch die bisherigen Anhänger des Sonderbundes durch die unwiderstehliche Logik der Thatsachen von der Unmöglichkeit des Sonderbundes überzeugt waren, und da von den Siegern geflissentlich alles vermieden wurde, was als Vergewaltigung hätte aufgefaßt werden können, so wurde die bundestreue Minorität in Luzern und den meisten anderen der 7 Exsonderbunds-Cantone bald zur Majorität.

So wurde der Boden geebnet für die Verfassungsreform, deren unbedingte Nothwendigkeit durch die Sonderbunds-Episode auf das Schlagendste bewiesen worden war.

Uebrigens ging es mit dieser Reform sehr langsam; die praktischen Schweizer lieben das Ueberstürzen nicht und huldigen dem guten Maxime qui va sano va piano -- wer langsam vorgeht, geht sicher.

Wenn aber auch die Verfassungsreform, die trotz aller Mängel denn doch ein ungeheurer Fortschritt ist und u. A. auch dem absurden Zwitterverhältniß des Cantons Neuschatel ein Ende gemacht hat, erst später zur Aus- und Durchführung gelangte, so ist sie doch die direkte Frucht des Sonderbundskriegs. Der erste Schuß, der im „Hochland fiel", war ein Glücksschuß für die Schweiz — ein Schuß in's Schwarze in doppelter Hinsicht.

Um der Großmuth der Sieger den Besiegten gegenüber die Krone aufzusetzen, wurden den Sonderbunds-Cantonen schließlich sogar die Kriegskosten erlassen, die ihnen von Rechtswegen auferlegt worden waren.

Die Sieger wollten nicht, daß es nach dem Sieg Sieger und Besiegte gäbe — blos versöhnte Brüder, Eidgenossen.

Der Eindruck der Vorgänge in der Schweiz auf das Ausland war ein ungeheurer. Namentlich in Deutschland folgte man der Entwickelung der Dinge mit einer Theilnahme, als handelte es sich um eine deutsche Sache.

Und in gewisser Beziehung war das ja auch wahr. Man sammelte Geld für die Eidgenossen — auch in Leipzig — und Tausende von Freiwilligen waren bereit, unter dem weißen Kreuz im rothen Feld (der Fahne der Schweiz) gegen den Sonderbund zu kämpfen, erlangten jedoch nicht die Erfüllung ihres Wunsches, weil die eidgenössische Regierung prinzipiell jedes derartige Anerbieten zurückwies.

Besonders in Süddeutschland — in Baden und Württemberg — fühlte man sich solidarisch mit den freien Schweizern, und es tauchte damals ganz ernsthaft das Projekt einer vergrößerten Eidgenossenschaft auf, welche außer der Schweiz im Norden noch Baden, Württemberg, ein Stück von Bayern und im Süden Piemont, wo die national-italienische Bewegung um jene Zeit ihren Mittelpunkt fand, umfassen sollte.

Und die Regierungen? Je nun, sie mußten das fait accompli (die vollendete Thatsache) annehmen und das fait accompli imponirte ihnen. Effinger, der Schweizer Gesandte am Wiener Hof, also bei Metternich, schreibt in einer Depesche vom 20. Dezember 1847 an seine Regierung: „Die überraschende Schnelligkeit, mit der die eidgenössische Armee organisirt und innerhalb 14 Tagen zu der Zahl von 94,000 vollständig ausgerüsteten Streitern gebracht wurde, während ihr gegenüber ebenfalls nahezu 90,000 Mann unter den Waffen standen; ferner der Umstand, daß dies ohne Magazine und ohne Anleihen geschah, die Vorzüglichkeit der Spezialwaffen, namentlich einer Artillerie von mehr als 200 Feuerschlünden, die Tüchtigkeit der Leiter haben das Erstaunen von Europa erregt und die Achtung für die der Schweiz innewohnende militärische Kraft außerordentlich gesteigert.“ „Doch hat eben“, fügt er hinzu, „diese unerwartete Kraftentwicklung die Besorgniß hervorgerufen, daß bei bedeutend vermehrter Centralität die Eidgenossenschaft zu dem Versuch verleitet werden könnte, ihre demokratischen Institutionen auf fremden Boden zu verpflanzen. Diese Befürchtung erklärt hinlänglich den Inhalt der Cirkularnote, welche der General von Kanitz, preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in den ersten Tagen dieses Monats an die deutschen Bundesregierungen richtete und worin er behauptet, die

Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat sei für Deutschland gefährlich, weil sie einer Centralregierung vermehrte Mittel biete, die in der Schweiz vorhandenen irreligiösen und communistischen Grundsätze auch in den Nachbarländern zur Geltung zu bringen."

Was besagte „irreligiöse und communistische Grundsätze" betrifft, so hatten sie beiläufig mit der Frage der größeren oder geringeren Centralisation: ob Staatenbund oder Bundesstaat nicht das mindeste zu schaffen, wie schon aus dem Umstande zur Genüge erhellt, daß Deutschland gerade vor 1848, d. h. zu der Zeit, wo die Schweiz noch ein Staatenbund war, am meisten von diesen „irreligiösen und communistischen Grundsätzen" belästigt wurde.

Die Kanitz'sche Note hatte keine weiteren Folgen — es traten neue, gewaltigere Ereignisse ein, welche die Aufmerksamkeit der Diplomatie von der Schweiz ablenkten, und den jähen Sturz der beiden Staatsmänner herbeiführten, die den diplomatischen Feldzug gegen die Schweiz in Scene gesetzt hatten, und sehr gern einen militärischen Feldzug in Scene gesetzt hätten.

Doch, eine Folge hatte sie, die Kanitz'sche Note. Einen „Interventionsplan", der am 15. März ratificirt werden sollte.

Am 15. März! Die Weltgeschichte liebt es, den Ernst ihrer Staatsaktionen und Tragödien durch kleine Scherze und komische Einlagen zu unterbrechen. Die großen Dramatiker pflegen das zu thun. Und die Weltgeschichte ist die größte Dramendichterin.

Am 15. März 1848 würde der Briefträger, der den „ratificirten" Interventionsplan nach Wien und Paris an die Herren Metternich und Guizot zu überbringen gehabt hätte, die Herren Adressaten vergeblich gesucht haben. Und auch mit der Berliner Adresse haperte es.

Statt zu ratificiren, waren die Herren Metternich und Guizot wegradirt.

Und da wir gerade an der weltgeschichtlichen Komik sind, so wollen wir noch einen Blick auf das wunderliche Satyrspiel werfen, das vor Aufgehen des Vorhanges der Hauptweltbühne in unserem lieben Vaterland aufgeführt

ward. Es betitelt sich Lola Montez, und der Schauplatz ist Bayern.

In Bayern regierte damals König Ludwig, der „Teutsche“, der für „Teutschthum“, griechische Kunst und christlich germanische Muckerei katholischer Sorte begeistert war. Wie diese verschiedenartigen Begeisterungen in einem und demselben Kopfe und Herzen Platz haben konnten, ist freilich ein Räthsel, indeß es gibt Köpfe, die rumpelkammerartig alles Mögliche aufnehmen und über- und durcheinander geschlichtet aufbewahren; und erst die Herzen — welch' fabelhafte Elasticität und Capicität besitzen sie nicht mitunter. Das Herz König Ludwig's hatte ein noch größeres Fassungsvermögen als sein Kopf, und neben den Begeisterungen für Teutschthum, heidnisches Griechenthum und christlich germanisches Pfaffenthum war in seinem Herzen für eine Menge anderer Begeisterungen Raum. Begeisterungen, deren rasch wechselnde Objekte insofern mit den auf das Stadium des Schönen gerichteten Kunstbestrebungen des „teutschen“ Königs in Verbindung standen, als sie dem schönen Geschlecht angehörten.

Die Franzosen fragen bei jedem außerordentlichen Vorkommniß: Où est la femme? Wo ist die Frau? Sie wissen, daß die Weiber, deren Name angeblich Schwachheit ist (O frailty thy name is woman!), in Wirklichkeit die Herrinnen der Welt sind, die Königinnen der Völker und der Könige.

Nur daß diese Königinnen meist so klug sind, hinter den Coulissen zu verbleiben, und ihr Licht hübsch unter den Scheffel zu stellen: Im Dunkeln ist gut munkeln, und die Herrschaft ist bekanntlich die festeste, welche man nicht merkt.

Freilich, eine der Königinnen des Königs Ludwig ließ ihre Herrschaft merken, und zwar gerade die Königin, mit der wir es zu thun haben.

Woher sie gekommen, man weiß es nicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wußte sie es selbst nicht. Frisches, spanisches Blut, Zigeunerblut — der Himmel weiß, was alles für Blut — floß in ihren Adern. Eltern, Geburtsort, Geburtsjahr, Jugendschicksale sind in legendenhaftes

Dunkel gehüllt, dunkler als das Dunkel, welches die Familienschicksale der ältesten Pfahlbauer bedeckt.

Nach verschiedentlichen Fahrten und Irrfahrten, Ehen, Irrehen und Nichtehen, Reitpeitschen- und sonstigen Abenteuern, kam die spanische Tänzerin an den „Hof“ des berühmten Heinrich des Zweiundsiebzigsten und „auf einem Prinzip Herumreitenden“, und wurde Herrscherin des Zweiundsiebzigsten, seines „Einen Prinzips“ und seiner Lande. Letztere wurden ihr aber bald zu klein, sie zankte und prügelte sich mit dem Zweiundsiebzigsten, und warf ihre Netze nach einem größern Fisch aus. Sie hatte von Ludwig dem Teutschen gehört; er schien ihr der geeignete, sie fuhr — im Herbst 1846 — nach München, „kam, sah und siegte.“

Bald merkte Bayern, daß es eine neue Regierung bekommen. Die Lola war nämlich ehrgeizig und gehörte n i c h t zu den Frauen, welche ihr Licht unter den Scheffel stellen. Nach keiner Richtung hin. Sie liebte es, ihre Hand nicht blos in Allem zu h a b e n, sondern auch ihre Hand in Allem zu z e i g e n.

Es war ein eigenthümlicher Zug proletarisch revolutionären Zigeunerthums in dem Frauenzimmer. Sie legte es förmlich darauf an, die offiziellen Großen und Größten, den ganzen Pomp des Staates und der vornehmen und vornehmsten Gesellschaft zu verspotten und lächerlich zu machen. Nie hat eine der französischen Favoritinnen am Hof Ludwig XV. eine annähernd übermüthige Rolle gespielt.

Und sie hatte unzweifelhaft demokratische Instinkte — das beweist i h r H a ß g e g e n d i e J e s u i t e n.

Ludwig der Teutsche ließ sie gewähren. Er ließ sie „Schindluder treiben“ mit dem Hof, mit den Ministern, mit ihm selbst. Es amüsirte ihn und vermehrte nur seine „Leidenschaft“.

Wer weiß, wie lange der Strom dieser königlichen Balletliebe, gleich der so mancher anderen ähnlichen Balletliebe, zwar bewegt, aber doch in Ruhe, und ohne ernstliche Hindernisse dahin geglitten wäre, wenn nicht die demokratischen Instinkte der schwarzäugigen Lola eine Katastrophe vorbereitet hätten.

Im politischen Geschäfte des Herrschens oder dem Geschäfte des politischen Herrschens, wie man will, hatte Lola Concurrenz; einen gefährlichen Concurrenten, den Minister von Abel, der seit 1837 provisorischer, seit 1839 definitiver Minister von Bayern war — ein Erzreaktionär, ultramontan, Jesuitenfreund und -Werkzeug, Intimus des mystisch-fanatischen Görres, dessen deutsch-protestantischer Patriotismus in durchaus nicht wunderbarer Transformation (Umgestaltung) sich in römisch-katholische Inquisionswuth und Scheiterhaufen-Liebhaberei verwandelt hatte.

Daß König Ludwig mit der Tänzerin lebte, öffentlich auf's Ungenirteste, ja gesucht Auffälligste mit ihr verkehrte, sein Verhältniß gewissermaßen auf die Gasse zog, und obendrein den Ministern und anderen hohen Herren und Damen zumuthete, respektvoll mit der „hergelaufenen Dirne" zu verkehren — das war dem frommen Herrn von Abel und seinen Collegen, um einen neuerdings hoffähig gemachten Ausdruck zu gebrauchen, vollständig „Wurst", aber daß die „hergelaufene Dirne" sich anmaßte, regieren zu wollen, und in anderem Geiste regieren zu wollen als Herr von Abel und seine Collegen — das war ein Verbrechen, — für welches es keine Verzeihung, keine Duldung gab. Thron und Altar waren in Gefahr, und mußten gerettet werden.

Herr von Abel machte dem König Vorstellungen — vergebens. Das Lächeln der schwarzäugigen „Spanierin" war mächtiger, als die Argumente des bis vor Kurzem allmächtigen Ministers.

Herr von Abel griff nun zu dem letzten Mittel, das so manchem großen und kleinen Staatsmann in derlei Lagen geholfen hat: als das Verlangen an ihn gerichtet wurde, die Concurrentin zur „Gräfin von Landsfeld" zu ernennen, bezw. das sie zu ernennende königliche Dekret durch Unterschrift zu ratificiren, verweigerte er die Unterschrift und bot seine Entlassung an.

Das Mittel verfing aber nicht; die schönen Augen hielten den König im Zauberbann — die Demission des Herrn von Abel wurde angenommen am 13. Februar 1847.

Jetzt war Lola obenauf. „Alle meine Minister habe ich fortgejagt; das Jesuitenregiment hat aufgehört in

Bayern", rief ihr triumphirend König Ludwig zu, als ob sie es ihn nicht geheißen hätte.

Herr von Abel aber bemerkte, beim Empfang der erbetenen, jedoch nicht erwünschten Entlassung: „Man wird schon sehen, was für ein Geschmeiß nach mir kommen wird."

Das „Geschmeiß" hieß Herr von Maurer und Genossen. Wer und was Herr von Maurer war? Lola's Minister — voilà tout.

Das Dekret, welches die Tänzerin von unbekannter Herkunft und dunkelster Vergangenheit zur Gräfin von Landsfeld „erhob", wurde unterzeichnet, und die Politik, welche von jetzt an direkt in dem Boudoir des von dem König seiner Dulcinea geschenkten prachtvollen Schlosses verfertigt ward, richtete ihre Spitze sofort und unzweideutig gegen die Jesuiten.

An sich wäre das ja nun recht lobenswerth gewesen. Allein man muß die unsaubere Quelle bedenken, der diese „liberale", „vom Zeitgeist getragene" Politik entfloß. Vom Geld hat zwar ein Kaiser gesagt — und der mußte es wohl verstehen — es rieche nicht, der Hautgout*) ist aber nicht Jedermanns Sache, und das schönste Geschenk muß Leuten mit halbwegs empfindlichen Nasen durch penetranten Gossengeruch verleidet werden.

Damit soll nicht gesagt sein, die Opposition, welche sich gegen das „H—mensch" entwickelte, und immer breitere Volksschichten erfaßte, sei ausschließlich oder auch nur zum größeren Theil auf diesen Gossengeruch zurückzuführen. Das wäre eine Schmeichelei, die wir vor unserem historischen Gewissen nicht verantworten könnten.

Eine „öffentliche Meinung" gab es zu jener Zeit in Bayern nicht.

Das „öffentliche Leben", sofern von einem solchen die Rede sein kann, drehte sich um zwei Faktoren: die Pfaffen und das Bier. Jetzt, wo die Hauptstadt des Landes im deutschen Reichstag von zwei Socialdemokraten vertreten ist, kann man sich jene Zustände kaum vorstellen. Damals hatte Bayern, und speziell München, in jedem Jahre — und ganz ist das noch nicht aus der

*) Der Geschmack von halbverfaultem Fleisch, Wildpretgeschmack.

Mode gekommen — seine Bierrevolution. Und wenn es bisher noch keine Pfaffenrevolution gehabt hatte, so erklärt sich dies blos daraus, daß die Pfaffenzufuhr der Pfaffennachfrage vollauf genügte, also eine Vertheuerung und Erschwerung dieses Genusses nicht eingetreten war.

Jetzt kam aber auch dieses Genußmittel in Gefahr, und wie bei Vertheuerung oder Erschwerung des Biergenusses, ergriff revolutionärer Zorn die Gemüther der braven Münchener.

Wie dem indeß sein möge, der obenerwähnte Ekel vor Gossen und Gossengeruch hatte ebenfalls sein Theil an dieser bedenklich und bedenklicher werdenden Gährung.

Die Universität, auf welcher der Jesuitismus vorherrschte, schürte die Opposition

Mehrere Professoren, die sich besonders hervorthaten, wurden versetzt oder abgesetzt, darunter der sehr beliebte Lasaulx. Indeß das nützte nichts, — goß im Gegentheil blos Oel in's Feuer. Es kam zu ernstlichen Demonstrationen und Tumulten vor dem Schloß der „Gräfin“ — Tumulten, bei denen die Person des Königs selbst nicht geschont wurde.

Herr von Maurer bemerkte bald breakers ahead, — gefährliche Sturzwellen im Cours des Staatsschiffleins, dessen Steuer er erfaßt, und da er keine Lust hatte, für die Spanierin ein kaltes Bad zu nehmen, so salvirte er sich mit Rattenklugheit, und reichte im November seine Demission ein, die er auch erhielt. Nach einer andern Lesart war der Rücktritt nicht freiwillig gewesen, und hatte Herr von Maurer mit Schimpf und Schande — seinen Abschied bekommen, weil er im Landtag es nicht verstanden, unliebsame Debatten über die Lola-Affaire zu verhüten. Welche Lesart die richtige, wissen wir nicht — es ist auch gleichgiltig für die Beurtheilung des Herrn von Maurer, die eine so ungünstige sein muß, daß sie durch den Unterschied zwischen beiden Lesarten nicht alterirt wird.

Dem Ministerium Maurer folgte das Ministerium Wällerstein. Das „Geschmeiß“, um mit Herrn von Abel zu reden, war diesmal nicht blos ein „Herr von“ — es war ein Fürst, und keiner von Talmi. Ein

echter Fürst, wie der Gothaer Kalender ausweist — Fürst von Wallerstein —, ihm zur Seite die einfach adeligen Herren von Beisler und von Berks. Man darf die Namen nicht der Vergessenheit anheim fallen lassen.

Der Herr Fürst „griff durch". Von dem Grundsatz ausgehend, daß man den Feind in seinem Lager angreifen muß, trug er den Krieg in die Universität hinein, und organisirte der „Gräfin" eine Leibwache von Studenten. Das Corps „Allemania" wurde gegründet.

Man hat dasselbe mit ungemischter Verachtung betrachten zu müssen geglaubt. Das scheint uns jedoch nicht ganz billig. Man muß immerhin der Thatsache Rechnung tragen, daß der neckische Zufall die neugebackene Gräfin Landsfeld an die Spitze einer liberalen Bewegung gestellt hatte, und daß es einen Kampf gegen die Jesuiten galt, für den sich die jungen Leute recht gut bona fide (ehrlich) ohne schlimme Hinter- und Nebengedanken begeistern konnten.

Die „Allemanen" versahen ihr Leibgardenamt mit großem Eifer, und sorgten mit ebenso großem Eifer für Skandal.

Prügeleien zwischen den Ultramontanen und „Lolamontanen" waren tägliche Vorkommnisse, und die Stimmung in der Bürgerschaft wurde immer gereizter.

Am 31. Januar des Jahres 1848 sollte der alte Görres begraben werden, der mitten in diesem ihn arg aufregenden Trubel — die fromme Legende behauptet: an diesem Trubel — gestorben war; das war eine Gelegenheit, welche die schwarzen Demagogen sich nicht entgehen ließen. Das Leichenbegängniß des todten Zionswächters und ausgelöschten Kirchenlichts wurde zu einer großartigen Demonstration gegen Lola und was drum und dran hing benutzt.

Lola, Ludwig von Wallerstein waren aber nicht so leicht einzuschüchtern. Die Universität hatte die Demonstration in Scene gesetzt — am 9. Februar wurde die Universität geschlossen — bis zum Oktober, verfügte das königliche Dekret.

Bis zum Oktober — das war lang. Die Münchener fanden es auch. Sie rechneten aus, welche Verluste

ihnen durch die halbjährige Abwesenheit der Studenten erwachsen, wie viele Familien, die von den Studenten lebten, zu Grunde gerichtet würden und — inzwischen war die Zeit des Bockbieres und der Bierkrawalle gekommen. Das Bier war gut, — wie viele Seidel weniger würde Jeder zu trinken haben, wenn das königliche Dekret zur Ausführung kam? Das Rechenexempel konnte ein Jeder machen, und Keiner rechnete zu wenig heraus.

Es kam zu Zusammenrottungen, und so bedrohlich gestalteten sich die Dinge, daß König Ludwig es für gut fand, den Beschluß zurückzunehmen und die zum Stichblatt der Volkswuth gewordene Allemania aufzulösen.

Doch das genügte nicht mehr. „Das L—“, und wie die anderen nicht wiederzugebenden epitheta ornantia (Ehrentitel) lauteten, das „L— muß fort!“ war die Losung in den Häusern, in den Kneipen, auf der Straße. Die Fenster des gräflichen Schlosses wurden eingeworfen — die Polizei war machtlos — Volkshaufen drangen in das Schloß ein und demolirten, was ihnen unter die Hände kam (entwendet wurde nicht für einen Pfennig!) und Lola war ihres Lebens nicht mehr sicher. Der König vermochte sie nicht zu schützen, er brauchte selber Schutz. Muthig wie sie war, diesem Sturm war unmöglich zu widerstehen — die „Gräfin von Landsfeld“ floh aus München.

Inzwischen dröhnte der Februardonner von Paris herüber und die gewaltige Lufterschütterung brachte die aufgeregten Wogen in verstärkte Bewegung.

„Mein Königreich für Lola“ hatte Ludwig der Teutsche einst in seiner Liebesextase ausgerufen. Das Volk nahm ihn beim Wort.

Es war herausgekommen, daß er mit dem „L—“ noch geheime Zusammenkünfte hatte, — das schlug dem Faß den Boden aus.

Das „L— muß fort!“ wurde variirt in „der Ludwig muß fort!“ und am 20. März sah König Ludwig sich veranlaßt, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Er that es mit den Worten: „Treu der Verfassung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaats Beamter

gewesen wäre, so gewissenhaft ging ich mit den Staatsgeldern, mit dem Staatsgute um."

Ludwig hat viele Fehler gehabt, aber er war kein Heuchler und meinte es in seiner Art ehrlich und gut. Er hat ohne Zweifel geglaubt, die Wahrheit zu sagen, —, und auch nicht gemerkt, welches Compliment er den Freistaaten alias Republiken gemacht.

Genau drei Monate später, am 20. Juni 1848, kamen im Frankfurter Parlament die Vorgänge in München andeutungsweise zur Sprache. Damals rief Robert Blum den Phantasten des „Rechtsbodens", Vincke & Comp., zu:

„Es gab einen Staat in Deutschland, der auch auf dem historischen Rechtsboden stand, auf Ihrem historischen Rechtsboden, welcher uns hier so oft vorgeführt wird. Dieser Staat ward in seinen Grundvesten erschüttert durch den Fuß einer Tänzerin."

Ist es wirklich so?

Zweihundert Jahre vorher hatte Pascal das berühmte Wort ausgesprochen: „wenn die Nase der Kleopatra etwas länger oder kürzer gewesen wäre, hätte die Welt eine andere Gestalt bekommen."

Sehr geistreich das, allein zum Glücke nicht wahr. Die Nase der Kleopatra hat, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen und die zufällige Erscheinungsform nicht mit dem Inhalt und Wesen verwechseln, mit der Katastrophe des römischen Weltreichs gerade so wenig zu thun, wie der Fuß der Tänzerin Lola mit dem Krach des vormärzlichen Deutschland. Wäre Kleopatra's Nase nicht so hübsch und so anziehend gewesen, daß Antonius ihr bei Aktium mitten aus der Schlacht nachlief, dann wäre freilich die Schlacht bei Aktium aller Wahrscheinlichkeit nicht von Oktavianus gewonnen worden, und Oktavianus wäre dann nicht Augustus geworden. Allein das sind doch Gedankenspielereien, die man nicht ernst nehmen darf. Hätte der Vater des Oktavianus die Nase der Mutter des Oktavianus nicht schön gefunden, dann hätte es gar keinen Oktavianus gegeben, und der Nase der Kleopatra war die Aufgabe erspart, das römische Kaiserreich zu gründen. Mit solchen Wenn und Aber kann man alles Mögliche machen, nur nichts Vernünftiges.

Die äußere Form der Ereignisse, die Personen, an welche sie sich knüpfen, die Umstände, auf denen sie fußen — das ist freilich, was man so nennt, *zufällig*. Und die Nase einer königlichen, und der Fuß einer nichtköniglichen Buhlerin kann da bedeutende und sehr sichtbare Wirkungen erzielen; aber, um uns so auszudrücken, für den *Strom* der Entwicklung sind diese, auf der Oberfläche sich zeigenden Spritz- und Schaumwellen völlig belanglos — er geht ruhig seinen Gang, nach den ehernen Gesetzen, die jede Bewegung regieren.

Ohne die Nase der Kleopatra hätte Antonius zwar die Schlacht bei Aktium wohl kaum verloren, und ohne den Fuß der Lola wäre Ludwig der Teutsche vielleicht auf seinem Throne gestorben, aber die Fäulniß des römischen Weltreichs und sein Zerfall wäre auch ohne die Nase der Kleopatra erfolgt, ebenso die Fäulniß und der Zerfall des Abel-Ludwig'schen Systems auch ohne den „Fuß einer Tänzerin."

Es war *Lawinenwetter*. Und wenn die Lawinen einmal zum Sturz reif sind, dann kann ein winziges Steinchen sie in Bewegung setzen so gut wie ein Felsblock, ein sich niederlassender Sperling so gut wie ein Adler. Und warum nicht der Fuß einer Tänzerin?

Uebrigens lag der Streit zwischen Jesuitismus und Liberalismus (*ohne* Gänsefüßchen!) damals in der Luft. Und der Lola-Spektakel war eigentlich nur ein komisches Neben- und Nachspiel des, trotz der kleinen Bühne, sehr ernsthaften Sonderbundskriegs. —

Die arme Lola taucht, nach ihren Münchener Staats- und Glanzabenteuern, an verschiedenen Orten wieder auf, sie kann aber das Glück nicht mehr an sich fesseln. In England findet sie einen reichen übergeschnappten Offizier, der sie heirathet, und mit dem sie einige Zeit herrlich und in Freuden lebt. Jedoch es dauerte nicht lange. Sie ging dann nach Amerika, wo sie hier und da Vorlesungen hielt und auch Memoiren veröffentlichte. Leider uninteressant, weil nicht wahr. Sie selbst konnte nicht schreiben und war einem ungeschickten Reporter in die Hände gefallen.

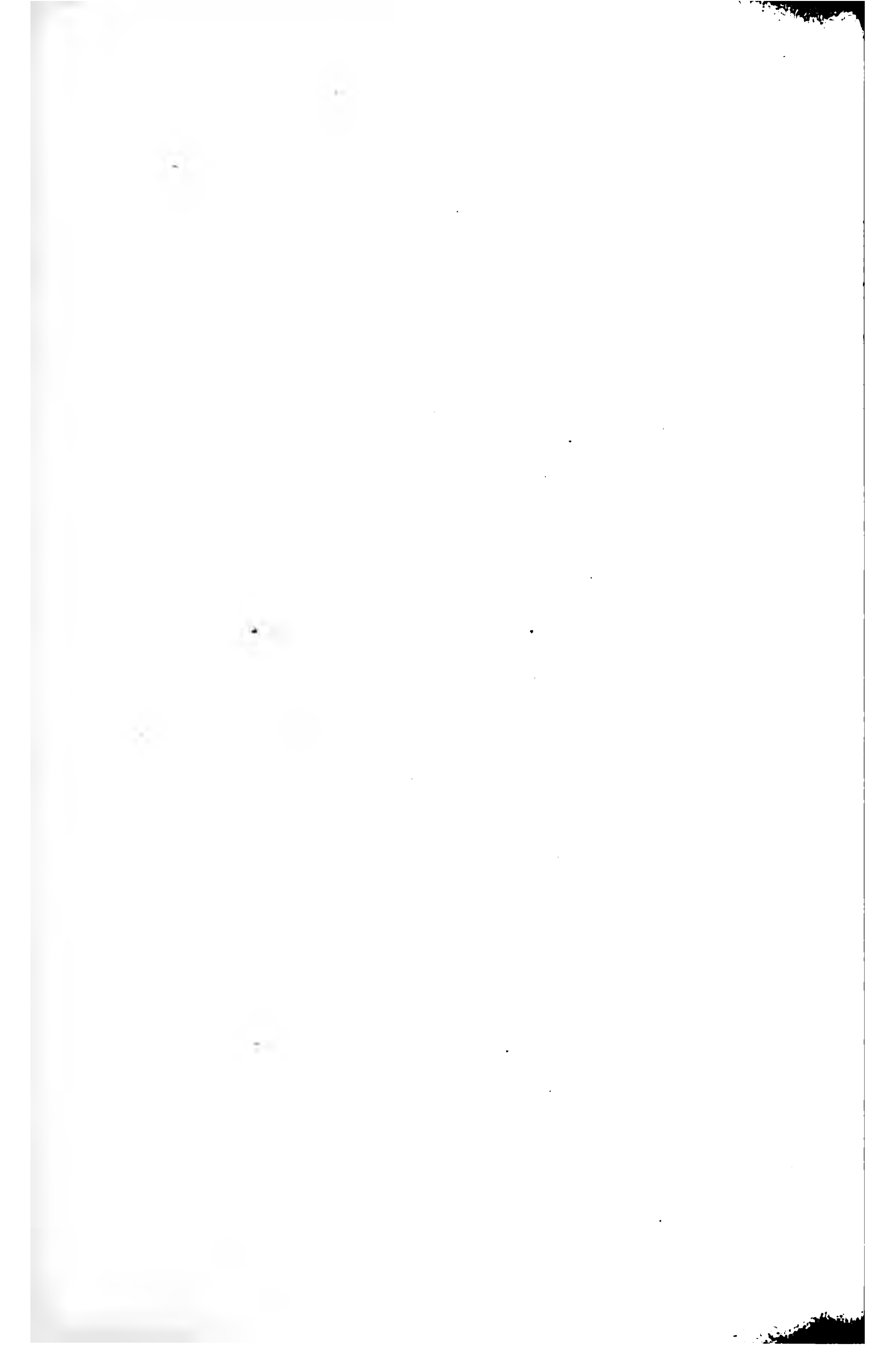
Was hätte ein guter Schriftsteller, der zugleich Menschen- und Weltkenner, aus den Memoiren der vielgewanderten, schicksalsreichen Tänzerin machen können!

In den 50er Jahren verscholl sie. Wir wissen nur, daß sie, auf daß das Sprichwort erfüllt werde, nach dem bekannten Entwicklungsgesetz fromm wurde, unter die Betschwestern ging und sich dem Spiritismus ergab. Und ihr Ende war selig und elend.

Am 17. Januar 1861 starb zu New-York in einer erbärmlichen Kammer ein schwindsüchtiges abgemagertes Weib, um deren hinterlassene Kleider sich die Logiswirthin und ein Dienstmädchen zankten, noch ehe die Erblasserin ganz todt war.

Das schwindsüchtige, abgemagerte Weib in der erbärmlichen Kammer zu New-York war Lola Montez, ehemalige Gräfin von Landsfeld, Urheberin der ersten Revolution in Deutschland.

Sic transit gloria mundi!



Die Februarrevolution.

Und nun nach Frankreich, dem auserwählten Land der politischen Initiative — nach Paris, dem lebendigen Krater, der im vorigen Jahrhundert ein Jahrzehnt lang Lava und Asche zum Schrecken Europas ausgestoßen und durch die furchtbare Erschütterung die ganze Gestalt des Erdtheils verändert hatte — zu dem Krater, der vor 18 Jahren in den heißen Julitagen von Neuem einen nicht mißzuverstehenden Beweis seiner Lebenskraft gegeben hatte, und in dessen Innerem es jetzt wieder unheimlich rollte und grollte!

Louis Philippe, der Schlaueste der Schlauen, war alt geworden. Beliebt war er eigentlich nie gewesen. Die Republikaner konnten ihm nicht verzeihen, daß er sie durch ziemlich ordinäre Kniffe um die Republik betrogen; die Anhänger der Bourbonendynastie erblickten in ihm einen ehrvergessenen, pietätslosen Prätendenten, der seinen nahen Verwandten und legitimen Monarchen heimtückisch um die Königskrone gebracht, und der außer den schweren eigenen Sünden die noch viel schwereren Sünden seines Vaters zu tragen hatte. Sein Vater war jener Herzog von Orleans, genannt Egalité (Gleichheit) — er selbst hatte sich so getauft — vielleicht die tragischste Figur der französischen Revolution. An den Stufen des Thrones geboren, außerordentlich begabt, geistreich, ein Feuerkopf, zugleich mit scharfem Verstand, den demokratischen Ideen, die damals in den vornehmsten Kreisen Mode waren, von frühester Jugend an zugethan — man weiß nicht ob mehr aus angeborener Neigung oder aus Berechnung, damit er die offenbar an Altersschwäche leidende Bourbonenlinie dauernd beerbe, er der Vertreter der jüngeren, lebens-

frischen Linie; — keck, leichtsinnig mit dem Revolutionsfeuer spielend, das hier und da aus den Erdspalten hervorzüngelte, empfand der junge Philipp von Orleans ein Grauen, als er 1789 sah, daß das Feuer, mit dem er, mit dem so viele seiner Standesgenossen gespielt, nicht blos die Finger verbrannte, sondern das ganze monarchische Frankreich zu verzehren drohte. Es graute ihm, dem sonst Furchtlosesten der Menschen, er suchte sich mit seinem Vetter, dem König, und mit der Königin auszusöhnen. Er that den ersten Schritt, er suchte den König auf, und wurde mit Hohn abgewiesen, mit Insulten überhäuft. Freche Höflinge, angereizt durch des Königs lüderliche und verdorbene Brüder, die Herzöge von Artois und Provence — Beide später König geworden — spieen ihm, dem die Treppe Hinabgehenden, auf den Kopf.

Da war das Tischtuch auf ewig zerschnitten. Er war verstoßen von seiner Familie, von dem Hof in die Acht erklärt — er gehörte der Revolution, er, der an den Stufen des Thrones geborene Prinz, der reichste Mann Frankreichs. Und er gehörte ihr ehrlich, mit ganzem Herzen und ganzer Seele. In dem Prozeß, der 1794 mit seiner Verurtheilung endigte, konnte ihm auch nicht die geringste Handlung nachgewiesen werden, die auf verrätherische Absichten zurückzuführen war.

Und als am 17. Januar des Jahres 1793 in jener denkwürdigen Abstimmung, die über das Schicksal Louis Capet's, des entthronten Bourbonenkönigs, entschied und fünf Tage und vier Nächte fast ununterbrochen dauerte, die Reihe des Antwortens an ihm kam, da ging er festen Schrittes auf die Rednerbühne und sprach mit fester Stimme, unter dem athemlosen Schweigen seiner Collegen vom Convent und des Publikums: „Nach Pflicht und Gewissen stimme ich für den Tod.“ Und als zwei Tage später die Reihe an ihn kam, sein Votum abzugeben: ob Aufschub oder sofortige Vollstreckung des Todesurtheils, da schritt er abermals festen Schrittes auf die Rednerbühne und sprach mit fester Stimme: „Nach Pflicht und Gewissen stimme ich gegen den Aufschub!“

Das haben die Anhänger der Bourbonen ihm nie vergessen, und das haben sie seinem Sohn nie vergessen,

der die ererbte Schuld durch Annahme der Krone Karl's des Zehnten ja auch selber nach Kräften vergrößert hat.

Karl der Zehnte, dessen Krone auf Louis Philippe's von Orleans unlegitimen Kopf wanderte, war einer der beiden Prinzen*), die Anfangs der 90er Jahre das Hofgesindel angestachelt hatten, Philippe von Orleans, dem Vater Louis Philippe's, auf den Kopf zu speien. Und zwar hatte er bei dieser unwürdigen Scene die Hauptrolle gespielt — und wahrlich nicht im Interesse seines älteren Bruders und der Königin. Denn es ist notorisch, daß er in schmachvoller Weise gegen Beide intriguirt hat. Namentlich hatte er es darauf abgesehen, den Ruf der etwas leichtsinnigen Marie Antoinette systematisch zu untergraben; bei der abscheulichen Halsbandgeschichte hatte er die Hände im Spiel, und wenn die unglückliche Königin dem französischen Volk für eine Messaline galt, der auch die unnatürlichsten Ausschweifungen zuzutrauen waren, so trugen hieran nicht die revolutionären Wortführer die Schuld, sondern der Königin nächste Verwandte, namentlich ihr eigener Schwager, damals Herzog von Artois und später König Karl der Zehnte.

Karl den Zehnten ereilte die Nemesis im Juli 1830. Der verhaßte Vetter von Orleans, der Sohn des Königsmörders, „stibitzte" die „in den Koth gefallene Krone." — —

Unrecht Gut gedeiht nicht. Wie schon gesagt, die Krone saß nicht mehr fest auf Louis Philippe's Speck-

*) Karl der Zehnte war der frühere Herzog von Artois, der vor und nach 1789 schmählich gegen seinen regierenden Bruder, den armen Louis XVI. und dessen Frau Marie Antoinette, „die Oestreicherin", intriguirte, und wesentlich dazu beitrug, Beide auf's Schaffot zu bringen. Die giftigsten Lügen über die „Oesterreicherin", die Beschuldigung, daß sie ihren Mann mit vielen Männern betrogen und mit dem eignen Sohn Blutschande getrieben, was in dem Prozeß Marie Antoinette's einen Anklagepunkt bildet — rühren nicht von den „Sansculotten" her, sondern von dem treuen Schwager Artois und dessen ehr- und schamloser Hofgesellschaft. Karl des Zehnten älterer Bruder, der Herzog von Provence, hatte vor ihm, nach der Ueberwindung Napoleon's, unter dem Namen Ludwig der Achtzehnte regiert — Ludwig der Achtzehnte, weil der unglückliche Kronprinz, der im Tempelgefängniß starb, nach legitimistischem Gebrauch als König gezählt wurde (Ludwig der Siebzehnte) — wie ja auch der letzte Napoleon den nie auf den Thron gelangten Sohn des ersten Napoleon hintennach zum Napoleon II. in partibus machte, auf daß er selbst Napoleon III. sein konnte.

kopf. Nicht blos die Republikaner und Legitimisten, — denen man allenfalls auch noch die, damals übrigens mit den Republikanern zusammenfallenden Bonapartisten zurechnen kann — waren unzufrieden — der Volksmassen, der „breiten Schichten", oder vile multitude*), nach dem gang und gäben Ausdruck der Louis Philippeschen Aera, hatte sich ein Gefühl der Unzufriedenheit bemächtigt, welchem Verachtung beigesellt war.

Louis Philippe war in Wirklichkeit, was er verheißen hatte, ein roi bourgeois, — das heißt nicht ein Bürgerkönig, sondern ein Bourgeoiskönig. Den selbstbeigelegten Titel des Bourgeoiskönigs verdiente er in der That, wohingegen der andere selbstbeigelegte Titel: „Die beste der Republiken" eine recht plumpe Heuchelei war.

Enrichissez vous! Bereichert Euch! hatte in seinem Namen Guizot — persönlich übrigens ein ehrlicher Mann — der französischen Nation zugerufen. Und Enrichissons nous! bereichern wir uns! hallte es auch tausendstimmig zurück. Es war ein achtzehnjähriger Tanz um das goldene Kalb, welches beiläufig gar kein goldenes Kalb gewesen ist, sondern ein kegelförmiges Symbol des Jehova, das durch einen Uebersetzungsfehler in ein Kalb verwandelt wurde.

Reich werden! Das war die Losung. Durch gute Mittel, durch schlechte Mittel, — ehrlich oder nicht ehrlich — nur reich werden! Der Erfolg wäscht jeden moralischen Flecken ab, und wer auf dem Wege zum Reichthum den Code Penal (das Strafgesetzbuch) und das Zuchthaus mit dem Aermel gestreift hat, braucht sich darum nicht zu schämen.

Alle zehn Gebote darf man verletzen, mit Füßen treten — nur nicht das eilfte: Du sollst Dich nicht erwischen lassen.

Leider ließen sich aber Verschiedene erwischen.

Hohe Herren! Herren, die dem Hof, die der Regierung nahe standen, ja Mitglieder der Regierung. Und so kam — an Crispi'schen Panamino-Stank waren die Nasen noch nicht gewöhnt — so kam das ganze System allmälig bei dem Bürgerthum in Mißkredit, während unter

---

*) vile multitude, die gemeine Menge, der verächtliche Plebs.

der Arbeiterklasse socialistische Ideen immer mehr Wurzel faßten.

Man kann wirklich sagen, daß Louis Philippe mit all seiner Schlauheit es um 1847 fertig gebracht hatte, sich die Sympathien einer jeden Volksklasse zu verscherzen. Zu den häßlichen Auswüchsen des Enrichissez vous-Systems kamen noch zahlreiche Fehler auf dem Gebiete der äußeren wie der inneren Politik, welche die so feinfühligen Franzosen verletzten, und die Kluft zwischen der Dynastie und dem Volke erweiterten.

Zum Unglück für die Orleansfamilie war der Thronerbe, welcher nach Thronerbenart liberale Alluren gehabt und die Kunst der Popularität recht gut verstanden hatte, durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückt, und der Gedanke einer Regentschaft, die nach dem Tode des Königs für dessen minderjährigen Enkel nothwendig werden würde, gefiel den Franzosen um so weniger, als die Brüder des verunglückten Thronfolgers, denen die Regentschaft zufallen mußte, sehr unbeliebt waren.

Daß es an revolutionärem Zündstoff in Paris und Frankreich nicht fehlte, das hatten die periodischen Aufstände bewiesen — von den vielen Verschwörungen und Attentaten nicht zu reden, die mitunter direkt auf schmutzige Polizeimanöver zurückgeführt wurden.

In der Presse, in der öffentlichen Meinung erreichte die Opposition gegen das herrschende System eine Intensivität, welche das Schlimmste für die Regierung befürchten ließ. Die Kammer wurde dadurch aber nicht beeinflußt. Sie vertrat eben nicht das Volk, d. h. sämmtliche Schichten der Gesellschaft, sondern nur eine winzige Minorität, die Meistbesitzenden.

Das Recht, Abgeordnete zu wählen, war an einen Census von 200 Frcs. jährlicher direkter Steuern geknüpft, und so zum Privilegium von nicht ganz einer Viertelmillion Reicher gemacht, während Frankreich über 7 Millionen männlicher Individuen von mehr als 21 Jahren enthielt.

Die Kammer vertrat also blos die Elite des Reichthums; und die reichen Leute, wenn man den dünngesäten legitimistischen Adel ausnimmt, waren für eine Regierung, die das Enrichissez vous! zur obersten Staatsmaxime

erhoben hatte. Indem die Kammer sich mit der Regierung zufrieden (satisfait) erklärte, handelte sie nur im Einklang mit ihren Wählern.

Auf der einen Seite ein unzufriedenes Volk.

Auf der anderen Seite eine zufriedene Kammer, gewählt von den zufriedenen Wählern — einer verschwindend kleinen Minorität von Bürgern.

Das war ein Gegensatz, der entweder ausgeglichen werden, oder sich zu einer Katastrophe zuspitzen mußte.

Um den Gegensatz auszugleichen, waren schon wiederholt Anträge auf Erweiterung des Wahlrechts, ja auf Einführung des allgemeinen Stimmrechts gestellt worden — theils von republikanischer, theils von legitimistischer Seite. Von republikanischer Seite aus demokratischen, von legitimistischer aus demagogischen Beweggründen. Die Legitimisten, die sonst mit ihren angeborenen Königen, den Bourbons, die Eigenschaft theilen, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben, hatten wenigstens so viel kapirt, daß es mit dem alten Königthum von Gottesgnaden vorbei war, und daß, sollte das legitime Königthum wieder aufgerichtet werden, dies nur auf der Basis der Volkssouveränität möglich sei. So hatten sie sich allmälig eine Art Volkskönigthum zurecht gemacht — das seitdem auch in Deutschland gespukt hat — ein Königthum, das sich auf die breiten Schichten des Volkes stützen und dadurch eine festere Grundlage erlangen sollte, als das illegitime Königthum des „Kronenräubers“, das nur eine winzige Minorität des Volks zur Stütze hatte. Aus dieser Anschauung wuchs naturgemäß die Forderung des allgemeinen Wahlrechts hervor, und wenn man bedenkt, wie konservativ diese urdemokratische Institution später in Frankreich und Deutschland „gearbeitet“ hat, so muß man in der That zugestehen, daß die Legitimisten, die beiläufig zum Theil und zeitweise stark socialistische Anwandlungen hatten und von einer gegen die Bourgeoisie gerichteten Allianz zwischen Aristokratie und Proletariat*) träumten, mit ihrem Vorschlag des allgemeinen Stimmrechts nicht ganz so unpraktisch waren, als es auf den ersten Blick erscheinen könnte.

*) Die Idee hat auch in England und Deutschland gespukt.

Die Corruption, welche die Signatur der Louis Philippe'schen Aera ist, hing eng zusammen mit dem herrschenden Wahlgesetz. Lassen wir einen gewiß unverdächtigen Zeugen reden: Herrn Dr. Oscar Jäger, den Verfasser des Kapitels „Frankreich" in der Fortsetzung von Schlosser's Weltgeschichte*):

„Das bestehende Wahlgesetz legte die Wahlberechtigung in die Hand einer sehr kleinen Zahl von Wählern; und der Regierung wurde es nicht schwer, mit der ungeheuren Fülle der Macht, die sie in Händen hatte, die Wahlkörper und die Deputirten nach ihrem Willen zu lenken, und sie that dies mit dem Mittel einer großartigen, anfangs anständigen (!!), mehr und mehr aber schamlos und unverhüllt getriebenen theils mittelbaren, theils sehr unmittelbaren Bestechung. Der Wahlbezirk, der einen gutgesinnten Deputirten wählte, hatte es an Schulbeiträgen, Staatszuschüssen zu irgend welcher gemeinnützigen Anstalt, Verkehrswegen u.s.w. zu spüren, der gutgesinnte Deputirte fand für sich selbst oder seine Bekannten und Verwandten, seine Neffen, seinen Schwiegersohn Fürsprache und Förderung, einen Platz im Ministerium, eine Lieferung, eine Concession, und sah seine eigene Brust mit dem vielbegehrten Ziele französischen Ehrgeizes (gibt's anderorts nicht einen sehr ähnlichen Ehrgeiz?), dem Bande der Ehrenlegion geschmückt; waren es Beamte, so machte sich die Belohnung der Treue noch einfacher. Dieses System lag klar vor Augen, und diese Art von Corruption wie jede andere bot dem gallischen Witz, dem es natürlicher ist, das Laster zu belachen als sich darüber zu entrüsten (!), den dankbarsten Stoff; es hätte der großartigen Skandale kaum bedurft, um das Uebel aller Welt einleuchtend zu machen. Dergleichen Skandale häuften sich aber: die Verwaltung des Kriegshafens von Rochefort z. B. erwies sich als ein schamloses System betrügerischen Raubes Seitens seiner hohen und niederen Beamten; das Arsenal von Toulon ging in Flammen auf, als man im Begriff stand, auch gegen seine Verwaltung eine Untersuchung einzuleiten, und Niemand wußte den Urheber des Brandes anzugeben und

*) Bd. 16. S. 547 f. (Ausg. von 1876.)

ausfindig zu machen; in den Getreidemagazinen des Kriegsministeriums fehlten 28,000 Centner; ein Unterbeamter hatte vor langen Jahren auf die unredliche Verwaltung des Direktors die Aufmerksamkeit gelenkt, war aber ohne Untersuchung abgesetzt worden und im Elend gestorben. Das größte Aufsehen erregte der Prozeß Teste-Cubières, bei welchem zwei ehemalige Minister betheiligt waren. Der eine, General Cubières, Pair von Frankreich, war 1841 einem Advokaten behilflich gewesen, von dem damaligen Minister der öffentlichen Arbeiten Teste die Concession zur Anlage eines Bergwerks zu erlangen, und der Letztere hatte dabei ein „Geschenk" von 94,000 Francs unter dem Schein einer Betheiligung an jenem Unternehmen angenommen. Die Aufregung, welche diese Vorgänge erregten, gab auch einem anderen Verbrechen, das sonst nur den Annalen der Criminaljustiz angehören würde, eine gesellschaftliche (! nicht politische?) Bedeutung: Der Herzog von Praslin, ein Mann vom höchsten Adel und gleichfalls Pair von Frankreich, ermordete auf grauenhafte Weise seine Frau, eine Tochter des Marschalls Sebastiani, und entzog sich dann den Richtern, indem er im Gefängnisse sich vergiftete."

So weit der Auszug. Die Leser, die Hrn. Jäger vorher nicht kannten, haben nun nebenbei auch seine Manier, Geschichte zu schreiben, kennen gelernt. Für den haarsträubenden Stil kann der Mann nichts — le style c'est l'homme, und aus seiner Haut kann Niemand heraus —, aber den albernen Chauvinismus, der seine Geschichte der neuesten Zeit absolut werthlos macht und durch seine tollen Bocksprünge das Geschichtswerk des edlen Schlosser geradezu verunziert, hätte er doch wahrhaftig bei Besprechung des inneren Fäulnißprozesses in dem Frankreich des Louis Philippe weglassen sollen.

Oder ist es nicht höchst unpassend und obendrein sinnlos, den Franzosen vorzuwerfen, daß sie „das Laster belachen", anstatt „sich darüber zu entrüsten", mit Rücksicht auf Vorgänge, welche Herr Jäger nur deshalb anführt, weil sie die Februarrevolution vorbereitet haben? Wir wüßten nicht, wie ein Volk seine Entrüstung über die Corruption des herrschenden Systems drastischer zeigen

könnte, als durch eine Revolution. Die Parteifreunde des Hrn. Jäger liegen vor weit größerer Corruption, als der bürgerköniglichen, auf dem Bauch.

Von dieser chauvinistischen Betise und einigen anderen Geschmacklosigkeiten abgesehen — und selbstverständlich dem haarsträubenden Stil — ist aber richtig, was Dr. Jäger über die Corruption des Louis Philippe'schen Regiments sagt.

Nach einem langen konstitutionellen „Schaukelspiel" zwischen Thiers und Guizot, hatte sich endlich Guizot so fest an das Staatsruder angeklammert, daß alle Anstrengungen des ehrgeizigen eitlen Thiers, ihn niederzuwerfen, erfolglos blieben. Guizot war ein Fanatiker der gefährlichsten Sorte, nämlich ein Fanatiker des Doktrinarismus. Er hatte seine politische „Doktrin", von der er durch nichts abzubringen war. In seine Doktrin war er verliebt und verbissen. Mochten die Ereignisse ihm das schärfste Dementi geben — die Ereignisse hatten unrecht, und er, der unfehlbare Guizot, hatte recht. Solche Menschen hören keine Vernunft, die Ereignisse müssen ihnen direkt vor den Kopf schlagen, und auch dann werden sie noch nicht vernünftig.

In seiner Weise war Guizot ein Charakter, was von seinem Widerpart Thiers nicht gesagt werden kann; und, was mehr heißen will, er war ein ehrlicher Mann, was von Thiers noch viel weniger gesagt werden kann. Obgleich er es war, der durch sein Enrichissez-vous! das Signal zu den Orgien des Schwindels und der Corruption gegeben hatte, blieb er persönlich rein von Schwindel und Corruption. Dies Zeugniß muß man ihm ausstellen, und es wiegt schwer in einer solchen Zeit.

In seinen Doktrinarismus verrannt, sah er die politische Lage im rosigsten Licht. Er regierte mit peinlichster Sorgfalt dem konstitutionellen Katechismus gemäß, den er sich — natürlich nach unverstandenem englischem Muster — zurecht gemacht hatte. Er besaß das Vertrauen des Königs und der Majorität in den beiden gesetzgebenden Körpern — Pairskammer und Deputirtenkammer — er handelte im Sinn und zum Gefallen des Königs und der gesetzgebenden Körper — ergo war Alles in Ordnung: er, der unfehlbare Staatsmann Guizot,

that seine Schuldigkeit als konstitutioneller Minister und die unfehlbare Maschine des Konstitutionalismus ging wie geschmiert.

Sie war auch wirklich geschmiert, wie wir soeben gesehen haben. Doch von diesen schmutzigen Praktiken hatte der Chef der Regierung keine Ahnung.

Ist das möglich?

Wir müssen es annehmen. Es ist freilich ein psychologisches Räthsel, jedoch ein Räthsel, zu welchem das Wesen des Mannes uns den Schlüssel gibt. Seine eigene Unfehlbarkeit und die Unfehlbarkeit seines Systems, seiner Doktrin, waren ihm Glaubenssätze geworden, die keinerlei Zweifel aufkommen ließen. Dieser Glaube beherrschte ihn vollständig und war nach und nach zur Monomanie geworden.

In jedem ehrlichen Menschen steckt bekanntlich ein Spitzbube, und in jedem Spitzbuben ein ehrlicher Mensch. Mit demselben Recht läßt sich sagen: in jedem vernünftigen Menschen steckt ein Narr, und in jedem Narren ein vernünftiger Mensch. Wohlgemerkt Narr — nicht Idiot. Verrückt — nicht blödsinnig.

Keinem Psychologen ist es noch gelungen, die Grenzlinie zu ziehen zwischen gesundem und krankhaftem Funktioniren des Hirnes. Erscheinungen, die der Unerfahrene auf das Irrenhaus beschränkt meint, finden sich tausendfach im normalen Leben, im Leben der Alltagsmenschen und im Leben der Großen und Gewaltigen der Erde — der Gewaltigen an Geist und an gewöhnlichen Machtmitteln.

Nicht selten sind Menschen, die zwar Augen haben zu sehen, aber nicht mit ihnen sehen, wenigstens nicht die Dinge, die um sie sind, sondern nur die Trug- und Phantasiebilder, welche sie sich selber geschaffen haben, welche sie überall hin mit sich herumtragen. Ihr Auge blickt statt in die frische wogende Welt nur in das Glas des Guckkastens mit den Bildern, die sie sich selber gemalt haben.

Ein solcher Monoman war Guizot. Sein scharfer Verstand war seinen Illusionen ganz unterthan, arbeitete ausschließlich im Dienst seiner Illusionen. Von seinen Wahnbildern absorbirt, bezaubert gewissermaßen, sah er von dem, was um ihn vorging, so wenig wie ein balzender

Auerhahn — nur, daß dieser ein reelles Ziel in dem Auge hat, während der Doktrinärste der Fanatiker und der Fanatischste der Doktrinäre nichts vor sich hatte als die wesenlose Fata Morgana des Konstitutionalismus.

Und es fehlte doch nicht an warnenden Stimmen, an warnenden Vorzeichen.

Corruption, Corruption! pfiffen die Sperlinge von den Dächern! Corruption, Corruption! war das unversiechbare Thema, welches die Spalten der von Tag zu Tag kühner werdenden Oppositionspresse füllte. Und sogar in der Kammer wurde das unvermeidliche Thema angestreift.

Es müssen andere Bahnen eingeschlagen werden! war der allgemeine Ruf.

Und die öffentliche Meinung bezeichnete auch den richtigen Weg:

Die Corruption wurzelt in dem Wahlmonopol der Handvoll von Höchstbesteuerten. Die Beschränkung des Wahlrechts ist die fons et origo malorum, die Quelle des Uebels, die Ursache der herrschenden Mißstände. Das Wahlrecht muß aufhören, das Monopol einer bevorzugten Minderheit zu sein. Wahlreform!

Wahlreform! war seit 1846 die allgemeine Losung.

Herr Thiers, der in der Corruptions-Atmosphäre zu Haus war und das beschränkte Wahlrecht verehrte, weil es die Basis des parlamentarischen Humbugs bildete und ihm, dem größten aller Geschichtsschreiber, Redner und Staatsmänner, die Gelegenheit gab, seine schönsten parlamentarischen Purzelbäume zu schlagen, sich der bewundernden Welt in seinem höchsten Glanze zu zeigen — Thiers wollte von einer gründlichen Wahlreform natürlich nichts wissen; er fälschte die Forderung des Volks, indem er unter dem Namen „Wahlreform“ eine Herabsetzung des Census von 200 auf 100 Francs direkter jährlicher Steuern verlangte.

Das hätte die Zahl der Wahlberechtigten um etwa 150,000 — auf höchstens 400,000 in Allem — erhöht und die große Masse des Volks unberührt gelassen. Weit über neun Zehntel wären nach wie vor ausgeschlossen gewesen, der Charakter des Wahlkörpers nicht wesentlich verändert worden.

Die einfachste Klugheit rieth zu einer Concession, die, obgleich nur eine Scheinconcession, doch für den Moment die öffentliche Meinung beruhigt hätte.

Was kümmerte Guizot die öffentliche Meinung? Er verachtete sie — worin er nicht so ganz unrecht hatte, aber er bemerkte nicht die elementaren Kräfte, deren Walten von der öffentlichen Meinung zum Ausdruck gebracht ward.

Er verschanzte sich hinter ein starres Non possumus*), und die willfährige Kammer unterstützte ihn. Die parlamentarische Maschine ging wie geschmiert. War nicht Alles in Ordnung?

Und es grollte in den unterirdischen Tiefen, daß Jeder, der Ohren hatte zu hören, das unheimliche Gepolter vernehmen mußte, welches das Leben des alten Vulkans ankündigte.

Doch Guizot hörte nicht.

Es kamen die aufregenden Vorgänge in der Schweiz. Der Sieg des Radikalismus. Die Niederlage Guizot's und seines Genossen Metternich.

Die Wirkung auf Frankreich war ungeheuer. Die Opposition gewann in demselben Maße wie Guizot verlor. Daß der Vertreter Frankreichs, des traditionellen Landes der Freiheit, Hand in Hand mit Metternich dem traditionellen und sprichwörtlichen Vertreter alles dessen, was unvolksthümlich, volksfeindlich und abgelebt, für die Jesuiten Partei ergriffen und in seiner Person Frankreich eine demüthigende, schmachvolle Niederlage zugezogen, das fiel schwer in die Waagschale — und zerstörte den Rest des Prestiges, welchen Guizot noch bewahrt hatte.

Immer tiefer drang die Erregung in die unteren Schichten.

Sogar ein Mitglied der königlichen Familie witterte Schwefeldunst oder Morgenluft. Louis Philippe's dritter Sohn, Prinz von Joinville, der „Admiral" und „Liberale" der Familie, schrieb am 7. November 1847 an seinen älteren Bruder, den verhaßten Herzog von Nemours:

„Ich schreibe Dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereignisse mich schwer beunruhigen. Es scheint mir unvermeidlich, daß der unnatürliche Zustand Frankreichs,

---

*) Wir können nicht.

welcher die konstitutionelle Fiktion (!) verschwinden machte, in der bevorstehenden Session der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Minister mehr, denn ihre Verantwortlichkeit ist gleich Null. Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück. Der König ist aber in einem Alter angelangt, wo man keinen Vorstellungen mehr zugänglich. Gewohnt zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiert. Seine unermeßliche Erfahrung, sein Muth, alle seine großen Eigenschaften verleiten ihn, der Gefahr kühn zu trotzen; allein die Gefahr ist darum nicht weniger groß. Unsere Lage ist schlecht. Im Inneren ein Finanzzustand, welcher nach 17 Friedensjahren keineswegs ein glänzender genannt werden kann, und auch nach Außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch ebenso nöthig als leicht gewesen wäre, der Eigenliebe unseres Landes etliche von jenen ihr so theueren Befriedigungen zu verschaffen, vermittelst deren man die Aufmerksamkeit der Franzosen von den bedenklichsten inneren Schäden ablenkt. Die spanische Campagne (die recht skandalösen Heirathsintriguen und Intriguenheirathen. Anm. d. Verf.) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treulosigkeit verschafft. Von England getrennt zur Stunde, wo die italienische Bewegung anhob, konnten wir uns an derselben nicht thätig und nicht in einer Weise betheiligen, welche unserem Lande schmeichelt (séduit), und uns wieder in Einklang mit den Prinzipien gesetzt hätte, welche wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer etwas sind. Wir wagen es nicht, uns gegen Oesterreich zu kehren, aus Furcht, England möchte sofort eine neue Heilige Allianz stiften. Dieses Alles ist das Werk des Königs allein, ist das Resultat des Alters eines Königs, der regieren will und nicht mehr die Kraft besitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Diese unglückseligen spanischen Heirathen! Wir haben die Hefe ihrer Bitterniß noch lange nicht geleert... Alles zusammengerechnet, stehen wir so: im Innern zerrüttete Finanzen; nach Außen die Wahl zwischen einer demüthigen Abbitte bei Palmerston oder der Schmach, gemeinsam mit Oesterreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unsere Prinzipien und unsere natürlichen Bundesgenossen zu kämpfen. An alledem ist der König

schuld, — der König allein, welcher unsere konstitutionellen Einrichtungen gefälscht hat (qui à faussé nos institutions constitutionelles). Du wirst mir verzeihen, daß ich also von dem Vater spreche — Du weißt ja, wie sehr ich ihn achte und liebe. Aber es ist unmöglich, mich des Blickes in die Zukunft zu enthalten, und dieser erfüllt mich mit Schrecken.“

Sehr pietätvoll war der Brief nicht, trotz der betheuerten Liebe und Achtung vor dem Vater, doch Pietät war nicht Sache der Orleans, — so wenig wie der Bourbons — und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Der Prinz von Joinville war übrigens noch der beste der verschiedenen Söhne. Aber Pietät hin, Pietät her, in Auffassung der politischen Lage hatte er Recht.

Freilich — und das zeigt wieder das Charakteristische der Raçe — an eine ehrliche Heilung der erkannten Uebel denkt dieser freisinnigste der Orleansprinzen nicht. Statt von Reformen erwünscht er das Heil von irgend einem auswärtigen Abenteuer, um seinem geliebten Vaterlande eine von jenen so theueren „Befriedigungen der Eigenliebe“ zu verschaffen, „vermittelst deren man die Aufmerksamkeit der Franzosen (und nicht blos der Franzosen! Anm. d. Verf.) von den bedenklichsten inneren Schäden ablenkt“.

Wenn man diese Briefstelle nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird man angewidert von der verwerflichen, geradezu verworfenen Gesinnung, welche sich darin spiegelt. Die „bedenklichsten Schäden“ werden vom Prinzen zugegeben — die Corruption — Alles; und der Sohn verurtheilt den Vater, aber er verurtheilt ihn nicht, weil er die Schäden verursacht hat oder ihnen nicht abhilft — nein, weil er es versäumt, die Blicke des Volkes von ihnen abzulenken!

Und wie gesagt, dieser Joinville war noch bei Weitem der beste der Raçe.

Interessant ist der Passus von den konstitutionellen Fiktionen! Das nennt man aus der Schule geschwatzt. Und als Prinz, der 18 Jahre unter diesen „Fiktionen“ gelebt hat, muß er es wohl wissen.

Freilich Guizot war anderer Ansicht. Die „konstitutionelle Fiktion“ — das war der imaginäre Fels, auf den er die Kirche seines Doktrinarismus gebaut hatte.

Er und der greise König paßten zusammen. Beide waren Fatalisten. War Guizot aus Verranntheit in seine Doktrinen ein Fatalist geworden, so war Louis Philippe es durch die Gewohnheit des Glücks geworden, des Glücks, das er für sein persönliches Verdienst hielt. Der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit war bei dem König aber so stark entwickelt wie bei seinem Minister, und da dieser Glaube bei Beiden sich auf das gleiche Ziel richtete: Erhaltung des Status quo, so geriethen sie nicht in Collisionen miteinander, die sonst zwischen Leuten, die vom Unfehlbarkeitsteufel besessen sind, nie auszubleiben pflegen.

Das famose Thiers’sche Wort: le roi regne mais ne gouverne pas, der König regiert, aber herrscht nicht — eine jener windigen Definitionen, an denen die Charlatane des Konstitutionalismus so reich sind, wenn es gilt, die „konstitutionelle Fiktion“ als Wirklichkeit erscheinen zu lassen, war von dem pfiffigen Louis Philippe dahin ausgelegt worden, daß der König direkt als König allerdings blos regiert, durch seinen Minister aber auch herrscht. Und da er sich mit Guizot sehr gut vertrug und König und Minister sehr gut zusammenpaßten, so bildete sich ein Compagniegeschäft für das Regieren und Herrschen heraus, ein Geschäft, bei welchem nicht festzustellen ist, wo die Thätigkeit des Einen anfing und die des Anderen aufhörte. Genug — sie glaubten Beide an ihre Unfehlbarkeit und Einer bestärkte den Anderen im Widerstand gegen jeden Versuch einer Aenderung des Status quo.

Die Session der Kammern, auf die Prinz Joinville in seinem Briefe gespannt war, ist am 28. Dezember 1847 eröffnet worden. Der König selbst verliest die Thronrede, welche er mit Guizot aufgesetzt hat, und wirft der Opposition, die auf den sogenannten „Reformbanquetten“ die Reformfrage in Fluß zu bringen gesucht hat, die Phrase hin: „Inmitten der Aufregung, welche feindliche oder blinde Leidenschaften nähren, belebt und unterstützt mich eine Ueberzeugung: daß wir in der

konstitutionellen Monarchie, in der Einigkeit der großen Staatsgewalten die gesicherten Mittel besitzen, alle Hindernisse zu überwinden."

Das war nicht mißzuverstehen! Und kennzeichnet drastisch die Verblendung des Königs und seiner Minister. „Die Einigkeit der großen Staatsgewalten" war freilich ein unbestreitbares Faktum, aber diese „großen Staatsgewalten" waren nicht der Staat, waren nicht Frankreich, sie waren nur, um mit dem Prinzen von Joinville zu reden, eine „konstitutionelle Fiktion."

Die Opposition nahm den Handschuh auf. Gewaltig tobte der Wortkampf.

Die „feindlichen oder blinden Leidenschaften" sollten in der Agitation der Wahlreform bethätigt sein.

Vergebens protestirte die Opposition, vergebens klagte sie die Regierung an, durch ihren Widerstand gegen jede Reform Frankreich an den Rand des Verderbens zu bringen — am 12. Februar 1848 (die Kammerdebatten und die parlamentarische Spiegelfechterei haben uns glücklich in den Februar 1848 gebracht) ratifizirte die Kammer mit 223 gegen 18 Stimmen (im Bewußtsein ihrer Ohnmacht enthielten die meisten Oppositionsmitglieder sich der Abstimmung) durch formellen Beschluß die „feindlichen oder blinden Leidenschaften".

Guizot triumphirte. Louis Philippe triumphirte. Die konstitutionelle Maschine ging wie geschmiert.

Louis Philippe's Speckkopf strahlte vor innerer Befriedigung. War ihm doch neben diesem glänzenden parlamentarischen Sieg noch die für einen „Emporkömmling" (parvenu) gar schmeichelhafte Genugthuung geworden, daß ihm wenige Tage vorher anläßlich eines Familienereignisses ein (vom 31. Januar 1848 datirtes) Handschreiben des legitimen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zugegangen war, also lautend:

„Sire, Sie sind der Schild der europäischen Monarchien; Sie sind der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten erschütterten Grundlagen neu zu befestigen. Möge Gott Eure Majestät zum Heile Frankreichs und zum Besten Europa's noch lange leben lassen! Das ist mein heißester Wunsch."

Ungefähr anderthalb Monate später schwärmte der nämliche Friedrich Wilhelm für die nämliche Revolution, als deren Bändiger er hier Louis Philippe preist.

Und wieder etliche Monate später, nachdem das Blättchen sich abermals gewendet, drückte der nämliche König in Worten von möglichst unparlamentarischer Deutlichkeit seine souveräne Verachtung aus für eine Krone „dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe“ — von der Sorte der Pflastersteinkrone Louis Philippe's. (Brief an Bunsen vom 13. Dezember 1848.)

Tempora mutantur! Die Zeiten ändern sich.

So aber wie König Friedrich Wilhelm der Vierte am 31. Januar 1848 an Louis Philippe geschrieben, so urtheilte damals die Welt der Ordnungsliebenden, voran die Fürsten und konservativen Minister Europas.

Für Louis Philippe war dieser Brief noch um so schmeichelhafter, weil die von Gottes Gnaden früher von ihm, dem „Usurpator“, anders gedacht. Hatte doch der Oberpotentat der festländischen Potentaten, der zugleich mit päpstlicher und kaiserlicher Würde ausstaffirte Czar Nikolaus, gar manchmal von der Höhe des Gottesgnadenthums herab dem „Sohn des Königsmörders“, dem „Kronenräuber“ den häßlichen Flecken seiner revolutionären Herkunft und sträflichen Illegitimität mit brutal berechneter Grausamkeit ins Gedächtniß gerufen.

Das war nun vergessen. Friedrich Wilhelm der Vierte war mindestens so legitim wie der russische Czar, und mindestens ebenso wohlbestallt von Gottesgnaden. —

Die Kammermajorität hatte gesprochen.

Die Opposition wollte die Antwort nicht schuldig bleiben.

Am 18. Februar erklärten 92 Deputirte, welche sich am 12. Februar der Abstimmung enthalten hatten, sie würden an einem für den 22. Februar anberaumten Reformbanquet theilnehmen.

Das war tapfer. Auch Herr Thiers war unter den Tapferen — man braucht also keine Angst zu haben. Und der parlamentarische Luftballon Odillon Barrot, heut verschollen, zu jener Zeit aber ein großer Mann, — der französische Bennigsen — Held der geschwollenen Phrase, mächtige, runde, den Redner berauschende Worte,

aber nichts als Wind und blauer Dunst in dem geschwellten Luftballon.

Guizot und der alte Louis Philippe kennen ihre Pappenheimer — den 21. Februar wird das Banquet verboten. Das Comité — keine Parlamentler — erklärt, es doch abhalten zu wollen.

Was thut die Opposition? Wie kann man fragen. Die parlamentarischen Oppositions-Maulkämpfer versammeln sich todesmuthig, um gegen das Unerhörte zu protestiren, und beschließen todesmuthig mit allen gegen 18 Stimmen, das Unerhörte über sich ergehen zu lassen und das Banquet nicht zu besuchen.

Guizot und der alte Louis Philippe lachen in's Fäustchen. Für sie war die Sache nun abgethan. Die Weltgeschichte für Frankreich wurde konstitutionell von den „großen Staatsgewalten“ gemacht: von dem König, seinen Ministern und den zwei Kammern. Außerhalb dieser „großen Staatsgewalten“ gab es nichts.

Daß von der parlamentarischen Opposition nichts zu fürchten war, darin hatten Guizot und der alte Louis Philippe ja gewiß recht. Diesen Parlamentsschwätzern war das Verbot ihres Banquets sogar sehr angenehm, weil es ihre Popularität erhöhte, sie in einem gefährlichen Licht erscheinen ließ — so ein Bramarbas hat kein höheres Ziel, als für gefährlich zu gelten — und, last not least, weil es ihnen prächtigen Stoff für neue donnernde Reden gab.

So weit stimmte die Rechnung. Nur, daß sie ohne den Wirth gemacht war. Oder sagen wir korrekter: ohne den eigentlichen Hauseigenthümer, der aber bisher ziemlich still in seiner Stube gesessen hatte, und dessen Existenz deshalb von den größten Einmiethern, den Großen der „großen Staatsgewalten“, ganz und gar vergessen worden war.

Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht — ohne das Volk.

Worte sind merkwürdige Dinger. Dem Parlamentler sind es schillernde Seifenblasen, die man in die Luft bläst, oder bunte Bälle, die man in harmlosem Spiel einander zuwirft. Dem Volke jedoch sind sie etwas solideres. Die schillernden Seifenblasen und bunten Bälle

sind in seinen naiven Augen wirkliche Kugeln, und das Wunderbarste ist: wenn es nach ihnen greift, verwandeln sich die Seifenblasen und Bälle mitunter wirklich in wirkliche, ernsthafte Kugeln.

Was die Herren Thiers, und Odillon Barrot und Genossen in die Luft hinausgeblasen hatten und noch hinauszublasen gedachten, das war an sich nicht der Rede werth, aber das Volk nahm die Seifenblasen ernst, und eines jener Wunder von der Verwandlung der Seifenblasen in Kugeln war im Begriff, sich zu vollziehen.

Guizot und der alte Louis Philippe merkten nichts.

Thiers, Odillon Barrot, und wie die Oppositionsschwarzkünstler alle heißen mochten, sie bemerkten nichts.

Es ist eine leicht nachweisbare Thatsache, daß Diejenigen, welche die Weltgeschichte zu machen glauben, meistens au fond höchst unschuldig an ihr sind. Beiläufig eine sehr glückliche Thatsache, denn was würde sonst aus der Welt werden bei der bekannten Intelligenz, mit welcher sie nach dem famosen Wort des kundigen Oxenstierna „regiert" wird?

Die Opposition hatte also tapfer beschlossen, das Reformbanquet dem Ministerium zu opfern. Doch sie wollte neben dieser passiven Erfüllung der Bürgerpflicht auch eine positive That verrichten.

Sie stellte am 22. Februar, als am Tag des verbotenen Banquets, in der Kammer den Antrag, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen.

Welche Courage! Vom konstitutionellen Standpunkt aus ist eine Ministeranklage nämlich, — was der Leser vielleicht nicht weiß — die mächtigste Kraftäußerung, das non plus ultra zerschmetternder Thatkraft.

Es ist wohl wahr, in der ganzen Geschichte des Konstitutionalismus gibt es nicht einen einzigen Fall von ernster Ministeranklage. Der englische Strafford verlor seinen Kopf während einer Revolution, und der französische Ministerprozeß gegen die Staatsstreich-Agenten Karl's X. erfolgte nach einer Revolution und war obendrein nur eine Farce.

Zweiundzwanzig Deputirte unterzeichneten den Antrag auf Ministeranklage — 22 von den 90 Oppositionshelden hatten die Courage, die Courage! — und genau so viel

tapfere Mundsoldaten legten ihn, den Antrag, auf das Bureau der Kammer nieder.

Darüber mußte nun Guizot, der sonst nicht leicht lachte, denn doch lachen. Ministeranklage! Der Antrag konnte nur einen Erfolg haben, ihm ein kolossales Vertrauensvotum zu verschaffen.

Andere Leute, die der Regierung nahe standen, faßten die Lage nicht ganz so humoristisch auf. Es gährte und brodelte in den „unteren Schichten“ gar zu vernehmlich.

Guizot wurde gewarnt. Pah! Kindische Befürchtungen! Die „großen Staatsgewalten“ waren „einig“, damit Basta. Und sollte die Canaille, die vile multitude, sich etwa beigehen lassen, die „Einigkeit der großen Staatsgewalten“ stören zu wollen, je nun, es standen 31,000 Soldaten mit 5370 Pferden schlagfertig in Paris — das genügte für alle Eventualitäten.

Inzwischen wurde es auf den Straßen ominös lebendig. Allerhand Rufe ertönten. Keine revolutionären Rufe! „Es lebe die Reform!“ Und dann und wann: „Nieder mit Guizot!“ An die Rufe war man gewöhnt. Das Bedenkliche waren die Rufer.

Es waren nicht Studenten, nicht Commis, nicht Epiciers — es waren Arbeiter — das bedeutete: die „unteren Schichten“ der „Meerfluth Paris“ wurden aufgerührt, und das kündete Sturm.

Guizot lächelte seelenvergnügt und selbstzufrieden, und der alte Louis Philippe war nie lustiger gewesen als an jenem Tage. Sein „Gesicht strahlte“ (il avait le visage rayonnant), berichtet ein Augenzeuge.

Auch noch am Abend, als die Nachricht kam, Volkshaufen hätten Wachthäuser angesteckt und sich der Waffen zu bemächtigen gesucht.

Die Wogen gingen höher und höher, und wühlten immer mehr von den „unteren Schichten“ herauf.

In der Nacht vom 22. auf 23. Februar wuchs die Aufregung. Noch keine Zusammenstöße zwischen Truppen und Volk, aber sichere Anzeigen, daß die Massen in Fluß geriethen. Die Marseillaise ertönte auf den Straßen und weckte die alten Revolutions-Erinnerungen. Aux armes citoyens!, zu den Waffen, Bürger!, der alte mächtige Weckruf — Schlachtruf.

Die Richtigkeit des Darwin'schen Angewöhnungs- und Vererbungsgesetzes erweist sich recht klar an den Parisern. Seit 1787 — der Zeit der Conflikte mit dem Parlament, welche die Ouverture der Revolution bildeten, ist der Bevölkerung von Paris die Revolution angewöhnt, die revolutionäre Gesinnung vererbt worden.

Heute sind es vier Generationen der Revolution — damals waren es erst zwei. Indeß schon genug. Kein Pariser Kind damals, dem der Vater und Großvater nicht erzählt hätte von dem Bastillesturm, vom Spaziergang nach Versailles am 5. Oktober 1789, vom Tuileriensturm am 10. August 1792, vom „Vaterland in Gefahr" (la patrie en danger), von dem Staatsstreich gegen die Girondisten, von den Julitagen, von den Aufständen unter Louis Philippe. Und: „ich bin dabei gewesen", konnte der Erzähler meistens hinzufügen. Das ist gleich etwas anderes, als wenn man blos vom Hörensagen erzählt.

Jedes Kind wußte, was eine Revolution ist, vom Vater oder Großvater, der selber dabei gewesen. Und jeder Pariser über 30 Jahre war „selber dabei gewesen". Die Revolution war Volksrecht, Volkspflicht und Volksgewohnheit. Und man könnte die französische Regierung zu jener Zeit nennen: Parlamentarismus korrigirt durch Revolution. Die Revolution war Staats-Einrichtung. Und das ganze Volk glaubte an sie.

Einer solchen revolutionsgewohnten Bevölkerung kommt der Gedanke an Revolution, wo er anderen Leuten noch unabsehbar fern liegen würde.

Am Morgen des 23. Februar hatten die Sturmzeichen sich stark vermehrt. Eine Täuschung war nicht mehr möglich.

Und doch wollten Guizot und Louis Philippe an keine Gefahr glauben. Erst als die Nachricht eintraf, Nationalgardisten mischten sich unter die Volkshaufen, wurde der alte Louis Philippe stutzig und bekam Angst. Die Nationalgarde, das war ja auch so ein Theil der „großen Staatsgewalten" — und eine Lüge wie diese. Sie verhielt sich zur alten Pariser Nationalgarde der 90er Revolutionsjahre, wie die Kammern Louis Philippe's zum Convent.

Gleich diesen umfaßte sie nur einen winzigen Bruchtheil des Volkes — denselben Bruchtheil, der die Kammern

wählte, mit etlichem kleinbürgerlichem Anhängsel theils zur Verzierung, theils zur Förderung der sehr nützlichen, für einen „Bürgerkönig“ und die „beste der Republiken“, sogar nothwendigen Fiktion, „das Volk“ sei bewaffnet und „das bewaffnete Volk“ sei ein Herz und eine Seele mit der Regierung.

Das kleinbürgerliche Anhängsel war nun auf einmal rebellisch geworden. Der Ingrimm, welcher seit Langem die Epiciers (Kleinkrämer) beseelte, hatte sich der Nationalgarde mitgetheilt. Es war richtig, in den Reihen der „Tumultuanten“ ließen sich ziemlich viel Nationalgarden-Uniformen erkennen.

Das war bedenklich. Es krachte im Gebälk der „großen Staatsgewalten.“ — Louis Philippe schickte zu Molé. Das heißt: es dämmerte ihm auf, daß Guizot und er selber den Bogen zu scharf gespannt hatten, und, blos vom Triebe der Selbsterhaltung erfüllt, entschloß er sich ohne den geringsten Skrupel, seinen „langjährigen, treuen und tausendfach bewährten Diener und Freund“ Guizot über Bord zu werfen, und den alten Parlamentarier Molé, so ein Mittelding zwischen Thiers und Guizot — etwas weniger doktrinär wie dieser und etwas weniger hanswurstig und phrasenhaft wie jener, mit Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen.

Daß er seinen Guizot dem See, der ein Opfer wollte, so leichten Herzens preisgab, ist für den Mann ebenso charakteristisch wie die Illusion, durch einen parlamentarischen Coulissenwechsel den heranziehenden Sturm zu beschwören. Große oder gar edle Gesichtspunkte waren Louis Philippe stets fern gewesen. Die Kunst des Regierens bestand für ihn blos darin, seine dynastischen und Familieninteressen — zwischen 1830 und 1848 verdreifachte er das vorher schon ungeheure Familienvermögen — zu befriedigen und den durch die Verhältnisse gebotenen Eiertanz mit der nöthigen Geschicklichkeit zu tanzen. Und die Jahre hatten seine Hab- und Herrschsucht, seinen Egoismus, seine Neigung zu Listen und Kniffen bis zur krankhaften Uebertreibung entwickelt. Ein Staatsmann war er nie gewesen, aber er hatte oft Beweise von staatsmännischer Klugheit gegeben. Die Klugheit war zu einer förmlichen Wuth der Pfiffigkeit ausgeartet. Die

kleinlichsten Ränke und Intriguen waren ihm zur anderen Natur geworden. Den geraden Weg zu gehen, war ihm einfach unmöglich, er mußte Jeden, mit dem er zu thun hatte, überlisten. Und das Ende vom Lied war, daß er sich selbst überlistete.

Nicht mehr fähig, gerade und einfach zu denken, hatte er sich allmälig den gesunden Menschenverstand abgewöhnt und glaubte, wie an die eigene Unfehlbarkeit, so an die Allheilkraft seiner kleinen politischen Kniffe.

Molé für Guizot! Ein konstitutionelles Rezept gegen eine Revolution. Eine parlamentarische Umkleidungsfarce, um den „erwachten Löwen" der Faubourgs zu beschwichtigen.

Der ganze Louis Philippe, der sich schließlich in den Schlingen seiner Schlaumeierei fängt!

Molé wird am Nachmittag des 23. berufen.

Die Dinge hatten aber inzwischen ein so drohendes Aussehen gewonnen, daß die Regierung in allem Ernst an die 31,000 Soldaten und 5000 und etliche Hundert Pferde denken mußte.

Wenige Stunden nach Molé wurde Bugeaud in die Tuilerien geladen — Bugeaud, der unerbittlichste, grausamste der „algerischen Generale", die sämmtlich des Rufes genossen — und mit Recht —, in Algier das ABC der Menschlichkeit verlernt zu haben. Dabei ein Reaktionär vom reinsten Wasser — wohl die verhaßteste aller politischen Persönlichkeiten in Frankreich.

Bugeaud kam, erklärte, mit den vorhandenen Machtmitteln auszureichen, vorausgesetzt, daß man ihm freie Hand — carte blanche — gäbe. Carte blanche wurde vom „Bürgerkönig", von der „besten der Republiken" gegeben — das heißt die Erlaubniß, in Paris Krieg à l'Algeriénne — in algerischer Manier — zu führen, das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen, zu massacriren, zu sengen, zu brennen.

Um 6 Uhr Abends am 23. Februar übernahm Bugeaud, Marschall von Isly, den Oberbefehl über die in Paris vorhandenen und dahin beorderten Streitkräfte.

Molé auf der einen Seite, Bugeaud auf der anderen — hier das konstitutionelle Zuckerbrod, da die militärische

Peitsche, und was für eine! Noch schlimmer, als die neunschwänzige Katze — eine Peitsche, die todtschlug.

Daß die Wirkung der Berufung Molé's durch die der Berufung Bugeaud's aufgehoben werden mußte, war so naheliegend, daß der Schlaumeier Louis Philippe es natürlich nicht bemerkte.

Es war übrigens nicht viel mehr zu verderben. Der Kampf hatte begonnen — einzelne Militärabtheilungen waren angegriffen, Wachtposten entwaffnet, Gewehrläden geplündert, Barrikaden gebaut worden. Noch nicht viel. Die „grauenhafte Meerfluth Paris“ brauchte noch einige Zeit, um voll in Bewegung zu kommen. Es bedurfte noch eines gewaltsamen Anstoßes.

Die Nachricht von der Entlassung Guizot's verbreitete sich und wurde nicht ungünstig aufgenommen. Das Aux armes citoyens! ertönte nur sehr vereinzelt. Vorherrschend war der Ruf Vive la Réforme! Aber die Straßen sind mit Menschen gefüllt. Das Revolutionsmaterial ist da.

Einem erklärlichen Antrieb folgend, wenden sich gegen 9 Uhr Abends die Volksmassen, welche bis dahin planlos hin- und hergewogt, nach dem Boulevard des Capucines, wo Guizot wohnte. Unter dem Gesang der Marseillaise nahen sie — da findet sich plötzlich ein Hinderniß: ein Bataillon Soldaten verwehrt den Weitermarsch. Niemand denkt an Kampf. Von der Volksmenge sind nur wenige bewaffnet, und diese höchst unvollkommen. — Niemand denkt in diesem Moment an eine Straßenschlacht.

Revolutionen werden eben nicht gemacht, sie werden. Nicht der Wille Einzelner ist es, der sie zum Ausbruch und zum Gelingen bringt, es ist die Elementarkraft der Massen.

Hier zunächst die Elementarkraft in des Wortes elementarster Bedeutung.

Der Zug des Volkes war lang; die hinten Marschirenden, die nicht wissen, daß und welches Hinderniß die Spitze des Zuges aufgehalten hat, drängen und schieben voran, die vorne Marschirenden werden gegen die Soldaten gedrängt, geschoben. Der kommandirende Offizier, der hierin feindselige Absicht erblicken mochte und den Kopf verloren zu haben scheint, gibt den Befehl, das

Bayonnet zu fällen. Die Gewehre senken sich — ein Schuß kracht und dann eine ganze Salve in den dichten, unmittelbar vor den Gewehrläufen sich drängenden Menschenknäuel.

Ein Moment geisterhafter, beängstigender Stille, und ein furchtbarer Racheschrei dringt empor zum Himmel. Dreiunddreißig Todte, siebenundvierzig Schwerverwundete bedecken den Boden. Kein Schwanken mehr. Jetzt wußte Jeder, was zu thun war. Das Volk rafft die Todten, die Verwundeten auf, und nach allen Seiten vertheilen sich die Massen unter dem Ruf: Verrath! Rache! — und als Beweis des Verrathes und als Ansporn zur Rache zeigt man die blutigen Körper der Erschossenen und Verwundeten!

Der Offizier, welcher vor dem Ministerpalais kommandirte, leugnet entschieden, den Befehl zum Feuern gegeben zu haben — der erste Schuß sei durch einen Zufall losgegangen, — die Salve hernach durch ein Mißverständniß.

Der „Zufall" und die „Mißverständnisse" haben im „tollen Jahr" eine bedeutsame Rolle gespielt. Wenn die berufenen Leiter der Menschen den Kopf verlieren, gelangt allerdings der Zufall zur Herrschaft, und der Zufall erzeugt Mißverständnisse.

Wir haben keinen Grund, an der Wahrhaftigkeit jenes Offiziers zu zweifeln, dessen Aussagen beiläufig durch das ganz unverdächtige Zeugniß seiner Soldaten bestätigt werden.

Eine reaktionär-revolutionäre Legende läßt den verhängnißvollen Schuß nicht aus den Reihen des Militärs, sondern des Volks gefallen sein. Der alte Verschwörer und Barrikadenmann Lagrange habe ihn abgefeuert, um das Militär zu einer Metzelei zu provoziren, die das Volk in die nöthige revolutionäre Stimmung versetzen sollte.

Es ist dies ein Märchen — erfunden von Royalisten, welche die Februarrevolution als das Produkt eines gemeinen Theatercoups hinstellen möchten, nachgeredet und geglaubt von den Millionen, die, wo sie große Ereignisse sehen, auch absolut den Urheber sehen wollen. Es ist das die naiv-religiöse Geschichtsauffassung, auf die Geschichte übertragen die famose theologische Uhrmacher-Theorie von

der Weltschöpfung durch den himmlischen Werkmeister —, die von der staatenerhaltenden Polizei beschützte, gehegte und gepflegte Staatstheorie, die von dem organischen Werden keinen Begriff hat, und für Alles einen Deus ex machina braucht — einen Theatergott, der den Knoten löst und Alles mit sichtbaren Fingern fein säuberlich ordnet.

Die „Führer“ des Volks hatten damals ebensowenig einen Plan, wie die Vertreter der Regierung, die den Kopf vollständig verloren hatten. Es kam keinem von ihnen entfernt in den Sinn, eine Revolution „machen“ zu wollen, weder durch einen Schuß, noch durch ein anderes Kunststückchen.

„Ja, aber wenn der Schuß nicht abgefeuert worden wäre, hätte es doch keine Revolution gegeben. Die Wirkung des Schusses ließ sich leicht voraus berechnen. Warum sollte nicht Jemand sie vorausberechnet und ein revolutionärer Riccaut de la Marlinière den Schuß abgefeuert haben „pour corriger la fortune“ — um das Glück zu verbessern?

Gemach! Die Wirkung des Schusses läßt sich allerdings leicht vorausberechnen — hintennach. Im Voraus geschieht derlei außerordentlich selten. Wir haben wohl in der Geschichte Beispiele der feinstberechneten Verschwörungspläne, die mitunter auch bei der Ausführung vollständig klappten (jedoch nicht oft!), allein solche Verschwörungspläne haben niemals zu einer R e v o l u t i o n geführt. In der Geschichte haben wir ferner, wie männiglich bekannt, auch verschiedentliche Revolutionen, richtige echte Revolutionen — und alle diese Revolutionen sind von den mythenbildenden Zeitgenossen mit und ohne Tendenz für das Produkt von Verschwörungen ausgegeben worden — indeß der historischen Kritik ist es in jedem einzelnen Falle ein Leichtes gewesen, den Nachweis zu liefern, daß es zwar an Verschwörungen nicht gefehlt hat, daß diese Verschwörungen aber an dem Gang der Revolution gerade so unschuldig gewesen sind, wie das Heupferd an dem Gang des Heuwagens, auf welchem es herumhüpft.

Was insbesondere den Schuß des Boulevard des Capucines betrifft, so hat Lagrange selber das Abgeschmackte der Legende auf's Schlußtriftigste nachgewiesen.

„Und wenn der Schuß nicht gefallen wäre, dann hätte es keine Februarrevolution gegeben.“

Die alte Geschichte von der Nase der Kleopatra.

Wäre dieser Schuß nicht gefallen, dann wäre ein anderer gefallen. Und wenn nicht ein Schuß, dann etwas Anderes. — Die Lawine war schon so weit fertig, daß jeder Sperling, der sich darauf setzte, sie in's Rollen bringen konnte.

Genug. Der Schuß war gefallen, die Metzelei erfolgt. Der gewaltsame Anstoß, an dem es bis dahin noch gefehlt hatte, war gegeben worden, der elektrische Funke in den aufgehäuften Zündstoff geblitzt.

Im Nu sind die tumultuirenden Massendemonstrationen zur Revolution geworden.

Nachdem vorher nur wenige Barrikaden errichtet worden, und zwar nicht an den entscheidenden Punkten, bedeckt sich jetzt Paris mit Barrikaden. Und es ist Plan darin. Während der Nacht wachsen 1512 Barrikaden wie durch Zauberei aus dem Boden. Die Collectivkraft Hunderttausender ist noch mächtiger als Zauberei. Und Waffen sind beschafft: Nationalgardenflinten, Jagdflinten und Luxusgewehre aller Art, theils von den Eigenthümern geführt, theils ihnen mehr oder weniger zwangsmäßig entliehen, oder Waffenläden entnommen. Und die Barrikaden werden vertheidigt.

Die Orleansdynastie ist in Gefahr. Kein Zweifel. Der kleine Thiers sieht es, und er beschließt, die Dynastie zu retten, obgleich sie sich eigentlich schwer an ihm versündigt hat, indem sie statt seiner den tölpelhaften, verbohrten Guizot, der an der ganzen Bescheerung schuld, zum Leiter des Ministeriums machte. Aber er ist großmüthig, der kleine Mann, er verzeiht Louis Philippe, begibt sich in die Tuilerien, und legt dem inzwischen stark in seinem Vertrauen erschütterten König den Rettungsplan vor. Sehr einfach! Ministerium Thiers-Barrot, ein „liberales“ Wahlprogramm mit Wahlreform, welche die Zahl der Deputirten um 50 und die der Wahlberechtigten um 150,000 erhöht. Das war billig. Louis Philippe erklärte sich einverstanden.

Ministerium Thiers-Barrot! Das war das Wunderwort, welches die sturmgepeitschten Wogen beruhigen sollte.

Es war um 3 Uhr Morgens am 24. Februar.

Unmittelbar vor Thiers war Bugeaud in den Tuilerien gewesen. Er bereitete sich vor, an's Werk zu gehen. „Es ist ein wenig spät — man hätte mich früher beginnen lassen sollen. Aber ich bin noch nie geschlagen worden und denke heute nicht aus meiner Gewohnheit zu fallen. Man lasse mich nur machen, und tüchtig mit Kanonen drein schießen! Es wird Blut fließen, — allein morgen wird die Macht auf Seiten des Gesetzes sein und werden die Rebellen ihr Theil weghaben." (Qu'on me laisse faire et tirer le canon, il-y-aura du sang répandu, mais demain sera la force du coté du droit, et les factieux auront leur compte).

Man ließ ihn machen, und Bugeaud, „der Schlächter der Rue Transnonaine"*) gab Befehl schonungslos gegen die Aufständischen vorzugehen; er traf seine Maßregeln mit unleugbarem Geschick, suchte die Barrikadenlinien zu durchbrechen, und die Streitkräfte der Revolution zu trennen und die getrennten zu zerschmettern. Anfangs schien das Glück ihm zu lächeln. Doch der Widerstand ward immer zäher, wie das in der Natur improvisirter Straßenkämpfe liegt. Indeß er war besten Muths. Die Kanonen donnerten, das Blut floß in Strömen — er war in seinem Element. Es roch nach der Rue Transnonaine.

Mittlerweile rannte Thiers in Paris bei seinen Freunden herum, um Minister zu suchen. Die Kanonen donnerten, das Gewehrfeuer knatterte — à bas Guizot! à bas Molé! vive la Réforme! rief es wild von den Barrikaden, und dazwischen vive la République!, doch noch ganz vereinzelt.

Thiers ließ sich nicht irre machen — er suchte, suchte und fand.

Um 7 oder 8 Uhr Morgens hatte er wirklich sein Ministerium zusammen — lauter tadellose Parlamentler und Phrasenhelden von seiner Sorte.

Louis Philippe war gerettet. Thiers wurde Minister!

---

*) Wo er 1839 einen republikanisch-socialistischen Aufstand (an dem Blanqui und Barbès betheiligt waren) mit furchtbarer Grausamkeit unterdrückt hatte.

Da ertönte eine Kassandrastimme: „Sagen Sie Ihrem Herrn", antwortete Marrast, Chefredakteur des honnet-republikanischen „National", dem Sekretär des Thiers, der ihm die neue Ministerliste überbracht hatte, „sagen Sie Ihrem Herrn, das genügt nicht. Wir müssen die Abdankung des Königs haben, und zwar vor Mittag. Nach Mittag würde es zu spät sein."

Das war das erste „zu spät" an jenem Tag.

Man betrachte die Aeußerung genau. Herr Marrast, der in seiner Eigenschaft als Chefredakteur des offiziellen Organs der offiziellen Republikaner einer der berufensten Vertreter seiner Partei war, denkt am 24. Februar Morgens 8 Uhr noch nicht an die Republik. Was er im Auge hat, ist die Abdankung des Königs, d. h. die Beibehaltung der Dynastie, nach Entfernung des bisherigen Chefs.

Auch auf den Barrikaden, wie wir gesehen, waren die republikanischen Rufe noch keineswegs vorherrschend.

L'appetit vient en mangeant. Der Appetit kommt erst beim Essen — die Idee der Republik kam im Lauf des Kampfes.

Nicht zufällig. Durchaus nicht. Sie mußte kommen, sobald der Kampf ernsthaft wurde. Die republikanischen und revolutionären Anschauungen und Impulse waren so stark in der Pariser Bevölkerung, daß eine andere Möglichkeit gar nicht denkbar war.

Nur die „Führer" begriffen es nicht, weil sie mit dem Volk nicht in Fühlung waren. Die offiziellen Republikaner, die „Honneten", die „Blauen", eben die Partei des „National", waren gute Bourgeois und Aristokraten, die aus Liebhaberei für die Republik schwärmten, **républicains en gants jaunes** — Republikaner in gelben Glacéhandschuhen, die — wir meinen die Glacéhandschuhe — beschmutzt worden wären, wenn die feinen Herren Besitzer dem rüstigen, schweißbedeckten Volke den Puls gefühlt hätten.

Es gab freilich auch noch andere Republikaner, die der „Reforme" — so benannt nach ihrem Hauptorgan —, mit Ledru Rollin als hervorragendsten Führer; jedoch auch diese Republikaner, obgleich mit den verschiedenen socialistischen Sekten, Saint Simonisten, Fourieristen, Cabetisten, Proudhonianern in einer Art von Cartellverhältniß, verstanden nicht viel von der Volksseele, und was

speziell den bedeutendsten Führer betrifft, Herrn Ledru Rollin, so war dieser zwar unleugbar der Sache der Republik voll und ganz ergeben, und es fehlte ihm auch nicht an revolutionären Impulsen, allein ein Revolutionär war der gute Mann nicht, und von revolutionärer Psychologie, um uns so auszudrücken, hatte er ebensowenig Begriffe wie von revolutionärer Strategie.

Doch wir sind am Marrast'schen „zu spät." Zunächst blos ein „zu spät!" für das Ministerium Thiers als Ministerium Louis Philippe's.

Thiers und seine Ministerkollegen in partibus ließen sich nicht irre machen. Sie begaben sich nach den Tuilerien, um Louis Philippe zu retten. Unterwegs merkten sie, daß die Situation „sehr ernst" geworden war. Odillon Barrot wollte wieder umkehren, es schien ihm hoffnungslos, den Sturm noch bannen zu wollen. Doch ließ er sich mitnehmen.

Der König schlief noch; die beiden Prinzen, Némours und Montpensier, waren sehr niedergeschlagen. Ein Fabrikant, Mr. Fauvelle, ein guter Orleanist, stürzt herein und verlangt sofortige Einstellung des Feuers Seitens der Truppen, oder Alles sei verloren. Man nimmt Rücksprache mit Bugeaud, der sein Hauptquartier in einem Zimmer der Tuilerien hat. Bugeaud fährt auf, indeß die Prinzen und Thiers reden ihm so nachdrücklich zu — er mochte auch merken, daß er zu viel versprochen, als er sein Wort gegeben, von der Gewohnheit des Sieges nicht abzuweichen — daß er an General Bedeau, der zunächst engagirt war, den Befehl schickte: „— Meine Verfügungen haben eine Aenderung erfahren. Lassen Sie das Feuer überall einstellen, und die Nationalgarde den Sicherheitsdienst übernehmen. Suchen Sie durch Worte der Versöhnung zu beruhigen und ziehen Sie sich gegen den Carousselplatz zurück."

Das war um 9 Uhr Vormittags. Es war aber schon zu spät!

Ein Jahr nachher soll Bugeaud mit dem Fabrikanten, der den Befehl veranlaßte, in einer Gesellschaft zusammengekommen sein und ihm gesagt haben: „Ich hätte Sie, ohne Sie zu hören, von mir jagen — ich hätte, taub für das Geheul von Euch Herren Bourgeois und von Eurer

Nationalgarde, die sämmtlich den Kopf verloren hatten, meinen König in seinen Tuilerien vertheidigen und ohne Gnade drauf los schießen sollen. Louis Philippe säße noch auf dem Thron und Ihr würdet mich jetzt dafür zu den Wolken erheben. Aber was wollen Sie? — Ich war verwirrt durch einen Schwarm von Feiglingen und Höflingen, welche mich gerade so jammerselig gemacht hatten, wie sie selbst waren".

Nun — darin hätte er Recht gehabt — die Herren Bourgeois wären sehr froh gewesen, wenn sie ein paar Monate nachher Louis Philippe wieder gehabt hätten. Aber die Bourgeois haben ja auch die Februarrevolution nicht gemacht. Im Gegentheil. Sie wurde gegen sie gemacht. Louis Philippe war ja gerade ihr Mann, und wenn Einer der ihrigen Einstellung des Feuers forderte, so geschah es nicht, um der Revolution zum Sieg zu verhelfen, sondern in der — allerdings unbegründeten — Erwartung, der Revolution die Spitze abzubrechen.

Und ob Herr Bugeaud so sicher mit der Revolution fertig geworden wäre, wie er bramarbasirt?

Wir haben gesehen, an tapferen Worten fehlte es ihm nicht. Und er hatte sogar noch am Morgen des 24. Februar zu Thiers gemeint: „Wenn die Nationalgarde mit uns geht, dann um so besser; wenn nicht, auch gut — dann werden wir ohne sie, und im Nothfall auch mit ihr fertig."

Gewiß tapfere Worte. Und der Mann war auch tapfer. Das kann ihm Niemand absprechen. Aber was hätte die größte Tapferkeit ihm geholfen bei dem sich für ihn von Minute zu Minute ungünstiger gestaltenden Mißverhältniß der Kräfte?

Während er auf seine 31,000 Mann Soldaten, die durch Zuzüge höchstenfalls um 5000 erhöht werden konnten, beschränkt war, nahm die Zahl der Barrikadenkämpfer unaufhörlich zu, und während er die ihm geschlagenen Lücken nicht ausfüllen konnte, waren auf Seiten des Volks 10, 20 Kämpfer bereit, für jeden Gefallenen einzutreten.

Die Schüler der Ecole Polytechnique, — die Polytechniker — hatten sich für die Revolution erklärt und ihr Offiziere geliefert. In diesen Söhnen der Bourgeoisie stak noch revolutionärer Idealismus. Die Nationalgarde

hatte keine „Schneid.“ Zum Theil war sie „unzufrieden“, und gab ihre Gewehre, wenn nicht ihren Arm. Und — schlimmstes vor Allem für Bugeaud — die Armee selbst war keineswegs ganz zuverlässig.

Louis Philippe, der eminent ein Friedenskönig war, hatte bei der Armee nie in sonderlichem Ansehen gestanden; und außerdem muß man den demokratischen Charakter der französischen Armee bedenken, welche der öffentlichen Meinung, dem öffentlichen Gefühl nie ganz verschlossen werden kann.

Der französische Soldat fühlt sich immer als Theil des Volks.*) Ist seine Stimmung im Einklang mit den Befehlen der Regierung oder doch nicht im Gegensatz zu ihnen, dann kämpft er gegen das Volk, gegen seine Mitbürger ebenso tapfer und ebenso freudig wie gegen einen auswärtigen Feind. Ist diese Harmonie, oder zum Mindesten dieser Mangel an Disharmonie aber nicht vorhanden, — und das war im Februar 1848 der Fall — dann ist auf den französischen Soldaten kein Verlaß.

Die Soldaten schlugen sich von Anfang an ungern gegen das Volk, und die Abneigung wuchs mit dem Wachsen des Aufstands.

Dazu kam noch, daß die oberste Leitung keine feste war, und bald zur Rathlosigkeit wurde.

Wer waren die „Feiglinge und Höflinge“, über welche Herr Bugeaud sich beschwert? Königliche Prinzen und der Chef des Ministeriums.

Der König selbst, der am Morgen des 24. Februar einige Stunden — fieberhaft unruhig — schlief, war wie zerschmettert. Er schwankte wie ein Rohr zwischen den verschiedensten Entschlüssen hin und her, und hatte nur Einen Gedanken, seinen Thron nicht zu verlieren, an den er sich verzweifelt festklammerte.

Ganz abgesehen von Bugeaud, der ja nur vollziehendes Werkzeug war, herrschte thatsächliche Anarchie. Und Anarchie in solchem Augenblik ist gleichbedeutend mit dem Sieg der Revolution.

---

* Was freilich nicht ausschließt, daß er unter Umständen, wenn die Bestialität systematisch geweckt und angestachelt ist, gegen das Volk bestialischer sein kann, als bestialisch. Denken wir nur an die „blutige Maiwoche“ des Jahres 1871.

Es gilt das nicht blos von der Februarrevolution. Auch die übrigen Revolutionssiege des „tollen Jahres“ lassen sich auf solche Anarchie zurückführen. Daß eine undisziplinirte, schlechtbewaffnete Volksmenge es mit einer, der Gelegenheit numerisch nur irgend entsprechenden, regulären Truppenmacht nicht aufnehmen kann, ist so klar, daß es keiner näheren Ausführung bedarf. Wenn trotzdem die Truppen so oft vor undisziplinirten Volksmassen das Feld zu räumen hatten, so erklärt sich dies durchweg aus der Rathlosigkeit der Regierungen, die den Kopf verloren haben. Aber au fond ist dies nur eine Tautologie, denn wenn die Regierungen den Kopf nicht verlieren, gibt es überhaupt keine Revolution, und wenn eine Revolution losbricht, dann verlieren die Regierungen auch den Kopf. Das ist das Kriterium einer Revolution — das ist es, was den Unterschied zwischen einer Revolution und einem Putsch oder einfachen Aufstand bedingt.

Louis Philippe selbst, der hintenach, das heißt nachdem er den Thron glücklich verloren, seinen Kopf wieder fand, hat drüben in England seinem Höfling Cuvillier-Fleury gesagt: „Gegen eine moralische Insurrektion gab es weder Angriff noch Vertheidigung. Man hat behauptet, ich hätte den Befehl gegeben, das Feuer einzustellen. Das ist unwahr. Wozu auch ein solcher Befehl? Er lag ja in der Luft.“

Das ist ein wahres Wort. Gegen die moralische Insurrektion, die freilich viel richtiger als moralische Revolution zu bezeichnen war, war kein Kraut gewachsen. Ist’s einmal so weit, dann ist Matthäi am Letzten. Dann gibt’s verhängnißvolle Zufälle, „Mißverständnisse“, Ordre, Contreordre, Desordre*) — Rathlosigkeit. Das liegt in der Luft.

„Abdankung des Königs“, hatte Marrast am 24. Morgens 8 Uhr gesagt. „Nach 12 Uhr wird auch das zu spät sein.“

Thiers und Barrot hatten dazu gelächelt. Aber etwas mehr als ein bloßer Ministerwechsel und das Versprechen

*) Ein französisches Wortspiel, das unter einer Carrikatur Louis Philippe’s stand, und das auf dem Doppelsinn des Worts ordre: Befehl und Ordnung beruht; ordre, contreordre, désordre heißt: Befehl, Gegenbefehl, Unordnung (Verwirrung).

einer mäßigen Wahlreform mußte dem Volk doch geboten werden.

„Sofortige Auflösung der Kammer!“ sollte die Panacée sein.

Gegen 9 Uhr Vormittags wurden sie vom König empfangen. Der Schlummer hatte ihn nicht erquickt, auch keinen Rath gebracht. Niedergeschlagen saß der alte Mann da, Thiers und Barrot sein unbegrenztes Vertrauen betheuernd. Was sie vorschlugen, hatte seine Billigung. Ernennung des populären Generals Lamoricière zum Theilinhaber des Truppenkommandos neben dem unpopulären Bugeaud, den man aber nicht Knall und Fall entfernen könne. „Zugestanden!“ — Sofortige Auflösung der Kammer! Der König erhob sich erregt: „Niemals!“

Seine „Zufriedenen“ (satisfaits) waren ihm an's Herz gewachsen. Sie hatten die Sache so vortrefflich gemacht, die Maschine mit den „großen Staatsgewalten“ so hübsch besorgt und gepflegt — er konnte sich von ihnen nicht trennen.

Niemals! Und noch einmal Niemals!

Die brandende Fluth steigt, steigt!

Der Kampf ist von Neuem entbrannt — was waren die Befehle Bugeaud's? — näher und näher kommt das Donnern und Knattern der Kanonen und Musketen.

Aus dem Niemals! wird ein zitterndes Ja!

Es ist 10 Uhr.

Die Heilsbotschaft der Auflösung muß dem Volke mitgetheilt werden.

Thiers schreibt rasch eine Proklamation:

„Paris, den 24. Febr. 10 Uhr Morgens. Bürger (Citoyens!!) von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzustellen, ist gegeben, wir haben vom König den Auftrag erhalten, ein neues Ministerium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöst, und an das Land appellirt. Der General Lamoricière ist zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne sind Minister.

Freiheit, Ordnung, Reform!

Barrot. Thiers!“

Wenn das nicht gut für die Revolution ist!

Ach! Die Zauberwirkung blieb aus. Thiers kann sich mit dem famosen Wort trösten, die Julimonarchie sei am Mangel einer Druckerpresse zu Grunde gegangen. Auch eine Nase der Kleopatra — wenn auch keine sonderlich schöne. Es war nämlich in den Tuilerien keine Druckerei, und die Plakate mußten in den Druckereien der (Girardin'schen) „Presse" und des (Thiers'schen) „Constitutionel" fertig gestellt werden, worüber natürlich einige Zeit verstrich.

Wäre die wunderthätige Proklamation mit der wunderthätigen Auflösung und dem wunderthätigen Namen Thiers rechtzeitig und in genügender Menge den Citoyens von Paris bekannt geworden, so hätten diese selbstverständlich sofort die Flinten weggeworfen, und statt vive la République! — vive Thiers! gerufen.

Als die Proklamation endlich fertig war und angeklebt wurde, da hatten die Republikaner den teuflischen Gedanken, sie mit einer auf ähnliches Papier in gleichem Format gedruckten, von dem Redakteur der „Reforme", Flocon geschriebenen, und von Proudhon (ehemaligem Setzer) eigenhändig gesetzten Proklamation zu überkleben, des Wortlauts:

> Citoyens! Louis Philippe läßt Euch ermorden, wie seiner Zeit Karl der Zehnte (Louis Philippe's Vorgänger) es that. Mag er hingehen, wohin Karl der Zehnte gegangen!"

Das war deutlich.

Barrot und Lamoricière — das Hasenherz Thiers hatte hierzu keine Courage — wollten durch ihr persönliches Erscheinen den Wirkungen der leider nicht wunderthätigen Proklamation zu Hülfe kommen — sie besuchten einige Barrikaden, die nicht im Kampf mit den Truppen waren, und verkündigten den Blousenmännern die große Mär, daß Thiers Minister geworden u. s. w. „Nieder mit Bugeaud!" hieß es auf der ersten Barrikade!, „Nieder mit Guizot!" auf der zweiten, „Nieder mit Thiers!" auf der dritten, und als sie an die vierte kamen — bei der Porte Saint-Denis — da hieß es: „Fort mit den Schwätzern! Fort mit den Volksbetrügern! Wir wollen keinen Molé, keinen Thiers, keinen Barrot. Nieder mit Louis Philippe! Es lebe die Republik! Auf nach den Tuilerien!"

Und um diesen sehr nachdrücklichen und verständlichen Worten noch größeren Nachdruck und größere Verständlichkeit zu geben, erhoben sich etliche Musketen und richteten ihre Mündungen auf die Brust des armen Barrot, der mit affenartiger Geschwindigkeit verschwand — etwas langsamer gefolgt von dem feuerfesten Lamoricière — und erst in seiner Wohnung wieder zu Athem kam.

Dort fand er mehrere Freunde versammelt, darunter auch den (honneten) Republikaner Garnier-Pagès. Man sieht, wie nahe das Republikanerthum dem monarchischen Liberalismus war.

Die Gesellschaft war recht trübselig. Herr Garnier-Pagès, der den revolutionserfahrenen Politikus und Pfiffikus spielen wollte, machte die schlaue Bemerkung: „Heute sind Sie an der Reihe, morgen werden meine Freunde und ich es sein, übermorgen ist es Ledru Rollin." Der schlaue Garnier-Pagès wußte nicht, daß es mit den Barrot, Thiers und Consorten bereits vorbei war, und daß schon in wenigen Stunden die Reihe an die honneten und unhonneten Republikaner kommen sollte.

Und gleichzeitig verübte Herr Ledru Rollin einen ähnlichen Beweis von politischem Scharfsinn und Scharfblick, indem er im Palais Bourbon (dem Kammerpalast) gegen einige liberale Deputirte die collegialische Aeußerung that: Messieurs (Meine Herren)! Sie haben keine Zeit zu verlieren. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentschaft (für den minderjährigen Grafen von Paris — den ältesten Sohn des verunglückten Kronprinzen) nicht proklamirt ist, wird das Volk herüberkommen, die Kammer sprengen und die Revolution zu einer ganzen machen."

Es war das um 11 Uhr Vormittags.

Bis 12 Uhr hatte Marrast, der Republikaner mit den gelben Glacéhandschuhen, für die Abdankung Zeit gegeben. Bis 12 Uhr gab auch Ledru Rollin, das Phrasen-socialistisch angehauchte Republikaner-Oberhaupt, der Führer der „Rothen", Zeit. Die Uebereinstimmung ist keine zufällige. Im Grund waren die Republikaner des „National" und die Republikaner der „Reforme" aus demselben Bourgeoisholze geschnitzt, und hatten genau dasselbe Unverständniß

für die Logik des Volkes, die Logik der Thatsachen und die Logik der Revolution.

Die Herren Garnier-Pagès, Marrast, Ledru Rollin, wie so viele ihrer Genossen aus dem Jahr 1848, sind gar unverdient in den Ruf gekommen, Revolutionäre zu sein. Nichts waren sie weniger als das.

Wenn es von den genannten Parteiführern und ihren republikanischen Mitführern abgehangen hätte, wäre Louis Philippe zurückgetreten, und eine Regentschaft eingesetzt worden, welche die etwas freisinnigere Couleur Thiers in's Ministerium gebracht hätte. Dann hätten sie nach wie vor die angenehme Rolle von Oppositionshelden gespielt, sich als gesinnungstüchtige, unbestechliche Republikaner anstaunen lassen und den doppelten Vortheil genossen: von oben — der Regierung — geachtet und kajolirt und von unten — vom Volk — bewundert und gepriesen zu werden. Das wäre freilich bequemer und angenehmer gewesen, als das Commando eines sturmgepeitschten Schiffs zu führen, und die furchtbare Verantwortlichkeit für das Wohl und die Existenz des Staates auf sich zu nehmen.

Die Herren waren keine Revolutionäre. Es graute ihnen vor der Revolution. Und dem Einen und Andern dämmerte auch unzweifelhaft das lähmende Bewußtsein der Unfähigkeit auf.

Genug, bis 12 Uhr Mittag des 24. Februar 1848 sahen und wünschten die Führer der französischen Republikaner nichts weiter als die Regentschaft.

Die Ereignisse gingen gerade so gut über *sie* hinaus, wie über die Männer der Regierung. Bis 12 Uhr sollte es noch Zeit sein für die Regentschaft?

Es war schon zu spät für *alle* Rettungsversuche. Die „Dynastie" der Orleans lag auf dem Todtenbett.

Um halb 12 Uhr fiel das Hotel de Ville in die Hände des Volks. Das Hotel de Ville, das Stadthaus von Paris, ist aber seit 1789 des Hauptquartier der Revolution in Frankreich. Setzt sie sich da fest, so hat sie gesiegt — wenigstens bis auf Weiteres.

Guizot bewies in diesem Augenblick zum ersten Mal praktischen Verstand. Er — riß aus. Die doktrinäre Binde, welche er bisher über den Augen getragen, war ihm durch die Faust der Ereignisse abgerissen worden und

er sah, statt in sich hinein, und in ein phantastisches Narrenparadies (fool's paradise), aus sich heraus — hinaus in die Welt, und da begriff er denn, daß es zu Ende war mit dem schönen Zusammenspiel der großen Staatsgewalten, und mit den parlamentarischen Schaukel- und Gauklerkünsten, und mit dem pfiffigen Louis Philippe, und mit dem unfehlbaren Guizot und seiner unfehlbaren Staatsmannschaft. Und wie gesagt, er that das Gescheideste, was er thun konnte — er riß aus.

Nicht als ob er Gefahr gelaufen hätte.

Hätte das Volk, welches so laut und leidenschaftlich: A bas Guizot! schrie, ihn auch ergriffen — noch während des Kampfes ergriffen — Niemand hätte daran gedacht, dem so verhaßten Minister ein Haar zu krümmen.

Verhaßt? Verachtet wäre richtiger.

Louis Philippe hat die Februarrevolution eine „moralische Insurrektion“ genannt. Das Volk hielt darauf, ihr diesen „moralischen“ Charakter zu wahren.

„Die Februarrevolution ist überhaupt von einer beispiellosen Großmuth gewesen“, schreibt Herr Johannes Scherr, der, wenn er etwas den Franzosen Günstiges sagt, sicherlich ein unverdächtiger Zeuge ist.

Die Großmuth des Volks geht wie ein rother Faden durch die ganze Februarrevolution mit ihren späteren Ausläufern hindurch — eine Großmuth, die, soweit sie den Feind schonte, wir meinen die Vertreter des Systems Louis Philippe, Guizot & Comp., allerdings eine sehr starke Beimischung von Verachtung hatte. Es gibt auch eine Großmuth der Verachtung, die dem, welcher sie empfindet, gewiß alle Ehre macht, für ihren Gegenstand aber keineswegs schmeichelhaft ist.

Guizot hat die Dynastie Orleans aufgegeben — andere politische Doktoren und Charlatane pfuschten aber noch an dem röchelnden Körper herum. Es war kein eigentliches Leben mehr, blos die Zuckungen des Todes.

Louis Philippe schlich herum wie ein wandelnder Leichnam. Die Königin hatte bis zum Vormittag keine Ahnung, daß etwas Ernstliches vorgegangen; sie hielt die ganze Schießerei für eine Intrigue des Herrn Thiers, um Minister zu werden. Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie sind ebenso rathlos wie das Haupt.

Thiers erachtete gegen 11 Uhr die Situation für so gefährlich, daß er von der Nothwendigkeit, auf die Sicherheit der königlichen Familie bedacht zu sein, zu sprechen beginnt, und als unfehlbar rettenden Coup (Streich) den Rückzug nach Saint Cloud vorschlägt. Dorthin sollte man alle in Paris befindlichen Truppen dirigiren, dieselben durch Verstärkungen aus den weniger entfernten Garnisonen auf eine achtunggebietende Höhe bringen, und, wenn die Bewegung in Paris sich ausgetobt habe, in die Hauptstadt zurückkehren.

Diese Idee war weder neu, noch war sie gut. Schon im Jahre 1830 hatte Louis Philippe's Vorgänger diesen Plan befolgt, und war zwar glücklich von Paris nach Saint Cloud, aber nicht wieder von Saint Cloud nach Paris gekommen.

Und, von der mangelnden Originalität abgesehen, war der Vorschlag auch so albern wie möglich — viel alberner noch, als er 18 Jahre zuvor gewesen. Damals hatte man es mit einer viel weniger tiefen Bewegung zu thun gehabt. Es hatte sich ja nur um einen Coulissenwechsel auf der Bühne der Monarchie gehandelt.

Jetzt handelte es sich nicht um eine dynastische Schiebung, nicht um eine Nuance in der Farbe des Thronsessels — es handelte sich um Beseitigung des Thrones, der ja auch einige Stunden darauf optima forma verbrannt wurde.

Hätte der König sich nach Saint Cloud „zurückgezogen“, so würde der Kampf in Paris eher aufgehört haben, einige Dutzend Menschenleben wären gespart worden, und Louis Philippe hätte die Reise nach England von Saint Cloud aus angetreten, statt direkt von Paris. Das ist Alles.

So verdattert und betäubt der König auch war, er war doch klug genug, den klugen Rath des Zwerg-Staatsmannes, der sich aber für einen Riesen-Staatsmann hielt, zurückzuweisen. Freilich, ihm gebührt da nicht sowohl das Verdienst, als seiner Frau.

Es ist eine Thatsache, daß das sogenannte schwache Geschlecht in kritischen Momenten mehr Geistesgegenwart und Muth zu besitzen pflegt, als das sogenannte starke. Im gewöhnlichen Leben kann man die Beobachtung alltäg-

lich machen. Und im politischen Leben verhält es sich genau ebenso. Nehmen wir nur die Geschichte der großen (ersten) französischen Revolution. Der einzige Mann der königlichen Familie war eine Frau — Maria Antoinette. Unter den Girondisten der einzige Mann war eine Frau — Madame Roland.

Jetzt wiederholte es sich.

Der einzige Mann in der königlichen Familie war eine Frau — die Königin.

Die Königin, welche noch beim Frühstück die Gefahr nicht für „ernsthaft" gehalten hatte, ihr aber, nachdem sie sich von der „Ernsthaftigkeit" überzeugt hatte, furchtlos in's Auge blickte — erklärte sich energisch gegen den „Rückzug".

Sie dachte nicht an Flucht, nur an Kampf.

Doch wie war an Sieg zu denken, wenn die Truppen nicht durch die Gegenwart des Monarchen, für den sie ihr Blut verspritzen sollten, begeistert, elektrisirt wurden?

Während ihre Söhne dumpf brütend dasaßen, unfähig eines kühnen Entschlusses, forderte sie ihren Gemahl mit feurigen Worten auf, seine Uniform anzuziehen, zu Pferde zu steigen und sich den Truppen und der Nationalgarde zu zeigen: „Und wenn es sein muß, so stirb für Deine Ehre, für Deinen Thron!" — —

Die Weltgeschichte, obgleich die furchtbarste und genialste Dichterin, wiederholt sich doch mitunter. Und diese Scene ist fast bis in die kleinsten Einzelheiten eine Wiederholung der denkwürdigen Scene, die sich am 10. August 1792 in diesen nämlichen Tuilerien abspielte.

Einen Blick zurück!

Die Sturmglocken ertönten: die „Insurrektion war proklamirt" — das bewaffnete Volk, „die Marseiller" voran, wälzte sich in dichten Haufen gegen die Königsburg, die in eine Citadelle umgewandelt war.

Ein paar Tagemärsche von Paris standen die „Befreier" des Königs, die Preußen, welche er flehentlich herbeigerufen. Und die Befreier des Königs hatten in dem unseligen Braunschweiger Manifest dem revolutionären Frankreich, falls es sich nicht demüthig dem Ausland zu Füßen warf, ein furchtbares Strafgericht angekündigt, insbesondere Paris mit der Vernichtung bedroht.

Was marschiren konnte, reihte sich unter die Fahnen des „Vaterlandes in Gefahr“. Aber ehe sie abmarschirten, um den „Fremden“ zu bekämpfen, wollten sie reinen Tisch machen zu Hause, die heimischen Bundesgenossen des „Fremden“, die seine Ankunft nur erwarteten, um gemeinschaftlich mit ihm das Rachewerk zu vollstrecken, in ihrer letzten, aber auch stärksten Feste angreifen und vernichten. In den Tuilerien herrschte grenzenlose Bestürzung. Nur die tapferen Schweizer bewahrten ihre Ruhe — und innerhalb der königlichen Familie nur die Königin, zwar nicht Ruhe aber doch Fassung.

Siegte das Volk, wurden die Tuilerien erstürmt, dann war es vorbei mit der Bourbonen-Monarchie. Diesmal galt es keinen „Spaziergang ins Schloß“, wie am 20. Juni, keine Demonstration zur Erzwingung irgend eines parlamentarisch-constitutionellen Zugeständnisses: es war der Kampf auf Leben und Tod. Die Besatzung des Schlosses mußte zu den übermenschlichsten Thaten des Muths und der Ausdauer angespornt, und die schwankenden Nationalgarden-Bataillone, welche zur Bewachung des Schlosses aufgeboten waren, in ihrer Treue befestigt und zu tapferer Vertheidigung ermuthigt werden — dann war Rettung möglich — sonst nicht. Die Königin begriff es. Sie trieb den armen Ludwig, der gebrochen da saß und weinte, hinaus: er solle seine Pflicht thun, sich als Mann den Männern zeigen, die für ihn und seinen Thron sterben sollten, sie anfeuern, ihnen sagen, daß er, wenn nöthig, mit ihnen, an ihrer Spitze sterben werde! Der arme Ludwig ging auch hinaus, aber mit seinen verweinten Augen, seiner vom Liegen zerknitterten Perrücke, seinem schlotternden Gang und seinem Jammergesicht machte er den denkbar kläglichsten Eindruck, und Marie Antoinette, die durch das Fenster die unglückliche „Revue“ betrachtete, rief verzweifelt aus: „Alles ist verloren! Der König hat keine Energie gezeigt. Und diese Art von Revue thut uns mehr Schaden als Gutes.“

Und so war es auch.

Und am 24. Februar, bei der Wiederholung, gleichfalls.

Louis Philippe folgte mechanisch dem Befehl seiner Frau; er zog die Generalsuniform der Nationalgarde an,

hängte sich das große Band der Ehrenlegion um, ließ sich — denn selbst aufsteigen konnte er nicht — auf ein Pferd setzen und ging an's „Elektrisiren" der Truppen und Nationalgarden, die in ziemlicher Anzahl auf dem Carousselplatz versammelt waren. Dem alten, fetten, gebrochenen Mann, der im Sattel herumwackelte und den rathlosen Speckkopf schüttelte, war es nicht um's „Elektrisiren" zu thun, und noch weniger um das Sterben an der Spitze seiner Soldaten.

Von den Franzosen rührt das Sprichwort her: „das Lächerliche tödtet." Ach, wäre Louis Philippe mit seinem System nicht schon todt gewesen, die Lächerlichkeit dieser „Revue" hätte er sicherlich nicht überlebt.

Die Nationalgarde — und es waren natürlich nur die „treuesten" und „zuverlässigsten" Bataillone, welche hier aufgestellt waren — empfängt Louis Philipp erst mit eisigem Schweigen, dann mit dem nicht minder ominösem Ruf: vive la Réforme! Der König gewinnt für einen Moment das Gefühl seiner Würde: er ermannt sich zu einer kurzen Ansprache: „Sie wollen die Reform! Gut, Sie sollen sie haben! Ich hätte sie längst bewilligt, wenn ich gewußt hätte, daß sie von der Nationalgarde so lebhaft gewünscht würde."

Das Bischen Schmeichelei verfing nicht. Das Geknatter der Musketen in geringer Entfernung, die schweflige Revolutionsluft, der unförmliche Speckkopf mit den sonst so listigen, und jetzt so komisch perplexen Augen. —

„Nichts da! Vive la Réforme! Und nieder mit dem System!"

Nieder mit dem System, das hieß aber: Nieder mit Louis Philippe!

Er versuchte es noch einmal zu sprechen.

Die Offiziere schwenkten die Degen, die Gemeinen ihre Musketen, und alle vereinigten sich zu dem Ruf: „Nieder mit dem System!"

Das war nicht mißzuverstehen.

Louis Philippe, verdattert wie er war, begriff nun, daß es a u s w a r.

Er ritt gar nicht vor die Linientruppen, sondern gleich nach dem Palast zurück, wo er Thiers, der ihn am Thor

empfing, seufzend sein Mißgeschick erzählte. „Ich sehe es wohl, es gilt mir! Alles ist zu Ende!“

„Es gilt mir!“ Halt. Da lauert noch die Hoffnung. Wenn auch mit „mir“ Alles zu Ende ist, dann doch vielleicht nicht mit den „Meinigen“.

Abdankung! Wer weiß, die Dynastie ist noch zu retten.

Doch nein! Nicht abdanken!

Man drängt auf ihn ein — Thiers, die Familienmitglieder, hergelaufene Rathgeber — die Einen, er soll abdanken! die Anderen, er soll nicht abdanken!

Im Schooß der Familie selbst kommt es zu den abscheulichsten Scenen. Daß unter den Orleansprinzen keine Pietät — keine Kindes- und keine Familienliebe — herrschte, das haben wir schon früher gesehen. Es lag nicht im Blut. Jeder dachte nur an sich. Die arme deutsche Prinzessin, die Wittwe des Kronerben und Mutter des rechtmäßigen Thronerben, kam in den Verdacht, im Interesse ihres Sohnes die Abdankung zu begünstigen, und wurde mit den schwersten Vorwürfen überhäuft.

Es half indeß Alles nichts. Auch dieser Kelch mußte noch geleert, auch dieser Strohhalm noch von den ertrinkenden Händen gepackt werden.

Endlich entschloß sich der König zur Abdankung.

Es kam ihm hart, hart an.

Cremieux, der „Republikaner“, hatte auch bei der „Rettung der Monarchie“ mitgeholfen. Derjenige, welcher die Skrupel des Königs überwand, war aber der Erz-Charlatan Girardin.

Wenn ein Kranker, nachdem er bei seinen regelmäßigen Aerzten keine Heilung gefunden, auf Charlatane und abenteuernde Pfuscher hört, oder gar sich an Charlatane und abenteuernde Pfuscher wendet, dann ist das Ende gewiß nah.

Girardin hatte gleich eine fertige Proklamation mitgebracht.

„Abdankung des Königs. Regentschaft der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie.“

Der König erklärte seine Zustimmung. „Ich bin allezeit ein friedliebender Fürst gewesen. Ich danke ab", murmelte er, mehr todt als lebendig.

Girardin eilt hinaus, um die Kunde zu verbreiten. Sie bringt nicht die beabsichtigte Wirkung hervor, und in der Gegend des Chateau d'Eau, wo der Kampf lebhaft entbrannt ist, muß Girardin umkehren.

Auch General Lamoricière ist mit dem Nationalgardenoffizier Mariceau fort geritten, um die Botschaft zu verbreiten. Sie kommen bis in die Rue Richelieu — dort hemmt eine Barrikade ihr weiteres Vordringen. Auf der Barrikade befindet sich der „Bürger" Etienne Arago, einer von der berühmten „Republikaner-Dynastie". Es entspinnt sich ein Gespräch. Lamoricière theilt seine Botschaft mit. „Es ist zu spät!" antwortet ihm Arago.

„Zu spät? Man bewilligt Euch die Reform, die Regentschaft, Alles — was wollt Ihr mehr?"

„Die Republik!"

Das Zauberwort war ausgesprochen. Die Republikaner hatten endlich erkannt, daß die Republik in den Bereich der Möglichkeit gerückt war.

Inzwischen hatte der zerschmetterte Louis Philippe Trost bei seiner Gattin gesucht. Erst aus seinem Munde erfuhr sie, daß er abgedankt hatte.

„Nein, nicht abdanken, lieber sterben!" rief sie mit concentrirter Leidenschaft. „Man will Dir das Scepter entreißen, und doch hat außer Dir Niemand die Kraft, es zu führen!"

Und dabei warf sie einen zornigen Blick auf die arme Mecklenburgische Prinzessin, welche die Abdankung blos ihrem Söhnchen zu lieb in Scene gesetzt haben sollte.

Die Königin klammerte sich noch zäher an die Gewalt, als ihr Mann.

Es war aber zu spät.

Das „lieber sterben" klang sehr schön, allein Louis Philippe gehörte nicht zu den Leuten des „lieber Sterbens." Das Liebste war ihm der Besitz der Gewalt und dessen, was die Gewalt verleiht: Einfluß, Geld, Geld und nochmals Geld.

Zum Sterben hatte er keine Lust — das hatte er schon soeben bei der unglücklichen Musterung gezeigt. Ließ

sich die Krone wenigstens in der Familie erhalten, dann war es ja noch gut, dann war auch die Gewalt noch nicht verloren.

Den vielerfahrenen Großvater, den weisesten der weisen Staatsmänner konnte man unmöglich an der Ausübung des ihm gebührenden Einflusses auf die Regentschaft verhindern.

Und war es nichts mit der Regentschaft — gut, dann wenigstens eine gefüllte Kasse.

Statt an's Sterben dachte Louis Philippe an's Portemonnaie. Das war sein letzter Gedanke in den Tuilerien.

Die republikanischen Führer hatten sich mittlerweile orientirt und die beiden Hauptfraktionen: die Partei des „National“ und der „Réforme“ waren zu einer Verständigung — im Redaktionslokal der „Réforme“ — gelangt.

„Halb Part!“ lautete die Losung, was selbstverständlich keine der beiden Fraktionen verhinderte, für sich die größere Hälfte zu erstreben.

Die vom „National“, die „wahren“, die „honneten“ Republikaner, die Republikaner in Glacé-Handschuhen waren noch bis zum letzten Moment bereit gewesen, sich mit einer Regentschaft zu begnügen — vorausgesetzt, daß man sie bei Vertheilung von Stellen bedacht hätte. Die „Rothen“ von der „Réforme“ — bald waren sie nicht mehr die „Rothen“ sondern weit Röthere — hatten kategorisch jede Transaktion mit der Monarchie zurückgewiesen und erklärt, im Nothfall auf eigene Faust vorgehen zu wollen. Unter keiner Bedingung dürfte der Fehler von 1830 wiederholt, die Revolution nicht zum zweiten Mal „eskamotirt“ — durch politische Intriganten dem Volk abgeschwindelt werden.

Die „National“-Republikaner mußten so wohl oder übel die Republik annehmen.

Sie glichen jenem Liebhaber, der Jahrzehnte für die Dame seines Herzens schwärmte und, als diese, des platonischen Girrens satt, schließlich geheirathet sein wollte, vor Schrecken in Ohnmacht fiel.

Das Volk hatte zwar bisher Alles sehr wohl ohne die Führer gemacht, und durch sein Handeln und die Logik seines Handels nicht blos die Herren Führer beschämt, sondern die ganze Führerei ad absurdum geführt, indeß

nach errungenem Sieg glaubte es doch nicht ohne Führer sein zu können — eine Regierung war nothwendig, und wer anders konnte dieselbe bilden, als die Herren Führer, welche ihr Talent des — Nichtführens so glänzend bethätigt hatten? Die Herren Führer hegten in dieser Beziehung keinen Zweifel — sie waren die legitimen Nachfolger Louis Philippe's, und da beide Fraktionen einander brauchten, so war die Regierungsliste bald fertig: Dupont (de l'Eure), Arago (François), Marie, Marrast, Garnier-Pagès, Cremieux, Ledru-Rollin, Flocon, Lamartine, Louis Blanc — das war die Liste.

Die 5 ersten Leute des „National": der alte Dupont aus dem Departement der Eure, so eine Art französischer Itzstein, Arago der bedeutendste des Namens, der eigentliche Gründer der „Dynastie" — im Uebrigen alle uns schon bekannt.

Cremieux, der, wie wir vorhin gesehen, noch in letzter Minute Versuche zur Rettung des Julithrons gemacht hatte, war eine politische Respektsperson, schwacher Charakter, jedoch allgemein geachtet — weshalb ist nicht recht ersichtlich — und gewissermaßen der Kitt zwischen „National" und „Réforme".

Ledru Rollin ist uns bekannt. Wir haben gesehen, wie er noch am Vormittag des 24. eine Regentschaft für möglich hielt — ein Mann von bedeutenden Anlagen, hinreißender Redner, leider nicht mit entsprechender Urtheilskraft ausgestattet, und durch die parlamentarischen Gaukeleien und Spiegelfechtereien entrevolutionirt. Im Aeußeren, in den Manieren und rednerischen Geberden erinnerte er an Danton — und war wesentlich in Folge dieser zufälligen Aehnlichkeit in den durchaus unverdienten Ruf gekommen, ein blutdürstiger Jakobiner zu sein — was übrigens Danton niemals gewesen ist —, ein Ruf, der mit der Wirklichkeit allerdings stark contrastirte. Ein zahmerer Mensch wie Ledru Rollin hat niemals gelebt. Weit energischer und schärfer im Denken und Handeln war sein Freund Flocon, der Chefredakteur der „Réforme."

Louis Blanc, der Verfasser der „Geschichte der Zehn Jahre" — der ersten 10 Regierungsjahre Louis Philippe's — stand etwas weiter links als die Leute der „Réforme", und galt

damals wegen seiner „Organisation der Arbeit" für einen Socialisten, war aber durch seine Popularität bei den Arbeitern ein unvermeidliches Uebel geworden. Die, welche ihn näher kannten, mochten übrigens schon dahinter gekommen sein, daß es mit seinem Socialismus und seiner Gefährlichkeit nicht weit her war.

Wie aber kam Lamartine in diese Gesellschaft, er, der Legitimist, der seit einiger Zeit zwar ein demokratisches Mäntelchen umgehängt und aus „rundem Mund" demokratische Phrasen verzapft, und sich dem größeren Publikum durch einen für Geschichte ausgegebenen Roman über die Girondisten bekannt gemacht, den aber doch Niemand bisher, und kaum er selber, trotz seiner geckenhaften Eitelkeit, als einen ernsthaften Politiker betrachtet hatte? Was hatte Lamartine in einer revolutionären Regierung zu thun?

Sehr viel. Und von dem wirklichen — nicht dem eingebildeten oder mythischen — Standpunkt der republikanischen „Macher" war die Wahl Lamartine's ein sehr kluger, man möchte fast sagen, wäre das Wort nicht so verrufen, so verbismarckt — ein genialer Streich. In der Aera der Phrase lebend, hatten sie einen heillosen Respekt vor der Phrase, und glaubten an die Allmacht der Phrase.

Keine monarchische Dynastie sollte die Revolution „eskamotiren" — Gott behüte!, aber eskamotirt mußte sie doch werden, damit die republikanischen Dynastieen Vortheil davon hatten. Und dieser Eskamotirungs-Prozeß ließ sich am besten mit Hülfe der allmächtigen Phrase bewerkstelligen. Hatte nicht Orpheus durch die Macht der Musik Löwen und andere wilde Thiere gezähmt, und hübsch nach seiner Pfeife tanzen lassen? Warum sollte es dem modernen Orpheus der Phrasenmusik nicht gelingen, die Löwen der Faubourgs und die anderen wilden Thiere der Revolution durch die Zaubermacht des rhythmischen Tonfalls zu zähmen und nach seiner und seiner Gönner Pfeife tanzen zu lassen?

So wurde Lamartine auf die Liste gesetzt.

Und probatum est — es hat sich bewährt.

Eine Bemerkung, ehe wir weiter gehen.

Unter den zehn Namen auf der Liste gehören acht Schriftstellern, meist Journalisten von Beruf, an. Die beiden einzigen Ausnahmen sind Dupont und Cremieux. Die beiden bedeutendsten Vertreter des stürzenden oder gestürzten Systems, Thiers und Guizot, waren ebenfalls Schriftsteller von Beruf, — Journalisten. Drastischer als durch diese einfache Thatsache kann die wichtige, die gebietende Rolle der Journalisten in Frankreich nicht zur Anschauung gebracht werden. Die ausschlaggebende Macht des französischen Journalismus datirt von der großen Revolution, die, neben dem „dritten Stand“, dem Tiers-état, dem sie offizielle Herrschaft verlieh, noch den „vierten Stand“ *) auf der Thron erhob: die Presse. Unter dem Kaiserreich und in den ersten Jahren der Restauration war das Ansehen und der Einfluß der Presse allerdings zurückgedrängt, aber schon in den zwanziger Jahren hatte sie sich wieder so gekräftigt, daß der Versuch, ihr Daumschrauben anzulegen, dem Bourbonenkönig Karl X. die Krone kostete. Die Julirevolution, durch ein Attentat auf die Presse hervorgerufen, war ganz wesentlich ein Sieg der Presse, und die Presse hat es nicht verabsäumt, ihren Sieg auszunutzen. Unter Louis Philippe hatte sie ihr goldenes Zeitalter, der Weg zum Ministerpalais ging durch die Redaktionsstuben.

Und auch der Weg zum Stadthaus, wo die Revolutions-Regierungen in Frankreich zu residiren haben. **)

---

* Die Bezeichnung „vierter Stand“ für die Presse hatte 1789 die vollste Berechtigung, während sie, auf die Arbeiterklasse angewandt, wie es in neuerer Zeit geschehen ist, weder Berechtigung noch Sinn hat; denn in der modernen Gesellschaft gibt es wohl Klassen, aber keine Stände mehr — keine Stände in dem Sinne des Wortes, in welchem man zu Anfang der französischen Revolution von einem „dritten Stand“ gesprochen hat. Der „dritte Stand“ des vorrevolutionären Frankreich umfaßte das ganze Volk mit Ausnahme des „ersten“ und „zweiten Standes“: der Geistlichkeit und des Adels. Das Proletariat hat sich ebenso wie die Bourgeoisie aus dem „dritten Stande“ heraus entwickelt, und müßte, wenn das Wort „Stand“ noch einen Sinn hätte, als Theil des „dritten Standes“ bezeichnet werden.

**) Heute ist das freilich anders. Der Kapitalismus hat die Presse so corrumpirt, daß es jetzt, mit Ausnahme der socialistischen Blätter, in Frankreich keine Zeitung gibt, die von den Geldmächten unabhängig wäre. Vgl. den Aufsatz der „Vossischen Ztg.“ vom 7. Juli 1895.

Und nun einen Blick auf die Lage der Dinge im Palast und auf den Straßen.

Im Palast — stirbt die Dynastie. Sie bewegt sich noch, hat Zuckungen, aber es sind die Bewegungen, die Zuckungen des Sterbenden, dem der Arzt Moschus gegeben hat, um den Todeskampf in grausamer Humanität ein Bischen zu verlängern.

Solch eine Dosis Moschus für die Dynastie ist die Abdankung.

Sie ist nicht richtig verschrieben worden. Das war wohl der Grund, daß sie nicht geholfen hat? Der Name des Königs fehlt unter dem Rezept. Flugs wird dem Mangel abgeholfen.

Einer der Söhne, Montpensier — den Muth, sich an die Spitze eines Regiments zu stellen, wozu man ihn aufgefordert, hat er nicht gehabt, diesen Muth hat er — legt das Papier vor den widerstrebenden Vater, drückt ihm die Feder in die Hand und diktirt dem mechanisch nachschreibenden alten Mann, seinem Vater, die Abdankungsurkunde, während unmittelbar nebenan die Königin, Schwiegertochter und Andere sich unwürdig herumzanken:

„Ich entsage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe lösen. (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelé à porter, en faveur de mon petit-fils le Comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourdhui.)

Am 24. Februar 1848.

Louis Philippe."

Die Abdankungsurkunde sollte dem „populären" Marschall Gerard, dem Bezwinger Antwerpens, überbracht und von diesem verbreitet werden. Mit Gerard hatte man auch eine kleine Komödie versucht. Er hatte sich auf's Pferd setzen müssen, um zu „elektrisiren" — auf dasselbe Pferd wie Louis Philippe — und das „Elektrisiren" hatte den nämlichen Erfolg gehabt. Die Abdankungs-Urkunde kam nicht an ihre Adresse. Die Republikaner fingen sie unterwegs auf.

Es war noch nicht 12 Uhr. Und doch zu spät! Die republikanischen Führer hatten, wie man sich er-

innern wird, bis 12 Uhr für rechtzeitig gehalten. Die Ereignisse waren schneller, als das Denkvermögen der Herren Führer.

Zu spät, zu spät.

Vom Carousselplatz tönt Flintengeknatter herüber. Keine Hoffnung — die Dynastie stirbt. An Rettungsversuche ist nicht mehr zu denken. Nur noch an die persönliche Sicherheit des gefallenen Königs und seiner Familie. In unbeschreiblicher Confusion bereitet man die Flucht vor, geht an's Einpacken. Louis Philippe kramt in den Schubladen herum und sucht Werthpapiere und Geld zusammen. Das Portemonnaie wird voll zum Platzen.

Aber wir haben ja so lang nichts von Thiers gehört? Der kleine Gerngroß, der noch am Morgen so aufdringlich und so reich an Rathschlägen war — er ist nirgends zu sehen. Nun — das hat seine guten Gründe. Von Barrikadenkämpfern ist er nicht erschossen worden — das Gummimännchen ist ein solcher Hasenfuß, daß es ihm nicht passiren kann, in Schußnähe revolutionärer Flinten zu kommen, und die Barrikadenkämpfer hätten das Gummimännchen auch keiner ehrlichen Kugel für werth gehalten.

Nein — es ist ihm kein Haar gekrümmt worden. Aber der Schreck ist ihm in die Glieder gefahren, — er merkt, daß den Orleans nicht zu helfen ist, und da hat er sich denn versteckt. Bis gegen 12 Uhr drückte er sich in den Tuilerien herum — zuletzt ganz stumm, dann tauchte er für einen Moment in der Kammer auf, rief einigen Collegen, die dort rathlos herumirrten, halb geistesabwesend zu: „Es gehen Dinge vor! Dinge! Die Fluth steigt, steigt!“ und — verduftete.

Was soll er sich, seinen Ruf, seine Zukunft auf's Spiel setzen für den altgewordenen Louis Philippe, der es versäumt hat, ihn, den großen und einzig wahren Staatsmann und Staatsheilkünstler Thiers, schon am 21. Februar zu berufen? Dann wäre es noch Zeit gewesen, und er, der große Staatsmann und Staatsheilkünstler Thiers, hätte im Handumdrehen die Staatskrankheit geheilt und die wackliche Dynastie wieder auf Jahrzehnte festgemacht.

Was kann der größte Staatsmann und Staatsheilkünstler ausrichten, wenn er zu spät berufen wird?

Damit tröstete sich der kleine Gernegroß.

Daß auch er — freilich in seiner Weise — auf das verhängnißvolle „zu spät" kommen mußte, ist beiläufig ein kleines Scherzchen der Geschichte, wie auch der Umstand, daß der unfehlbare Thiers seinem Feind, dem unfehlbaren Guizot, so rasch auf der Flucht nachgefolgt ist. Nur daß er sich in Paris versteckte, während dieser es für nöthig hielt, die See zwischen sich und das Volk von Paris zu bringen.

Und auf der Straße?

Die Revolution war allgewaltige Meisterin. Kein vive la Réforme! mehr.

Vive la République!

Wie eine brausende Sturmfluth, unwiderstehlich, jedes Hinderniß wegschwemmend oder zerbrechend, wälzte sich die Revolution den Tuilerien zu.

Das Stadthaus hatte sie seit 11 Uhr im Besitz.

Jetzt galt es dem Königsschloß.

Die Soldaten kämpften nur widerwillig. Louis Philippe war bei der Armee nie populär gewesen. Weniger seiner friedlichen Politik halber — denn die Legende von den kriegerischen Instinkten der Franzosen ist grundfalsch, wie alle diese Legenden nationaler Psychologie; es gibt kein friedliebenderes, unkriegerisches Volk als die Franzosen — weniger seiner friedlichen Politik halber, als wegen seines unritterlichen, unnoblen, ja ignobeln Wesens. Die Regimenter, welche sich noch schlugen, schlugen sich ohne Elan, ohne den Schwung, der allein den Sieg bringen kann; und verschiedene Truppenabtheilungen hoben schon die Gewehrkolben in die Höhe und fingen an, mit dem Volk zu fraternisiren.

Die Concessionen, zu denen Louis Philippe sich zollweise verstanden, hatten nirgends, auch nur momentan, die beabsichtigte Wirkung gehabt. Statt zu versöhnen, nährten sie die Kampfluft, indem sie dem Volk seine Stärke zeigten, ihm zeigten, wie viel es erreichen könne. Es war nicht Wasser, welches die Flamme löschte — es war Oel in's Feuer gegossen.

Es ist das die Eigenschaft aller Concessionen, die starren Regierungen durch den Zwang der Verhältnisse abgepreßt werden. Eine weise, staatsmännische Regierung hat überhaupt keine Concessionen zu machen. Sie muß die Bedürfnisse, die Interessen des Gemeinwesens auf's Sorgfältigste erforschen — dazu ist sie da, und dazu hat nur sie die volle Gelegenheit —, um ihnen gerecht zu werden. Nicht hinter der öffentlichen Meinung soll sie zurückbleiben, nicht sich von ihr nachzerren lassen, nein an ihrer Spitze sein, — den öffentlichen Wünschen zuvorkommen, sie erfüllen, ehe sie die Form von leidenschaftlichen, nur durch ein rasches, unbedingtes Ja zu befriedigenden Forderungen angenommen haben. Eine Regierung, die das thut, ist gegen jede Revolution gesichert: sie ist organischer Theil des Staatsorganismus, mit dem sie untrennbar verbunden, und mit dem sie deshalb in keinen Conflikt kommen kann. Eine Regierung dagegen, die sich mit dem Staatsorganismus nicht zu indentifiziren weiß, sich im Gegensatz zu ihm stellt, die öffentlichen Bedürfnisse nicht erkennt oder ableugnet, die öffentlichen Wünsche ignorirt oder zu fälschen sucht, treibt unfehlbar einem Conflikt zu, begibt sich auf die abschüssige Bahn der Revolution oder der Staatsstreiche, die nur Revolutionen von oben und Etappen zur Revolution von unten sind. Merken die Herren endlich, durch drohende Ereignisse belehrt, daß sie auf falscher Bahn sind, dann ist es, wunderseltene Ausnahmen abgerechnet, zu spät, und die Zugeständnisse, die man in der Angst macht, sind nur Eingeständnisse der begangenen Fehler — Eingeständnisse, welche den letzten Respekt zerstören; und was die Gährung beschwichtigen soll, wird nur zu neuen Waffen gegen die thörichte Regierung.

Am klassischsten ist diese Wahrheit zum Ausdruck gekommen in der großen französischen Revolution.

Unter Ludwig dem Sechzehnten fehlte es sicherlich nicht an Concessionen weitestgehender Art, die ursprünglich unzweifelhaft auch ehrlich gemeint waren. Und es fehlte nicht an hochbegabten Männern, welche die Reformen durchzuführen suchten. Aber — es war zu spät. Die Monarchie, die Bourbonen-Regierung hatte sich in einen so scharfen Gegensatz zu dem französischen Volk und seinen Interessen gebracht, eine so breite Kluft zwischen sich und der Nation

gerissen, daß eine Versöhnung des Gegensatzes, eine Ueberbrückung der Kluft außerhalb des Bereichs der Möglichkeit lag. Jede Concession beschleunigte die Katastrophe, jede Reform wurde zum Nagel am Sarge der alten Monarchie.

Die ganze Vorgeschichte und Geschichte der französischen Revolution ist ein fortlaufender Commentar dieser so natürlichen und doch so wenig verstandenen Wahrheit.

Das Zu spät!, welches Louis Philippe in die Ohren gellte, und welches 1848 noch so manchen Anderen überraschte, war der alte, einfache Urtheilsspruch der Geschichte, der schon so oft ertönt ist, und wohl noch oft ertönen wird.

— — Es ist nach Dreiviertel auf Ein Uhr. Die Schüsse kommen näher und näher. Die Monarchie röchelt ihr Leben aus. Die exkönigliche Familie hat eingepackt — es ist keine Minute mehr zu verlieren. Fort! Um den Schrecken zu steigern, kommt noch die Nachricht, daß Lamoricière, von dessen Versuch, durch die Abdankungsnachricht das Volk umzustimmen, wir geredet haben, vor einer Barrikade verwundet und vom Volk gefangen worden ist. Fort! Fort!

„In diesem Augenblicke — hier lassen wir Scherr*) erzählen, den wir sonst nicht viel zu loben haben, der die königliche, unkönigliche Fluchtscene aber nach französischen Berichten recht hübsch gezeichnet hat — in diesem Augenblick Schüssegeknatter auf dem Carousselplatz, wohin die Insurrektion bereits ihre Plänkler vorgesandt hatte. Dieselben sahen einen Zug königlicher Reisewagen, welche aus den Ställen der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen waren, schossen darauf, tödteten einen Vorreiter, sowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remisen.

„Das Geknatter der Schüsse machte die Prinzessinnen Schreckenslaute ausstoßen. Louis Philippe selber fährt in höchster Unruhe aus seinem Lehnstuhle empor. Herein stürzt, die Kleider in Unordnung und die Gesichtszüge in äußerster Fassungslosigkeit, Herr Cremieux (der Republi-

*) 1848. Ein weltgeschichtliches Drama. Von Johannes Scherr. Leipzig, Otto Wigand, Bd. I, S. 167 ff. Die lächerliche Orthographie — z. B. bei französischen Namen k statt c — Flokon für Flocon ꝛc. — kopiren wir natürlich nicht.

kaner): „Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten, und es wird in den Tuilerien sein!“

„Der alte Mann sagt kein Wort: aber er hastet sich, Ordensband und Degen abzuthun. Dann zieht er seine Uniform aus, schlüpft mit Hülfe der Königin in einen bürgerlichen Rock und ruft suchend und zappelnd: „Meine Uhr! Wo ist meine Uhr! Ah, ich habe sie. Und mein Portefeuille? Da nehmt mein Portefeuille! Und wo ist mein Schlüsselbund?“ Es war etwas wie Wahnsinn in dem Gebahren des Greises, aber nichts vom Wahnsinn eines Lear, obzwar er wie ein Lear im dritten Akt hätte sagen können:

— — „Hier steh' ich
Ein armer, schwacher, alter, kranker Mann,
Den man verachtet“ — —

nein, nichts vom Wahnsinn eines Lear, wohl aber von dem eines Aktienschwindlers, über welchen der Bankerott jählings hereinbricht. In Wahrheit, das Ende des Louis Philippismus entsprach mathematisch genau dem Anfang. Der ganze Verlauf von des Mannes Hinaufschleichen zum Throne macht den Eindruck des fuchsig Gemeinen, und ein würdeloseres Herabfallen vom Thron als das seinige hat es kaum jemals gegeben. Daß die Februarrevolution eine „Revolution der Verachtung“ gewesen, ist zwar ein, durch die Wiederholung trivial gewordenes Wort; aber ein wahres ist und bleibt es doch. — —

„Die Prinzessinnen brechen in Schluchzen aus, und die Kinder der königlichen Familie starren mit ängstlicher Neugier auf das für sie unbegreifliche Schauspiel. Louis Philippe setzt hastig seinen Hut auf, bietet der Königin den Arm, sagt flüchtig zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben hier!“ und gibt durch sein Weggehen das Signal zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgen dem greisen Paar der Herzog von Montpensier, welcher seine Frau, die Infantin Luisa Fernanda — geborene Munoz sagen die bösen Zungen — dem Schutz des Herrn de Lasteyrie übergibt, ferner die Herzogin von Nemours mit ihren Kindern, und der Prinz von Sachsen-Coburg mit der Prinzessin Clementine (einer Tochter Louis Philippe's), seiner Frau. Mitgehen die Herren

Cremieux, Ary Scheffer, Lasteyrie, Gourgaud, Roger und Lavalette. Etliche Hofdamen, Adjutanten, Palastbeamte und Diener schließen den Zug, welcher mittelst eines engen und dunklen Ganges aus dem Kabinette des Königs in die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge und von da in den Tuileriengarten gelangt. Dieser ist still und leer, aber von rechts herüber rollt und grollt das Kampfgetöse. Herr von Montalivet, seinem Gebieter treuer als viele andere, hat an der Palastpforte zwei Schwadronen Kürassiere bereit gehalten, die Flucht des Entkrönten zu decken. Nationalgarden der 1. Legion schließen sich ebenfalls dem Fluchtzug an, welcher so rasch, als der alte Mann, dessen dem völligen Bruch nahe physische und moralische Kraft nur durch die Seelenstärke seiner Frau nothdürftig aufrecht erhalten wird, zu gehen vermag, die große Avenue des Gartens entlang eilt, — ganz wie ein Leichenzug der Julimonarchie! Man sah von der Rue Rivoli aus denselben zwischen den Baumstämmen dahingleiten, leichenbitterlich schwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philippe's die Trauer um die kurz zuvor verstorbene Prinzessin Adelhaide noch nicht abgelegt hatten.

„Der mit Herrn Cremieux vorangehende Herzog von Montpensier kehrte sich von Zeit zu Zeit um und sagte: „Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!" In der Mitte der Avenue überschlug sich das Pferd eines reitenden Nationalgardisten und fiel auf seinen Reiter. „Armer junger Mann!" rief Marie Amalie, die Königin, aus. Louis Philippe aber: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!" Am Gitter der aus dem Garten nach dem Concordeplatz führenden Drehbrücke angelangt, blieb er stehen und richtete an Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich sicher nach Saint Cloud zu bringen?"

„Ja, Sire!"

„Der Entkrönte passirte das Gitter und betrat den Platz.

„Gesenkten Hauptes einherschreitend bemerkte er Blutspuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abscheus. Der Eintrachtsplatz (Place de la Concorde) war aber nicht so still und leer wie der Tuileriengarten. In der Mitte standen dichtgedrängt die Truppen Bedeau's,

welcher General in der peinlichsten Verlegenheit sich befand, da er seit Stunden ohne alle Befehle, ja ohne alle Benachrichtigung gelassen war. Eine zahllose Menge umwogte die Truppen. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch eine Schaar Blousen, Gewehre in den Händen, die Gesichter von Pulverrauch geschwärzt.

„Der Fluchtzug stockte vor dem Anfluthen der Menge. Die Begleiter und Beschützer des entkrönten Flüchtlings wagten es nicht, Zwang anzuwenden, um einen Durchpaß zu eröffnen; die Peinlichkeit des Augenblickes stieg. „Die Wagen! Nun, wo sind denn die Wagen?“ frug Louis Philippe ungeduldig. Neugierige drängten heran. Er schien nicht nur, er war erkannt. „Messieurs, Schonung, Gnade für den König!“ rief ein Kürassieroffizier. „Die soll er haben! Wir sind keine Mörder; aber schnell auf und fort mit ihm!“, eine Antwort, welche das hundertfältige Echo fand: „Ja, schnell auf und fort, nur fort mit ihm!“ Die Königin zog ihren Gemahl mit sich fort, dahin, wo am Fuße des Obelisk drei schlechte Einspänner von Miethswagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu reden: La Sainte Vierge Guillotine — die Heilige Jungfrau Guillotine —, ihren Altar gehabt.

„Ein grausamer Schicksalshohn fürwahr, daß der vom Thron gefallene Sohn von Philippe Orleans-Egalité gerade von dieser Stelle aus in's Exil geschleudert wurde. Von der Stelle aus, wo sein Vater am 6. November 1793 in weißer Weste, gelben Lederhosen und zeisiggrünem Frack auf besagtem „Altar“ erschienen war, „pour faire le saut de carpe en avant“ — um den Karpfensprung nach vorn machen.

„Der alte Mann ist jedoch von der Angst der Gegenwart viel zu sehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet den Schlag eines der schmutzigen Fuhrwerke und findet dasselbe bereits mit Prinzessinnen und Kindern vollgestopft. „Heraus! Steigt alle heraus!“, ruft er in der Selbstsucht des Alters (?) und der Furcht, seiner so lang und vortrefflich gespielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias (Familenvaters) ganz vergessend. Die Prinzessinnen gehorchen. Louis Philippe wirft sich hastig in den Wagen, die Königin folgt ihm,

drei ihrer Enkelkinder haben den Vordersitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie pressen sich, so gut es eben gehen will, in die beiden anderen Wagen; aber die Prinzessin Clementine und die Herzogin von Montpensier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Lasteyrie in ein sicheres Asyl gebracht. Die schöne Infantin ist eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache amüsant zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Lasteyrie, das sei doch auch einmal eine der Rede werthe Abwechslung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!“ schreit Louis Philippe aus dem Innern des Wagens, maßen der „König der Juden“ selbst in dieser äußersten Beklemmung seiner „Werthpapierche“ nicht vergißt. Herr Cremieux schiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfensteröffnung, und im Besitze seines Theuersten ruft der Greis in höchster Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!“ „Fort! Nur fort! Schnell fort!“ Der Kutscher peitscht auf sein Pferd und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüssige Koth darob zusammenspritzt.

„Also verschwand des Roi-Renard — Königs Reineke — Majestät und Herrlichkeit.

„Im Julistaube war er gekommen, im Februarkoth ist er gegangen. Derbwahr sagt ein spanisches Sprichwort: „Aus solchem Staube wird solcher Dreck.“ —

So Scherr. Wir haben seiner Schilderung, die aus den Berichten von Theilnehmern und Augenzeugen zusammengesetzt ist, nichts hinzuzufügen und an dem Urtheil nichts zu mildern.

Herzlos, kalt berechnend, selbstsüchtig bis zur absolutesten Gleichgültigkeit gegen Andere, dachte der gefallene Bürgerkönig an nichts als an sein Leben und sein Portemonnaie, in dem und für das er blos noch lebte.

Der arme Nationalgardist, der in seinem Dienst mit dem Pferde stürzt und lebensgefährlich verletzt wird — der „Bürgerkönig“ hat keinen Blick für ihn. Nur aus dem Weg! damit seine Flucht nicht aufgehalten wird. Nur fort! Fort! Und das Portemonnaie nicht vergessen!

Das Portemonnaie ist gerettet.

Alles ist verloren außer dem Portemonnaie.

Ein volles Portemonnaie. Zum Platzen voll.

Er brauchte nicht zu hungern drüben in England.

Und des alten Reineke würdig ist seine Sippe. Dieser Herzog von Montpensier, der ihm vorhin die Abdankungsurkunde in die Feder diktirte, und jetzt dem zitternden, altersschwachen, gebrochenen Vater ein: „Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte!“ zuschreit, — der Apfel ist nicht weit vom Stamm gefallen; und wär' der Alte in diesem Moment nicht fast stumpfsinnig gewesen, er hätte sich sagen müssen: „In deinem Sohn bist du für all deine Sünden gestraft!“ Er erinnerte sich wohl, wie er die Krone vor 18 Jahren gestohlen hatte. Und unrecht Gut gedeiht nicht.

„Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!“ Höflich, tadellos in der Form. Das „Sie“, in welchem fürstliche Familienglieder zu einander sprechen müssen, und sogar das „Sire“! Der Form, der Etikette skrupulös Rechnung getragen. Doch welcher Abgrund von Rohheit, von Gefühllosigkeit, der sich unter der glatten Höflichkeit verbirgt!

Und die junge Prinzessin, die sich im Sturz ihres Hauses amüsirt! Die Prinzessin amüsirt sich — das gäbe ein hübsches Seitenstück zum: der König amüsirt sich. Nicht als ob wir auf das lustige Frauenzimmer einen Stein werfen wollten — fällt uns nicht ein! Aber in was für einer Atmosphäre muß diese Prinzessin gelebt, welches Leben muß sie geführt haben, daß sie in einer Revolution, die ihren und ihres Geschlechts königlichen Glanz auslöscht, sie mit den Ihrigen in's Exil jagt, eine angenehme Abwechselung erblicken konnte!

Ja, es war eine „Revolution der Verachtung“, und wohl nie ist einer gefallenen Dynastie ein tödtlicheres Brandmal aufgedrückt worden als dem fliehenden Louis Philippe durch das „Nur fort mit ihm!“ des verachtungsvoll großmüthigen Volks.

Nur fort mit ihm — fort mit dem Pesthauch der Corruption! Fort mit ihm, daß wir endlich einmal reine Luft athmen können! Nur fort mit ihm!

Im Vorbeigehen möchten wir eine der historischen Reminiszenz-Arabesken des Herrn Johannes Scherr etwas rektifiziren. Er sagt, die Guillotine habe in der „Sprache von damals“, d. h. in der Sprache der französischen Revo-

lution „la sainte Vierge“ — die heilige Jungfrau geheißen; da Herr Scherr in seinem „Leben und Zeit Blüchers“ auch eine Geschichte der französischen Revolution — frei und nicht immer ganz richtig nach Thomas Carlyle — geschrieben hat, so könnte man zu dem Glauben verleitet werden, dies für Ernst zu nehmen. Gebraucht worden ist der Ausdruck ja unzweifelhaft — gerade wie z. B. Herr Scherr gewisse drastische Ausdrücke gebraucht, z. B. statt von Schmarotzern von Fartcatchers*) redet, allein gerade so wenig wie die Scherr'sche Fartcatcherei Sprache von heute ist, war die „Heilige Jungfrau Guillotine“ „Sprache von damals“. —

Doch ein gutes Wort müssen wir für Louis Philippe einlegen. Wir haben gehört, daß er auf der Flucht zu seiner Schwiegertochter, der Herzogin Helene sagte: „Sie bleiben hier!“ Dabei schwebte ihm die Hoffnung vor, wenn die Mutter des Knaben, zu dessen Gunsten er abgedankt, in Paris bleibe, werde sich vielleicht für diesen die Krone retten lassen. In diesem Gedanken steckte ja auch Egoismus, denn unter der Firma der Regentschaft konnte er erwarten. indirekt fortzuregieren; indeß immerhin dachte er doch auch einmal an den Vortheil Anderer.

Helene von Mecklenburg blieb. Sie war der zweite Mann in der Familie. Es ist rührend, wie sie für ihren Sohn alles wagt, und furchtlos der Revolution in's Angesicht schaut.

Nach der Flucht der Ihrigen irrte sie mit ihren zwei Knaben, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, eine Zeit lang herum. — Gegen halb 2 Uhr Nachmittags kommt sie, begleitet von ihrem Schwager Nemours, dem relativ anständigsten der Prinzen, in die Deputirtenkammer, um den entscheidenden Wurf zu thun. Ihre zwei Knaben hat sie natürlich bei sich. Der entscheidende Wurf in der Deputirtenkammer! Als ob hier noch eine Entscheidung geholt werden könnte. Nicht über das Schicksal eines Dorfschulmeisters, geschweige denn einer Dynastie. Das arme Weib, muthig bis zuletzt, hält tapfer aus für ihr Kind — die Kammer, soll heißen

---

*) Sehr drastischer Ausdruck Carlyle's — wörtlich F — fänger; Einer, der jeden F— des lebendigen Fetisches auffängt und als „geniale“ That preist.

ein Hand voll Kammermitglieder, quälen sich ab, Parlamentchens zu spielen; einen Moment mag der geängstigten Mutter ein Hoffnungsstrahl gelächelt haben — da stürmt das siegreiche Volk in die Kammer, die Revolution nimmt von der Tribüne Besitz, und fegt Kammer, Parlamentarismus und Regentschaft fort.

Der Herzog von Nemours war nicht beliebt — allein obgleich er sofort erkannt wurde, dachte keiner der pulvergeschwärzten Barrikadenmänner daran, ihm etwas zu Leid zu thun, so wenig wie der, anfangs nicht erkannten, Dame in seiner Begleitung, nebst den zwei Kindern.

Die Herzogin wollte einen Appell an die Großmuth des Volkes machen. Doch, es war zu spät!

Dichter und dichter drängten sich die Menschen in den Saal; sie war in Gefahr, erdrückt zu werden — eine sich hinauswälzende Woge der Volksfluth warf sie glücklich in's Freie — sie, sammt ihren zwei Knaben und dem Herzog von Nemours.

Die „Regentschafts"-Seifenblase war zerplatzt.

Regentschaft!

Fast auf die Minute zur Zeit, wo die Herzogin von Orleans die verzweifeltsten, durch die Mutterliebe über das Niveau gemein-dynastischen Ehrgeizes erhobenen Anstrengungen machte, um ihren Sohn auf den Thron der Könige von Frankreich zu bringen, wurde dieser selbe Thron von dem siegreichen Volk in Besitz genommen. In buchstäblichsten Besitz — Blousenmänner setzten sich, kraft der Volkssouveränität, abwechselnd auf den Thron, zum Zeichen, daß von nun ab in Frankreich nur ein Herrscher sein sollte, das Volk. Die purpurne Throndraperie wird in Stücke zerrissen, und aus den Fetzen werden Freiheitsmützen gemacht, eine für den Spartakus, den Sklavenbefreier, im Tuileriengarten. Die Franzosen lieben derlei poetische Einfälle.

Und auf das Gesimse des Throns wird von einem Nationalgardisten, der den Hauch der Weltgeschichte in sich spürt, mit Kreide geschrieben:

„Das Volk von Paris an ganz Europa —
Freiheit — Gleichheit — Brüderschaft!"
„Liberté — Egalité — Fraternité!

Ein Beifallssturm, der die Wände erzittern machte, begrüßte die improvisirte Formel, welche die Devise der Februarrevolution wurde. Und ein Proletarier, in der einen Hand die Muskete, in der anderen eine rothe Fahne, springt auf den Thronsessel, wischt sich am feinen Sammt die kothigen Schuhe ab — er mochte wohl denken, daß dieser Sessel schon schlimmeren Koth gekannt habe als ehrlichen Straßenschmutz — und ruft frohlockend, die Muskete und die rothe Fahne schwingend:

Vive la République! Es lebe die Republik!

Und die Tausende, welche hier eingepferchi sind, und die Tausende, welche in den übrigen Sälen des Königspalastes auf- und abwogen, stimmen begeistert ein in den Ruf, und der Ruf pflanzt sich fort auf die Straße, und vive la République! dröhnt's Innen und dröhnt's Außen —

Vive la République!

Und die Republik, welche die Proletarier meinten, war die rothe Republik — die sozialistische Republik.

In den Tuilerien bewies das Volk die harmlos edelsinnige Gutmüthigkeit, die während der ganzen Dauer der Revolution — wir meinen die Zeit des Kampfes und der unbeschränkten Volksherrschaft bis zur Aufrichtung einer regelmäßigen, wenn auch provisorischen Regierung, — sich kundthat und nicht eine gemeine oder grausame Handlung aufkommen ließ.

„Eine moralische Insurrektion" hat Louis Philippe gesagt.

Die „Moralität" der Revolution zeigte sich durch die Inschrift, welche an den Tuilerien angebracht ward: „Les voleurs sont mis à mort! Die Diebe werden getödtet! Tod den Dieben!" Und damit war es dem Volk allerdings Ernst — ein paar Langfinger, die sich unter die Blousenmänner gemischt hatten und bei der Ausübung ihres Handwerks ertappt wurden, merkten zu ihrem Schaden, daß die Insurrektion eine „moralische" war, denn sie wurden von den Insurgenten sans façon erschossen. In den Tuilerien, die viele Stunden lang in der Gewalt des „Pöbels" und von Zehntausenden der „entfesselten Bestien" besucht waren, wurde, so lange das Volk dortselbst Alleinherrscher war, nicht so viel gestohlen, wie auf einem gewöhnlichen Hofballe, wo ja mitunter ein silberner Löffel verschwinden

soll. Es hat seitdem „radikale“ Leute gegeben, die es dem Volk übel genommen haben, daß es nicht stahl. Und es ist ja unzweifelhaft richtig, auch der Diebstahl ist ein Protest gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung. Allein nur der Diebstahl im Kleinen. Der Diebstahl im Großen ist die heutige Gesellschaftsordnung, und wenn die kleinen Diebe gegen dieselbe protestiren, indem sie stehlen, so sind sie nur stümperhafte Nachahmer der großen Diebe, die das Handwerk besser verstehen und von denen sie deshalb aufgehängt werden. Der Diebstahl, wie überhaupt das „Verbrechen“ kann wohl ein Protest, eine Rebellion gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung sein, aber revolutionär ist es nicht. Und das fühlt und begreift das revolutionäre Volk, trotz aller anarchistisch-scheinradikalen Irrlichtereien.

Genau 1 Uhr 5 Minuten am Nachmittag des 24. Februar war die Revolution in das Königsschloß eingezogen, und hatte es, durch Aufhissung der rothen Fahne, für ihr Eigenthum erklärt.

Nicht ganz zwei Stunden später — gegen drei Uhr — bewegte sich von den Tuilerien nach den Boulevards zu und von da nach dem Bastilleplatz ein wunderlich toller Faschingszug — es war Karnevalszeit —: etliche tausend Menschen singend, tanzend, springend, vorn zu Roß ein Polytechniker und ein Student, hinter den beiden einige Reihen Tamboure in Nationalgardenuniform, und zwischen diesen und dem eigentlichen Zug ein Wagen mit allerhand Ueberresten königlicher Herrlichkeit und, von 4 kräftigen Blousenmännern getragen, der Thron! Die springende, tanzende, singende Menge war bewaffnet, zum Theil pulvergeschwärzt, sogar Verwundete waren darunter, aber jetzt lachte Alles, riß schlechte Witze und auf den Bajonneten der Flinten, die vor wenigen Stunden zu tödtlichem Kampf benutzt worden waren und eine Dynastie todtgeschossen hatten, waren Purpurfetzen, Stücke Goldbrokats, Livreen, Hofuniformen, Braten, Laibe Brot, Speckseiten, Würste, leere Flaschen.

Einen lustigeren Feldzug hat der Karneval des Jahres 1848 nicht gesehen.

Und ein „historischer Zug“. Nicht Geschichte nachäffend, sondern Geschichte machend.

Auf dem Bastilleplatz wurde gehalten. Hier, Angesichts des Denkmals zweier Revolutionen, verstummte für einen Moment der tolle Jubel; schweigend schloß die Menge einen Kreis um die Julisäule, ein Holzstoß ward errichtet, der Thron sammt aller sonstigen Königsherrlichkeit darauf gelegt, und dann feierlich angezündet.

Und unter den Klängen eines schein-ernst abgesungenen Gassenhauers auf den „König der Agioteure“ (Geldschneider) verbrannte langsam der Julithron zu den Füßen der Julisäule.

Die Franzosen haben ein merkwürdiges Talent, die Dinge „nett“ auszudrücken und den Ereignissen, in welchen sie eine Rolle spielen, eine dramatisch-zugespitzte Form zu geben. Das Symbol des gestürzten Bürgerkönigthums neben dem Denkmal zu verbrennen, durch welches der Bürgerkönig einst seine Thronbesteigung gefeiert, den Schluß hübsch mit dem Ausgang zusammenbringen, sozusagen den Schwanz der Schlange ihr in den Mund stecken und die Schmach und Lächerlichkeit des Endes mit dem glänzenden Anfang grell zu kontrastiren — das war so echt französisch.

Der weltgeschichtliche Ernst der Februarrevolution ist aber durch diesen Karnevalszug sicher nicht gemindert worden. Im Gegentheil.

Der Thron der Orleans war Staub und Asche. Die Revolution hatte ihn gegeben, die Revolution hatte ihn genommen — sehr simpel und sehr logisch.

Doch nun fehlte ja noch die Hauptsache, was so der Regel nach für die Hauptsache gilt, eine Regierung.

Wir wissen, daß die Herren Führer sich bereits geeinigt hatten, und wir kennen die Liste, für deren möglichste Verbreitung gesorgt worden war.

In der Deputirtenkammer finden sie sich zusammen — sind es doch zumeist gute Parlamentler. Die Herzogin von Orleans ist noch da. Marie, der einer der Führer, und auf der Liste, fordert in kurzen Worten, der Verabredung gemäß, eine provisorische Regierung. Im Trubel verhallt der Vorschlag. Bald darauf — das Volk der Straßen hat inzwischen den Saal zu füllen begonnen — wiederholt Ledru Rollin den Vorschlag und fügt noch etwas hinzu: Ich fordere eine provisorische Regierung und

die sofortige Einberufung eines Nationalkonvents, welcher die Rechte des Volkes sicher stellen soll!"

Die Proklamirung der Republik zu fordern, dazu konnte Herr Ledru Rollin sich nicht versteigen. Aehnlich wie Robespierre, als es am 9. Termidor galt, entweder auf das Schaffot zu steigen oder eine Revolution zu machen, fragte er nach dem Rechtstitel, und der war allerdings nicht vorhanden.

Sollte Alles in Form rechtens geschehen, dann durfte jetzt gar nichts geschehen, außer daß Wahlen ausgeschrieben wurden, und der Nationalkonvent hatte dann zu bestimmen. Parlamentarisch und nach der konstitutionellen Fiktion ganz in der Ordnung. Schade nur, daß das Volk für diese Finessen und Fiktionen kein Verständniß hatte. Es hatte keine Ahnung davon gehabt, daß es seine Haut zu Markt getragen, blos um eine Frage an das Volk zu stellen. Es hatte sich eingebildet, eine Dynastie stürzen zu wollen, stürzen zu dürfen, und unter dem Einfluß dieser fixen Idee sie auch wirklich gestürzt.

Leider gelang es den intelligenten Herren Führern nicht, das Volk von seinen unkonstitutionellen Anschauungen zu kuriren, und da die Republik nun einmal, in Folge dieser fehlerhaften Anschauungen, zur vollendeten Thatsache geworden war, und das Volk in seiner heillosen Verblendung überdies kapabel war, den „Besten" der Führer, falls sie diese Thatsachen in Frage stellen würden, eine Rabelais'sche Viertelstunde*) zu bereiten, so entschlossen sich die großen Staatsmänner und Führer seufzend zur Anerkennung der Thatsache.

Die Republik war da, das war nicht mehr zu ändern.

Lamartine erhebt sich — die Kammer hat noch immer „Sitzung" — dreht den Hahn auf und läßt das bekannte Zuckerwasser laufen; man merkt noch nicht: ist's republikanisches oder legitimistisches Zuckerwasser — da kommt endlich die Erlösung von diesem parlamentarischen Spuk. Eine mächtige Volkswoge wälzt sich herein und schwemmt Regentschaft, Kammer und Alles weg.

---

*) Die mauvaise quart d'heure, die böse Viertelstunde — ein Ausdruck des großen französischen Satirikers und Humoristen Rabelais, der damit eigentlich den fatalen Moment meint, wo die Zeche und überhaupt eine aufgelaufene Rechnung „berappt" werden muß.

„Fort mit den Corrupten!“ — „Fort mit den Verfaulten (pourris)!“ braust's durch den Saal, sehr unparlamentarisch — und noch unparlamentarischer sind die Flintenläufe, die sich auf den unglücklichen Präsidenten Sauzet richten.

Das war nicht mißzuverstehen. Die Corrupten, die im Gnothi Sauton*) — Erkenne Dich selbst — zu wohl erfahren waren, um sich über die Adresse der Titulatur zu täuschen, — viele waren's ihrer nicht mehr — gaben Fersengeld, so schnell ihre Beine sie tragen konnten.

Es war das im Moment, wo auch die Herzogin von Orleans von der Revolutionsfluth weggeschwemmt ward.

Vor zwei Stunden auf dem Eintrachts- oder Revolutionsplatze das:

„Schnell auf und fort mit ihm! Nur fort mit ihm!“

Und hier in der Kammer das:

„Fort mit den Corrupten!“

Beides ergänzte sich. Fort mit dem Haupt und fort mit den Complicen und Helfershelfern!

Das Haupt war auf dem Wege nach England, und die Helfershelfer, sie liefen nach allen Richtungen, flüchteten jeder in das erste beste Mausloch.

Mit dieser Revolution war nicht zu spaßen. Eine Revolution, welche die Tugend so ernst nahm, und die „Moral“ so verzweifelt auf die Spitze trieb, daß sie den „Corrupten“ das Gewehr auf die Brust setzte und die Spitzbuben gar todtschoß — das ging über den Spaß; das Eigenthum, die Ordnung, die Familie, Staat, Gesellschaft — Alles war in Gefahr. Und das Vaterland war in Gefahr — la patrie en danger!

Heine hat Recht: das les voleurs sont mis à mort! war für die „honneten Leute“ das größte Schreckenswort der Februarrevolution. Die provisorische Regierung, die Republik und sogar die rothe Fahne hätten sie sich gefallen lassen, wäre nur das entsetzliche Todtschießen der Spitzbuben nicht gewesen.

Wer war da noch sicher? — —

Nun — die Herren „Corrupten“ kamen mit dem bloßen Schrecken davon, und es dauerte nicht sehr lang,

*) Griechisch — der alte Philosophenspruch.

so brachten sie es fertig, Staat und Gesellschaft vor den Todtschießern der Spitzbuben zu retten.

Das Mort au voleurs! Tod den Dieben! kann aber als der eigentliche Wahrspruch des großen Volksgerichtes, genannt Februarrevolution, betrachtet werden.

Das Volk hat Besitz von der Kammer ergriffen.

Und hier noch eine kurze Auseinandersetzung mit Herrn Johannes Scherr. „War es nicht ebenfalls Lüge und Heuchelei, fragt er (Bd. 1, S. 181), wenn die Demokratie an diesem seit Jahren von ihr angespieenen Orte das Wort der Entscheidung zu suchen kam? Es sah ganz so aus, war jedoch nur der Zwang der geschichtlichen Logik, welche die Menschen antreibt, immer wieder zu versuchen, ob sich ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, das Alte an das Neue anknüpfen, das Werdende als eine naturgemäße Zeugung des Bestehenden darstellen ließe. Also immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach nein, das Wort ist vielmehr umzukehren; denn es ist ja nur ewig derselbe alte, tausendmal um- und wiedergegohrene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menschliche Culturarbeit sich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menschheit ist und bleibt ewig derselbe, sofern nicht, was sehr unwahrscheinlich, die Organisation des menschlichen Gehirns eines Tages eine andere wird.

„Schon der älteste Buddhist hätte, so die Druckkunst erfunden gewesen wäre, sicherlich Bücher drucken lassen, wie sie zu unserer Zeit Herr Arthur Schopenhauer (warum nicht Johannes Scherr?) drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmaismus, Mosaismus, Hellenismus, Christenthum, Päpstelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Despotie, Aristokratie, Demokratie, Sozialismus, Antik, Romantisch, Modern — Schläuche, nichts als Schläuche, die sich ablösen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, jetzt so geformt, jetzt anders; jetzt roth, grün, blau, gelb, weiß u. s. w. angestrichen, jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuschneiderung des Schlauches nennen die Leute ein neues Weltalter,

einen frischen Anstrich eine neue Aera. Der Inhalt aber ist und bleibt der alte und — das schreckliche, halblächerliche Räthsel „Mensch“ stets ungelöst.“

So Herr Johannes Scherr. Klingt dem Gedankenlosen recht tiefsinnig und geistreich, ist aber im Grund Blödsinn, und nichts als Blödsinn. Wenn der Inhalt der Schläuche immer derselbe ist, wie kommt es dann, möchten wir Herrn Scherr fragen, daß er so beserkerhaft auf den Inhalt einiger Schläuche zu schimpfen liebt, während er den Inhalt anderer Schläuche mit kapuzinerhaftem Behagen einsaugt und Reklame dafür macht? Warum z. B. verursacht ihm der Schlauch, überschrieben „Sozialismus“, Wuthkrämpfe, und der Schlauch, überschrieben „Despotismus“ (nach Blut- und Eisenrezept) wahre Wollustkrämpfe wie den Katzen der Baldrian?

Und Frage Nr. 2: wenn es in der Organisation des menschlichen Gehirns begründet ist, daß die Menschen in alle Schläuche denselben erbärmlichen Wein füllen, ohne es zu wissen, wie kommt es denn, daß Herr Johannes Scherr hinter dieses Geheimniß der Weltgeschichte und der Cultur gekommen ist? Merkt Herr Scherr denn nicht, daß er sich mit dieser seiner Entdeckung auf die Hörner des fatalen Dilemma's gesetzt hat, entweder in's Blaue hinein geschwafelt zu haben oder kein menschliches Gehirn zu besitzen? Im Interesse des Herrn Johannes Scherr wollen wir das Erstere annehmen.

Es ist wahr, Herr Johannes Scherr hat eine Anzahl von Schlauch-Etiketten aufgeführt, die allerdings nur derselbe Wein in verschiedenen Schläuchen sind, z. B. das ganze Religionsregister und unseretwegen auch das philosophische Register — doch das ist eine alte Weisheit, die uns von vielen Leuten mit normal menschlichem Gehirn schon hundertmal besser gesagt worden ist als von Herrn Johannes Scherr. Vielleicht nimmt Herr Johannes Scherr sich einmal die Mühe, in Buckle's „Geschichte der Civilisation“ nachzulesen, warum in den Religionen kein Fortschritt, keine Entwickelung möglich ist, und warum sie nicht im Wesen, sondern nur in der Form von einander verschieden sind.

Wenn nun aber Herr Johannes Scherr das recht alberne, oberflächliche Wort des Ben Akiba: Alles ist schon

dagewesen! ernsthaft auf die menschliche Culturarbeit, auf die wahre Menschengeschichte anwendet, dann beweist er blos, daß er sie nicht die Mühe genommen hat, Geschichte zu lernen, und das Wesen und die Gesetze der Cultur zu erforschen. Was sagen wir: Geschichte zu lernen? Nein, nicht einmal die Zeitungen mit Verstand zu lesen. Denn da hätte er Etwas von einem gewissen Darwin und der Entwicklungslehre erfahren, hätte von einer Steinzeit, Eisenzeit, von Pfahlbauern und anderen Urmenschen gehört, in deren Schläuche Herr Johannes Scherr seinen Wein auch beim besten Willen nicht hineinpraktiziren könnte.

Das Ben Akiba'sche Wort, das beiläufig so wenig von Gutzkow herrührt, wie die Fartcatcher'sche Clownphilosophie Scherr's Scherr'sches Original ist, enthält genau das Gegentheil der Wahrheit — es stellt die Wahrheit auf den Kopf. Nichts ist schon dagewesen. Alles ist neu; und selbst wo das Neue die sklavisch treue Kopie des Alten scheint, ist es etwas Anderes und etwas Neues. Vermittelst einiger Phrasen lassen sich die verschiedenartigsten Dinge und Menschen außerordentlich leicht unter Einen Hut bringen — in der Phrase, auf dem Papier; für denjenigen aber, der in Phrasen nicht sein Genüge hat und deshalb auch nicht das Bestreben, Andere mit Phrasen abzuspeisen, zeigen sich, sobald er unter die Haut, unter die zufällige Erscheinungsform blickt, die Verschiedenheiten des Wesens, der inneren Natur.

Herr Johannes Scherr mit seiner cynisch geistreich thuenden, in Wirklichkeit platt philiströsen Geschichtsphilosophie scheint dem berühmten Revolutions-Programm eines der konfusesten und achtungswerthesten (deshalb nennen wir ihn nicht) der „Achtundvierziger" entlehnt, welches da kurz und bündig lautete: Alle Menschen haben ein Herz und einen Magen.

Mehr wußte der brave Mann nicht, und der biedere Johannes Scherr weiß von der Geschichte nichts anderes, als daß alle Schläuche einen Wein haben.

Die Freunde jenes braven Mannes protestirten sehr energisch dagegen, ein Herz und einen Magen mit ihm zu haben (obwohl die seinigen passabel waren), und so protestiren wir als Besitzer unverfälschter Weinsorten sehr

energisch dagegen, daß unser „Stoff“ Eins sei mit dem des Herrn Scherr.

Vielleicht hat dieser Herr*) die Güte, uns eine Probe seiner Ernsthaftigkeit geben, indem er uns beweist, daß der neue Reichswein, den er in seinen eigenen Flaschen verkauft, identisch ist mit dem alten Bundestagswein, den er so lästerlich herunterreißt.

Doch genug — hätte Herr Johannes Scherr nicht das einzige lesbare**) Buch über die 1848er Bewegung geschrieben, so würden wir uns natürlich nicht dazu herbeigelassen haben, zur Kennzeichnung dieser Scherr'schen sogenannten Geschichtsphilosophie, die für einen Karneval in Krähwinkel gut passen würde, nur eine Zeile zu schreiben.

Und weshalb hat denn Herr Johannes Scherr seinen philosophisch-historischen Katzenjammer-Exkurs losgelassen?

Um sich selbst und den Lesern das Wunder zu erklären, daß die Revolution in die Kammer ging, um hier an der Stätte, gegen deren Schmutz die Demokratie seit Jahren geeifert, die Entscheidung zu suchen.

Allerdings ein Wunder, und zwar ein wirkliches Wunder, d. h. ein solches, das sich nicht natürlich erklären läßt.

Hätte der brave Herr Johannes Scherr statt seine lange Kapuzinade abzuhaspeln, die Originale, welche er im Auszug übersetzt — hätte er seinen eigenen Text gelesen, dann würde er entdeckt haben, daß es mit diesem Wunder dieselbe Bewandtniß wie mit allen wirklichen Wundern hat, nämlich daß es nicht passirt ist. Wenn wir auch von Herrn Johannes Scherr nach seinen komischen Deduktionen nicht erwarten können, daß er weiß, was in den verschiedenen historischen „Schläuchen“ ist, so dächten wir, doch mindestens von ihm erwarten zu dürfen, daß er weiß, was er selbst geschrieben, was also in seinem eigenem „Schlauch“ steckt. Die Revolution ist gar nicht in die Kammer gegangen, um dort die „Entscheidung zu suchen“, sondern um der parlamentarischen Gaukelei ein Ende zu machen, die „Corrupten“ zum Teufel zu

*) Er ist inzwischen gestorben.
**) Obiger Text stammt aus dem Jahre 1878.

jagen und zu verhindern, daß falsche „Entscheidungen“ getroffen wurden.

Und das war sehr nöthig. —

Kehren wir nach der Kammer zurück, oder nach dem Kammergebäude, denn eine Kammer gibt es nicht mehr. In dem Saal ist momentan Ordnung eingetreten. „Eine provisorische Regierung!“ „Die Namen!“ — Lamartine und Dupont de l'Eure verlesen Namen. Es ist nicht die vollständige Liste, die wir kennen. Die „Rothen“ fehlen. Ob das Zufall oder Absicht? Es ist schwer zu sagen. Als Absicht wäre es zu dumm gewesen. Die Revolution ist im Fluß; durch kleinliche Kniffe, Listen und Fälschungen läßt sie sich weder aufhalten, noch in andere Bahnen lenken. „Die Republik! Die Republik!“ Keiner wird in die provisorische Regierung gewählt, der die Republik nicht ausdrücklich anerkannt hat!“ Das Volk begreift, worauf es ankommt und ahnt, daß die Herren Führer nicht Farbe bekennen wollen. „Die Republik!“

Die Herren Führer sind taub für den Ruf und verlesen die Namen der Regierungsmitglieder — die eigenen. Lamartine, — Dupont, — Marie, — Garnier Pagès, — Cremieux, — Arago — schließlich doch noch Ledru Rollin — weiter kommt man nicht.

„Zum Hotel de Ville!“ „Zum Hotel de Ville!“ braust es aus tausend Kehlen.

Ledru Rollin sucht den Sturm zu beschwören, er will die provisorische Regierung unter Dach und Fach bringen — wer weiß, was sonst noch geschehen mag? — und verliest die vollständige Liste.

Umsonst. Seine Stimme verhallt in dem tosenden Ruf: „Zum Hotel de Ville!“

Und zum Hotel de Ville ging's.

Hier in dem Hauptquartier der Revolution wurde die Republik proklamirt, wurde die provisorische Regierung proklamirt, und wurde der Liste des „National“ und der „Reforme“ noch der Name des „Arbeiters“ Albert*) hinzugefügt, eines halbsozialistischen Kleinfabrikanten, dessen Zuziehung von Louis Blanc verlangt wurde.

---

*) Er ist in diesem Jahr gestorben, als wirklicher bewußter Socialist, was er 1848 nicht war. 1895.

Freilich machten die honneteren der Herren „Führer“ noch immer allerlei Quersprünge. Weil die drei auf der Liste befindlichen Mitglieder: Marrast, Flocon und Louis Blanc nicht in dem Corruptionstempel vulgo der Deputirtenkammer proklamirt, also nicht genügend parlamentarisch legitimirt waren, wollte man sie nur als Sekretäre anerkennen, wobei der honneteste der Honneten, der gelbglacé'te Marrast mit den zwei röthlichen Schächern zur Gesellschaft an's Kreuz geschlagen wurde. Auch Albert sollte an's Katzentischchen kommen. Das Volk machte indeß einen dicken Strich durch die honnete Rechnung, und nur auf **einer** Bekanntmachung der provisorischen Regierung figuriren die vier Genannten als Sekretaire, d. h. Regierungsmitglieder **zweiter** Klasse.

Und nun gar die Republik!

Das wollte den honneten Herren „Republikanern“ gar nicht in den Kopf. Durch alle möglichen Winkelzüge suchten sie sich zu drücken. Ihre Feigheit hinter dem Schild der Volkssouveränität versteckend, wollten sie erklären:

„Obgleich die provisorische Regierung der republikanischen Staatsform den Vorzug gibt, so maßt weder sie, noch maßt das Volk von Paris sich an, diese ihre Meinung den Bürgern Frankreichs aufzudrängen, welche unverzüglich zur Feststellung der endgiltigen Staatsform berufen werden sollen.“

Blanc, Ledru Rollin, Flocon und Albert protestirten aber energisch gegen die jammerselige Fassung und schließlich einigte man sich dahin, zu sagen:

„**Die provisorische Regierung will die Republik mit Vorbehalt der Zustimmung des Volks, welches unmittelbar befragt werden soll.**“

Das Volk ließ sich indeß mit derartigen Wortspielereien nicht abfinden — die Republik mußte klipp und klar proklamirt werden und den Herren Republikanern blieb nichts anderes übrig, als ihre Proklamation mit dem schlimmen Wort Republik zu schmücken, das sie, so lange es blos Phrase war, so gerne im Munde geführt hatten, das ihnen aber jetzt, da es Fleisch geworden und lebensstark in die Welt eingetreten war, die Lippen ordentlich versengte.

Das „Regieren“ machte sich leichter. Die Rollen wurden wie folgt vertheilt: Dupont, Präsident der Regierung, Lamartine Ministerium des Aeußeren, Ledru Rollin Inneres, Cremieux Justiz, Marie öffentliche Arbeiten, Arago Marine, Garnier Pagès Maire von Paris. Ferner ernannte man den Banquier Goudchaux zum Finanzminister, General Subervic zum Kriegsminister, Carnot — einen Enkel des „Organisators der Siege“ — zum Unterrichtsminister, Oberst Courtaits zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde des Seinedepartements (Paris), und General Cavaignac zum Gouverneur von Algier. Es waren das lauter „Honnete“.

Louis Blanc, Flocon, Marie mußten thatsächlich doch am Katzentischchen Platz nehmen.

Dagegen wurde das sehr wichtige Amt der Seinepräfektur den zwei „Rothen“: Caussidière und Sobrier überlassen, jedoch „mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe“ — oder vielmehr blos der Noth gehorchend, denn die zwei Genannten hatten sich mit Hilfe des souveränen Volks kraft des Revolutionsrechts und des Erobererrechts auf dem Stadthaus installirt, und wer sie hätte entfernen wollen, würde übel gefahren sein.

Das Straßen- und Barrikadenkind Revolution ließ nicht mit sich spassen.

Trotz alledem und alledem war Frankreich Republik, und diese großartige, weltbewegende Thatsache ragt himmelhoch empor über das niedrige Genörgel und Intriguiren der honneten Angstmichel. — —

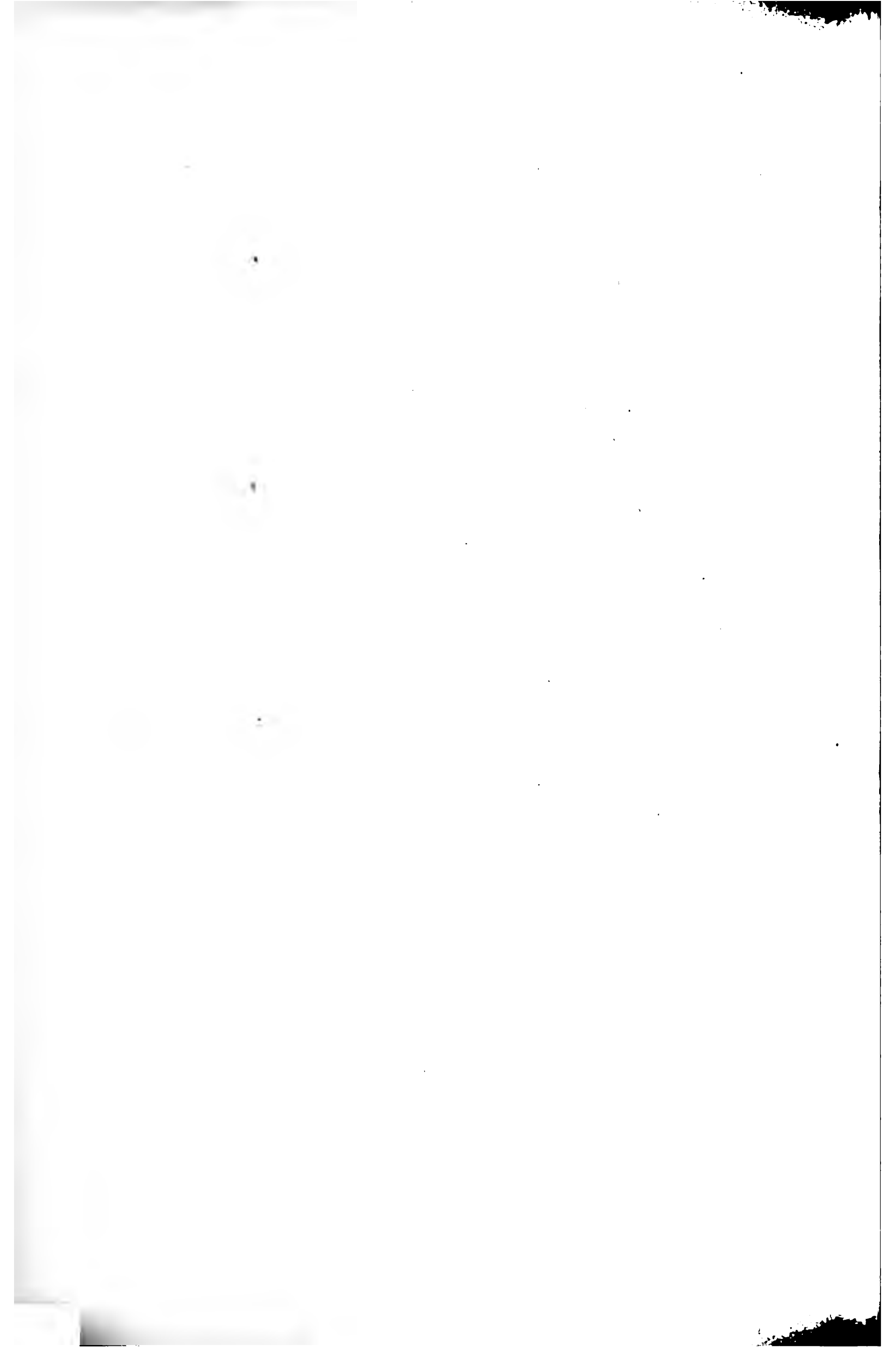
Das ist die Februarrevolution.

Die provisorische Regierung wurde von dem ganzen Lande, einschließlich der Armee anerkannt. Nicht der leiseste Versuch des Widerstandes. In der That, die Birne war reif gewesen.

Zu welch seltsamen Betrachtungen aber werden wir gedrängt, wenn wir jene Zeit mit der Gegenwart vergleichen. Was damals eine Revolution der sittlichen Empörung — oder, wie Louis Philippe in unbewußter Selbstverurtheilung sich ausdrückte: eine „moralische In-

surrektion" hervorrief, das läßt — oder ließe — heute die bürgerliche Welt kalt. Die Minister und Ordnungsstützen des Bürgerkönigs haben zwar nach Noten gestohlen, mit Virtuosität und Methode gestohlen, aber verglichen mit den Großspitzbuben der Aera **Bonaparte** und **Bismarck** waren sie doch erbärmliche, kleinliche Stümper. Die Schwindeleien der Percire und Mirès unter Napoleon dem Kleinen die Gründerseuche in Deutschland nach dem Milliardenregen, das französische Panama, der italienischen Panamino. — Dieser Diebstahl auf Riesenfuß, dieser Milliardendiebstahl war erst möglich bei weiter entwickelter Fäulniß des Kapitalismus. Und während 1848 das Bürgerthum, — wenigstens ein beträchtlicher Theil, — denn die eigentlichen Herrn Bourgeois fühlten sich mit dem Bürger- und Spitzbubenkönig ein Herz und eine Seele — eine Revolution machten, um den Dieben und Verbrechern das Handwerk zu legen, feiert das Bürgerthum heute in den Schienenflickern und Steuerhinterziehern Muster der Bürgertugend, und liegt anbetend auf den Knieen vor dem siamesischen Heldenpaar: **Bismarck und Crispi** — dieser klassischen Doppelverkörperung der bürgerlichen Schinderhannes-Moral am Ende des 19. Jahrhunderts.

Die verfaulende Bourgeoisie hat ihren „Idealen" die „Moral" nachgeworfen, bis auf den letzten Rest von Scham.



Frankreich ist Republik!

Frankreich Republik! Sonst sah Europa, sah die Welt nichts. Die Jämmerlichkeit einzelner Individuen, die kleinlichen Intriguen, die Abgründe, welche sich hier und da eröffneten — sie wurden nicht gesehen. Die Thatsache, daß Frankreich Republik, daß der Krater der Revolution sich wieder eröffnet, überstrahlte mit ihrem blendenden Glanz alles Andere und wirkte wie ein Blitzschlag, der die Regierungen lähmte und die Völker aus dem Schlaf weckte. — —

In Deutschland war die Aufregung, die Begeisterung unbeschreiblich. Bisher war es nur ein geringer Bruchtheil der Bevölkerung gewesen, der sich am politischen Leben betheiligte. Jetzt war die ganze Nation in den Strudel der Politik gerissen. Als die ersten Nachrichten — man hatte damals noch den Windmühlentelegraphen, der sehr wortkarg und langsam war — aus Paris eintrafen, war Deutschland wie gebannt, man ahnte sofort eine Katastrophe. Das Vertrauen auf die sprichwörtliche Klugheit Louis Philippe's verminderte das Vertrauen auf seinen Sieg. Man schloß, nicht ohne eine gewisse Logik, wenn es unter einem so klugen Manne zum Aufstand kommen könne, dann müsse die Lage verzweifelt sein.

Und als dann die Nachricht vom Siege des Volks, von der Proklamirung der Republik und der Einsetzung einer provisorischen Regierung eintraf, da war unter all den verschiedenen Elementen, welche die „Opposition" bildeten, des Jubels kein Ende, und der Jubel erfaßte auch die Volksmassen.

Daß das „europäische Gleichgewicht" der monarchischen Großmächte zu einer Fabel geworden war, daß das Europa

des Wiener Kongresses nicht mehr fest stand, nachdem die westliche Eckmauer mit ihren Stützpfeilern niedergebrochen — das war im Nu Jedem klar.

Große politische Ereignisse haben die Eigenschaft, daß sie in der Regel den Geschichtsschreibern von Fach und den Weltlenkern von Fach unverständlich sind, dafür aber von den Volksmassen auf den ersten Blick richtig aufgefaßt werden.

Die Volksmassen in Deutschland verstanden sofort, daß dem alten Europa, und mit dem alten Europa auch dem alten Deutschland die Todtenglocken geläutet hatten.

Das verstanden sie gerade so gut, wie am 23. Februar das Volk von Paris begriffen hatte, daß die Todesstunde des System Louis Philippe gekommen war.

Der Unterschied war nur der: in Paris lag in den Massen seit länger als einem halben Jahrhundert der Gedanke der Republik, und in dem deutschen Volk lag weder der Gedanke der Republik, noch der Gedanke irgend eines anderen bestimmten Staatsideals.

Das macht den Unterschied zwischen der französischen Februarrevolution und der deutschen „Märzrevolution“.

Wenn damals in Deutschland die Republik nicht eingeführt wurde, so ist das nicht, wie man vielfach behauptet hat, der größeren Widerstandskraft der Regierungen zuzuschreiben — die im Gegentheil eher geringer war als die des Bürgerkönigthums —, sondern einzig und allein dem Umstand, daß der republikanische Gedanke in den Massen keine Wurzeln hatte. Man muß mit den irrigen Vorstellungen brechen, die man in Bezug auf diesen Punkt von links und von rechts lange genährt hat.

Und Robert Blum? Lassen wir zunächst seinen Sohn*) berichten:

„Auf einem Ball im Hotel de Pologne in Leipzig ereilte die Nachricht vom Ausbruch und Erfolg der Pariser Februarrevolution die Elite der Leipziger Bürgerschaft, auch Robert Blum. Auf dem Balle selbst trat Blum sofort mit einigen Freunden zu einer Berathung über

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 250 f.

die nächsten Schritte zusammen, die nun in Leipzig geschehen mußten. Aller Ansichten stimmten darin überein, daß die Gemeindevertretung, die Stadtverordneten, womöglich auch der Rath, die Wünsche der Leipziger Bürgerschaft vor den Thron bringen müßten. Am nächsten Morgen schon ergab sich, daß auch die gemäßigt Liberalen unter Biedermann's Führung genau dasselbe Ziel verfolgten. Schon hatte Biedermann in engerem Freundeskreise eine Adresse entworfen, welche von den Stadtverordneten an den König gerichtet werden sollte. Blum und seine Freunde nahmen zwar Anstoß an dem ihrer Ansicht nach zu gemäßigten Tone der Adresse. Aber sie ordneten ihre Parteiwünsche unter dem Gelingen dieses edlen und schönen Versuchs: durch eine Kundgebung des Kerns der Leipziger Bürgerschaft auf friedlichem und gesetzlichem Wege eine Abhülfe der drückendsten Beschwerden und eine Bürgschaft besserer öffentlicher Zustände herbeizuführen. Zudem stellte sich diese Adresse auf einen so hohen deutsch-nationalen Standpunkt, daß ihr jeder gute Deutsche, er mochte sonst einer Parteirichtung angehören, welcher er wollte, beistimmte konnte. Sie verlangte „eine Reorganisition der deutschen Bundesverfassung im Geist und nach den Bedürfnissen der Zeit, angebahnt durch die Entfesselung der Presse und die Berufung von Vertretern sämmtlicher deutscher Völker (!) an den Sitz des Bundestags." Von dem Verfasser des Aufsatzes „Das Königreich Sachsen" im 5. Bande der „Gegenwart", S. 596, ist mit Recht hervorgehoben, daß die Hauptkraft der Bewegung, welche unmittelbar nach der Februarrevolution von der Bürgerschaft Leipzigs gegen das in Dresden herrschende System gerichtet wurde, eben in jener „merkwürdigen Einmüthigkeit aller Parteien und aller Klassen der Bevölkerung" beruhte, welche von da ab wochenlang Liberale und Radikale, Biedermann und Blum, zu treuester Bundesgenossenschaft einigte, bis der gemeinsame Feind geschlagen, Alles, was man erstrebte, erreicht war. Es war zweifellos eine bedeutsame, ebenso patriotische als staatsmännische That, daß Blum, der populärste und einflußreichste Mann des damaligen Leipzig, in den Tagen, die auch seinen letzten Hoffnungen noch Erfüllung verhießen, als Parteiführer und mit seinem persönlichen Ehr-

geiz sich völlig unterordnete unter Bestrebungen und Männer, die nicht ganz seinen Neigungen entsprachen — nur um die vereinte Kraft der Stadt für das gemeinsam erreichbare Ziel zu gewinnen. — —

„Als am 1. März 1848 die Leipziger Stadtverordneten zur Berathung des Biedermann'schen Adreßentwurfs zusammentraten, fand sich volle Einstimmigkeit dafür. Auch die Konservativen schlossen sich demselben an. Noch mehr überraschte, daß der Stadtrath, an dessen Spitze noch immer der traurige Bürgermeister Groß stand, der Adresse einstimmig beitrat.

„Am 2. März ging die Deputation der städtischen Behörden zur Ueberreichung der Adresse nach Dresden ab. Der König empfing die Leipziger keineswegs gnädig. Er zeigte sich verletzt durch den Hinweis auf den zwischen dem Geiste des Volkes und dem Geiste der Verwaltung bestehenden Zwiespalt, und lehnte jedes Eingehen auf den Inhalt der Adresse ab, zu welcher die Gemeindevertretung Leipzigs sich nur in Ueberschreitung ihrer Befugnisse habe hinreißen lassen.

Durch anonyme Maueranschläge ward die Bevölkerung Leipzigs am dritten März zu Abends 8 Uhr nach dem Dresdener Bahnhof zusammenberufen, um die hier von Dresden zurückkehrende Deputation zu erwarten. Da hier der Raum zu eng war, zog die zahllose Menge nach dem Markt, den sie sammt den angrenzenden Straßen, vollständig anfüllte. In lautloser Stille harrten Tausende hier auf das Eintreffen der Deputation, die endlich, gegen 9 Uhr, eintraf und mit unendlichem Jubel begrüßt ward. Zuerst sprach Stadtrath Seebach von der tiefen Rührung des Königs; dann Biedermann. Doch ungestüm verlangte das Volk nach Robert Blum. Endlich erschien Blum auf dem Rathhausbalkon. Seine Stimme beherrschte allein den ganzen Markt, wurde in den angrenzenden Straßen noch gehört. Auch er suchte beschwichtigend von der Adresse und der Antwort des Königs abzulenken. Doch ungestüm fiel auch ihm das Volk in die Rede: „Die Antwort! die Antwort!“ Es war nicht mehr zu verheimlichen, daß die Bitten der Stadt harte Abweisung erfahren hatten. Zuerst allgemein befremdliches Erstaunen; dann leidenschaftliches Murren. Die Masse hatte bestimmt gehofft, die Deputation

würde die Entlassung der verhaßten Minister aus Dresden mitbringen. Doch Blum fuhr fort und wurde weiter angehört. In konstitutionellen Ländern, sagte er, sei nicht der König, sondern seien die Minister verantwortlich. Sie trügen auch die Verantwortlichkeit für die Verwerfung der Leipziger Anträge. Auf ihre Beseitigung müsse man dringen. Er werde in der nächsten Stadtverordnetenversammlung den Antrag stellen, daß der König das Ministerium, welches das Vertrauen des Landes nicht besitze, entlassen möge. Unter ungeheueren Jubel- und Hochrufen trennte sich die befriedigte Versammlung.

„Schon am nächsten Tage, in der Stadtverordnetensitzung vom 4. März, hielt Blum sein Versprechen. Das Kollegium trat seinem Antrag in Form einer „Erklärung" bei, in welcher es seine vom König bezweifelte Kompetenz entschieden wahrte und betonte, man müsse dem über die Tragweite der geschehenen Manifestation getäuschten König erklären, daß die Minister das Vertrauen des Landes nicht besäßen. Weiter trat man einstimmig dem Antrag von Brockhaus auf sofortige Berufung des Landtags bei. Auch diesen Beschlüssen der Stadtverordneten schloß sich der verschüchterte Rath an. Inzwischen hatte sich noch in der Nacht, fast unmittelbar nach der Rückkehr der ersten Deputation aus Dresden, eine zweite dahin begeben, um dem König eindringlich mündlich die drohende Lage und die Nothwendigkeit beruhigender Schritte vorzustellen. Der König zeigte sich jedoch noch immer so wenig zur Nachgiebigkeit geneigt, wie seine Minister. Koch, der in der Deputation war, versuchte durch persönliche Ansprache den verhaßtesten der Minister, Falkenstein, zum Rücktritt zu bewegen; doch anscheinend war selbst dieser kühne Versuch erfolglos. Wenigstens brachte die Deputation nichts nach Leipzig mit, als die Antwort des Königs: „Aber nichts wird mich bewegen, von dem klaren Weg abzugehen, den mir meine Verbindlichkeit als Mitglied des Deutschen Bundes und meine durch die Verfassung übernommenen Pflichten vorschreiben .... Das muß ich offen erklären, daß ich mich in dieser wichtigen Angelegenheit (Preßfreiheit) nicht von den Zeitereignissen, sondern nur von der gewissenhaften Rücksicht auf das Wohl des mir anvertrauten Volks, und von meiner, durch die Bundes- und

Landesverfassung übernommenen Pflicht leiten lassen werde. Im Uebrigen vertraue ich, daß es dem Ansehen der Behörden, der Kraft und dem guten Geist der Communalgarde (Bürgerwehr), dem ernsten Willen aller guten Bürger gelingen werde, Denjenigen gegenüber, welche auf ungesetzlichem Wege Ungesetzliches wollen, Gesetz und Ordnung zu bewahren; und ich mache dafür, daß dies geschehe, die Stadt Leipzig verantwortlich." Die einzige Vertröstung, welche diese Antwort enthielt, waren Schritte beim Bundestag betreffs der Befreiung der Presse." — —

Soweit der Bericht des Sohns. Obgleich das Bild herzlich schlecht gezeichnet ist, so läßt es die Situation doch ziemlich korrekt erkennen. Merkwürdige Zustände das!

Man sieht aber, wie weit das öffentliche Leben in Sachsen damals entwickelt war. Es ist undenkbar, daß z. B. preußische Stadtverordnete die gleiche Rolle gespielt hätten, wie die Leipziger. Verglichen damit war selbst die Rolle der Berliner Stadtbehörden eine ganz untergeordnete. Die Kompetenz der städtischen Behörden wurde freilich bestritten, indeß die Regierung und der König ließ sich doch in Unterhandlungen mit ihnen ein.

Was uns aber in dem vorstehenden Bericht am meisten interessirt, und weshalb wir ihn abgedruckt haben, das ist die treffende, wenn auch unbewußte Charakteristik der Bewegung.

Wir haben uns bereits früher darüber ausgesprochen, daß es vor 1848 in Deutschland keine organisirten Parteien, daß es keine Parteiprogramme gab — wenigstens nicht auf Seiten des Volks; daß die Opposition sich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammensetzte, welche nur in dem Gedanken der Opposition einig waren. Das tritt hier so recht deutlich hervor. Blum Hand in Hand mit der konstitutionellen „Anstandsdame" Biedermann, Radikale, Liberale, selbst die Conservativen — Alles in brüderlicher Eintracht — Alles für gewisse gemeinsame Forderungen. Diese „merkwürdige Einmüthigkeit aller Parteien und aller Klassen der Bevölkerung", welche unserm Hans Blum so imponirt, ist nun aber blos dadurch zu erklären, daß keine Partei, keine Klasse bestimmte, präzise, unterscheidende Forderungen hatte, mit anderen Worten, daß

es gar keine scharf von einander abgrenzenden zielbewußten Parteien gab.

Das ist es gerade, was der sogenannten — sehr mit Unrecht so genannten — Märzrevolution einen so wunderbar naiven kindlichen Charakter verlieh.

Man hatte gewisse gemeinsame Phrasen und Schlagwörter — Einigkeit und Freiheit des Vaterlandes, Preßfreiheit, verfassungsmäßige Regierung u. s. w., — bei denen sich Jeder etwas Anderes dachte, vorausgesetzt, daß er überhaupt etwas dachte, und die so lange gemeinsame Phrase blieben, als es nicht an die Verwirklichung ging. Im Moment, wo die Phrasen in Thaten und Staatseinrichtungen umgesetzt werden sollten, wo also die Praxis begann, mußten die Phrasen ihren Werth verlieren, hörten sie auf, das einigende Band zu bilden, und machten die bisher verhüllten Gegensätze sich geltend. Dem Märzrausch, der allgemeinen Einigkeit in den Flitterwochen der „Revolution“ mußte der Katzenjammer, der Zwiespalt, die Enttäuschung auf dem Fuß folgen.

Die Massen in Deutschland, sagten wir vorhin, hatten keinen fest krystallisirten politischen Gedanken, wie die französischen Massen ihn in der Rupublik haben. Die Führer der Bewegung waren Führer nur dem Namen nach — sie waren es noch weniger als die „Führer“ der französischen Revolution, denn sie hatten weniger Vorbereitung und verrdankten die Führerrolle meist zufälligem Hervortreten bei kleinen örtlichen Ereignissen. Sie waren nicht im Stand, diesem Mangel an fest krystallisirten politischen Gedanken und Zeiten abzuhelfen, denn auch ihnen fehlte ein fest krystallisirter Gedanke. Das gilt von Blum wie von den Anderen.

Auf diese Weise kam Deutschland in die tragikomische Lage, daß es, als ihm möglich war, Alles zu erreichen, nicht wußte, was es denn eigentlich wollte.

Es erging Deutschland wie einem Kind, dem die Mutter sagt: Wünsche Dir was Du willst zum Mittagessen, Du sollst es haben! und das dann vor lauter Wünschen zu keinem bestimmten Wunsch kommt.

Widerstand gab es nicht. Keinen widerstandsfähigen Widerstand. Jeder präzisen Volksforderung — wohlgemerkt Volks- und Massenforderung — war die Er-

füllung gewiß. Aber noch unglücklicher als jenes Ehepaar in dem Märchen, dem eine neckisch gutmüthige Fee drei Wünsche verheißen hatte, kam der deutsche Michel in seiner Perplexität nicht einmal zu einer Bratwurst. — —

Wie in Leipzig regte das Volk sich überall. An den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Ländern trat die Bewegung äußerlich verschieden auf, die Massenaufregung war überall dieselbe.

Die Herren in der Eschenheimer Gasse, wo der Bundestag tagte oder nächtete, verspürten den Luftzug der Zeit. Sie merkten, daß ein anderer Wind wehte, als in den Demagogenjahren, wo man es nur mit einer Hand voll junger Leute zu thun gehabt hatte. Dem Fallstaff'schen Grundsatz huldigend, daß Vorsicht der bessere Theil des Muthes ist, duckten sie sich vor der nahenden Gefahr und richteten schon am 1. März „an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk" die vertrauensvolle Erklärung, „der Bundestag werde von seinem Standpunkt aus Alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach Außen, wie für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Innern zu sorgen." Die Leser von damals mußten sich erstaunt die Augen gerieben haben, als sie diesen „vertrauensvollen" Erguß zu Gesicht bekamen. Seit der Bundestag existirte, war es ihm nicht passirt, daß er von einem deutschen Volk gesprochen hatte — er hatte nur „Unterthanen" gekannt, und nur einige Unzufriedene, welche die braven Unterthanen ihren Unterthanenpflichten abspenstig machen wollten, und vor deren verbrecherischen Machinationen man also die braven Unterthanen in väterlicher Fürsorge behüten mußte — aber ein deutsches Volk — nimmermehr. Das Wort Volk war ja die inkarnirte Revolution. Und nun haben die Herren Bundestägler nicht blos das seit 30 Jahren ihnen unbekannte „deutsche Volk" entdeckt, sondern sind ihm auch plötzlich so gewogen worden, daß sie sich „vertrauensvoll" an es wenden.

Zwei Tage später, am dritten März, erließ der nämliche Bundestag eine Proklamation, in welcher er vor dem ungemüthlich gewordenen „Zeitgeist" noch eine weitere Verbeugung machte und jedem Bundesstaat es frei stellte, die Censur abzuschaffen und Preßfreiheit einzuführen.

Daß man am vierten März dies in den Dresdener Regierungskreisen noch nicht wußte, und die Frage der Preßfreiheit dem Bundestag zur Entscheidung vorlegen wollte, war allerdings eine der, unter so abnormen Verhältnissen begreiflicherweise nicht seltenen Sonderbarkeiten des sonderbaren Jahres 1848.

Bei ihrem Entschluß, den Leipziger Forderungen gegenüber sich ablehnend zu verhalten, blieb die Regierung in Dresden nicht lange; sie überzeugte sich doch bald, daß das Land hinter diesen Forderungen stand und gab thatsächlich nach. Am 5. März reichte der mißliebigste der Minister, Falkenstein, seine Demission ein, „um den Vorwand zu ferneren Demonstrationen und Unordnungen zu geben“ und am 6. März erschien eine Ansprache des Königs: „An meine Sachsen“, welche die Berufung des Landtages spätestens bis Anfang Mai verhieß, die Vorlage eines Preßgesetzes ankündigte und an das Volk die Mahnung richtete: „Harret ruhig und im Vertrauen auf das, was ich schon gethan und noch thun werde. Greift nicht den Befugnissen der von euch selbst gewählten Landesvertreter vor.“

Die Leipziger Oppositionsmänner beruhigten sich indeß hierbei nicht. In der Stadtverordnetensitzung vom 7. März rief Blum aus: „Man hat uns einen Menschen (Falkenstein) zum Opfer gebracht; aber das System ist damit noch nicht gefallen. Dieses vertreten die Minister von Könneritz und von Wietersheim; wir dürfen die Ungesetzlichkeit der Censur nicht länger dulden.“ Die Leipziger Stadtverordneten, die unter dem Einfluß ihres, über die Miniatur-Dimensionen eines Stadtverordneten-Collegiums hinausragenden Mitglieds sich als eine Art von Convent fühlten, gingen auch auf all dessen Vorschläge ein und faßten sehr radikale Beschlüsse.

Andere Demonstrationen fanden statt.

Es schien einen Moment, die Regierung in Dresden wolle noch weitere Konzessionen machen, da — plötzlich schwenkte sie, ohne Zweifel von Berlin und Wien beeinflußt, nach rechts; es wurden Truppen um Leipzig zusammengezogen, und am 11. März hielt Minister von Carlowitz, gestützt auf eine ziemliche Anzahl Bajonnete, seinen Einzug in Leipzig.

Das war aber nur ein letztes Aufflackern des Lebensflämmchens. Das alte System, wenigstens in der alten Form, war dem Tode geweiht.

Herr von Carlowitz erkannte das. Was er in Leipzig sah — die Einmüthigkeit in oppositioneller Gesinnung — die Nachrichten, welche aus allen Theilen Deutschlands wolkenbruchartig hereinregneten — Alles wirkte zusammen, ihm die Thorheit weiteren Widerstands klar zu machen. Am 12. März kehrte er nach Dresden zurück. Am 13. März nahm das Gesammtministerium seine Entlassung.

Da Lindenau ablehnte, so wurde ein Ministerium Braun gebildet, mit Georgi für die Finanzen, von der Pfordten, der damals in allen liberalen Farben schillerte, für das Aeußere, und von Holtzendorf als Kriegsminister. Das neue Ministerium kam am 16. März zu Stande.

Unterdessen hatte die Lage der Dinge, oder sagen wir lieber der äußere Schein der Dinge eine gewaltige Aenderung erfahren.

Metternich, Guizot's Genosse in dem diplomatischen Feldzug gegen die antijesuitische Schweiz, war seinem Freunde Guizot nach London gefolgt — in's Exil.

Er hatte daran gearbeitet, die heilige Allianz wieder in's Leben zu galvanisiren, einen legitimistisch-gottesgnädigen Kreuzzug gegen die revolutionäre Schweiz in Szene zu setzen, und der „revolutionären Hyder", die an soviel Orten, u. A. auch in dem dreimal glücklichen Paradiesgarten der Habsburger, Bourbonen und des Papstes: in Italien ihr Haupt erhoben hatte, mit Feuer und Schwert alle ihre Köpfe abzuschlagen — als die Nachricht vom Sturz Louis Philippe's, von der Proklamirung der Republik in Frankreich, ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf.

Er, der seit länger denn dreißig Jahren auf der Lauer gegen die Revolution war, dessen ganzes Dichten und Trachten der Bekämpfung der Revolution galt, es erging ihm wie den drei Jägern mit dem weißen Hirsch: als die Revolution endlich kam, schlief der Herr Revolutionsjäger und — er wachte zu spät auf. Piff, paff, trala! Oder wachte gar nicht mehr auf. Er war verdutzt, „be-

wildert", verdattert. Seine Vertrauten — so weit er deren hatte — kannten ihn nicht wieder. Er war wie geistesabwesend.

Die Wiener, die über ein Menschenalter lang unter den Bleidächern des Metternich'schen Systems Pestdunst geathmet, witterten Morgenluft — sie wurden unruhig. Es kam zu den üblichen Demonstrationen — die Studenten stellten sich an die Spitze der Bewegung.

Nach gewöhnlichem Maßstab gemessen war diese Bewegung nun keineswegs sehr gefährlich. Die Studenten waren kreuzbrave Burschen, allein es waren eben doch nur Burschen, vortreffliche Menschen und virtuos schlechte Musikanten. Wir sprechen von der politischen Musik — denn sonst waren sie, gleich den meisten Oesterreichern, zum großen Theil sehr gute Musikanten. Und unter dem Bürgerthum und den Literaten befanden sich keine besseren Musikanten. Wo hätten sie auch herkommen sollen?

Diese Frage muß man bei Beurtheilung der Märzrevolution nie aus den Augen verlieren.

Es ist zwar ein abscheulicher Grundsatz, daß man den Völkern die Freiheit nicht geben darf, ehe sie „reif" dafür sind; allein auf der anderen Seite ist auch gewiß, daß ein durch ganze Generationen in Knechtschaft und unter Vormundschaft gehaltenes Volk, wenn es Knall und Fall durch ein äußeres Ereigniß ohne sein Zuthun von seinen Ketten und Banden befreit wird und die Glieder nach Belieben regen darf, von seiner Freiheit im ersten Augenblick keinen rechten Gebrauch zu machen versteht. Es ist wie ein Vogel, der Jahre lang in dem Käfig war, und der, wenn ihm der Käfig geöffnet wird, nur flattern, nicht fliegen kann, und das Fliegen erst wieder lernen muß.

So lächerlich auch die Maxime ist, Niemand in's Wasser gehen zu lassen, ehe er schwimmen kann, so verkehrt würde auch die entgegengesetzte Maxime sein, um Jemand das Schwimmen zu lehren, ihn erst Jahre lang sorgfältig vom Wasser fern zu halten und dann eines schönen Tages auf einmal hineinzustoßen.

Man lasse die Menschen nach Lust und Neigung in's Wasser gehen und sorge höchstens dafür, daß sie nicht ertrinken.

Das ist das beste Rezept für das unfigürliche und figürliche Schwimmen.

Also an Unsinn hat's im „tollen“ Jahre nicht gefehlt, und Wien hat sein reichliches Contigent dazu geliefert. Weder von Plan, noch von Organisation eine Spur. Die Armee dagegen noch vollkommen unerschüttert. Kurz, Metternich hatte die „Machtfaktoren“ für sich; das unterliegt keinem Zweifel. Aber gerade jetzt, im entscheidenden Moment, lähmte auch ihn das aufdämmernde Bewußtsein, daß es außer den materiellen Machtfaktoren, auf die er sein ganzes Leben lang gerechnet und gebaut hatte, noch andere Machtfaktoren gab, vor denen die seinen zu Schanden wurden.

Hatte Paris seine Revolution der Verachtung gehabt, so hatte Wien seine Revolution des Ekels und der Scham. Das Volk schämte sich seiner intellektuellen und moralischen Erniedrigung, und mit Ekel, — denn zu kräftigem, mannhaftem Haß erhob es sich noch nicht — und mit Ekel betrachtete es das System und die Träger des Systems, durch welches ihm die Erniedrigung bereitet worden. Diese Gefühle des Ekels und der Scham schwollen immer mehr an, sie wuchsen zur Leidenschaft, sie reiften zur That — und so unwiderstehlich ward die Elementargewalt dieser Revolution des empörten Selbstgefühls eines Volks, daß das System keinen ernsthaften Kampf wagte, daß es vor dem Sturm die Segel einreffte, und daß Metternich — vor 20 Tagen noch in der Meinung der Welt neben Louis Philippe und Guizot der größte, der weiseste und mächtigste Staatsmann der Welt — am 13. März das Feld räumen, und die Nacht darauf in lächerlicher Verkleidung aus Wien flüchten mußte . . .

Metternich gefallen, das hieß das alte Deutschland gefallen, das Deutschland des Bundestages gefallen, denn Metternich war das Deutschland des deutschen Bundes.

Jetzt war auch kein Halten mehr.

Wie ein Sturmwind fegte die scharfe, revolutionäre „Märzluft“ über Deutschland weg, und wo noch vormärzliche“ Regierungen und Ministerien waren, da wurden sie flugs über den Haufen geblasen.

Nur in **Berlin** saß das „vormärzliche“ Wesen noch fest.

Doch auch hier krachte das alte System in allen Fugen.

Wenige Tage vor der Februarrevolution hatte der König Friedrich Wilhelm IV. an Louis Philippe geschrieben und ihn als „Schild der Ordnung in Europa“ gepriesen. Man kann sich vorstellen, wie die Nachricht der Februarrevolution ihn überrasche. In seinem romantisch-mittelalterlichen Regierungskatechismus hatte die Revolution keinen Platz.

Indeß die Welt fiel nicht gleich um, und so tröstete sich Friedrich Wilhelm. In seiner Umgebung wurde man sogar bald wieder sehr zuversichtlich. Minister von Bodelschwingh meinte: „In 14 Tagen lassen wir marschiren.“

Natürlich gegen das revolutionäre Frankreich, nach dem Muster von 1792, worüber das Nähere zu lesen in Göthe's „Feldzug nach der Champagne.“

Die Bourbons sind nicht die einzigen Leute, die nichts lernen und nichts vergessen.

Mit dem Marschiren hatte es nun gute Wege.

Das revolutionäre Gift gelangte auch in die Haupt- und Residenzstadt Berlin. Vermuthlich durch das famose Trio von „Polen, Juden und Ausländern“, das nachher für die ganze Märzrevolution verantwortlich gemacht ward. Seit dem ersten März gab es allerlei Straßendemonstrationen, Versammlungen, Adressen.

In Ermangelung einer Verfassung hatte der König vor einem Jahr den „**Vereinigten Landtag**“ — d. h. eine Zusammenknetung der vorsündfluthlichen Provinziallandtage, seinem Volk zum Geschenk gemacht, und der Ausschuß dieses Vereinigten Landtags war gerade in Berlin versammelt und wurde am 6. März von dem König in Person vermittelst feierlicher Rede entlassen. Die Rede zeichnete sich dadurch aus, daß sie die Februarrevolution möglichst ignorirte. Sie erklärte, der Landtag werde auch künftig die gewünschte „Periodizität“ haben, d. h. einberufen werden, wenn und wann es dem König beliebe; „der Gedanke, sich in die inneren Angelegenheiten fremder Völker zu mischen, liege der Regierung fern, es sei denn, daß vom Ausland her ein Angriff erfolge.“ Schließlich versicherte der König: „das Vertrauen des Volkes ist meine

festeste Stütze" und sprach die Hoffnung aus, die Welt werde auch jetzt erfahren, „daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben sind von Geschlecht zu Geschlechte."

Letzteres war nun offenbar nicht richtig, der König und das Heer mochten noch „dieselben" sein, das Volk war nicht mehr „dasselbe". Die Thronrede machte sehr böses Blut. Man hatte erwartet, der Plunder des Vereinigten Landtags würde in die Rumpelkammer gesteckt und eine wirkliche Volksvertretung berufen.

Und so gab diese Thronrede, statt zu beschwichtigen, der Aufregnug neue Nahrung: die Demonstrationen wurden lebhafter, die berühmten Massen-Volksversammlungen unter den Zelten begannen.

Am 7. März wurde in einer dieser Zeltenversammlungen eine „allgemeine Adresse" entworfen, welche die Forderungen des Volks wie folgt formulirte: „1) Preßfreiheit; 2) Redefreiheit; 3) Amnestie für alle politischen und preßlichen Vergehen; 4) freies Versammlungs- und Vereinsrecht; 5) gleiche politische Berechtigung Aller ohne Unterschied der Religion und des Besitzes; 6) Geschworenengerichte und Unabhängigkeit der Richter; 7) Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung; 8) allgemeine deutsche Volksvertretung und 9) schleunigste Einberufung des Vereinigten Landtags."

An diesen Forderungen, welche in den meisten Punkten die allgemeinen sind, und die Summe des damaligen politischen Fühlens und Strebens ausdrücken, muß zweierlei auffallen. Einmal, daß neben der Forderung einer allgemeinen deutschen Volksvertretung die der Einberufung des Vereinigten Landtags sich findet. Man sollte denken, wer so radikal ist, ein deutsches Parlament zu wollen, kann doch nicht für ein mittelalterliches Zopfinstitut wie den Vereinigten Landtag sein. Doch so logisch war man damals nicht. Man wollte nicht sans façon mit der Vergangenheit brechen und hoffte, aus dem ständischen Landtag werde sich organisch ein konstitutioneller, aus Volkswahl hervorgehender Landtag entwickeln.

Noch interessanter ist der siebente Punkt der „allgemeinen Adresse" und besonders nachdrücklich der Aufmerksamkeit der Politiker und Publizisten zu empfehlen, die

in der preußischen Heerorganisation die Verkörperung des Prinzips der allgemeinen Wehrhaftigkeit, der Volksbewaffnung erblicken. Daß aus der Mitte des preußischen Volks heraus, das noch durch keine Agitation gegen den Militarismus beeinflußt war, spontan die Doppelforderung nach Verminderung des stehenden Heeres und nach Einführung der Volksbewaffnung hervorbricht, ist eine Thatsache von höchster Bedeutung, eine Thatsache, welche das schlagendste argumentum ad hominem gegen die Borussomanen bildet, die uns vorreden, daß die seit 1867 und 1871 auch im übrigen Deutschland eingeführte preußische Militärorganisation die allgemeine Volksbewaffnung sei und von dem Volk mit Stolz und Liebe betrachtet werde.

Es gab auch Leute, die greifbarere Forderungen stellten — Leute, die da meinten, alle Freiheit und alle Freiheiten seien sehr wenig werth, wenn man sich dabei nicht satt essen könne. Auch auf's Sattessen komme es an. Und in den „niederen Schichten“ wurden diese Meinungen nicht so unsinnig gefunden, wie es den „wohlsituirten“ Satten lieb war. Die „Vossische Zeitung“, das Vorbild des liberalen Philisterthums, hielt einen Kaltwasserstrahl für nothwendig und warnte in ihrer Nummer vom 7. März:

> „Laßt euch nicht täuschen! Dies Wort der Warnung wollen wir, in dieser Zeit großer Bewegungen, schwerer Ereignisse, an unsere wackeren Arbeiter und Handwerker richten. Euer Beruf ist oft ein schwerer, das Leben stellt euch keine leichte Aufgabe, aber noch viel schwerer ist die Aufgabe zu lösen, allen Uebeln zu wehren, die euch bedrängen. Laßt euch nicht täuschen! Versprechungen geben ist leicht, sie halten schwer, oft unmöglich. Die Mittel der Abhilfe, die man darbietet, werden vielmehr, wenn sie auch für den Augenblick den Schein der Wohlthat haben, doch bald das Uebel nur maßlos vergrößern. Darum: laßt euch nicht täuschen! Die erste Bedingung zur einträglichen Arbeit sind Ordnung, Ruhe, Friede! Wie hoch die Arbeit bezahlt werden kann, das hängt nicht von der Willkür ab. Die Mittel, dem Uebel zu steuern, sind bald erschöpft, und dann ist die Noth verdoppelt. Darum: laßt euch nicht täuschen!

Die Noth, das Unglück schickt Gott! Er schickt sie nicht dem Arbeiter allein, er schickt sie uns Allen. Und niemals haben die anderen Stände sich mehr damit beschäftigt, dem Arbeiter seinen Beruf zu erleichtern, als jetzt. Darum nochmals: laßt euch nicht täuschen! Was ihr wünscht, ist am wenigsten zu erreichen durch den Schwindel der Aufregung, der die Massen ergreift. Was Sonnenschein und befruchtender Regen für die Ernte des Feldes, das ist Ordnung und Friede für die Ernte der Arbeit. Der Aufruhr ist aber Hagelschlag! Darum und immer wieder: Laßt euch nicht täuschen!"

Die „Adresse" brachte im königlichen Schloß keine Wirkung hervor — der König und Hof verhielten sich durchaus ablehnend. Am 13. März kam es zu ernsthaften Reibungen mit dem Militär. Friedliche Volkshaufen wurden brutal überfallen — von Cavallerie niedergeritten, von Infanterie mit dem Bajonnet auseinandergetrieben — an mehreren Punkten, wo die Menge nicht entwischen konnte, wahres Kesseltreiben mit schweren Verwundungen. Die Stimmung verbitterte sich zusehends. Den 14. März empfing der König eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin, welche die üblichen „Wünsche" vorbrachte. Er antwortete: „Meine Losung ist: Freie Völker, freie Fürsten! — Die gute, alte deutsche Ordnung darf nicht unbeachtet bleiben. Auch die Gliederung der Stände ist deutsch, wer dagegen anstrebt, setzt sich Gefahren aus. — Das Schicksal Deutschlands liegt nicht in meiner Hand. Alles aber, was ich durch meine Kraft vermag, will ich redlich und ernstlich anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage. Sie liegt mir so sehr am Herzen als die Preußens."

Er versprach, den Vereinigten Landtag zusammenzuberufen. Denselben Tag erschien auch ein königliches Patent, welches ihn auf den 27. April berief.

Um den Leser lebendig in jene Zeit zu versetzen, sei nachstehend die zweite Beilage („Extrablatt" würde man heut sagen) der „Berliner Zeitungshalle" von Mittwoch den 15. März 1848 vollinhaltlich abgedruckt. Die „Berliner Zeitungshalle" war damals das Hauptorgan der Berliner Bewegung, und in den Räumen der „Zeitungshalle" hatte

das „demokratische Berlin“ — das heißt, was sich so nannte, sein Hauptquartier.

Bekanntmachung.

Unter dem Vortritt des Ober=Bürgermeisters hatte heute Mittags zwei Uhr eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten hiesiger Residenz die Ehre, Sr. Majestet dem Könige die aus Veranlassung der Zeit=ereignisse beschlossene Adresse zu überreichen.

Se. Majestät geruhten, nach einigen die Gesinnungen und Hingebung der Bürger Berlin's zu ihrem Könige dar=legenden Worten des Ober=Bürgermeisters, dem Letztern die Vorlesung der Adresse in huldreichsten Worten zu ge=statten. Der Magistrat beeilt sich, seinen harrenden Mit=bürgern sowohl die Adresse, als die darauf ertheilte Aller=gnädigste Antwort hier mitzutheilen.

Wir halten uns überzeugt, daß dieselbe Begeisterung unsere Mitbürger ergreifen wird, wie die Abgeordneten noch ergriffen waren, als sie uns die Kunde von dem großen, erhabenen, ja heiligen Augenblicke brachten, in dem das Herz unseres theuern Königs die Herzen der Bürger Seiner treuen Vaterstadt so mächtig bewegt hatte.

Berlin, den 14ten März 1848.

Ober=Bürgermeister, Bürgermeister und Rath hiesiger Königlichen Residenz.

An

Se. Majestät den König unseren allergnädigsten Herrn.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr!

Die ernsten und verhängnißvollen Ereignisse der letzten Tage, die von einem Lande zum anderen sich fortpflanzen, erfüllen die Gemüther mit einer Spannung, wie wir sie noch niemals empfunden haben, mit der Erwartung einer nahen Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes, in der das gegenwärtige Geschlecht, seit 33 Jahren der Zuschauer der Ereignisse, die ungenutzte und deshalb fast erstorbene Thatkraft wiederfinden wird. Das deutsche Volk empfindet es tief und stark, daß es reif und mündig geworden ist, mit=zusitzen im Rathe seiner Fürsten und durch den würdigen Gebrauch der freien Presse von seinen geistigen und materiellen Bedürfnissen Zeugniß abzulegen.

Ew. Majestät Allerhöchster Wunsch und Wille war es, daß eine solche Zeit das preußische Volk nicht unvorbereitet treffen möge. Mit weiser Voraussicht haben Ew. Majestät seit Allerhöchst-Ihrem Regierungsantritte Stein an Stein gefügt, und noch vor wenigen Tagen durch die Allerhöchste Botschaft vom 5ten d. Mts. einen bedeutsamen Schritt in der Entwickelung der verfassungsmäßigen Rechte des Preußischen Volks gethan. Die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 8ten März c. bringt uns ferner die freudige Nachricht, daß Ew. Majestät Fürsorge die Hindernisse beseitigt hat, die sich der Gewährung der seit einem Menschenalter dem deutschen Volke verbürgten Preßfreiheit bisher in den Weg gestellt haben.

Wir sehen dem verheißenen Preßgesetz in dem Vertrauen entgegen, daß es sich auf die Bestrafung der wahren Mißbräuche der Presse beschränken wird.

Aber der Augenblick drängt; jeder Tag bringt die Kunde neuer Ereignisse, der politische Gesichtskreis kann sich plötzlich verfinstern und zur That herausfordern, noch bevor das Vaterland sich im Rathe geeinigt hat. Die mannigfachsten Wünsche, Fragen und Hoffnungen durchkreuzen sich, das Mißtrauen in eine fraglich gewordene Gegenwart, der ängstliche Hinblick auf eine ungewisse Zukunft lähmen den Verkehr, Handel und Gewerbe beginnen zu stocken, die Arbeit ist bedroht, das Gefühl der nahenden gewerblichen Krisis muß diese Krisis beschleunigen, deren Folgen menschliche Weisheit nicht zu ermessen vermag.

Unter diesen Umständen vereinigen sich Aller Wünsche dahin, daß Ew. Majestät die schleunige Berufung des Vereinigten Landtages zu befehlen geruhen möge. Im Namen unserer Mitbürger, im Namen ihrer heiligsten und theuersten Interessen, legen wir Ew. Majestät diese Bitte an's Herz, um deren Gewährung wir Unseren Allergnädigsten König und Herrn aus tief bewegter Seele beschwören. Schon die Gewißheit, daß Ew. Majestät Sich in so schwierigen Zeiten mit den Männern umgeben werde, die durch ihre Berathungen vom vergangenen Jahre die Achtung der Wohlgesinnten erworben, die das preußische mit dem deutschen Vaterlande unauflöslich zu verknüpfen begonnen haben, wird Ruhe und Zuversicht den Gemüthern,

Sicherheit und Bestand den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wiedergeben.

Es gibt Zeiten, in denen neue Zustände unter der Hülle der alten reif geworden sind, wo es der Anerkennung dieser unwiderstehlichen Thatsachen bedarf, wenn auch fernerhin in gesetzmäßiger Entwickelung stark und besonnen fortgeschritten werden soll. Eine solche Zeit ist die unsrige, und wir halten es daher für eine heilige Pflicht, Wünsche und Ueberzeugungen, die von Communen und Ständen schon seit Jahren ausgesprochen worden sind, in solcher Zeit Ew. Majestät unmittelbar vorzulegen.

Was die übereinstimmende Ansicht der Bürgerschaft vor allen Dingen als die unerläßliche Vorbedingung einer gedeihlichen Zukunft betrachtet, ist die Vollendung des preußischen Verfassungswerkes, dessen allmäliger Ausbau unter den gegenwärtigen Umständen die Stimmung mehr aufregt als beschwichtigt. Als einen treuen Abdruck der Volksmeinung und Volksgesinnung können wir die Stände aber nur in dem Falle betrachten, wenn sie aus einer angemesseneren volksthümlichen Vertretung hervorgehen, und ein beschließendes Votum bei einfacher Stimmenmehrheit erhalten. Seitdem Ew. Majestät durch die Einführung der Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, zunächst in hiesiger Stadt, eine Umgestaltung der Rechtspflege veranlaßt haben, hat sich der Wunsch von Tage zu Tage immermehr befestigt, auch diesen Neubau durch das Institut der Geschworenen baldigst gekrönt zu sehen.

Die völlige Gleichstellung aller religiösen Bekenntnisse ohne staatliche Bevorzugung des einen vor dem anderen, sowie die bürgerliche Gleichstellung ihrer Bekenner, ist, als das Ergebniß der milderen und versöhnlicheren Gesinnung unserer Tage in der Sitte vollzogen, und es ist daher gewiß an der Zeit, daß die Gesetzgebung auch ihrerseits die an das religiöse Bekenntniß geknüpften Beschränkungen fallen läßt.

Wenn Preußens Monarch, auf den in diesem Moment ganz Deutschland mit gespannter Aufmerksamkeit seine Blicke lenkt, in Uebereinstimmung mit seinem Vereinigten Landtage, in dieser Richtung vorschreitet, dann wird Deutschland auf der unerschütterlichen Grundlage gemeinsamer politischer Institutionen beruhen; dann wird die

glorreiche Erbschaft des hochseligen Königs, der Zollverein, dann werden auch die hochherzigen Absichten für die Begründung eines deutschen Rechts, die Ew. Majestät durch die von Preußen angeregte Berathung eines deutschen Wechselrechts und Postvertrages an den Tag gelegt haben, mächtig gefördert werden.

Die Deutschen werden die Stelle unter den Völkern einnehmen, die ihnen gebührt. Und hat Deutschland, wie die Proklamation des Bundestages eingesteht, diese Stelle bisher nicht einzunehmen gewußt, so müssen wir einen Theil der Schuld in den Mängeln der Bundesverfassung suchen, und dürfen dem bewährten deutschen Sinne Ew. Majestät vertrauen, daß diese Verfassung in nächster Zeit gekräftigt werde, um die Interessen der Nation im vollsten Sinne vertreten zu können.

Nur in einem Zwiespalte mit dem übrigen Deutschland erblicken wir eine ernstliche Besorgniß. Ist erst die innige Verbrüderung der deutschen Stämme errungen, ja wird sie nur erst offen und kräftig angestrebt, so kann im Falle eines Krieges, sofern derselbe nicht in diplomatischen Verwickelungen, sondern in der Verletzung des deutschen Bodens seinen Grund hat, von einer Gefahr für Deutschlands Fürsten und Völker nicht mehr die Rede sein.

Berlin, 13. März 1848.

In tiefster Ehrfurcht ersterben (!) wir Ew. Königlichen Majestät
Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath.
Allerunterthänigste, (!) treu gehorsamste (!)
Stadtverordnete zu Berlin.

Seine Majestät geruhten hierauf (auf dieses „Allerunterthänigste") im Wesentlichen (s. S. 286) Folgendes zu äußern:

Seine Majestät fühlten die Bedeutung des Augenblicks; es sei die erste Adresse, welche Sie in dieser bewegten Zeit von Hand zu Hand entgegen nehmen und es sei Allerhöchst-Ihnen ein angenehmes Gefühl, daß sie von Ihrer lieben Vaterstadt komme, die sich auch in dieser Zeit der Bewegung in erfreulichster Weise bewährt habe. —

Wenn es ringsum koche, dürfe man freilich nicht erwarten, daß hier allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkte stehe, und erwäge man dies, so sei es anerkennenswerth, daß in einer Stadt von solcher Größe, in der es

an reichlichen Elementen der Unruhe (!) nicht fehle, die Ordnung nicht erheblich gestört sei. Selbst der gestrige Abend könne dieses Anerkenntniß nicht wesentlich trüben; denn bei allen denen, auf deren Benehmen Seine Majestät Werth lege, wäre die ruhigste und besonnenste Haltung zu erkennen und Sie seien über die Haltung der Bürger erfreut gewesen. Was die Adresse selbst betreffe, so könne Seine Majestät nicht, wie es in andern Ländern Sitte sei, darauf in wohlstylisirter Rede antworten; nur im Conversations-Tone wollten Sie einige Worte erwidern. —

Zunächst freuten Sie Sich, auf die Haupt-Bitte erwidern zu können, daß sie bereits gewährt sei. Die Einberufung des Vereinigten Landtages sei seit mehreren Tagen beschlossen und das Berufungs-Patent bereits vollzogen. Mit Zuversicht sehe der König dessen naher Versammlung entgegen, da echt preußische Gesinnung in Tagen der Gefahr am wenigsten fehlen werde. Mit vollster Offenheit und vollstem Vertrauen würden Seine Majestät dem Landtage entgegentreten. Ihre Loosung sei: „freie Völker“, „freie Fürsten“; nur wenn beide frei wären, könne die wahre Wohlfahrt gedeihen! Die anderen Bitten könnten nur durch den Landtag ihre Lösung erhalten; ein näheres Eingehen darauf sei daher nicht nöthig.

Doch eines Ausdrucks der Adresse müßten Seine Majestät erwähnen, desjenigen nämlich, welcher gegen die allmälige Entwickelung der Verfassung gerichtet sei; diesem könnten Sie nicht unbedingt beitreten. Es gäbe gewisse Dinge, die sich nicht übereilen ließen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, sie auf den Kopf zu stellen. — Das lehre ja auch die Geschichte des Nachbarlandes, wo sich innerhalb Menschengedenken funfzehn beschworene Verfassungen einander verdrängt hätten, wo erst neuerdings das selbstgeschaffene Gebäude zusammengefallen sei. — Nicht in sechs Wochen dürfe man z. B. ein Haus bauen, welches zu bauen anderthalb Jahre erfordere; auch nicht auf Sand dürfe man es bauen, wenn es bestehen solle! — „Kühn und bedächtig!“ das seien die Loosungsworte jedes guten Feldherrn; ungestraft dürften sie nicht getrennt, nicht das eine über dem anderen vergessen werden! Das wollten auch Seine Majestät nicht vergessen. Die gute alte deutsche Ordnung dürfe nicht unbeachtet bleiben, auch die

Gliederung der Stände sei deutsch; wer dagegen anstrebe, der setze sich Gefahren aus. Auch dafür fehle es nicht an Beispielen! Ebenso der Besitz als althergebrachte Grundlage der Standschaft komme in Betracht. Doch alles dieses könne nur mit dem Landtage erledigt werden; wie Seine Majestät ihm vertraue, so möchte auch das Volk ihm vertrauen und „dadurch eine recht innige Vereinigung der Regierung, der Stände und des Volkes erwirken." Diese Einigkeit müsse das höchste Ziel des Strebens sein bis zum Landtage, während des Landtages! Nur durch festes Zusammenhalten könne übrigens das Unheil vom deutschen Vaterlande abgewendet werden, welches der Revolutionskrieg über dasselbe gebrachte hätte! Seine Majestät möchten die Verantwortlichkeiten des Zwiespaltes nicht über sich nehmen.

Was überhaupt Deutschland betreffe, so liege dessen Schicksal nicht in Ihrer Hand, alles aber, was Ihre Kraft vermöge, wollten Sie redlich und ernstlichst anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage; sie liege Ihnen so nahe am Herzen als diejenige Preußens.

Schließlich geruhten Seine Majestät die Deputation zu ermächtigen, die Allerhöchste Antwort ihren Mitbürgern mitzutheilen.

Patent
wegen Einberufung des Vereinigten Landtages.

Wir **Friedrich Wilhelm**, von Gottes Gnaden, König von Preußen 2c. 2c. haben im Verein mit der Kaiserlich österreichischen Regierung Unsere deutschen Bundesgenossen eingeladen, sich unverzüglich zu einer gemeinsamen Berathung über diejenigen Maßregeln zu vereinigen, welche unter den gegenwärtigen schwierigen und gefahrvollen Verhältnissen das Wohl des deutschen Vaterlandes erheischt, und sind entschlossen, mit allen Unseren Kräften dahin zu wirken, daß diese Berathungen zu einer wirklichen Regeneration des deutschen Bundes führen, damit das deutsche Volk in ihm wahrhaft vereinigt, durch freie Institutionen gekräftigt, nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umsturzes (!) und der Anarchie (!) geschützt, die alte Größe wiedergewinne, damit Deutschland den ihm

gebührenden Rang in Europa einnehme. Welches aber auch der Erfolg dieser unserer Bemühungen sein möge, so werden jedenfalls dadurch Maßregeln für Unsere Staaten bedingt, zu deren Ausführung Wir der Mitwirkung Unserer getreuen Stände bedürfen. Dieserhalb und weil Wir überhaupt in so großen und entscheidenden Epochen, wie die gegenwärtige, Uns nur in Vereinigung mit Unseren Ständen stark fühlen, haben Wir beschlossen, den Vereinigten Landtag auf Donnerstag, den 27. April d. J., in Unserer Haupt- und Residenzstadt Berlin zu eröffnen, und beauftragen das Staats-Ministerium, die Einberufung desselben durch den Minister des Innern zu veranlassen, auch die sonst erforderlichen Vorbereitungen zu treffen.

Gegeben Berlin, den 14. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

Mühler. v. Rother. Eichhorn. v. Thile. v. Savigny.
v. Bodelschwingh. Graf zu Stolberg. Uhden.
Frhr. v. Canitz. v. Düesberg. v. Rohr.

Die neueste „Allgemeine Preußische Zeitung“ (das damalige Regierungsorgan) eröffnet ihren „nichtamtlichen Theil“ mit folgendem Artikel:

Berlin. Die Regierungen von Oesterreich und Preußen haben sich über ihre Stellung zu den Fragen, welche sich an die in Frankreich eingetretene Verfassungs-Veränderung (!) knüpfen, bereits offen und deutlich ausgesprochen. Es kann Niemand darüber im Zweifel sein, daß sie, fern von jedem Gedanken einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieses Staates, eben so entschlossen sind, jede Verletzung der bestehenden Verträge mit vereinten Kräften zurückzuweisen.

Ihre weitere Betrachtung hat sich auf die gegenwärtige Lage des Bundes wenden müssen, welchem die Pflicht obliegt, in einer so tief bewegten Zeit für den äußeren Schutz Deutschlands und dessen innere Wohlfahrt Sorge zu tragen. Wenn je, so bedarf es jetzt der ganzen Weisheit der Regierungen und der ganzen Eintracht der Nation, um die Gefahren abzuwenden, mit denen das gemeinsame Vaterland bedroht ist.

Oesterreich und Preußen haben daher ihre deutschen

Bundesgenossen ersucht, sich mit ihnen ungesäumt zu einer umfassenden Berathung alles dessen zu vereinigen, was unter den gegebenen Umständen das Wohl Deutschlands erheischt. Diese Versammlung wird am 25. März zu Dresden eröffnet werden.

Beide Regierungen hegen die vertrauensvolle Erwartung, daß es auf diesem geordneten Wege gelingen werde, den wohlbegründeten nationalen Bedürfnissen zu entsprechen und diejenigen Institutionen zu sichern, durch welche Deutschland gekräftigt und erhoben, dem Auslande gegenüber aber in der ihm gebührenden Stellung unter den europäischen Nationen befestigt werde.

Sie werden aber auch im Vereine mit ihren deutschen Bundesgenossen ebenso ernst und nachdrücklich solchen Versuchen entgegentreten, die auf die Vernichtung der rechtlichen Ordnung in Deutschland hinausgehen und im deutschen Bunde einen Zustand von Zwietracht und Auflösung erzeugen würden, der ihn wehrlos in die Hände jedes Feindes gäbe.

Indem die deutschen Regierungen sich zu diesem Werke vereinigen, nehmen sie für dasselbe den besseren Geist der Nation in Anspruch, die Einsicht und den Willen Aller, welche es vermögen, inmitten der Aufregungen und Täuschungen der Gegenwart auch die Zukunft in's Auge zu fassen und die Bedingungen zu erkennen, unter welchen allein eine heilsame Entwickelung des alle deutschen Stämme umfassenden Bundes möglich ist.

Vorstehende Schriftstücke zeigen die ganze Rathlosigkeit der Regierung und namentlich des Königs.

Der Militärpartei wurde es Angst vor seiner Nachgiebigkeit. Man bestimmte ihn, Berlin zu verlassen, und nach Potsdam zu gehen.

Die Nachrichten aus Wien vereitelten den Zweck dieser Luftveränderung. Den Regierungsgewalten schwand mehr und mehr der Boden unter den Füßen, während das Volk zuversichtlicher und dringender ward.

Der König, auf den der Sturz des von ihm abgöttisch verehrten Metternich einen tiefen Eindruck machte, eilte sofort nach Berlin zurück, um „tolle Streiche zu verhüten“.

Die Demonstrationen wurden leidenschaftlicher, die

Reibungen zwischen Soldaten und Volk heftiger. Am 16. März wurde von Soldatenpatrouillen wiederholt scharf geschossen.

Die Regierung scheint blind zu sein gegen das, was um sie her vorgeht. Bodelschwingh sagt am 17. März zu dem russischen Gesandten: „Schreiben Sie getrost nach Petersburg, in Berlin ist die Sache abgemacht."

Und so sah es im Moment auch aus. Am Tag, wo Bodelschwingh dies sagte, wurde die Censur aufgehoben, und am 18. März Morgens erschien das königliche Patent, welches den Vereinigten Landtag auf den 2. April berief.

Am 18. März 1848 war der König in bester Laune. Einer Deputation aus Köln erklärte er, er werde sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen; und eine Berliner Deputation wurde ebenfalls auf's Huldreichste empfangen.

Und draußen — als die Nachricht von der Abschaffung der Censur und von dem unmittelbarem Zusammentritt des Landtags bekannt wurde, bemächtigte sich tiefe Freude des Volks, der Jubel war grenzenlos, Abends sollte die Stadt illuminirt werden.

Am 18. März 1848.

Ein Jubeltag, ein Freudentag dieser 18. März 1848 für Volk und Regierung. — —

Es kam anders.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, — oder auch schelten — je nachdem.

Der Jubel wurde zum Born schweren Leidens. Das heitere Festspiel lief aus in eine furchtbare Tragödie. Die Weltgeschichte zeigt kaum einen zweiten ähnlichen Umschlag, einen Umschlag so tragisch, so schicksalsschwanger.

Das Volk in seiner Freude will dem König danken. Zum Theil im Feiertagskleid zieht es am Nachmittag gegen 2 Uhr vor das Schloß. Jubel drückt sich in jedem Laut, in jeder Geberde aus, Zufriedenheit auf jedem Gesicht.

Da reiten plötzlich aus einer benachbarten Straße Dragoner hervor gegen das Volk, das sich verblüfft, bestürzt zurückstaut — und eine Abtheilung Infanterie rückt mit gefälltem Bayonnet aus dem Schloßhofe. Z w e i S c h ü s s e f a l l e n.

Was ist das? Es waren keine blinden Schüsse, denn sie hatten getroffen. Und die geschwungenen Säbel der Dragoner waren geschliffen.

Verrath! Die Zugeständnisse eine Falle! Verrath! Zu den Waffen!

So entrang es sich aus tausend und abertausend Kehlen. Wilder Zorn hatte den Jubel verdrängt, die Menge, welche gekommen war, dem König zu danken, stäubte auseinander mit Wuthgeschrei und mit dem Entschluß, den Verrath zu rächen.

Die zwei Schüsse um $2^1/_2$ Uhr am Nachmittag des 18. März vor dem Schloß in Berlin haben eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit dem Schuß um 9 Uhr am Abend des 23. Februar vor dem Palais Guizot's in Paris.

Es war der Wendepunkt.

Das Verhängniß ließ sich nicht mehr aufhalten. —

Und im Schloß? Wer hat diesen Dragonerangriff verschuldet, wer diesen Infanterieausfall kommandirt? Es gibt nur Vermuthungen.

Hier müssen wir einen Augenblick Halt machen. Die Geschichtsfälschung ist emsig an der Arbeit gewesen, um dem 18. März, welcher den Ausgangspunkt der modernen Geschichte Deutschlands bildet, seine Bedeutung zu nehmen. Professor Sybel, der Fälscher der französischen Revolutionsgeschichte, hat auch an der Geschichte der Märzrevolution, und insbesondere des 18. März sein Fälscher-Talent geübt. Er schreibt darüber:

„Am 16. März mußte die Truppe zur Freihaltung der Straßen von der Schußwaffe Gebrauch machen. Der König, welchem das Vergießen von Bürgerblut ebenso abscheulich war wie eine Demüthigung seiner Macht, beschloß, die Gährung durch Entgegenkommen auf nationaler Grundlage zu stillen. In der Nacht auf den 18. zeichnete er ein Patent, worin er fast ganz dieselben Sätze wie das Gagern'sche Programm aufstellte . . . . . Auf die Kunde von diesen Konzessionen war am Vormittag, des 18. März, der Platz vor dem Königsschlosse mit vielen Tausend Menschen erfüllt, welche Anfangs den Monarchen mit jubelndem Danke begrüßten; allmälig aber änderte die Masse ihr Aussehen (wodurch?). Proletarierhaufen

riefen, das helfe alles ihrer Noth nicht; andere begehrten den Abzug der Truppen, und eine Bande (!) versuchte, in das Portal des Schlosses einzudringen. Da befahl der König, den Platz zu säubern; auf jeder Seite desselben ging darauf eine Compagnie Infanterie vor; in der Mitte ritt eine Schwadron der Dragoner im Schritt mit eingesteckter Waffe. Sofort erneuerten sich die Scenen früherer Tage; das Volk warf sich schimpfend und drohend den Dragonern entgegen, so daß die Pferde unruhig wurden und einzelne Reiter zur Vertheidigung den Säbel zogen. Zufällig entluden sich die Gewehre von zwei Grenadieren, das eine durch Ungeschick (?) des Soldaten, das andere durch den Schlag eines Arbeiters auf den Hahn. Die Kugeln gingen harmlos in die Luft und überhaupt wurde kein Mensch auf dem Platze geschädigt. Aber gleich nach dem Knall der Schüsse stob die Volksmenge auseinander, und wie ein Lauffeuer ging der Ruf: Verrath, Mord, Waffen, Barrikaden! durch alle Straßen; es hieß, die Dragoner hätten eingehauen, die Grenadiere durch Bataillonssalven ganze Massen wehrloser Bürger niedergestreckt. Darob allgemeine Entrüstung; namentlich die Jugend, Studenten, Gesellen, Fabrikarbeiter warfen sich in wilder Begeisterung in den Kampf; durchweg war die Sympathie der Bevölkerung auf ihrer Seite 2c."

So Herr Sybel. Alles gesperrt Gedruckte ist, wie ein Augenzeuge, Professor Schasler in Jena ausdrücklich erklärt, „theils direkte Unwahrheit, theils tendenziöse Entstellung." In einem Aufsatz, der das Datum des 25. Januar 1892 trägt, und in der Sonntagsbeilage (Nr. 63) der „Vossischen Zeitung" vom 7. Februar 1892 veröffentlicht ist, schreibt Professor Schasler über den „Anfang des Märzaufstandes in Berlin — Tagebucherinnerungen eines alten Achtundvierzigers":

„Als die Nachricht die Stadt durcheilte, der König habe der städtischen Deputation (von welcher in dem Sybel'schen Bericht überhaupt keine Erwähnung geschieht) die Versicherung gegeben, daß „Alles bewilligt werden" sollte, war in der That die freudige Stimmung, welche die ganze Bürgerschaft beseelte, eine so allgemeine, daß Alles nach dem Schloßplatze strömte, um die Deputirten

zu begrüßen und dem Könige zu danken; und als die von dem Könige verfaßte Proklamation, welche die „Einberufung des Vereinigten Landtags auf den 2. April, sowie die Aufhebung der Zensur“ enthielt, vertheilt und in verschiedenen Gruppen verlesen wurde, so kannte der Jubel der versammelten Volksmenge keine Grenzen. Allerdings wurde von einigen Zweiflern darauf hingewiesen, daß die Proklamation noch von den früheren Ministern, welche stets die Volksrechte mit Füßen getreten, kontrasignirt sei; aber das dadurch erregte Mißtrauen würde gegenüber der allgemeinen frohen Stimmung wirkungslos geblieben sein, wenn nicht in diesem Augenblick, es war halb 2 Uhr nachmittags, von der Stechbahn her eine starke Abtheilung Dragoner, welche, flankirt auf beiden Seiten von Infanterie, die ganze Breite des Schloßplatzes einnahm, bis auf die Mitte des letztern angerückt wäre. Von wem der Befehl zu dieser gerade in solchem Augenblick allgemeinster Aufregung verhängnißvollen Maßregel, zu welcher im Hinblick auf die frohe Stimmung der Menge nicht der geringste Anlaß vorlag, gegeben war, ist nicht bekannt geworden, wenigstens wichen die Angaben darüber sehr von einander ab; jedenfalls scheint es sicher, daß der König es nicht war, denn derselbe erschien gleichzeitig auf dem Balkon des Schlosses, von der Menge mit begeisterten Jubelrufen so stürmisch begrüßt, daß er sich weder durch Worte noch durch Geberden verständlich machen konnte.

„Jetzt aber trat ein Zwischenfall ein, der in keinem Bericht erwähnt wird. Als Leiter des schon früher in einer Volksversammlung „Unter den Zelten“ gegründeten Volksvereins war ich der Mehrzahl der vor dem Schlosse versammelten Bürger und Studenten persönlich bekannt, und als nun der durch das Erscheinen des Militärs hervorgerufene Entrüstungsruf: „Fort mit den Soldaten“ erscholl, erbot ich mich, hierzu aufgefordert, dem Kommandirenden der Truppe, General (oder Oberst?) von Möllendorff, welcher auf einem Schimmel vor der Front hielt, die dringende Bitte im Namen des versammelten Volks vorzutragen, die Soldaten zurückzuziehen, weil ihr Anblick die Aufregung nur zu steigern geeignet sei. Die Menge hatte sich indessen fast bis zur Kurfürstenbrücke zurück-

gezogen, und nun ging ich über den dadurch entstandenen freien Platz zu dem Kommandirenden hinüber und trug ihm mit eindringlichen Worten die Bitte vor. Derselbe blickte zuerst schweigend auf mich nieder und fragte dann, ob ich im Auftrage der versammelten Volksmenge spräche. Auf meine bejahende Antwort sagte er (wörtlich): „Nun gut. Wenn Sie bewirken können, daß die Leute sich bis über die Brücke zurückziehen, damit der Platz und die Brücke frei wird, dann will ich das Militär bis zu der Stechbahn zurückziehen, vorausgesetzt, daß die Soldaten nicht belästigt werden. Den Schloßplatz ganz zu verlassen, verbietet mir meine Ordre.“ Zufrieden, wenigstens so viel erreicht zu haben, dankte ich dem Kommandirenden für dieses Zugeständniß und wandte mich, um meinen Auftrag auszurichten. In diesem Augenblick, d. h. noch ehe ich wenige Schritte nach der Brücke gethan, sah ich, wie auf der rechten Seite der Front, wo damals der Italiener- und Galanterieladen von Fiocati sich befand, zwei Grenadiere aus dem Gliede sprangen, die Gewehre senkten und zwei Schüsse auf die das Trottoir von der Ecke der Breiten Straße nach der Brücke Passirenden, darunter auch Frauen, abfeuerten. Der einen von letzteren ging, wie später versichert wurde, eine Kugel durch das Kleid; dies aber habe ich selbst nicht gesehen. Zugleich erscholl das Kommandowort „Vorwärts“, und die ganze Front rückte, statt, wie nach dem Versprechen des Herrn von Möllendorff zu erwarten war, nach der Stechbahn sich zurückzuziehen, im Sturmschritt bis zu der Brücke vor, so daß nunmehr der ganze Schloßplatz abgeschlossen war.

„Wenn es in einem Bericht heißt: „Die Bürger, die soeben, von Freude und Dankbarkeit erfüllt, wonnetrunken ihre Jubelrufe erschallen ließen, jagten in zügelloser Erbitterung mit einem Schrei des Entsetzens „Verrath!“ nach allen Straßen hin“, so wird diese vollkommen richtig geschilderte Wendung doch wesentlich erst durch den von mir mitgetheilten Vorgang erklärlich.

„Wenn es nun in der Sybel'schen Darstellung — bei Erwähnung der beiden, angeblich „harmlos in die Luft

gegangenen Schüsse“, welche „zufällig“, der eine „durch Ungeschick (!) des Soldaten“, der andere „durch den Schlag eines Arbeiters auf den Hahn“ (!) losgegangen sein sollen — weiter heißt, daß bei dem bald beginnenden Barrikadenkampfe „die Sympathie der Bevölkerung durchweg auf Seiten der Kämpfenden war“, so ist die letztere Bemerkung fast die einzig richtige in der ganzen Sybel'schen Schilderung; zugleich liefert sie aber auch den Beweis, daß für die allgemeine plötzliche Empörung und namentlich für den Vorwurf des Verraths, der dieselbe hervorgerufen hatte, sehr triftige Gründe vorhanden waren. Ich kann schließlich nicht umhin, meine feste Ueberzeugung auszusprechen, daß, wenn Herr von Möllendorff, wie er es versprochen hatte, das Militär zurückgezogen hätte und in Folge dessen auch die beiden Schüsse nicht gefallen wären, die ganze Aufregung im Keime erstickt worden wäre, weil die Bürger nach der Proklamation des Königs wieder volles Vertrauen zu seinem ernsten Willen, den Forderungen des Volks nachzugeben, gefaßt hatten.“

Der König war außer sich. Er hatte den Kopf vollständig verloren. In seiner Umgebung drängten die Einen vorwärts, die Andern rückwärs. Die „Militärs“ wollten „schießen!“ Allein auch darin war kein Plan. Es war die vollständigste Debacle (Auflösung).

„Es ist ein Mißverständniß“, suchte man dem Volk zu bedeuten.

Zu spät!

Verständigung war nicht mehr möglich. Der Kampf begann. Die Stadt bedeckte sich mit Barrikaden, die tapfer vertheidigt wurden. Dem Volk fehlten Führer; doch es hatte militärischen Instinkt — zum Theil, Dank der preußischen Heeresorganisation, militärische Schulung — und operirte mit großem Geschick.

Hinterher hieß es „Juden, Franzosen, Polen, Fremdlinge, eine Rotte Bösewichter“ hätten den 18. März veranstaltet. — Das ist ein albernes Geschwätze: am 18. März kämpfte Berlin — Bürger und Arbeiter, Schulter an Schulter. Und zu einer Organisation, ohne die eine solche „Veranstaltung“ doch nicht möglich, haben es die deutschen Demokraten 1848 nicht einmal nach dem

Sieg gebracht, geschweige denn vorher, wo es noch gar keine Demokraten gab. —

Man kämpfte von beiden Seiten mit großer Erbitterung. Das Militär auf's Aeußerste gereizt und verhetzt, tödtete Gefangene, — mißhandelte andere. Das schüchterte aber nicht ein, sondern stachelte auf.

Der Kampf dauerte den Abend und die Nacht. Die Truppen nahmen zwar einige Barrikaden, drangen hier und da vor, hatten im Ganzen jedoch keinen Erfolg. Der Gewinn an Terrain wurde durch die vermehrte Intensivität des Widerstandes doppelt und dreifach aufgewogen.

Die Militärpartei sah, daß sie das Spiel nicht gewinnen konnte: der König, hin und her schwankend, von den widersprechendsten Gefühlen bewegt, ließ am Morgen des 19. das Zeichen zum Einstellen des Feuers geben.

In der Nacht hatte er den Aufruf: „An meine lieben Berliner“ eigenhändig geschrieben. Dieses kuriose, den Mann — le style c'est l'homme, der Stil ist der Mensch — und die Lage so recht anschaulich zur Darstellung bringende Dokument lautet:

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten teutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufen Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ, und Beleidigungen wider Meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden, und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst (!), Gottlob ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von vielen Meiner treuen und lieben Berliner

mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrthum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an Mich Männer, voll des echten alten Berliner Geistes, mit Worten wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch Mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und da auch nur auf kurze Zeit, beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner Meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Man sieht, wie merkwürdig in diesem romantisch-feudalen und dekadenten Königskopf sich die Welt gemalt hat. Die Hirnkrankheit, der Friedrich Wilhelm der Vierte später erlag, offenbart sich schon in diesem Schriftstück. Was er über den Anlaß des Kampfes schreibt, beweist, wie arg er von seinen Höflingen belogen wurde; und der Passus von den „Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend“ ist Zeugniß für den Verstand, mit dem, nach

Oxenstierna's berühmten Wort, die Welt von den gekrönten Häuptern regiert zu werden pflegt.

Der Aufruf wurde am Morgen angeschlagen. Er brachte im Anfang keine andere Wirkung hervor, als ingrimmigen Hohn. Bekannt ist, daß über eine Kanonenkugel, die sich, statt einen der „lieben Berliner" zu treffen, in eine Hauswand verirrt hatte, von Barrikadenkämpfern ein „An meine lieben Berliner" geklebt ward.

Doch mit dem Einstellen des Feuers von Seiten der Soldaten war der Kampf zu Ende. Um 11 Uhr wurde das Militär zurückgezogen.

Das Volk fühlte sich Sieger, und es war Sieger. Es verlangte die Entfernung der Truppen aus der Stadt. Sie wurde verweigert, so daß man neuen Kampf erwartete.

Ganz unerwartet folgte jedoch einige Stunden später der Abmarsch der Truppen aus Berlin. Wer den Befehl gegeben, ist nie ermittelt worden.

Man vermuthet, der Militärpartei habe ein ähnlicher Plan vorgeschwebt, wie Karl X. von Frankreich, der nach der Julirevolution seine geschlagenen Truppen aus Paris marschieren ließ, mit der Absicht, sie zu verstärken und von Saint Cloud aus dann mit überwältigenden Streitkräften einen Schlag gegen die Hauptstadt zu führen und der siegreichen Revolution ein Ende mit Schrecken zu bereiten.

Wie dem nun sei — 1830 gelang der Plan gegen Paris nicht, und 1848 wäre er nicht gegen Berlin gelungen. Die preußische Junker- und Militärpartei hatte unmittelbar nach ihrer Niederlage am 18. und 19. März nicht die leisesten Chancen; sie begriff das und — wartete.

Das Volk zog abermals vor das Schloß. Es forderte Volksbewaffnung! Gewährt. Schon um 6 Uhr Abends bezog die Bürgerwehr die Wachen.

Es ist zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags am 19. März.

Halt, was naht dort? Ein seltsamer Zug.

In stummer Prozession Männer mit pulvergeschwärzten Gesichtern, in der Hand die Muskete und voran und dazwischen auf Brettern und Thüren ausgestreckt die blutigen Leichen der Kampfopfer.

Ein Augenzeuge hat diesen erschütternden Auftritt, der in der Weltgeschichte seines Gleichen nicht hat, und dem

an packender Tragik Aehnliches nicht von Aeschylos, nicht von dem Nibelungendichter — Dichter! also nicht Wagner — ersonnen worden ist, wie folgt geschildert:

„Eine Szene, welche an tragischem Pathos alles überbot, was jemals in Trauerspielen der antiken und romanischen Kunst an den erschütterten Gemüthern vorübergezogen ist! Denn welch ein Schauspiel ward uns bereitet! von allen Seiten zogen durch die Portale des Schlosses die Barrikadenkämpfer herein, mit wilden verstörten Gesichtern, in der Hand noch die mörderische Waffe, auf den Schultern die Bahren mit den Leichen der gefallenen Brüder, deren Wunden zu gräßlicher Schau sie offen gelegt, deren blutige Stirnen im Vorübertragen von Frauenhänden mit Immortellen und Lorbeer geschmückt worden waren. Die Volksmenge, durch welche sie hindurchschritten, stand lautlos, ehrfurchtsvoll nahm jeder den Hut ab, die Lippen bebten, in den Augen zitterten Thränen, nur die festen Tritte der Träger hallten in dem Schloßhof wider, und von Zeit zu Zeit wurde der Name eines der Gefallenen von einem der Träger laut ausgerufen mit näherer Angabe, wie: „Familienvater von 5 unerzogenen Kindern", — „Auf der Barrikade am Kölner Rathhause niederkartätscht!" — „Ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte!" — „Eine Wittwe, Mutter von 7 Waisen!" — „15 Jahre alt, an meiner Seite niedergeschossen, mein einziger Sohn!" — Es war ein grausamer Instinkt, welcher in den entlegentsten Theilen der Stadt das Volk ohne irgend eine Verabredung trieb, die Todten nach dem Schloßhofe zu bringen. Schon hatte sich der innere Hof, in welchem die Wendeltreppen zu den königlichen Gemächern führten, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem König zu rufen begann. Der Fürst Lichnowsky, welcher, nachdem der Kampf vorüber war, mit einigen Barrikadenkämpfern fraternisirt hatte, versuchte es, seine „guten Freunde" zu bedeuten, daß seine Majestät sich zurückgezogen hätten und daß man ihm einige Ruhe gönnen möge. Allein der Ruf: „Der König soll kommen!" erscholl mit verzehnfachter Gewalt, daß die Schloßfenster davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die Leichen wieder auf und schickten sich an, dieselben die Wendeltreppe hinauf in die königlichen

Gemächer zu tragen, da erschienen oben auf der Gallerie die Grafen Arnim und Schwerin, um die Menge zu beschwichtigen, vermochten aber nicht, gegen die höher und höher schwellende Fluth aufzukommen. „Der König, der König soll kommen!" gellte und grollte es immer drohender. Da trat auf die offene Gallerie heraus der tiefgebeugte Monarch, an seinem Arme die vor Angst und Entsetzen bleiche Königin.

„„Hut ab!"" Er entblößte das Haupt. Die Träger nahmen die blutigen Leichname wieder auf, sie hoben die Bahren hoch zu dem König hinauf unter dem schrecklichen Zuruf der Männer und dem Wehklagen der Frauen:

„Gieb uns unsere Brüder wieder! Unsere Väter, unsere Söhne, unsere Männer gieb uns wieder!" Der König und die Königin vermochten nur mit Thränen das tiefgefühlte Beileid des gebrochenen Herzens zu bezeugen. In den blutgetränkten Gewändern der Gefallenen erblickten sie den königlichen Purpur zu ihren Füßen im Staube liegen. Da plötzlich stimmte das Volk den Choral an: „Jesus meine Zuversicht" — der König verweilte mit unbedecktem Haupte, bis der feierliche Todtengesang geendet und führte dann die kaum sich noch aufrechterhaltende Königin in ihre Gemächer zurück." —

Welche Wirkung dieser Auftritt, der Freiligrath sein Gedicht: „Die Todten an die Lebendigen" eingegeben hat, auf den König und seine Umgebung gehabt haben muß, kann man sich vorstellen. Im ersten Moment fürchtete man im Schloß einen 10. August (1792 — Erstürmung der Tuilerien und Sturz des Königsthums in der französischen Revolution). Die Besorgnisse, wie wir gesehen, entbehrten jeder Begründung. Das Volk von Berlin hatte keinen Gedanken an Revolution oder Republik. Hätte es ihn gehabt, so konnte es durch Nichts und durch Niemand an der Ausführung gehindert werden. Selbst die Bourbonen-Monarchie in der ersten Revolution ist vor dem Sturz nicht so grausam gedemüthigt worden.

Von demokratischen und republikanischen Schriftstellern ist hintennach behauptet worden, es sei „ein großer Fehler" gewesen, daß man das Königthum gedehmüthigt habe, anstatt seine Macht zu brechen. Wie läßt sich aber von Fehlern reden, wo absolut keine Absicht bestimmten Handelns vorhanden ist? Das Volk glaubte sich verrathen,

angegriffen; und wie Jemand, den man schlägt, unwillkürlich wieder schlägt, so schlug es unwillkürlich gegen Diejenigen los, von denen es sich verrathen, angegriffen glaubte. Und daß es, nach errungenem Siege, vorwurfsvoll, anklagend, die Wunden und Opfer des Kampfes zeigte, war ebenfalls ein durchaus natürlicher Impuls, ein unwillkürliches Handeln. Merkwürdig ist die Abwesenheit jeder Rachsucht. Im vorstehend abgedruckten Bericht eines Augenzeugen wird bei der „Todtenparade" von dem „grausamen Instinkt" des Volkes gesprochen. Sehr mit Unrecht. Was das Volk that, mußte den gebeugten König auf das Furchtbarste erschüttern, war für ihn eine moralische Folter, wie sie grauenhafter nicht gedacht werden kann; aber war auch die Handlung grausam, so waren die Handelnden es nicht. Wäre das Volk am Nachmittag des 19. März von Gefühlen der Rachsucht gegen die Person des Königs erfüllt gewesen, so würde der Auftritt einen anderen Verlauf genommen haben. Menschen, die so handeln, wie die Veranstalter der „Todtenparade" handelten, sind in einer Stimmung, daß sie vor keiner That zurückbeben, die ihnen nöthig oder wünschenswerth scheint. Der Volkszorn richtete sich nicht gegen die Dynastie, sondern gegen den Prinzen von Preußen, der aus Berlin entfernt wurde.

Nein, Berlin war damals nicht revolutionär gesinnt, und den 18. März eine Revolution nennen, ist eine licentia poëtica oder auch politica — dichterische oder auch politische Freiheit —, von blinder Bewunderung oder blindem Haß diktirt.

Das „Jesus meine Zuversicht", welches die Menge zum Schluß anstimmte, zeigt so recht deutlich, daß politisch-revolutionäre Ziele dem Volk fern waren, und daß es nicht einmal im Augenblick der höchsten Erregung dem religiös-patriarchalischen Ideenkreis enthoben wurde, innerhalb dessen Loyalität und monarchisches Gefühl zu finden sind.

Wir haben auf diesen, schon früher berührten Punkt, deshalb so nachdrücklich aufmerksam gemacht, weil er typisch ist für die 1848er Bewegung und entscheidend für ihre Beurtheilung.

Ueber die Frage, wer den Befehl zur Metzelei des 18. März gegeben, wird noch immer herumgestritten. An Personen im Schloß, die einer solchen That fähig waren, fehlte es nicht. Die Volksstimme bezeichnete mit Einstimmigkeit den Prinzen von Preußen, späteren Kaiser Wilhelm I., als Urheber des Befehls. Und gegen den Prinzen von Preußen war die Erbitterung so groß, daß er, als Kutscher verkleidet, nach England flüchten mußte, und daß sein Palais von dem siegreichen Volke gestürmt und zerstört worden wäre, wenn nicht Jemand den Einfall gehabt hätte, nach Pariser Revolutionsmuster an die Thore zu schreiben: Nationaleigenthum.

Gestritten hat man auch darüber, wer den Befehl zum Rückzuge des Militärs am 19. März gegeben hat. Für Minister von Bodelschwingh schien das meiste zu sprechen. Ein Sohn desselben, der sattsam bekannte Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld, hat es in Abrede gestellt, was jedoch nicht maßgebend ist. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Brief veröffentlicht, den Fürst Bismarck am 23. März 1889 an den Herrn Pastor richtete. In diesem Brief heißt es u. A.:

> Ihr Herr Vater ist ein klassischer Zeuge in allen Fragen, welche unsere innere politische Entwickelung in den 40er Jahren betreffen, und es ist daher von hohem Interesse, aus seinem Schreiben zu ersehen, daß bereits Jahre lang vor den Märztagen des Jahres 1848 die Regierung des Königs sich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, die Verfassung des Landes im constitutionellen Sinne auszubauen, und daß der Barrikadenkampf, den man Märzrevolution nennt, nicht erforderlich war, um die Entschließungen des Königs herbeizuführen. Er war etwas überflüssiges, und das Blut, welches er gekostet hat, ist für andere Zwecke und Pläne als zur Erlangung einer Verfassung in Preußen vergossen worden. Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. war vor dem Kampfe am 18. zur Einführung der Verfassung entschlossen und nach dem Siege der Truppen auch am 19. vollkommen stark genug, um jede Concession zu versagen, wenn der König es gewollt hätte.

So viel Worte, so viel Unwahrheiten. Der richtige Bismarck! Der König hätte schon vor der Märzrevolution eine Verfassung geben wollen! — Der König hat so wenig daran gedacht, daß er, sobald er von dem Schrecken des 18. März sich nothdürftig erholt hatte, keinen anderen Gedanken hegte, als die von ihm „gewährte“ Verfassung

wieder zurück zu nehmen, und das „Blatt Papier", das zwischen ihn und „sein Volk" gestellt war, zu zerreißen.

Und ein „Sieg der Truppen" soll der 18. März gewesen sein! Aber warum flüchtete denn der Prinz von Preußen? Sieger pflegen doch sonst nicht zu flüchten. Nein — die Truppen waren geschlagen, so gründlich geschlagen, wie Truppen überhaupt geschlagen werden können.

Nicht, daß wir sagen wollten, die preußische Armee sei im März 1848 dem „Volke" — das heißt improvisirten Straßenkämpfern militärisch nicht überlegen gewesen. Truppen sind dies in der Regel und zwar unter allen Umständen. Auch die Truppen Louis Philippe's waren an sich dem Volk von Paris überlegen. Das Volk kann gegen die bewaffnete Macht nur siegen, wenn entweder Die, welche über die bewaffnete Macht verfügen, den Kopf verloren haben, oder wenn die bewaffnete Macht unzuverlässig ist. In Paris war beides der Fall, in Berlin bloß das erstere. Es fehlte der feste Wille, die einheitliche Leitung; es fehlte der Plan — die Regierung war eben bankrott, was die Vorbedingung einer siegreichen Straßenrevolution ist. Die Soldaten aber hatten das sehr bald gemerkt und sie waren demoralisirt. Und eine demoralisirte Truppe ist geschlagen.

Die Verluste des Volkes waren allerdings größer als die der Truppen. Am 22. März wurden die „erschossenen Rebellen" beerdigt — es waren 183, darunter 5 Frauen und 2 Kinder. An den Wunden starben dann noch etliche und 30, so daß die Gesammtzahl 200 überstieg. Die Truppen hatten offiziell 20 Todte (darunter 3 Offiziere) und 253 Verwundete (darunter 14 Offiziere). Diese Zahl wird aber nicht vollständig gewesen sein, obgleich es in der Natur eines Straßenkampfes liegt, daß die Verluste auf Seiten des Volkes größer sind als auf Seiten der Armee. —

Die Truppen verfuhren bei Erstürmung der Häuser, und gegen gefangene Rebellen zum Theil mit wilder Brutalität, wofür wesentlich die junkerlichen Offiziere verantwortlich sind. In der „Extrabeilage der Berliner Zeitungshalle" vom 22. März finden wir folgende Schilderung eines gefangenen „Rebellen":

Vierundzwanzig Stunden in der Berliner Schloßwache und in den Spandauer Kasematten.

Im Begriff, nachfolgende Erinnerungen niederzuschreiben, erscheint uns der Inhalt derselben wie ein schwerer, von der grausamsten Phantasie erfundener Traum, und wir würden an der Wirklichkeit unserer 24stündigen Erlebnisse zweifeln, wenn nicht einige Ueberreste von Commisbrod und die Abdrücke von Kolben und Bajonnetten auf unserem Rücken uns zum Vertrauen auf unsre eigne Wahrheitsliebe ermunterten.

Es war am Sonnabend, den 18. d., Nachts 11 Uhr, als ich, erschöpft von den Anstrengungen des Tages, in einem Locale der Neuen Friedrichsstraße mit einem Grenadier zusammentraf. Noch glühte in meiner Brust der Schmerz über das von den Soldaten vergossene Bürgerblut, laut bekannte ich meine Gesinnungen und machte von denselben auch vor dem anwesenden Grenadier kein Hehl. Bald verließ dieser das Local, jedoch nur, um sofort mit einem Offizier und zwei Gemeinen wiederzukommen, denen ich mich gefangen geben mußte. Mein Weg über den Lustgarten in den Schloßhof war eine Kette von Beschimpfungen in Wort und That; die daselbst gelagerte Mannschaft überhäufte mich mit den gemeinsten Beleidigungen und hieb mit Säbeln und Bajonnetten auf mich ein; im Verhörzimmer angelangt, schlug man mir Hut und Brille herunter. Von den Herren Simon und Gsellius ins Verhör genommen, wurde ich auf den Bericht des Grenadiers Neumann hin der Aufregung (Verleitung?) zum Uebertritt angeklagt und später in den Schloßkeller abgeführt. Vergebens erklärte ich, ich sei Student, vergebens legte ich mein Ehrenwort ein, daß ich vor abgemachter Sache Berlin nicht verlassen würde, wenn man mich einstweilen frei gäbe; es half Nichts. Und doch, wie empört auch über die mir zugefügte Beschimpfung, so konnte ich doch im Vergleich mit Andern mich glücklich preisen. Ohne Scheu durften die Soldaten, welche die Gefangenen oft mit Stricken zusammengebunden herbeibrachten, Angesichts der Untersuchungs-Behörden sie mit Ohrfeigen behandeln, mit Füßen treten, mit Kolben schlagen; ja die Officiere selbst riefen: „wenn die Kerle nicht pariren, so haut ihnen die Zähne in den Rachen!“

Endlich wurde ich in den Schloßkeller geführt, wo bereits eine große Menge von Unglücksgefährten meiner warteten, deren Anzahl durch neue Ankömmlinge fortwährend vermehrt wurde. Bis gegen 4 Uhr Morgens mußten wir in den engen, niedrigen Räumen ohne Trunk noch Speise, in einer zum Abscheu verpesteten Luft stehend ausharren, bis wir dann um die angegebene Zeit aus dem Keller in den Schloßhof und von da in den Lustgarten abmarschiren mußten. Rings um uns eine unabsehbare Truppenmasse; der grell erleuchtete Mond gestattete uns, die wuthathmenden Züge unserer Peiniger zu betrachten. Ja, unserer Peiniger; denn nichts gleicht der fanatischen Rohheit, den scheußlichen Beschimpfungen und Drohungen, den Kolbenschlägen auf Brust und Rücken, denen wir von da ab unaufhörlich ausgesetzt waren. Eben so schrecklich wie diese Behandlung war uns der Gedanke an die Ungewißheit unseres Schicksals. Wollte man uns auf dem Exercierplatze erschießen, oder sollten wir nach der Hausvoigtei, nach irgend einer Kaserne, sollten wir nach Moabit gebracht werden? Noch eine große Strecke hinter dem Brandenburger Thor glaubten wir das Letztere; allein je weiter wir marschirten, um desto sicherer gelangten wir zu der Ueberzeugung, daß man uns nach Spandau führte, oder vielmehr hetzte. Fortwährend ertönte der Ruf: „Ihr verfluchten Hunde!"; das stereotype Commando: „Immer 'ran!" wurde eben so regelmäßig mit Kolbenstößen begleitet. Ohne die geringste Ursache, schon wenn Jemand durch besondere Kleidung, Haarwuchs, Bart oder wie der Unterzeichnete durch Tragen einer Brille sich bemerklich machte, wurde dies zum Anlaß und Vorwande der scheußlichsten Mißhandlung genommen. Kein Offizier trat diesem Verfahren entgegen; ja, wagte man es, eine Klage bei ihnen anzubringen, so konnte man nicht nur der Zurückweisung, sondern auch der an die Soldaten gerichteten Aufforderung sicher sein, dieselben Rohheiten noch fortzusetzen. Wen die Füße nicht in der gewünschten Eile forttragen konnten, wurde unbarmherzig geschlagen, und der durch das Zurückbleiben seines Vorgängers zurückgehaltene Hintermann mußte dieselbe Behandlung erleiden. Nicht selten trieb man noch Scherz mit uns; wenn wir durch die Kolbenstöße oder die noch schrecklichere Furcht

vor denselben, in Eile vorwärts getrieben, einen Augenblick still standen und dann wieder liefen und wieder stehen blieben, so nannte man dies: „Polka tanzen!" — Selbst wer sich mit noch so exemplarischer Folgsamkeit allen Rohheits-Ausbrüchen seiner Henkersknechte preisgab, wer stillschweigend die schändlichen Beschimpfungen, mit denen er überhäuft wurde, hinnahm, der wurde eben für diese Ruhe bestraft; es war ein Verbrechen, sich keines Vergehens schuldig zu machen; man wurde mißhandelt, nicht obgleich, sondern weil man keine Mißhandlungen verdiente. Wie unbeschreiblich auch die Wuth war, die in uns kochte, wir mußten schweigen und konnten kaum durch ein verstohlenes Zähneknirschen, durch ein leise geflüstertes „Rache!" unsern Ingrimm zu erkennen geben. Unter solchen Qualen graute der Morgen, brach die Sonne hervor und mit ihr die Stunde der Erlösung, d. h. wir gelangten nach Spandau. Dort angekommen, führte man uns in die Kasematten, wo wir ermüdet von geistigen und körperlichen Schmerzen auf dem mit Ziegelsteinen gepflasterten Boden uns niederließen. Keine Decke, kein Stroh zum Schlafen, nachdem wir eine ganze Nacht — und welche schreckliche! — durchwacht! Kein Schluck warmen Getränkes, kein Bissen Brodes, nachdem wir die ganze Zeit über gedürstet und gehungert, ja Viele von uns den ganzen Tag vorher nichts gegessen hatten! Und doch trotz unseren Qualen, trotz Hunger und Durst, trotz des harten Fußbodens, trotz der eine eisige Kälte aushauchenden Wände, wir schliefen bald ein, freilich um nach kurzem, wenig erquickenden Schlummer wieder aufzuwachen und uns der Qualen eines so lange ungestillt gebliebenen Hunges zu erinnern.

Nach 12 Uhr bekamen wir endlich Commisbrod, welches wir natürlich mit Wollust hinunterschlangen; indeß ließ theils Ueberdruß, theils Vorsorge für den Abend die Meisten einen Theil davon noch aufbewahren. Später gab man uns auch einen Eimer Wasser, um der Reihe nach unsern Durst zu löschen.

Doch bald fing die Sonne, die uns ohnedies durch die kleinen Fensterscheiben ihre Strahlen nur spärlich zugemessen, an, dieselben gänzlich zu entziehen, und um 3 Uhr Nachmittags hatten wir Bewohner der Kasematten

schon Abend. Schreckliche Aussicht für die Nacht! Denn daß wir eine Nacht wenigstens noch dableiben mußten, ging daraus hervor, daß wir bald auch beordert wurden, uns Stroh, ein Bund für zwei Mann, zu holen. Schon lagen wir auf unserer Stätte, schon schliefen die Meisten, als unverhofft die Stunde der Rettung schlug! Gegen 4 Uhr kündigte uns ein Lieutenant der Besatzung an, daß die gefangenen Studenten und die ansässigen Berliner frei seien, während diejenigen der Gefangenen, welche zu Berlin nicht seßhaft wären, bis Morgen noch dableiben müßten. Der König sei überzeugt, daß die Meisten unter uns unschuldig oder verführt wären und wolle deshalb über das Ganze den Schleier der Vergessenheit decken. Doch wurde uns dabei eine Bedingung gestellt, nämlich die, nicht die Eisenbahn zu unserer Reise zu benützen, auch nicht durch Spandau selbst, sondern auf einem Neben=wege über die Haide und über Moabit nach Hause zu kehren. Freudig gingen wir diese Bedingung ein und wanderten leichten Herzens der Heimath zu.

Also man hat uns verziehen? Man vergißt groß=müthiger Weise die Verbrechen, welche freilich den Meisten der ca. 560 Gefangenen selbst unbekannt waren? Man bewilligt uns Gnade, nachdem man vor dem Urtheil, ja vor der Untersuchung die Strafe über uns verhängt? — Nun gut, wir wollen keine Verzeihung, keine Großmuth, keine Gnade, wir wollen Recht! Ja Recht! — Aber Recht, nicht nur für uns, die wir zum Theil aus unseren Betten und Häusern gerissen, zum Theil arglos über die Straße gehend aufgefangen, zum Theil unser Leben vor grausamen und widerrechtlichen Angriffen vertheidigend in den Kerker geschleppt wurden! Recht aber verlangen wir auch für unsere Peiniger, für die, die unseren Menschen=werth mit Füßen getreten, für die, die Solches zugelassen, und für die, die es befohlen! Wir werden nicht rasten, bis unsre und unsrer Tyrannen Schuld oder Unschuld aufgedeckt, und nicht Hoch, nicht Niedrig schonen! Vor der Untersuchung aber sei der öffentlichen Brandmarkung preisgegeben das Gedächtniß derjenigen der Potsdamer Garde=Soldaten, welche uns verhöhnt und gemiß=handelt, und vor allem der Pommer'schen Grenadiere, welche fast ohne Ausnahme mit ihren Offizieren uns

unseren Weg nach den Kasematten zu einem Märtyrergange gemacht haben!

M. Dyrenfurth, stud. med.

Indem ich nach dem Schlusse des obigen Aufsatzes die Veränderungen erfahre, welche den preußischen Staat seiner Verjüngung entgegenführen, glaube ich, daß alle feindlichen und aufregenden Leidenschaften jetzt schweigen und in dem einen freudigen Gefühle des geretteten Vaterlandes sich auflösen müssen. Ja, theure Leidensgefährten, vereinigt Euch alle in der Liebe zum wiedergewonnenen Vaterlande, lasset Alle den Groll aus Euren Gemüthern fahren und die Versöhnung dafür einziehen! Soll das große Werk der Befreiung vollständig gelingen, so müssen wir die ganze Vergangenheit aufgeben und eine neue Zukunft beginnen. Für uns bedarf es keiner Verzeihung, wir wollen sie andern gewähren!

In der „allgemeinen Adresse“ hatte das Volk eine Amnestie gefordert. Sie konnte fast blos den Polen zu Gute kommen, denn andere politische Gefangene gab es kaum. In der Freude des Sieges vergaß man die gefangenen Polen nicht, welche in Berlin eingesperrt waren. Man holte sie, noch ehe das Amnestiedekret gedruckt war, aus dem Kerker und bereitete ihnen eine Ovation, welche zeigte, daß das Volk damals die „polnische Schwäche“ Robert Blum's theilte.

Die befreiten Polen erließen folgende „Dankadresse an das Berliner Volk“, die wir gleichfalls in der Extrabeilage der „Berliner Zeitungshalle“ vom 22. März finden:

Dank-Adresse
der
von Sr. Majestät dem Könige amnestirten
Polen
an das Berliner Volk.

Bürger Berlins! Wir haben unsere Freilassung nach einer mehr als zweijährigen Haft zunächst dem Allerhöchsten Amnestie-Erlasse Sr. Maj. des Königs zu verdanken, allein wir verdanken sie auch Euch, Bürger Berlins, da Ihr es unternommen habt, ein freies Wort

an den König für uns einzulegen. Ihr habt uns unsere Freiheit bei Sr. Maj. dem Könige ausgewirkt, Ihr habt uns im Triumphzuge vor das Palais Sr. Maj. des Königs geführt, um Ihm die Freude seines Volkes über diesen Akt der Königlichen Gnade, der zugleich ein Akt der Gerechtigkeit ist, zu bezeugen.

Ja! es ist ein Akt der Gerechtigkeit gewesen, nachdem sich das Blatt der europäischen Politik auf einmal so wunderbar gewendet hat. Nachdem ganz Deutschland den Ruf für die nationale Einheit eines großen, freien und mächtigen deutschen Vaterlandes in allen deutschen Gauen hat laut erschallen lassen, nachdem selbst Preußens Herrscher für diese Einheit zu wirken seinem Volke versprochen hat, so konnte auch in den verurtheilten Polen ein Bestreben, für ein einiges, unabhängiges und freies polnisches Vaterland zu wirken, nicht mehr als Landesverrath angesehen und geahndet werden.

Bürger Berlins! Der gesunde Sinn des Volkes sieht die Dinge und beurtheilt sie besser als die Weisheit der Politik. Von diesem Sinne geleitet habt Ihr in unserer Freilassung die künftige polnische Freiheit und Unabhängigkeit begrüßt. Ihr fühlt es, daß nicht nur die Zeit gekommen ist, in welcher die verhängnißvolle That der Theilung Polens wieder gesühnt werden muß, sondern, daß die Zeit auch gebietet, daß zur Sicherstellung eines freien Deutschlands ein unabhängiges Polen als Vormauer gegen den Drang der Asiaten errichtet werden muß.

O! möchte diese Ueberzeugung, die heute schon im Volke wurzelt, auch in den deutschen Regierungen Wurzel fassen; möchte insbesondere auch Preußens neu construirte liberale Regierung auch hier die Initiative ergreifen, und die Herzen aller Polen würden ihr entgegenfliegen. Deutsche und Polen würden sich, wie es hier geschehen, so überall brüderlich in die Arme fallen und der Friede Europa's nach Wiederherstellung Polens auf immer gesichert sein.

Geht diese Hoffnung in Erfüllung — und so Gott will wird sie in Erfüllung gehen, denn es ist der mächtige Finger Gottes, der in die Geschicke der Völker heute sichtlich eingegriffen hat, — dann werdet Ihr, hochherzige Bürger Berlins, und Ihr, akademische Bürger der Hoch-

schule dieser Residenzstadt, ewig in dem Andenken, in der Liebe und in der Achtung aller Polen leben, denn Ihr habt Euer und unser politisches Volksinteresse zuerst begriffen und zuerst Eure Gesinnungen und Gefühle frei herausgesprochen. Es lebe Deutschland! Es lebe Preußen! Es lebe Berlin!

Liebelt. Ludwig Mieroslawski. Adolph Malczewski. Elzanowski. Stanisl. Biesiekierski. Jan Tulodziecki. Nikodem. Kierski. Jan Kirchdörffer. Romuald Gozimirski. Thad. Smolenski. Wlad. Kosinski. Marc. Chraszczewski. Michael Tchorzewski. Alfons Moszczenski. Stan. Kudlicki. Felix Zagorski. Erasmus Niesiolowski. Josef Klatt. Matecki. Radkiewicz. W. Wilczynski. Stan. Sadowski. Maximil. Ogrodowicz. Ludwig Ostaszewski. Wawrzyn Dereogowski. Norb. Szuman. Const. Waleszynski. Franc. Grajewski. Jan Slupecki. Alf. Bialkowski. Jos. Malinowski. Sev. Nawrocki. Franc. Kobylinski. Wilh. Veith. Ludwig Rembowski. Theophil Gabryelewicz. Xawer Okulicki. Franc. Dobry. Alexy Strzyzewski. Wladislaus Spiller. Alexander Syszylowicz. Theophil Luedke. Theophil Strzycki. Lud. Poleski. Kazimierz Szulc. J. Lobodzki. Thadaeus Radonski. Franz Gozimirski. Ignaz Lemanski. Joseph Lipinski. Josef Szrayber. W. Wysocki. Josef Szoldrski. Thomas Stawisinski. Apollonius Kurowski. Leop. Mieczkowski. Ignaz Lebinski. Vincent Chachulski. Woyciechowski. Ludwig Burchardt. Antoni Switalla. Josef Pepinski. Albin Kierski. Michael Gasinski. Josef Zmijewski. Franc Gasinki. W. Frost. Carl Koss. C. Leciejewski. Michael Blendzki. Josef Kleszczynski. Xawer Lewangowski. Nepomucen Tomicki. Anton Ogrodowicz. Franz Antoniewicz. Kazimierz Blociszewsky. Ignaz Theodor Kerzka. Thomas Piechowicz. Johann Eduard Mazurowski. Johann Cieselski. Jan Glebocki. Milewski.

Als Zeichen der Zeit sei noch eine Ansprache mitgetheilt, die wir derselben Nummer der „Berliner Zeitungshalle" entnehmen:

Liebe Mitbürger!

Nach den furchtbaren Scenen welche wir erlebt haben, ist nichts natürlicher als daß wir Alle uns noch in großer Aufregung und Unruhe befinden und daß jede Kleinigkeit uns alarmirt.

Lasset uns unter diesen Umständen, neben der größten Wachsamkeit, die wir allerdings nicht aufgeben dürfen, seitdem wir die Ruhe der Stadt unter unsere eigene Obhut genommen, die größte Kaltblütigkeit und Besonnenheit bewahren!

In der verwichenen Nacht wurde die ganze Stadt durch einen blinden Feuerlärm aufgeregt und durch das Gerücht, welches sich durch die Stille der Straßen mit Schnelle verbreitete, daß der Prinz von Preußen mit Truppen hereinzöge, die Einen sagten von dem Vogtlande her, die Andern sagten am Halle'schen Thore.

Es hat noch nie eine Revolution gegeben, der nicht die Furcht vor einer Contrerevolution auf dem Fuße gefolgt wäre. Denket nur an die Nachrichten aus Paris, die gleich nach der dortigen Revolution hierher gelangten; bald hieß es, der General Bugeaud, bald sonst Jemand beschieße Paris, und sonst dergleichen.

Ebenso ergeht es nun auch uns.

Leute, welche die Unmöglichkeit einer solchen Contre-Revolution nicht einsehen, fürchten sie beständig und lassen sich durch jede Zufälligkeit welche sie als ein Anzeichen der Reaktion deuten zu können meinen, in die größte Unruhe versetzen, die sie dann natürlich auch ihrer Umgebung mittheilen. — Schelme benutzen die aufgeregte Stimmung, entweder um ganze Gemeinden zu erschrecken, oder um auf ihre eigene Hand eine Alarmprobe zu machen. So wurde unser benachbartes Schöneberg diese Nacht durch einen Boten alarmirt, welcher dem Schulzen ein vorgeblich von Herrn v. Minutoli herrührendes Schreiben wies, demzufolge die Schöneberger sich auf einen Ueberfall von Berlin aus gefaßt halten sollten. Die Aufregung der Gemüther bewirkte, daß man weder den Boten selbst sich genauer besah, noch den sinnlosen Inhalt des von ihm überbrachten Schreibens, noch die Form, die gar nichts Amtliches an sich hatte, und dessen Unterschriften, da man in Schöneberg das Schreiben behalten wollte,

abschnitt. Der ganze Ort kam in Alarm, man stellte Posten aus, verabredete Signale, bewaffnete sich. Erst am Morgen sah man ein, daß man gefoppt war.

Hier in Berlin erhielten die aufregenden Gerüchte dadurch einen Schein von Bestätigung, daß Personen auf der Straße erschienen, welche soeben in der Nacht Truppen in der Stadt marschiren gesehen hatten: das war auch ganz richtig, sie hatten die letzten der Abziehenden gesehen.

Und es wäre in der That besser gewesen, wenn alles Militär am hellen Tage unter Geleit der Bürger abgezogen wäre.

Es würde nun sehr viel zur Beruhigung der Bürger beitragen, wenn bekannt gemacht würde, wohin die abziehenden Regimenter gehen. Denn es wird herumerzählt, daß Niemand dieses wisse, daß nicht einmal die Offiziere der Regimenter selbst es wüßten; und daraus schöpfen Viele neuen Grund zu Besorgnissen.

Ferner wäre es wünschenswerth, daß amtlich dem Gerücht begegnet würde, als ob alle Kanonen von Berlin weggeführt wären und daß den Bürgern keine zu ihrer etwaigen Vertheidigung bleiben würden.

Endlich ist es dringend nothwendig, daß den Bürgergarden schleunigst Patronen und Kupferhütchen, welche zu den Pistons unserer Gewehre passen, ausgetheilt werden; denn der Gedanke, ein Gewehr zu haben, mit dem man nicht schießen kann, vermehrt den Argwohn und die Unruhe.

Wir zweifeln nicht, daß schleunig alle diese beruhigenden Schritte geschehen und die beruhigenden Aufklärungen erfolgen werden. Schon in der Nacht wurde auf unserer Hauptwache eine Mittheilung aus dem Cabinet, und von den Ministern Arnim und Schwerin mitunterzeichnet, vorgelesen, welches dem Gerüchte von einem Truppenanmarsch auf Berlin begegnete; auf dem Schlosse ward mitgetheilt, daß Prinz Waldemar persönlich sich für die Unwahrheit des Gerüchtes verbürgt habe.

Lasset uns denn, theure Mitbürger, in keiner Weise durch panische Schrecken aufregen; lasset uns sorgen, daß Niemand den Kopf verliere. Wachsam, aber besonnen und kaltblütig! wie es Männern von solcher Tapferkeit, als unsere Stadt sie bewiesen hat, geziemt. — Lasset uns weder Denen Gehör geben, die falsche Schrecken, sei es aus eigener Furcht, sei es aus Uebermuth oder Bosheit

verbreiten, noch Denen, welche auf der andern Seite eine kindische Furcht vor Aufhetzern, Propagandisten, Republikanern u. dgl. aussäen. Die eine Furcht ist so gefährlich als die andere, denn jede von ihnen raubt uns die nothwendige Besonnenheit, macht uns zur Unzeit argwöhnisch und kleinmüthig, trägt den Samen unheilvollen Zwiespaltes in sich. Und nichts thut uns doch mehr Noth als Einigkeit, klarer Blick und Festigkeit.

Also nochmals Wachsamkeit! aber dabei Kaltblütigkeit, Furchtlosigkeit und Selbstvertrauen!

Am 21. März hielt Friedrich Wilhelm IV. — an der Seite des Thierarztes und späteren Trichinenfressers Urban — seinen berühmten Umzug im Schatten der deutschen Fahnen, — schwarz-roth-gold — die man drei Tage zuvor ihm „aus den Augen“ hatte schaffen müssen; ein Dekret wurde erlassen, welches den Soldaten neben der preußischen die deutsche Kokarde zu tragen befahl; und jene berühmte Proklamation „An mein Volk und an die deutsche Nation“ erblickte das Licht, worin es heißt:

„Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten dringenden Gefahr kann nur aus einer innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir in Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Reichs gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.“

In Berlin wurde diese Proklamation günstig aufgenommen; im übrigen Deutschland erregte sie sehr gemischte Gefühle, und in Oestereich verschnupfte der Passus arg, welcher besagte: „Ich übernehme heute diese Leitung (Deutschlands) für die Tage der Gefahr.“

Die deutsche Frage war gestellt.
Hier Hohenzollern, dort Habsburg.
Und das deutsche Volk?

Die Hohenzollern und Hasburger hatten ganz bestimmte, klar abgegrenzte dynastische Interessen, deren Verfolgung höchstens vorübergehend durch störende Ereignisse unterbrochen werden konnte. Für jeden Nachdenkenden, der von der Sachlage einen Begriff hatte, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Hohenzollern und Habsburger, falls es dem einen nicht gelingen würde den anderen aus der Leitung Deutschlands zu verdrängen, von Neuem, wie bisher, in diese Leitung sich theilen würden.

Sollte dies nicht geschehen, sollte Deutschland nicht entweder unter die Herrschaft der Habsburger und Hohenzollern oder der Habsburger oder Hohenzollern kommen, so mußte eine dritte Macht — gegen diese zwei dynastischen — geschaffen werden, stark genug, beide im Zaume zu halten, damit das Wort des österreichischen Erzherzogs wahr werde: „Kein Preußen und kein Oesterreich. Ein einiges großes Deutschland, stark und frei wie seine Berge.“

Eine Volksmacht gegen die dynastischen Mächte. In dem Königspalast von Berlin und in der Kaiserburg von Wien herrschte Verwirrung, doch es lag in der Natur der Dinge, daß, sobald die Dynastien wieder zu sich selbst gekommen, das dynastische Ziel auch wieder scharf hervortreten und mit rücksichtsloser Consequenz verfolgt werden würde.

In den Sälen der Volksversammlungen, der Volkskonferenzen und des nun beginnenden Vorparlaments und Parlaments war die Verwirrung nicht geringer, und das gegendynastische Ziel ist nie scharf hervorgetreten. — —

Mit Preußen war das letzte „Bollwerk der Reaktion“ gefallen. Die Volksbewegung war in ganz Deutschland siegreich. In den meisten Vaterländern war es in der gemüthlichsten Weise von der Welt abgegangen. Die Regierungen waren so klug, die Harmlosigkeit des Liberalismus zu begreifen: sie beriefen die liberalen Oppositionsmänner an die Leitung der Geschäfte und schlugen dadurch zwei Fliegen mit einer Klappe: beschwichtigten die Aufregung und nutzten die liberalen Größen aus und — ab.

„Es war naturgemäß und unumgänglich“, schreibt Scherr in seinem „1848“ (Bd. I, S. 256), „daß zur Inscenesetzung der neuen nationalen und liberalen Politik

die Führer und Leiter der bisherigen Opposition berufen wurden. In den fürstlichen Palästen mag es manchen schweren Stoßseufzer gekostet haben, bis man sich entschließen konnte, die verhaßten Oppositionsmänner, die „Demagogen“, zur Audienz zu berufen. Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung fanden die Fürstlichkeiten, männliche und weibliche, daß die liberalen Tyrannenfresser und Schreckensmänner bei weitem nicht so schrecklich waren wie ihr Ruf bei Hofe, gar nicht revoluzisch wild, sondern im Gegentheil ganz zahm und manierlich. Umgekehrt konnte man es aus dem Munde von liberalen Matadoren und Ministercandidaten, welche noch Abends zuvor die Marseillaise mitgesungen hatten, vernehmen, sie hätten sich gar nicht vorgestellt, daß die fürstlichen Personen so „charmant“ wären. Auf Grund dieser gegenseitigen angenehmen Ueberraschung verschritt man zur Herstellung der „Märzministerien“ in den verschiedenen Mittel-, Klein- und Kleinststaaten, — eines der kläglichsten Institute, welche jemals die Sonne auf ihrer Bahn beschienen hat, obzwar man von den Märzministern, was ihre Personen anlangt, sagen kann, was Antonius von Brutus und Genossen sagte:

So are they all, all honourable men.

(So sind sie alle, alle ehrenwerthe Leute).

„Männer freilich weniger, Staatsmänner am wenigsten; aber ehrenwerthe Leute sammt und sonders, meist wohl auch gute Leute, jedoch schlechte Musikanten. Sie konnten nichts dafür, es war von ihrer Mittelmäßigkeit zu viel verlangt, daß sie mehr als Flick- und Stückwerk schaffen sollten. Sie waren, bei Lichte besichtigt, nur noch Raketenhülsen, keine Raketen mehr; was allenfalls von Kraft und Feuer an ihnen gewesen, war in Kammer-Zänkereien und Kämmerchen-Stänkereien verpufft worden. Enge Köpfe, gingen sie jedem großen Gedanken aus dem Wege, aus Furcht, er möchte ihnen den Schädel zersprengen. Kleine Herzen, blickten sie mit Argwohn auf jede selbstständige Kraft, welche sich neben ihnen geltend zu machen wagte. Auf das Volk würden sie mit äußerster Verachtung geblickt haben, wenn die Angst es ihnen zugelassen hätte. In jedem dieser Märzminister steckte ein vormärzliches Despotlein. Sie allein und ihre Parteigenossen waren, wähnten sie, im absoluten Alleinbesitz aller politischen

Weisheit. Sie verlangten, daß man mit unbeschränktem Vertrauen von ihrer Wohlmeinenheit erwarte, was von ihrer Schwäche kein Verständiger hoffen konnte. Im Innern der Einzelstaaten war ihre erste Sorge und Arbeit auf möglichste Beschirmung und Beschildung von Thron und Altar gerichtet, und ihre zweite darauf, ihrer Partei die Mitregierung oder wenigstens den Schein der Mitregierung zu sichern. In Betreff der nationalen oder auch nicht nationalen Politik waren sie, mit Ausnahme solcher unter ihnen, welche die deutsche Einheit von vornherein also verstanden, daß Deutschland preußisch werden sollte, etwas mehr oder weniger maskirte Partikularisten.

„Nun wäre es aber unrecht im höchsten Grade, verkennen oder verschweigen zu wollen, daß die Schwierigkeiten, womit die Märzministerien zu ringen hatten, außerordentlich große und vielartige gewesen sind. Weit befähigtere und thatkräftigere Männer würden dieselben nur mit Noth bewältigt haben. Weil der Liberalismus vermöge seiner ganzen Anlage zwischen Revolution und Gegenrevolution sich in die Mitte gestellt hatte, mußte er nach zwei Seiten hin einen Kampf führen, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren. Sein ganzes Schalten und Walten bot ein betrübsames Schauspiel. Er wurde durch die werdende Demokratie — die aber auch nie etwas Rechtes wurde — nach links geschoben, durch seine neuen Beziehungen zu den Höfen nach rechts gezogen. Sein Zustand war so recht „ein Hangen und Bangen in schwebender Pein“. Er hatte nicht den Muth, entschieden mit dem Volke zu gehen, er wollte sich aber auch nicht unbedingt an die Fürsten verkaufen. Von diesen warnte ihn doch immer wieder seine ganze Vergangenheit von jenem sah er seine ganze Gegenwart und Zukunft bedroht — eine Besorgniß, welche sich vornehmlich aus der Angst der Bourgeoisie vor socialistischen und communistischen Tendenzen entwickelte. Diese Angst ist freilich im Grunde damals eine ganz abgeschmackte und lächerliche gewesen. Denn es gab in Deutschland in den Bewegungsjahren 1848 und 1849 allerdings etliche Dutzend Leute, welche sich zu Sprachrohren des französischen Socialismus und Communismus machten und selbstverständlich um so lauter schrieen, je hohler sie waren; aber eine socialistische und

communistische Partei hat es damals nicht gegeben, und man brauchte jenen Gesellen nur etwas näher zu treten, um zu erkennen, daß sie sehr wenig furchtbar und gefährlich. Wenn sie jedoch zu nichts taugten, so taugten sie doch dazu, von schlauen Rückwärtsern zu Schreckgespenstern herausgeputzt zu werden, womit man zu Gunsten der Höfe, des Adels und der Kirche die Bourgeoisie in's Bockshorn jagen konnte. Als dann vollends im Verlaufe der Ereignisse die verhetzten und verbitterten Massen da und dort zu allerhand Ausschreitungen sich fortreißen ließen, da bequemte sich der Liberalismus, in die Angstlosung: „Ruhe um jeden Preis!“ mit einzustimmen und eine der vielgepriesenen „Märzerrungenschaften“ nach der anderen preiszugeben.“ —

Was Scherr hier über die Märzministerien sagt, ist im Ganzen wohl zutreffend. Er irrt nur darin, daß er das traurige Fiasko des Liberalismus auf die schwächliche Persönlichkeit seiner Vertreter zurückführt. Die Schwächlichkeit liegt im Wesen des modernen Liberalismus. Sie hat sich in Frankreich seit Ende des vorigen Jahrhunderts gezeigt; sie hat sich in der neuesten Phase des deutschen Liberalismus, in jener traurigsten aller politischen Pflanzen, dem Nationalliberalismus, gezeigt; sie zeigt sich gegenwärtig (1881 geschrieben) in England, dem Musterland des Constitutionalismus und Liberalismus, wo das liberale Musterministerium Gladstone mit einem, fürwahr einer besseren Sache würdigen Eifer und einem wunderbar durchschlagenden Erfolg die reductio ad absurdum des Liberalismus vor aller Welt bewerkstelligt.

Der deutsche Märzliberalismus von 1848 war eben Liberalismus — das sagt Alles. Es ist ja richtig, der damalige Liberalismus beging Naivetäten, die der heutige Liberalismus nicht begehen würde; allein das war nicht anders möglich; es fehlte ihm an der Uebung, an der Routine, und die demokratischen Gegner hatten ihm wenig vorzuwerfen, denn in puncto der politischen Naivetät waren sie kaum minder stark.

Ueber Nacht konnte aus einem Volke, das systematisch vom politischen Leben fern gehalten worden war, kein Volk von klaren Politikern werden. Und die paar Monate

unbeschränkter Freiheit reichten nicht aus, den Mangel jeglicher Vorbildung zu ersetzen.

Scherr meint, es habe 1848 keine socialistisch-communistische Partei in Deutschland gegeben. Es hat damals in Deutschland überhaupt keine politischen Parteien gegeben. Blos Parteienembryone, aus denen sich während der kurzen Märzbewegung keine fertigen Parteien entwickeln konnten.

Der Liberalismus, meint Scherr, habe sich nicht „an die Fürsten verkaufen" wollen. Als ob es sich darum gehandelt hätte! Das „Verkaufen", das bei den politischen Ammenmärchen-Erzählern (zu denen auch Herr Scherr gehört, trotzdem er mitunter die Wahrheit erfaßt und den Nagel auf den Kopf trifft) eine so große Rolle spielt, spielt in der wirklichen Geschichte gar keine Rolle. Nicht vor zu großer Annäherung an die Fürsten graute es dem Märzliberalismus, sondern vor der Gemeinschaft mit dem Junkerthum, mit der Feudalaristokratie. Der Liberalismus, das darf nicht außer Acht gelassen werden — und Herr Scherr hat ja eine Ahnung davon — ist die politische Weltanschauung des Bürgerthums, das, ein Produkt der modernen Verhältnisse, dem diesen Verhältnissen feindlich gegenüberstehenden Feudalismus, mehr oder weniger bewußt, antagonistisch ist. Wäre der bürgerliche Liberalismus allein mit dem junkerlichen Feudalismus, so würde er ihn unzweifelhaft ohne schwächliche Anwandlungen bekämpfen, wie es in Frankreich geschehen ist. Das Schlimme für den Liberalismus ist, daß ihm ein dritter Faktor auf die Fersen tritt, über dessen Wesen er sich nicht klar ist, und der ihm gerade deshalb nur um so mehr Furcht einjagt. Dieser Faktor sind die Träger der „socialistischen und communistischen Tendenzen", von denen Scherr spricht: das Proletariat — der „vierte Stand" oder richtiger ausgedrückt: die Arbeiterklasse.

Wer den Gang der Entwickelung in Berlin, Wien und anderen größeren Städten verfolgt, kann nicht verfehlen, bemerkt zu haben, daß sehr bald Differenzen zwischen den bürgerlichen und den Arbeiter-Elementen zu Tage traten, Differenzen, die aus der Natur der Dinge sich ergaben und nur von oberflächlichen

Köpfen für „Mißverständnisse“ und Zufälligkeiten ausgegeben werden können.

Dieser unheimliche dritte Faktor lähmte den damaligen Liberalismus, wie er den heutigen dazu getrieben hat, sich, an Händen und Füßen gebunden, seinem Todfeinde, dem feudalen Junkerthum, zu überliefern.

Das Klassenbewußtsein war in der Masse der deutschen Arbeiter noch nicht zum Durchbruch gekommen, weil die Klassengegensätze in Folge der zurückgebliebenen ökonomischen Entwickelung noch ziemlich verschwommen waren. Aus der Schweiz und aus Paris hatten Hunderte von deutschen Arbeitern socialistische und communistische Lehren mitgebracht und hier und da auch kleine Gruppen gebildet, zum Theil mit enthusiastischen Studenten durchmischt, — Püttmann's Jahrbücher, Heß' „Gesellschaftsspiegel“, Engels' „Lage der arbeitenden Klassen in England“, Louis Blanc's „Geschichte der Zehn Jahre“, und desselben „Organisation der Arbeit“, Karl Grün's und Stein's Schriften, Marx's „Elend der Philosophie“, wurden von communistischen und socialistischen Gemeinden verschlungen — indeß das waren erst winzige Anfänge, — ohne unmittelbaren Gang auf die Ereignisse, wenn auch Gewaltiges aus diesen kleinen Anfängen hervorwachsen sollte.

Das „Communistische Manifest“ von Marx und Engels kam auf den Wogen der Februarrevolution nach Deutschland geschwommen, allein nur Wenige waren es, die seine erbarmungslosen Wahrheiten verstanden und den Anblick dieser weißglühenden Flammen der Kritik aushielten. Im Schlußkapitel werden wir uns mit den socialistischen Regungen des Jahres 1848 noch etwas näher beschäftigen.

Genug, für eine socialistische oder socialdemokratische Partei in unserem heutigem Sinn fehlten damals die nöthigen Lebensbedingungen. Das hinderte jedoch nicht, daß von Socialismus und Communismus sehr viel geredet wurde. Es gehörte sogar zur Mode, mit socialistischen und communistischen Phrasen um sich zu werfen. Freilich der „Socialismus und Communismus“ jener Zeit war ein sehr harmloser Artikel. Weil weder die Klassengegensätze schon scharf zugespitzt, noch die

politischen Bestrebungen zu bewußter Formulirung und festen Programmen gelangt waren, flossen die widersprechendsten Anschauungen in einander über, und gab es für die Opposition gewisse gemeinsame Phrasen und Stichwörter, die, wörtlich und dem offenbaren Sinne der Worte nach genommen, bei Weitem mehr bedeuteten, als die „Oppositions"-Leute damit sagen wollten.

Zu diesen Stichwörtern und Phrasen gehörten damals der „Socialismus und Communismus". Es gibt wenige Publizisten und Redner der „Opposition", die nicht etwas in diesem seitdem ein Bischen gefährlich gewordnen Artikel gemacht hätten. Um uns speziell nach Leipzig zu wenden, so hatten hier sowohl der Führer des gemäßigten Theils der „Opposition": Herr Professor Biedermann, als der Führer des radikalen Theils der „Opposition": Robert Blum, sich mit gleicher Entschiedenheit „für die Berechtigung des Socialismus" ausgesprochen.

Was Professor Biedermann über dieses Thema geschrieben, geht uns hier nichts an; Blum äußerte sich in seinem „Staatslexikon" (S. 425) u. a. wie folgt:

„Vereinigungen (Genossenschaften) nach Fourier's Prinzip müssen zu glänzenden Ergebnissen führen. Es ist auffallend, daß unter den mächtigen Fortschritten des menschlichen Wissens in jeder denkbaren Sphäre die Gesellschaft in ihrem fast ursprünglichen Zustand geblieben ist, indem sie sich in den engen Kreis der Familie drängt und dort mit verhältnißmäßig ungeheueren Kosten Alles besorgt und anschafft, was in der Vergesellschaftung unendlich billiger und besser zu haben wäre. Auf diesem Gebiete kann man also dem Socialismus eine bedeutende Zukunft vorhersagen."

Und S. 424 des Staatslexikons faßt er die „Lehren und Ziele des Socialismus" also zusammen: „Gerechtere Vertheilung der Güter der Erde, nicht durch Gewalt, sondern durch freiwillige Ausgleichung; Beschränkung der unheilvollen Uebermacht des Geldes; genügender und entsprechender Lohn der Arbeit und des Verdienstes; Erhebung der sogenannten unteren Klassen zu gleichem Menschenrecht und gleichem staatlichem Recht".*)

---

*) Durch diese socialistisch angehauchten Aeußerungen wird Herr Hans Blum in große Verlegenheit gesetzt. Er gibt sich die sehr über-

Jedenfalls zeigen diese und ähnliche Stellen, daß Robert Blum sich bemühte, auch unter die Oberfläche zu schauen, und die heute ja von allen Parteien anerkannte Bedeutung der socialen Frage zu würdigen wußte. — —

Mit Einsetzung des neuen Ministeriums hatte die „Opposition“ in Sachsen Alles erreicht, was sie erstrebt hatte: Aufhebung der Censur, ein Preßgesetz ohne Kautionen und Concessionen, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Schwurgerichte im Strafprozesse, Reform des Wahlgesetzes, Gewährung des Vereins- und Versammlungsrechts, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, gesetzliche Regelung der kirchlichen Verhältnisse „im Geiste der Duldung und Parität“, „kräftige Mitwirkung zu zeitgemäßer Umgestaltung des deutschen Bundes mit Vertretung des Volkes bei demselben“ u. s. w.

Herz, was verlangst du noch mehr?

Die Frage der Neugestaltung Deutschlands trat naturgemäß in den Vordergrund. Und hier schieden sich denn sofort die verschiedenen Elemente der Opposition. Nur darin war man einig, daß der deutsche Bund in seiner bisherigen Gestalt nicht fortbestehen könne. Aber was sollte an die Stelle treten? Ein Staatenbund? Ein Bundesstaat? Eine gemeinsame Vertretung mit monarchischer Exekutive? Ein Kaiserthum? Eine Republik? Und wenn ein Kaiserthum — ein Erbkaiser oder ein Wahlkaiser? Und wenn ein Erbkaiser — ein Hohenzollern'scher oder ein Habsburger? Das waren die Gedanken, welche die Köpfe durchschwirrten.

Der Gedanke einer Republik bürgerte sich rasch in den Kreisen der „Entschiedenen“ ein; die Schwierigkeiten der monarchischen Lösung und die wohlbegründeten Besorgnisse vor der Eifersucht zwischen den Dynastien Preußens

---

flüssige Mühe, nachweisen zu wollen, daß sein Vater kein Socialist und Communist im modernen Sinn (mit „ungewaschenem Munde“ — S. S. 238 seines Opus) gewesen sei, und begeht damit die colossale Ungeschicklichkeit, eine Aeußerung Robert Blum's gegen „Staatsarbeit wie in den französischen Nationalwerkstätten“ zu citiren. Herr Hans Blum kann sogar bei seinem Freund Scherr Belehrung darüber finden, daß die französischen Nationalwerkstätten gegen die Socialisten und Communisten errichtet und von diesen stets bekämpft worden sind.

und Oesterreichs machten Viele, die sonst republikanischen Anschauungen fern standen, dem Gedanken einer deutschen Republik zugeneigt.

Wie in den antirepublikanischen Kreisen die Stimmung war, welch' vollständige Rathlosigkeit daselbst herrschte, erhellt drastisch aus den Abschiedsworten des Ministers von der Pfordten an den Abgeordneten Biedermann, als dieser zum Vorparlament reiste: „Bringen Sie uns eine Verfassung, welche Sie wollen, nur halten Sie uns die Republik vom Leibe."

Man sieht, Herr von der Pfordten hatte keine Idee von dem, was werden sollte. Er hatte blos Angst. Und Herr von der Pfordten war einer der gescheidtesten unserer „Staatsmänner".

Robert Blum, das lag in seiner ganzen Entwicklungsgeschichte und in seinem demokratischen Naturell, erfaßte mit Begeisterung den Gedanken der Republik und hat auch bis zu seinem Tod an demselben festgehalten. Die einander rasch folgenden Ereignissen bestärkten ihn nur in seinem Republikanismus. Aber er war zu praktisch, um sich die Thatsache zu verhehlen, daß alle Vorbedingungen für eine Republik fehlten. Und zu praktisch und in seiner Weise zu demokratisch, um zu billigen, daß eine winzige Minorität dem deutschen Volke die Republik gewaltsam, durch einen Putsch aufzudrängen versuchen solle.

Mit der „merkwürdigen Einmüthigkeit aller Parteien" war es vorbei, sobald das gemeinschaftliche Ziel erreicht war, und das Hic Rhodus, hic salta! — Jetzt hast du die Freiheit, jetzt benutze sie! — an Jeden herantrat.

Ende März bildete sich in Leipzig der Vaterlandsverein, welcher bald in ganz Sachsen seine Zweigvereine hatte. Ende April waren es schon 40 Vereine mit 12,000 Mitgliedern, Anfang September 100 Vereine mit 30,000 Mitgliedern. Die Oberleitung der Vaterlandsvereine, die für Sachsen zum maßgebenden politischen Faktor wurden, hatte Robert Blum, in welchem die sächsische Demokratie aller Fraktionen ihren Führer sah. Im Vorstand befanden sich neben den demokratischen Monarchisten Cramer, Bertling, Wuttke, Rüder, sehr prononcirte Republikaner, wie Arnold Ruge, Jäkel, Binder, Skrobek, Althaus. Blos eine kleine Gruppe von „reinen Socialisten"

trat unter Semmig und Weller, die beide hintennach „reine" — Nationalliberale geworden sind, zu einem besonderen „demokratischen Verein" zusammen, der jedoch später, namentlich bei den Maiereignissen des Jahres 1849, mit dem „Vaterlandsverein" Hand in Hand ging.

Erst Anfangs April wurden streng monarchische Vereine unter dem Namen „deutsche Vereine" gegründet. Dieselben brachten es jedoch zu keinem nennenswerthem Einfluß. Von den 24 Abgeordneten, die Sachsen in's Frankfurter Parlament schickte, wurden 20 unter dem Einfluß der „Vaterlandsvereine" gewählt.

Wir müssen nun den Blick zurückwerfen und die Bestrebungen und Schritte, welche zum Zusammentritt des ersten deutschen Parlaments geführt haben, kurz resumiren.

Unmittelbar nach Eintreffen der entscheidenden Nachrichten aus Frankreich luden die badischen Oppositionsführer die hervorragendsten Genossen aus dem übrigen Deutschland auf den 5. März nach Heidelberg zu einer Besprechung über die deutsche Frage ein. In Leipzig wurde Robert Blum mit der Delegation beauftragt, er mußte jedoch ablehnen, weil seine Anwesenheit an Ort und Stelle unentbehrlich war. Die Conferenz war von den einflußreichsten Persönlichkeiten besucht, und sie erfüllte ihren Zweck vollkommen, indem sie den Stein der parlamentarischen Gesammtvertretung des deutschen Volkes in's Rollen brachte. Sie faßte folgende Beschlüsse, aus denen man die Thätigkeit und Anschauungen der Versammelten ersieht:

„Die Versammelten sprechen ihre Ueberzeugung von dem, was das Vaterland dringend bedarf, einstimmig dahin aus:

„Deutschland darf nicht durch Dazwischenkunft in die Angelegenheiten des Nachbarlandes (Frankreich) oder durch Nichtanerkennung der dort eingetretenen Staatsveränderung in Krieg verwickelt werden.

„Die Deutschen dürfen nicht veranlaßt werden, die Freiheit und Selbstständigkeit, welche sie als ihr Recht für sich selbst fordern, anderen Nationen zu schmälern oder zu rauben.

„Die Vertheidigung der Deutschen und ihrer Fürsten darf hauptsächlich nur in der Treue und dem bewährten

Kriegsmuthe der Nation, nie in einem russischen Bündnisse gesucht werden.

„Die Versammlung einer in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung ist unaufschiebbar, sowohl zur Beseitigung der nächsten inneren und äußeren Gefahren, wie zur Entwickelung der Kraft und Blüthe deutschen Nationallebens.

„Um zur schleunigsten und möglichst vollständigen Vertretung der Nation das Ihrige beizutragen, haben die Versammelten beschlossen:

„Ihre betreffenden Regierungen auf das Dringendste anzugehen, so bald und so vollständig, als nur immer möglich ist, das gesammte deutsche Vaterland und die Throne mit diesem kräftigen Schutzwalle zu umgeben.

„Zugleich haben sie verabredet, dahin zu wirken, daß baldmöglichst eine vollständigere Versammlung von Männern des Vertrauens aller deutschen Volksstämme zusammentrete, um diese wichtigste Angelegenheit weiter zu berathen und dem Vaterlande wie den Regierungen ihre Mitwirkung anzubieten. Zu dem Ende wurden sieben Mitglieder ersucht, hinsichtlich der Wahl und der Einrichtungen einer angemessenen Nationalvertretung Vorschläge vorzubereiten und die Einladung zu einer Versammlung deutscher Männer (Vorparlament) schleunigst zu besorgen.

„Eine Hauptaufgabe der Nationalvertretung wird jedenfalls die Gemeinschaftlichkeit der Vertheidigung und der Vertretung nach außen sein, wodurch große Geldmittel für andere wichtige Bedürfnisse erspart werden, während zugleich die Besonderheit und angemessene Selbstverwaltung der einzelnen Länder bestehen bleibt."

In diesen Beschlüssen ist hauptsächlich der Absatz bemerkenswerth, welcher sich gegen ein russisches Bündniß richtet.

Rußland hatte seit den Befreiungskriegen das Protektorat über Deutschland und nutzte es im denkbar reaktionärsten Sinne aus. Deutschland, insbesondere Preußen, war in die unwürdigste Abhängigkeit herabgedrückt worden; durch Heirathen mit russischen Prinzen und Prinzessinnen hatte man die deutschen Höfe an das Czarenhaus geknüpft — der Wille des Czaren

war in Deutschland Befehl, und gerade die adeligen und militärischen Kreise, in denen man die feinsten Begriffe von Ehre und das höchste Nationalgefühl zu haben behauptet, triefen förmlich von widerlichster, unpatriotischster Servilität gegen „Väterchen“ in Petersburg. „Väterchen“ war im Jahre 1848 der hochmüthige Nikolaus, und man erzählte sich von ihm, daß er bei Empfang der Nachrichten vom Sturz Louis Philippe's laut seine Freude über das Schicksal des „Thronräubers“ ausgedrückt und von einem Marsch in das „von der Revolution zerfressene“ Westeuropa gesprochen habe. Seine Mission sei es, sollte er gesagt haben, die Ordnung in Europa zu erhalten, und wenn seine Herren Brüder und Vettern auf den Thronen sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigten, so müsse er, der Oberpolizeidiener, mit seinen von der revolutionären Cultur noch nicht angekränkelten Russen einschreiten. Als den Nachrichten aus Paris die aus Wien und Berlin folgten, wurde Herr Nikolaus ziemlich kleinlaut, hatte jedoch noch Momente, wo er von seinem monarchischen Legitimitäts-Kreuzzug radaute.

Thatsache ist, daß man in Berlin auch sehr stark auf „Väterchens“ Legitimitäts-Kreuzzug rechnete.

Die dummdreisten Petersburger Renommistereien waren in ganz Deutschland bekannt und hatten die gute Wirkung, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das schmachvolle Abhängigkeitsverhältniß Deutschlands von Rußland zu lenken. — —

Daß ein deutsches Parlament in den Heidelberger Beschlüssen auch als Schutzwall der Throne gefordert wird, — und zwar ohne daß es darüber in der Conferenz zu Debatten gekommen wäre, — ist ein recht deutlicher Beweis dafür, wie wenig der republikanische Gedanke zu Anfang der „Märzrevolution“ Wurzel gefaßt hatte.

Der Siebener-Ausschuß, welcher die Beschlüsse der Conferenz ausführen sollte, bestand aus Itzstein (Baden), als Vorsitzendem, von Gagern (Darmstadt), Römer (Würtemberg), Welcker (Baden), Stettmann (Preußen), Willich (Bayern) und Binding (Frankfurt a. M.).

Die drei letzten sind kleine Lokal- und Augenblicksgrößen, die heute vergessen sind („Willich aus Bayern“

ist nicht mit dem deutschen Freischaarenführer und späteren amerikanischen General Willich zu verwechseln): die vier ersten gehören zu den populärsten und gewichtigsten Männern jener Zeit. Itzstein, der greise Freund Hecker's, war der Alterspräsident der deutschen Demokratie, so weit damals von einer solchen die Rede sein konnte. Er galt für einen Republikaner und hat auch, mehr durch den Zauber seiner Person als durch initiative Thätigkeit, bis zu seinem Tode Bedeutendes für die Sache der Freiheit und des Volkes geleistet. Die drei anderen, deren Freisinnigkeit damals ebenso wenig bezweifelt wurde wie die Itzstein's, entdeckten gleich nach der Conferenz ihr constitutionelles Herz und wurden zu Reaktionären vom reinsten Wasser. Verräther darf man sie darum nicht nennen. Die Leutchen kamen erst durch die Praxis dahinter, daß in ihren liberalen und demokratischen Redensarten Dinge versteckt waren, an die sie nicht gedacht hatten, und die sie nun, eines Besseren belehrt, widerriefen und verleugneten.

Dreißig oder vierzig Jahre nachher läßt sich freilich weit leichter leidenschaftslos urtheilen als im Moment. Das Benehmen der Gagern, Welcker, Römer, Matthy und wie sie alle hießen, die, nachdem sie mit den Heißspornen der „Opposition" Jahre lang lustig durch Dick und Dünn gegangen, jetzt mit einem Male stehen blieben, sich für „zufrieden" erklärten, und an der Seite der früheren Feinde gegen die früheren Freunde „Opposition" machten, erschien den Zeitgenossen nichtswürdig und mußte ihren Zorn erregen. „Diese Lumpen, schrieb Robert Blum von ihnen (am 3. Mai in einem Brief an seine Frau), diese Lumpen, die Jahrelang als freisinnig und entschieden galten, die man verehrte — sie sind jetzt Stillstands- und Rückschrittsmenschen." Robert Blum liebte die Renegaten nicht, auch wenn sich das Renegatenthum „historisch" erklären ließ, und er haßte mit besonders intensivem Haß den Widerspruch zwischen Worten und Handlungen — hatte also nicht das Zeug zu einem Nationalliberalen.

Der Siebener-Ausschuß besorgte die vorbereitenden Arbeiten für den Zusammentritt eines Vorparlaments

und legte zur Grundlage einer Diskussion in demselben seine Ansichten in folgendem Programme nieder:

I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. II. Ein Senat der Einzelstaaten. III. Ein Haus des Volks, hervorgehend aus den Urwahlen nach dem Maßstabe von 1 zu 70,000. IV. Competenz des Bundes durch Verzichtleistung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gunsten der Centralgewalt: 1) Ein Heerwesen. 2) Eine Vertretung gegenüber dem Auslande. 3) Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, der Münze, des Maßes und Gewichtes, der Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen. 4) Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht. 5) Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. V. Der Beschluß der Einberufung der constituirenden Nationalversammlung auf obigen Grundlagen erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden. VI. Ein aus gegenwärtiger Versammlung (dem Vorparlament) zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Mitgliedern ist beauftragt, die Vollziehung der Einberufung der National-Versammlung zu betreiben. Wenn von heute an innerhalb vier Wochen der Zusammentritt nicht erfolgt ist, so tritt die Versammlung am 3. und 4. Mai hier wieder zusammen. Im Fall der Dringlichkeit kann der Ausschuß die Versammlung auf einen früheren Termin zusammenberufen."

Am 31. März 1848 versammelte sich, unter den Augen des Bundestages, in der „alten Kaiserstadt" Frankfurt a. M. das Vorparlament. Es war eine „Notablen-Versammlung", deren Mitglieder von Freunden, von politischen Gruppen, zum Theil nur von sich selber gewählt waren, wie dies ja bei derartigen Versammlungen nicht anders möglich ist, wenigstens nicht, wenn es noch an jeglicher Organisation fehlt. Unverhältnißmäßig zahlreich war die Umgegend vertreten — der „edle" Herr von Gagern, der inzwischen in Darmstadt glücklich Minister geworden war, den es aber nach Höherem gelüstete, hatte sich ein tüchtiges Gefolge mitgebracht, durch welches er die Versammlung im Nothfall majorisiren konnte und auch majorisirt hat.

Anwesend waren 574 „Delegirte", darunter 2 Oesterreicher, 141 Preußen, 9 Hannoveraner, 84 Hessen-Darmstädter, 47 Sachsen und Thüringer, 72 Badenser, 44 Bayern, 26 Kurhessen, 52 Württemberger u. s. w.

Zum Präsidenten wurde der alte brave Mittermeier gewählt, der aber mit seiner Präsidentschaft sehr bald in die Brüche ging.

Der Zusammentritt der Versammlung war unstreitig ein revolutionärer Akt. Sie maßte sich die Ausübung der Volkssouveränetät an. Die Regierungen und der Bundestag, der sich mit etlichen „Vertrauensmännern" ausstaffirt hatte, sahen zu, weil sie es nicht hindern konnten; ja sie ließen sich durch die unwiderstehliche Macht der Thatsachen zu einer indirekten Anerkennung drängen, denn daß sie ihren Ministern den Besuch erlaubten, sogar ihnen zur Pflicht machten, war eine indirekte Anerkennung. Ueber derlei Formalien zerbrachen die Regierungen sich damals den Kopf nicht, waren aber entschlossen, die Dinge in ihrem Sinne zu lenken, sobald es sich machen ließ, und befolgten einstweilen die Taktik, sich vor dem Sturm, dem sie nicht trotzen konnten, opportunistisch zu beugen. Sie haben sich noch zu viel größeren Concessionen an die Revolution verstanden und würden sich unter dem Druck der Nothwendigkeit noch zu hundertmal größeren Concessionen verstanden haben, als sie in Wirklichkeit gethan. Was man in der Noth verspricht, braucht nur gehalten zu werden, so lange man in der Noth ist. Der Mensch ist das Produkt der Verhältnisse, und mit den Verhältnissen ändert sich folgerichtig der Mensch sammt seinen Wünschen, Forderungen, Versprechungen. Das Wort, welches mir der Räuber vermittelst eines vorgehaltenen Pistols erpreßt, existirt für mich genau so lange, als das Pistol vor meinem Gesicht ist und ich in Schußweite bin. Hernach verweht es der Wind. Und setzte das Volk, welches, unter dem Drucke der Februarrevolution und tumultuarischer, ohne obrigkeitliche Erlaubniß in Scene gesetzter Demonstrationen seine „Forderungen" aufstellte, nicht etwa den Regierungen die Pistole auf die Brust? Brauchte man ihm mehr Wort zu halten, wie einem Straßenräuber? Nimmermehr! So fand man sich leicht mit dem Gewissen ab, falls das überhaupt nöthig war. Plebejer, Donquixote der Dulcinea-Tugend mögen

das „unmoralisch“ finden, was hat aber die Politik mit der Moral zu thun? Das heißt mit der gewöhnlichen, der gemeinplebejischen? Sie hat auch ihre Moral, und die nennt sich Erfolg. Alles ist erlaubt, ja durch die Pflicht geboten, was zum Ziel führt — nur der Mißerfolg ist unmoralisch.

Das Vorparlament war nicht blos eine revolutionäre Versammlung, es war auch eine sehr stürmische Versammlung. Die Herren Delegirten hatten fast ausnahmslos von einer parlamentarischen Behandlung revolutionärer und unrevolutionärer Dinge nicht die leiseste Vorstellung — der Herr Präsident voran —, und Jeder war von dem Bewußtsein erfüllt, daß es sich um die folgenschwersten Entscheidungen, daß es sich um die Zukunft des Vaterlandes handle. Und in der That, der Moment war entscheidend für die deutsche Bewegung. Das Volk war noch im Fluß und Schuß, die Anhänger des Alten, die Gegner einer demokratischen Regierungsform hatten den Boden unter den Füßen verloren — sprach sich die Versammlung der „Vertrauensmänner des Volkes“ am 31. März 1848 klipp und klar für die Republik aus, dann wurde Deutschland Republik; sprach sie sich für die monarchische Staatsform aus, dann war diese gesichert.

Hie Republik! Hie Monarchie! das war das Feldgeschrei, mit welchem die Delegirten in das Vorparlament zogen. Republik oder Monarchie? das war im Grunde die einzige Frage, über die das Vorparlament entscheiden sollte.

Daß die „Republikaner“ in der Minderheit waren, trat schon bei den Vorversammlungen des Vorparlaments deutlich zu Tage, — entsprach außerdem der Sachlage in Deutschland. Mit Ausnahme von Baden, wo — namentlich in den an die Schweiz grenzenden Theilen — republikanische Ideen in die Massen gedrungen waren, hatten die republikanischen Prinzipien, außer in einigen Städten des westlichen Deutschland und in Sachsen, nur vereinzelten Anhang.

Doch die Republikaner waren begeistert, sie fanden in Frankfurt ein sympathisches Publikum und hofften, ihre Sache im Vorparlament durchsetzen zu können.

„Unter einem Meer wogender deutscher Fahnen, durch einen Wald grünender Freiheitsbäume, überschüttet von Blumen und Kränzen, schritten am Morgen des 31. März die Mitglieder des Vorparlaments, umgeben und geleitet von Tausenden begeisterter Männer und Frauen, gehobenen Herzens vom Kaisersaale des Römers aus an ihre Arbeit, in die Paulskirche.“ So schildert ein Zeitgenosse die Scene.

Die Constituirung ging mit großen Schwierigkeiten vor sich. Blum wurde einer der Vizepräsidenten. Ohne ihn, den Uebung und praktischer Blick für das Amt hervorragend befähigten, wäre der arme Präsident Mittermeier nicht fertig geworden; ohne ihn wäre das Vorparlament wahrscheinlich schon den ersten Tag auseinandergelaufen.

Geschadet hätte das freilich nicht viel.

Gleich am ersten Tag war viel Tumult, der uns hier nichts angeht. Am Nachmittag verbreitete sich plötzlich das Gerücht, bewaffnete Volkshaufen rückten heran, es habe schon ein Kampf stattgefunden. So unsinnig das durch nichts bestätigte Gerücht war, die meisten „Abgeordneten“ geriethen in furchtbare Aufregung, sie eilten in vollster Panik nach den Ausgangsthüren, eine unsägliche Blamage stand bevor, da erhob sich Robert Blum und durch sein mächtiges Wort brachte er Ruhe und Besonnenheit in die aufgeregten Gemüther. Er sagte nach dem stenographischen Bericht:

„Lassen Sie uns, verehrte Versammlung, einen Blick zurückwerfen auf die drei ersten Stunden unseres Lebens. Wir sind unter Umständen auseinander gegangen, welche die öffentliche Meinung Europas, die mit gespannter Aufmerksamkeit auf diese Versammlung gerichtet ist, wenigstens zu einem Kopfschütteln veranlassen wird. Mißverständnisse haben stattgefunden, die beklagenswerth sind. Meine Herren, woher sollen wir die Freiheit bekommen, wenn wir sie nicht in unserem engsten Kreise uns gegenseitig erhalten? Woher sollen wir die Ruhe bekommen, wenn wir in unserem Kreise uns spalten beim ersten Zusammensein, und diese Spaltung so weit treiben, daß es nicht mehr möglich ist, zu verhandeln? Wir haben noch keine von den Prinzipienfragen erörtert, für welche die Menschen

in allen Jahrhunderten Gut und Blut und Leben hingegeben haben. Es hat sich bisher bei uns nur um Formen gehandelt, und diese Formen haben uns in eine Leidenschaft gebracht, daß es thatsächlich unmöglich war, zu verhandeln. O, meine Herren, mögen wir doch daran denken, daß die Augen des gesammten Europa auf uns gerichtet sind, daß wir die erste Versammlung sind, die durch ihre That wie durch ihre Haltung aussprechen soll: Sehet das deutsche Volk, das ihr so lange zurückgesetzt habt gegen andere Völker, beweiset auch in seinen ersten Vertretern, daß es so entschlossen, so würdig, so ernst, so ruhig ist wie irgend ein Volk, das seit Jahrhunderten sich des kostbaren Gutes der freien Erörterung erfreut hat. Fragen Sie sich selbst, meine Herren, wenn die Zeitungen berichten über die Nothwendigkeit, die heutige Versammlung aufzuheben, was das für einen Eindruck machen wird? Glauben Sie, daß das geeignet wäre, das Vertrauen des Volkes auf uns zu stärken? Und fragen Sie sich selbst, wenn wir in dieser schroffen Gegenüberstellung zu einander stehen, was soll denn daraus werden? Der Wille des Volkes, seine Wünsche, sein Verlangen ist das einzige Mandat, das wir haben. Die da draußen stehen, stehen hinter uns Allen, wenn wir einig sind und die Diskussion so leiten, daß wir ein Ganzes sind. Es stehen hinter uns Parteien, die es ausnutzen, sobald wir uns selbst spalten in unserem Innern; und wohin es führt, wenn die Parteien des Volkes sich in der gegenwärtigen Zeit so schroff gegenüber stehen, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Was wir hier tumultuarisch ausmachen oder nicht ausmachen, es wird draußen nicht mit Geschrei, es wird mit der Faust und, wenn es sein muß, mit den Waffen ausgemacht.

„Meine Herren, unser heiligster Beruf ist es, unserem Volk einen Begriff zu geben von der Würde und Größe der Volksvertretung, und in diesem Bewußtsein können wir uns so stolz erheben, wie nie eine andere Versammlung; denn es wird kein Unfriede kommen, wo sich die Liebe und Verehrung und das Vertrauen des Volks so überzeugend, so hinreißend ausgesprochen hat, wie bei uns. Lassen sie uns dem ganzen Volke vorangehen in dieser ernsten und großen Zeit in einer würdigen Haltung. Wir

können es, sobald wir uns Alle zur Pflicht machen, unseren Willen nie durch Ausrufe und Ausbrüche, sondern stets auf dem parlamentarischen Wege geltend zu machen. Wir wollen das Gesetz zuerst achten, das wir selbst geschaffen haben, dem wir uns freiwillig unterwerfen. Thun wir das, meine Herren, dann werden nicht allein die Herzen unseres Volkes uns entgegenschlagen, sondern auch die anderen Völker werden ihre Arme mit Bruderliebe ausstrecken nach den bisher verschmähten und verachteten Deutschen, und werden in der großen Vertretung, die hier zu Stande gekommen ist, die mündigen, die wahrhaften Männer begrüßen, die der Freiheit ebenso fähig sind, als sie ihrer werth sind. — — —

„Darf ich, weil ich gerade im Besitze des Wortes bin, noch etwas Allgemeines sagen, so bitte ich, meine Herren, lassen Sie das Schauspiel, das vor wenigen Augenblicken stattgefunden hat, das letzte sein. Wäre die Kunde, die vor wenigen Augenblicken hierher gelangt ist, wahr gewesen, dann durften wir uns nicht in unserer Berathung stören lassen. Es ist nicht unsere Aufgabe, einen Straßenauflauf zu dämpfen. Gleichwie der römische Senat fest gesessen hat, als der Feind vor dem Thore Roms erschien, müssen auch wir unserer Aufgabe genügen, selbst wenn der Tumult bis zu unserer Thüre gelangt wäre. Er hätte zerschellen müssen an unserer Festigkeit. Meine Herren, wenn die Kunde wahr gewesen wäre, ich frage Sie, wäre auch nur die Möglichkeit gewesen, Etwas zur Besänftigung zu thun? Wenn ja dieser Fall wiederkehren sollte, lassen Sie deshalb keinen Laut über Ihre Lippen gehen, sondern bleiben Sie sitzen und beschließen Sie, was Sie für nöthig halten. Sodann habe ich noch eine Bitte zu thun in Bezug auf unseren Präsidenten, es ist eine freundliche Bitte an die Zuhörer. Es ist nicht möglich, bei dieser Art und Weise der Berathung die Funktionen des Präsidiums auszuüben, der Präsident mag sein, wer er will. Wir morden den Präsidenten, wenn wir so fortfahren. Zudem erheischt die Feierlichkeit der Versammlung eine gute Stimmung. Sie ist eine gute, aber sie kann auch eine böse werden. Wir ehren die Frankfurter Einwohnerschaft, die uns auf eine so ergreifende Weise begrüßt hat. Allein die Meinung der Frankfurter

Einwohnerschaft kann unsere Beschlüsse nicht bestimmen, sie kann nicht mitberathen, sie kann nicht mitstimmen, sei es auch nur durch Beifallsbezeigungen. Ich bin überzeugt, daß es an die Frankfurter Bewohner nur der eindringlichen Bitte bedarf, sich der Beifallsbezeigungen zu enthalten. Wir wollen den Beifall nicht, wir sind nicht im Stande zu diskutiren, wenn keine Redefreiheit vorhanden ist."

Diese Worte wirkten zauberisch — die Herren Abgeordneten schämten sich und eine ähnliche Scene kam nicht mehr vor.

Das Vorparlament war vier Tage versammelt: am 31. März, und vom 1. bis 3. April.

Am ersten Tag beschloß man nach einer unbeholfenen und wirren, nur durch Robert Blum's Geschick einigermaßen entwirrten Geschäftsordnungsdebatte, als ersten Punkt die Berufung einer konstituirenden Nationalversammlung zu behandeln. Hecker, der mit Struve an der Spitze der badischen Republikaner stand, beantragte nun, daß man nach dem Muster der amerikanischen Bill of Rights (Festsetzung der Volks- und Menschenrechte) die Rechte des Volkes feststellen sollte. Darauf ging aber die Mehrheit nicht ein, und es wurde dann beschlossen:

1) Die unmittelbare Einberufung einer konstituirenden Versammlung für Deutschland (eines deutschen Verfassungsrathes). Diese Versammlung soll vom ganzen deutschen Volke in Urwahlen erwählt werden, von denen kein würdiger Bürger ausgeschlossen sein soll. 2) In dieser konstituirenden Versammlung sollen auch Schleswig und Ost- und Westpreußen vertreten sein.

Zu 2 wurden folgende Unterbeschlüsse gefaßt: a. Die Versammlung erklärt Schleswig als mit Holstein staatsrechtlich und historisch verbunden und verlangt dessen unverzügliche Aufnahme in den deutschen Bund, wie auch, daß Schleswig-Holstein in der konstituirenden Versammlung gleich jedem andern Bundesstaate durch freigewählte Abgeordnete zu vertreten sei. b. Die Versammlung verlangt gleicher Weise die unmittelbare Einverleibung von Ost- und Westpreußen in den deutschen Bund. c. Die Versammlung will in Bezug auf die Provinz Posen und deren deutsche Einwohnerschaft die Entscheidung für jetzt dahingestellt sein lassen, erklärt aber, daß es die heilige Pflicht Deutschlands ist, die Theilung

Polens als ein schreiendes Unrecht zu erklären, und daß Deutschland mit allen Kräften dahin wirken muß, Polen wieder herzustellen. 3. Die konstituirende Versammlung soll nach dem Verhältniß von einem Abgeordneten auf 50,000 Seelen zusammengesetzt werden, jedoch mit der Nebenbestimmung, daß Staaten, welche unter 50,000 Seelen haben, doch einen Abgeordneten senden sollen.

In Posen, das sei hier erläuternd bemerkt, war inzwischen ein Aufstand ausgebrochen, und die polnische Bevölkerung verlangte Einverleibung der Provinz in ein selbstständiges Polen.

In der Sitzung des 1. April wurde es in naiver Weise den Regierungen anheimgestellt, direkte oder indirekte Wahlen einzuleiten. Ein Antrag Hecker's, das Vorparlament solle sich für permament erklären, wurde abgelehnt, aber die Wahl eines Fünfziger-Ausschusses aus der Mitte der Versammlung beschlossen, welcher für die Ausführung der Beschlüsse des Vorparlaments sorgen sollte, und zwar Hand in Hand mit dem — Bundestag.

Hiergegen erhob sich die republikanische Minderheit in der Sitzung des 2. April. Sie verlangte durch Zitz von Mainz: „Bevor der Bundestag die Angelegenheit der Begründung einer konstituirenden Nationalversammlung in die Hand nehmen kann, muß sich derselbe von den verfassungswidrigen Ausnahmsbeschlüssen (den Karlsbader, Frankfurter und Wiener) lossagen, auch die Männer aus seinem Schooß entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt haben." Nach einer stürmischen Diskussion wurde dieser Antrag verworfen und in Folge dessen zogen sich 79 Mitglieder der republikanischen Fraktion unter schriftlich formulirtem Protest aus der Versammlung zurück. Robert Blum, der um jeden Preis einen Bruch zu vermeiden wünschte und der Ansicht war, daß die Entscheidung über die Frage der Republik oder Monarchie vor das zu erwählende Parlament gehöre, schloß sich dem Schritt seiner republikanischen Freunde nicht an und suchte zu vermitteln. Das Vermittlungswerk gelang.

Am 3. April, in der vierten und letzten Sitzung, verkündigte der Präsident Mittermeier offiziell im Namen

des Bundestages die Aufhebung der Ausnahmsbeschlüsse, sowie den Rücktritt der anstößigen Bundestagsgesandten; und außerdem beschloß die Versammlung, auf Soiron's Antrag, von der Berathung des monarchischen Programms des (Heidelberger) Siebener-Ausschusses Abstand zu nehmen und die Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands unter Ueberweisung der verschiedenen Programme, also auch der republikanischen, einzig und allein der vom Volk zu erwählenden Nationalversammlung zu überlassen.

Die Ausgetretenen, denen dies durch Blum und Itzstein mitgetheilt ward, kehrten in die Versammlung zurück und Hecker bestieg die Rednerbühne und erklärte, daß er und seine Freunde, nachdem nunmehr die Hindernisse beseitigt seien, sich aus Pflichtgefühl für das Vaterland wieder anschlössen, und brachte ein Hoch aus auf das befreite und freie deutsche Volk, in welches Hoch die Versammlung jubelnd einstimmte. Eine Anzahl noch unerledigter Anträge, z. B. einer von Venedey auf Schutz der Arbeit gegen Noth und Elend, und von Biedermann auf ein allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht, wurden der konstituirenden Nationalversammlung überwiesen und das Vorparlament löste sich sodann in Wohlgefallen auf.

Anläßlich der Thätigkeit Blum's im Vorparlament wird über ihn von Johannes Scherr (1848, Bd. II., S. 19 f.) nachstehendes Urtheil gefällt: „Unendlich viel besser als Hecker und Struve eignete sich zu dem Führer und Leiter der Demokratie auf parlamentarischem Boden Robert Blum aus Leipzig, der häßlichste Mann seiner Zeit und zweifelsohne einer der besten — natürlich nicht in dem Sinne der Bass- und Biedermänner. Diese haßten in Blum den geborenen Tribun, haßten ihn um so mehr, als sie wußten, daß er alle die liberalen Kniffe und Pfiffe aus dem Grunde kannte, und die Besten und Edelsten haben denn auch bei seiner Ermordung ihre Befriedigung, ja ihr Entzücken nur schlecht oder gar nicht verhehlt. Blum verband mit dem Aussehen und Gebahren des Proletariers die Anschauungen und Ueberzeugungen der demokratisch gesinnten Fraktion des deutschen Bürgerthums. Ueber das Durchschnittsmittelmaß (!), welches die Menschen von 1848 kennzeichnete, ragte auch Blum nicht empor;

aber wenn man die herben Hindernisse bedenkt, welche sich diesem Proletarierkind auf seiner Lebens- und Bildungsbahn entgegengestellt hatten, so wird man namentlich den feinfühligen und feinhörigen Takt bewundern müssen, womit er sich in dem Getriebe der Politik zurechtfand. Seine Rednergabe war sehr bedeutend, nicht ganz phrasenlos, aber doch immer so, daß sie ein gebildetes Ohr ansprach, den erfahrenen Verstand beschäftigte und zugleich das Volksherz sympathisch berührte. Republikaner aus Neigung und Ueberzeugung, glaubte er den Konstitutionellen von vornherein das Zugeständniß machen zu müssen, daß die Republik, wenn überhaupt erreichbar, nur auf konstitutionell-monarchischen Umwegen zu erreichen sei. Für seinen Werth als Mensch und Bürger, für seine Treue und Hingebung zeugt unwidersprechlich sein Grab in der Brigittenau. Selbst Fürst Windischgrätz, welcher doch gar nicht nahe dabei gestanden, begriff, daß er in der Person Robert Blum's einen Hauptmann umbringen zu lassen Gelegenheit hatte."

Mit dem „häßlichsten Mann" seiner Zeit hat Scherr jedenfalls Unrecht. Er hat sich durch die Karrikatur irre leiten lassen, die Laube von Blum gezeichnet hat und in Bezug auf welche der Sohn Blum's schreibt*): „Blum war damals (1848), wie das treue treffliche Abbild in Lebensgröße, das vor mir hängt, darthut, der von Laube entworfenen Karrikatur so unähnlich wie möglich. Sein reiches und lockiges Haupt- und Barthaar war von bräunlichem Blond, schön durchgearbeitet die breite Stirn, glänzend und groß das braune Auge, feingeschnitten der beredte Mund, der über den Lippen keinen Bart zeigt, die Gesichtsfarbe allerdings von einer von Herrn Laube begreiflicher Weise beneideten Frische und Gesundheit, Schulter und Brust von einer gewaltigen Kraft zeugend."

Hinzugefügt sei nur noch, daß Blum von mittlerer Größe war, aber der Breite seiner Schultern wegen kleiner aussah.

Was Scherr über das „Durchschnittsmittelmaß" von 1848 sagt, ist einfach dummes Zeug; Blum hat sich nicht über seine Zeit erhoben, allein das ist eine Eigenschaft,

---

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 288.

die er mit allen bedeutenden Menschen theilt, die je gelebt haben und je leben werden. Hat sich etwa ein Plato, ein Aristoteles, ein Shakespeare, ein Humboldt, ein Goethe über seine Zeit erhoben? Sehen wir nicht auf jeder Zeile, die sie geschrieben und für die Unsterblichkeit geschrieben, das Gepräge ihres Jahrhunderts? Das Maß seiner Zeit hat Blum freilich nicht überschritten, wohl aber das „Durchschnittsmittelmaß“. Herr Scherr scheint die Bedeutung des Wortes gar nicht zu kennen, das er auch inkorrekt bildet. Das Durchschnittsmaß (oder Mittelmaß, nicht aber „Durchschnittsmittelmaß“) ist das Maß, welches aus der Zusammenfassung der großen und kleinen Maße gewonnen wird. Ein Mann von Durchschnittsmaß steht ungefähr in der Mitte zwischen den Großen und Kleinen, hat ungefähr ebensoviel Größere über, als Kleinere unter sich. Will nun Herr Scherr behaupten, daß der Mann, dessen hervorragende Bedeutung er selber so kräftig zur Geltung bringt, nur einer der Durchschnittspolitiker des Jahres 1848 gewesen sei? Schwerlich. Herr Scherr hat offenbar ein Wort hingeschrieben, dessen Bedeutung ihm nicht klar ist, was diesem Herrn beiläufig sehr oft passirt.

Doch nehmen wir den Faden der Ereignisse wieder auf.

Mit dem Verlauf des Vorparlaments — wenn wir von dem Beschluß auf Einberufung des Parlaments absehen — war eigentlich Niemand zufrieden. Um die Hauptfrage, über die man zur Entscheidung hatte kommen wollen: Republik oder Monarchie? war die Versammlung herumgegangen, wie die Katze um den heißen Brei. Weder die Konstitutionellen, noch die Republikaner hatten den Muth gehabt, den Stier bei den Hörnern zu nehmen. Und, hatten die Ersteren sich schwach gezeigt, indem sie, trotz ihrer Majorität, die Entscheidung auf die lange Bank schoben, so hatten die Republikaner das beschämende Gefühl, durch die nachträgliche Rückkehr in die Versammlung sich lächerlich gemacht zu haben. Die Frage Republik oder Monarchie? schwebte wie eine unheimliche Wetterwolke in der Luft, und es kam auch bald zu einer Entladung.

Ehe wir weiter gehen, theilen wir nachstehend die Namensliste der Mitglieder des vom Vorparlament niedergesetzten Fünfziger-Ausschusses mit:

Wirkliche Mitglieder: Dr. Wiesner aus Wien (mit 457 St); von Itzstein aus Mannheim (443 St.); Rob. Blum aus Leipzig (435 St.); Dr. Joh. Jacoby aus Königsberg (396 St.); Kolb aus Speyer (391 St.); Abegg aus Breslau (390 St.); Soiron aus Mannheim (390 St.); Heinrich Simon aus Breslau (388 St.); Schott aus Stuttgart; Raveaux aus Köln; Spatz aus Frankenthal; Eisenmann von Nürnberg; Schleiden von Rendsburg; Gülich aus Schleswig; Matthy aus Mannheim; Freudentheil aus Hannover; Stettmann von Koblenz; Graf Bissingen aus Oesterreich; Venedey aus Köln; Schnelle von Schwerin; Simens aus Hannover; Jürgens aus Braunschweig; Zachariä von Göttingen; Wippermann aus Kassel; Lehne aus Rheinhessen; Rüder aus Oldenburg; Biedermann von Leipzig; Hergenhahn von Wiesbaden; Buhl von Ettlingen; Nonne von Hildburghausen; Vierulf von Rostock; Heckscher aus Hamburg; Cetto aus Trier; Duckwitz aus Bremen; Behm aus Lübeck; Schwarzenberg aus Kassel; Brunk aus Rheinhessen; Mappes aus Frankfurt a. M.; Pagenstecher aus Elberfeld; Wilhelmi aus Preußen; Briegleb von Koburg; Blachière von Hanau; von Closen aus Bayern; Paur von Augsburg; Reh aus Darmstadt; Mack aus Stuttgart; Meyer aus Preußen; Wedemeyer aus Brandenburg und von Wächter aus Stuttgart (mit 190 St.); — von Gagern, Präsident, und Bassermann, Vicepräsident des Collegiums der Vertrauensmänner beim Bundestag, wollten nicht gewählt werden.

Als Ersatzmänner (meistens Republikaner): Hecker aus Baden (mit 171 St.); Leue (Rheinpreußen); Schaffrath (Sachsen); Vogt (Gießen); Joseph (Sachsen); Jucho (Frankfurt); Tafel (Württemberg); Zitz (Rheinhessen); Runge (Mecklenburg); Struve (Baden); Aßmann (Braunschweig); Graf Reichenbach (Schlesien); v. Sybel (Marburg); Wesendonk (Rheinpreußen); Rödinger (Württemberg); Julius Meyer (Osnabrück); Hoff (Mannheim); Brentano (Baden); Strecker (Mainz); Rießer (Hamburg); Eisenstuck (Sachsen); d'Ester (Köln); Wurm (Hamburg); Hepp (Rheinbayern); Riedl (Bayern); Wigard (Dresden); Detering (Hannover); Plange (Preußen); Johannes Ronge (Preußen); v. Diemar (Württemberg); Hildebrand (Mar-

burg); Peter (Baden); Bürgers (Köln); Schlöffel (Breslau); Pelz (Preußen); Titus (Bayern); Fürst (Posen); Wuttke (Leipzig); Depener (Dessau); Rohl (Preußen); Pelz (Rheinpreußen); Junghans (Baden); Haustein (Sachsen); Wiedemann (Bayern); Schmitz (Preußen); Pell (Bayern); Christmann (Rheinbayern); und Mohr (Rheinhessen).

Zu der Liste der wirklichen Mitglieder fügte der Ausschuß laut Beschluß des Vorparlaments noch folgende sechs „Männer aus Oesterreich“ hinzu: Andryani, Palatzky, Barth, v. Schwarzer, Dr. Schuler und Schuselka.

Obgleich die meisten der Vorgenannten heute verschollen sind, so hat es doch ein historisches Interesse, die Namen der Männer kennen zu lernen, welche vor einem Menschenalter die Geschicke der deutschen Nation bis zu einem gewissen Grade gelenkt haben. Nach Verlauf eines weiteren Menschenalters werden die Tagesgrößen von heute wohl keinen geringeren Prozentsatz Verschollener aufzuweisen haben. Es mag das für zartbesaitete Naturen etwas Melancholisches haben, ist jedoch, genau betrachtet, eine sehr gute Einrichtung der Weltgeschichte. Was sollte aus der Menschheit werden, wenn sie den ganzen ungeheuren Ballast „großer Männer“, die jeder Tag wie Pilze aufschießen läßt, mitzuschleppen hätte? — —

In Baden war man besonders unzufrieden mit dem Verlauf des Vorparlaments. Seit einem Jahrzehnt hatte das demokratische Element sich dort auf's Kräftigste entwickelt; ähnlich wie in Sachsen waren die Volksmassen in der Bewegung, nur mit dem Unterschied, daß diese in Baden einen entschieden republikanischen Charakter trug. Der rege Verkehr mit der Schweiz wie mit Frankreich hatten dieses, von der Natur so reich ausgestattete Stück deutschen Landes zu einem Vorwerk der Demokratie gemacht. Schon während des Sonderbundskrieges, als Metternich und Guizot mit einer reaktionären Liga gegen die Schweiz drohten, war in Baden der Plan aufgekeimt, mit Piemont und der Schweiz in eine demokratische Föderation einzutreten — ein utopistischer Plan, der aber charakteristisch ist für die Stimmung. Die badische Demokratie hatte schon bei Ausbruch der Februar-Revolution eine vortreffliche Organisation, die, man kann es getrost sagen, das

ganze Volk umfaßte und nur den einen Fehler hatte, daß sie auch einen Theil der gewöhnlichen Kammerliberalen in sich schloß, die der Demokratie, als es zur Entscheidung kam, den Rücken wandten oder gar, wie Matthy, zu positiven Verräthern wurden.

Die vier populärsten Volksmänner waren „der alte" Itzstein, Hecker, Struve und Fickler. Itzstein, der 1848 nur noch von seinem früheren Ruhm zehrte, kann außer Betracht bleiben; Hecker, der neben Blum im Jahre 1848 die größte Popularität erlangte, war an Rednergabe diesem gleich — nur daß er weit phrasenhafter und theatralisch sprach — an gesundem Menschenverstand und Umblick ihm weit nachstehend. Struve, an Wissen und Energie Hecker überlegen, war ihm auch an unpraktischem Wesen überlegen und ebenso wenig zur Leitung einer revolutionären Aktion befähigt. Der bedeutendste der badischen vier Volksführer war Fickler, der durch seine mit außerordentlichem Geschick und einer an Hebel erinnernden Volksthümlichkeit geschriebenen „Seeblätter" einen ganz außerordentlichen Einfluß, namentlich im Oberland, erworben hatte. Fickler hatte Menschenkenntniß und Organisationstalent — zwei Eigenschaften, die Hecker und Struve ganz abgingen.

In einer Konferenz der badischen Führer, der auch Gäste aus den angrenzenden Staaten beiwohnten, wurde beschlossen, loszuschlagen, da man das Eisen schmieden müsse, so lange es glüht, und da man bis zum Zusammentritt des Parlaments nicht warten könne, ohne jede Aussicht auf Erfolg zu verlieren. Alles war vorbereitet, wenigstens behaupteten es die Führer. Nur der Tag war noch nicht festgesetzt. — Da wurde am 8. April Morgens Fickler, der nach Konstanz zurückfahren wollte, auf dem Bahnhof in Karlsruhe von seinem Freund, dem großen Volksmann Matthy, verhaftet. „Du bist ein Landesverräther", sagte ihm Matthy. „Ich bin kein Landesverräther, Sie aber sind ein Volksverräther!" antwortete ihm Fickler. Dieses Ereigniß machte ungeheuere Sensation. Herr Matthy trug mit eiserner Stirn die Verachtung für diesen „Judasstreich" und wurde ein paar Tage darauf Minister. Der Dienst, welchen er der Reaktion geleistet, berechtigte ihn zu hoher Belohnung. Daß der Mann

später eine Hauptsäule des Nationalliberalismus wurde, entsprach nur seinem Charakter und dem des Nationalliberalismus.

Hecker, statt durch die Verhaftung Fickler's sich zurückhalten zu lassen, wurde dadurch nur vorangetrieben. Zugleich kam aus Frankreich die Nachricht, daß die von Herwegh in Paris gesammelte „deutsche Legion" — die französische Regierung unterstützte das Unternehmen nur in so weit, als es eine Anzahl deutscher Arbeiter aus Paris fortschaffte — sich der deutschen Grenze nahe und für eine republikanische Schilderhebung zur Verfügung stehe. Jetzt war Hecker's letztes Bedenken verschwunden. An Selbstvertrauen fehlte es ihm ja nicht. Er eilte von Mannheim durch das Elsaß und die Schweiz nach Konstanz, wo er mit seinem „Adjutanten" Schöninger anlangte und Struve, sowie die militärischen Führer: Franz Sigel, August Willich, Theodor Mögling, Doll (von der „französisch-deutschen Legion") und Bruhn traf.

Es stellte sich zwar heraus, daß nicht nur nicht „Alles", sondern buchstäblich gar nichts für einen bewaffneten Aufstand vorbereitet und der Seekreis, auf den man hauptsächlich gezählt, durch Fickler's Verhaftung desorganisirt war; aber man rechnete auf die Popularität Hecker's, auf günstige Zufälle, und am 12. April wurde das Signal gegeben.

Für die Details des Putsches ist hier kein Platz.

Ein historisches Interesse hat nachstehende Proklamation der deutschen Republik, eine kuriose Stilprobe, die besser als die eingehendsten Commentare es vermöchten, den Geist jener Zeit: die Illusionen, das wirre Durcheinander der Ideen, die Phrasenhaftigkeit kennzeichnet:

„An das Volk! Achtzehn Jahrhunderte der Knechtschaft, der Bedrückung und der Erschöpfung ruhen auf dem Volke, welches berufen ist, das Banner der Freiheit voran zu tragen den Völkern der Erde — es ist das deutsche Volk. Aber das Buch der Geschichte ist heute aufgeschlagen und auf seine goldenen Blätter wird es nach achtzehn Jahrhunderten der Schmach mit tapferem Arme einschreiben: Befreiung und Erlösung aus der Knechtschaft seiner

Pharaonen, wird es einschreiben die Namen Derer, die aus der Hütte und aus der Wohnung des Glücks erstanden sind, mit dem Schwerte den Kindern und den Enkeln die Bürgerfreiheit zu erkämpfen, damit sie auf befreiter deutscher Erde in Wohlstand und Friede dessen sich erfreuen, was ihre Väter erkämpft. Ihr habt hunderte von Schlachten geschlagen und Eure besten Kinder geopfert für — — Laune und Erbstreitigkeiten, für —, die Euch verhandelten wie Waare. — Ihr werdet nun kämpfen für Euch, Euren Herd und Eurer Kinder Freiheit. Ihr habt gearbeitet im Schweiße Eures Angesichts und die Sorge mit Euch getragen Tag und Nacht, und gewacht über Eurem verpfändeten Gute, während fürstliche Maitressen, lüderliche Hofschranzen — — — — mit frechem Hohn an Euren in Lumpen gehüllten Kindern vorüberschritten, oder sie zu Werkzeugen und Spielzeugen ihrer Laune herabwürdigten. — Ihr wollt und werdet von heute an für Euch arbeiten und die Früchte Eures Schweißes mit dem Bewußtsein des Evangeliums genießen: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth.“ Ihr werdet nicht ferner, wenn Ihr Recht sucht, vor den Thüren reichbezahlter Wohldiener und Hofknechte vergeblich nach Recht und Gerechtigkeit suchen, sondern in freier Genossenschaft richten über Mein und Dein. Ihr braucht keine hochbezahlten Beamten, — — und ihren ganzen Troß von Bütteln und Schergen, Ihr könnet selbst Ordnung halten, so wie in Eurem Hause so in Eurer Gemeinde und Eurem Kreise. Ueberschlagt die Millionen und Aber-Millionen, die Ihr an — — und Schreibervolk aus der zitternden Hand Euch abgepreßt sahet und fraget Euch, ob Ihr wohlfeil oder gut regiert waret und ob Ihr nicht besser und glücklicher für Euch und Weib und Kind, Eure Wirthschaft und Eurer Mitbürger Wohl fördern könntet. Ja, sagt man Euch, ein Parlament, ein deutscher Kaiser wird Euch helfen. Ein deutscher Kaiser mit seinem Hofstaat und Glanze, mit seinen Ministern und einem Parlamente, alle bezahlt mit Millionen über Millionen, geschöpft aus der reichen Quelle des Bauernschweißes, der Arbeitsnoth und des Handelsbetrugs. — Wollt Ihr Thoren sein und Euch abermals betrügen lassen? — Es gibt nur ein Wort, es gibt nur einen Staat, es gibt nur ein Recht, das gleiche Recht Aller; es gehe auf in dem Einen — deutsche Republik.

Dorten in dem glücklichen Freistaat, wo alle berathen und beschließen, wo das Volk sich seine Gesetze selbst gibt, wo nicht Groß-Pensionäre und bezahlte Hofdiener in glänzendem Müßiggange die Thränen und Sorgen des Landmannes und Städtebürgers verprassen; wo nicht — — — verjubeln in einer Nacht, was tausend Arbeitstage des Volkes erschwungen; dorten, wo der verantwortlich ist und gerichtet wird über seine Thaten, den Ihr berufet als Ersten der Bürger für die Zeit Eurer Wahl, die Angelegenheiten des Volkes zu verwalten; dorten, wo Ihr die Richter und Verwaltungsbeamten aus Eurer Mitte erwählt, ohne Entgelt und Pension, im Freistaat allein werdet Ihr froh Eures Tagwerks und der Heimkehr in Eure Familie. Und wenn Ihr zweifelt, blicket hin nach den vielen Millionen Amerikanern, blicket hin nach dem Präsidenten, der eines Volkes Beschlüsse vollzieht, das in der That mächtiger ist, als Deutschlands 40 Millionen, und das Euch im verwichenen Jahre vom Hungertode errettete, dies Volk bezahlt seinen Präsidenten mit jährlich 50,000 Gulden; anstatt Milliarden Staatsschulden und unerschwinglichen Staatssteuern, wie sie die — — erpreßten, Reichthum und Ueberfluß — es herrscht Selbstregierung des Volkes. Könnt Ihr noch zweifeln, könnt Ihr noch wählen zwischen der Ruhe des Sklaven und dem Kampfe, der eine hellere und bessere Zukunft heraufführt? Nein, nein, Ihr greift zum Schwerte, Ihr schlagt Eure Dränger, Ihr verjagt sie von der heiligen Erde, von dem geschändeten Eigenthum eines großen, herrlichen Volkes; Ihr wißt zu kämpfen, zu siegen, zu sterben unter der Fahne der deutschen Republik. Und wenn einst der Greis, der gestritten hat für die Befreiung seines Volkes, seinen Nachkommen wird erzählen von der gedrückten Vergangenheit, und wenn kein — — — den Boden entweihen wird, auf dem die Arbeit lohnt und der Segen sprießt und des freien Mannes Herz frei schlagen darf, dann wird man auch erzählen und sagen von Euch von Geschlecht zu Geschlecht, die Ihr zuerst das Panier erhoben, das Schwert gezogen und gewallfahrt seid zur Befreiung Eures Vaterlandes und zuerst den Ruf erschallen ließet: „Sieg und Tod für die deutsche Republik!“ Konstanz, im April 1848. Der provisorische Volksausschuß!“

Die Striche bezeichnen einige besonders derbe Stellen, die zwar im Zusammenhange heutzutage nur Lächeln erregen können, trotzdem aber, für sich allein betrachtet, bei der herrschenden Nervosität dem Strafgesetzbuch nicht völlig conform erscheinen möchten. Im „tollen“ Jahr nahm man kein Blatt vor den Mund und zumal in Baden, im Moment des Losschlagens. — —

Der Aufstand verlief kläglich. Es fehlte nicht an Begeisterung, allein von der Begeisterung zur That ist immer noch ein weiter Schritt. Und dann hatten die Leute auch — mit Recht — kein Vertrauen in die Sache. Struve, in seiner „Geschichte der drei Schilderhebungen in Baden“ (Bern 1849, Verlag von Jenni) klagt:

„Man hatte öffentlich in Volksversammlungen und insgeheim durch Abordnungen und Privatmittheilungen wiederholt davon gesprochen, daß das Volk auf den Ruf seiner Führer wie ein Mann sich erheben würde, daß im Seekreis 40,000, ja 80,000 Mann bereit ständen, in das Feld zu rücken. Jetzt machten wir aber freilich die leidige Erfahrung, daß viele von Denjenigen, welche früher am meisten geschrieen und getrieben haben, sehr kleinlaut geworden waren. Die Verhaftung Fickler's, des Mannes, welcher mehr als irgend ein anderer im Seekreise hätte wirken können, trug allerdings auch ihre schlimmen Früchte. Er hätte am besten die Seinigen ermuntern, die schwankend Gewordenen an ihre früheren Zusagen und Reden erinnern und die Feigen beschämen können. Er besaß eine Orts- und Personenkenntniß im Seekreise, welche Hecker und Struve, den Männern des Unterrheinkreises, gebrach, und besaß ein Vertrauen, welches durch eine Jahre lang fortgesetzte, in unmittelbarem persönlichen Verkehr geübte Thätigkeit erworben worden war, und sich daher nicht leicht auf andere Personen überträgt.“

Trotzdem versammelten sich mehrere ganz ansehnliche Freischaarenzüge, mit denen bei guter militärischer Leitung wohl etwas zu machen gewesen wäre. Diese Leitung fehlte jedoch.

Am Gründonnerstag, 20. April, stießen die Republikaner zum ersten Mal auf Regierungstruppen, und es kam zu dem unglücklichen Zusammenstoß von Kandern, wobei ein Bruder des „edlen Parlaments-Gagern“, und der

tüchtigste und begabteste der Gagern-Familie, das Leben verlor. Die reaktionäre Presse hat lange behauptet, er sei von den Republikanern meuchlings erschossen worden. Dies ist eine verleumderische Unwahrheit. Bei der Bedeutung des Vorgangs wollen wir zwei klassische Zeugen, je einen von jeder Seite, hier vorführen. Hecker erzählt in seiner Schrift: „Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik im Frühjahr 1848" (mit Beiträgen von Mögling, Sigel und Kaiser — auch einem der „Führer" — Basel 1848, Verlag von J. C. Schabelitz:

„Am Gründonnerstag, den 20. April setzte sich das kleine Freiheitsheer (circa 1000 Mann) um 8 Uhr Morgens von Kandern aus in Bewegung, als das Anrücken der feindlichen Truppen bereits gemeldet worden war. Kaiser und Doll blieben mit der Nachhut und den zwei kleinen eisernen Kanonen noch im Orte zurück. Mit Mühe erlangte der letztere von der ungünstig gestimmten Bürgerschaft die zur Bespannung der Kanonen und des Gepäckwagens erforderlichen Pferde. Hecker, Willich, Mögling und Bruhn waren mit dem Hauptkorps bereits vorangezogen. Während Kaiser und Doll mit der Nachhut noch in Kandern verweilten, traf der großherzoglich badische Regierungskommissär Stephani mit einem hessischen Trompeter daselbst ein und verlangte Hecker zu sprechen. Als ihm Kaiser erwiderte, derselbe sei bereits vorausgezogen, fragte der fürstliche Diener, ob er zu den Anwesenden sprechen dürfe, was ihm Kaiser gestattete. Er forderte diese sodann auf, die Waffen niederzulegen, stellte ihnen vor, sie seien zum Aufruhr verführt worden und dem Gesetze verfallen, und verlas die Aufruhrakte. Seiner Aufforderung, die Waffen niederzulegen, wurde jedoch ein einstimmiges „Nein" entgegengesetzt. Mittlerweile hatte Willich die Anhöhen, welche zu beiden Seiten der Straße hinter Kandern liegen, sowie die Straße selbst besetzt. Kaiser und Doll zogen langsamen Schrittes mit dem Nachtrabe, den beiden Kanonen und dem Gepäckwagen dem Hauptkorps nach. Der Feind folgte ihnen in einer Entfernung von etwa 120 Schritt. Hecker stand bei einem Fähnlein am Berge, als ihm zugerufen wurde, Gagern wünsche ihn zu sprechen. Er begab sich demzufolge auf

die Straße, woselbst ihm ein badischer Kavallerielieutenant entgegen kam und diese Mittheilung wiederholte.

„Hecker stieg, begleitet von Willich, Mögling, Kaiser und einigen Adjutanten, den Weg hinab und traf auf der Mitte einer vor der Stadt Kandern befindlichen Brücke mit Gagern zusammen, woselbst dieser in rauher Weise ihn anredete: „Sie (d. h. die Republikaner) müssen die Waffen niederlegen.“ Als Hecker diese Zumuthung ablehnte, fuhr Gagern fort: „Sie sind ein gescheidter Mann, aber ein Fanatiker . Hecker erwiderte: „Wenn die Hingebung für die Befreiung eines großen Volkes Fanatismus ist, dann mögen Sie meine Handlungsweise also bezeichnen. Dann gibt es aber auch einen Fanatismus auf der anderen Seite, dem Sie dienen. Uebrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu streiten, sondern frage, ob Sie mir sonst etwas zu sagen haben.“ Hierauf entgegnete Gagern: „So werde ich mit aller Strenge sogleich einschreiten. Wir werden Ihnen auf den Fersen folgen.“ Hecker erwiderte: „Und wir werden einem Angriff zu begegnen wissen; übrigens werden Sie uns (die zur Besprechung herbeigekommenen Anführer) zuvor zu unserm Korps zurückkehren lassen.“ Gagern antwortete: „Allerdings.“ Nach diesem Zwiegespräche rief ein badischer Stabsoffizier (wahrscheinlich Kunz mit Namen) Hecker noch zu: „Ich beschwöre Sie, stehen Sie ab!“ worauf Hecker und seine Begleiter in ihre Reihen zurückkehrten, welche sogleich ihre, der Artillerie etwas bloßgegebene Stellung räumten und langsam die Bergstraße hinaufzogen, fast eine Stunde lang nur durch einen Zwischenraum von hundert Schritten von den Hessen getrennt.

„Auf der Höhe des Passes, Scheidegg genannt, angekommen, machten die Republikaner Halt, worauf die fürstlichen Soldaten gleichfalls Halt machten. Willich ordnete sofort die Stellung seiner Schaaren. Ein Fähnlein wurde rechts auf der Straße (von Kandern aus gedacht), ein Fähnlein links, ein drittes quer über die Straße mit den zwei Kanonen aufgestellt. Weiter rechts am Waldrande wurden sämmtliche Sensenmänner, hinter dem ersten Fähnlein rechts von der Straße im Gebüsch die Reserve, und zu beiden Seiten der Bergabhänge die Scharfschützen postirt. Kaiser befand sich am rechten Ende

des linken Flügels, den er zu befehligen hatte, fast in der Mitte der Schlachtordnung, gerade dem Punkte gegenüber, wo die Straße auf der Höhe des Passes in ein, etwa hundert Schritte im Umfang messendes, freies Plateau mündete. Kaum waren diese Stellungen eingenommen, als schon die Hessen in dichten Reihen gegen den freien Platz vorzudringen begannen, wo Willich ihrem Offizier Halt gebot. Eine minutenlange Stille erfolgte; Kaiser trat vor und rief, bis auf wenige Schritte sich den feindlichen Reihen nähernd, den fürstlichen Soldaten zu: „Schießet nicht auf Eure Brüder! schießet nicht, wir wollen ja das Gleiche, was Eure Väter und Brüder wollen; Ihr würdet noch als Greise Euch die grauen Haare verzweifelnd ausraufen." In diesen Zuruf stimmten die Republikaner in Masse ein. Einzelne Männer traten gleich Kaiser aus den Reihen vor, schwenkten die Mützen oder Hüte, streckten die Hände aus und gaben durch alle erdenklichen Zeichen zu erkennen, daß sie freundliche Gesinnungen hegten. Bereits begann der rechte Flügel der fürstlichen Truppen zu schwanken und in Bewegung zu gerathen. Aus den vorderen Reihen der Hessen traten acht bis zehn Soldaten offenbar in der Absicht friedlicher Begegnung hervor. Als Gagern dies bemerkte, drängte er sich zu Fuß durch die Truppen auf den freien Platz vor. Einige Oberoffiziere folgten ihm. Die Soldaten traten auf seinen Zuruf in die Reihen zurück. Sofort stieg Gagern zu Pferd und rief: „Freiwillige und Unteroffiziere vor!", worauf auf beiden Flanken der fürstlichen Truppen neue Mannschaft vorrückte, welche, von einem badischen Stabsoffizier geführt, die Artillerie der Republikaner mit gefälltem Bayonnet angriff. Die Republikaner fällten nun ebenfalls das Bayonnet, ohne daß es jedoch sofort zu einem ernstlichen Kampf gekommen wäre. Der Offizier nur hieb wild mit dem Säbel gegen die Artilleristen ein. Noch einmal riefen die Republikaner! „Brüder!" Mit rauher, vor Leidenschaft bebender Stimme rief Gagern diesen aber zu: „Gesindel seid Ihr! Blut soll fließen!" Zugleich schoß er seine Pistole gegen das Centrum der Republikaner ab, wiederholtes Feuer-Commando ertönte in den hessischen Reihen. Im zweiten oder dritten Gliede der hessischen Soldaten, auf deren linke Flanke Gagern

sich mit geschwungenem Säbel zurückzuziehen begann, fiel ein Schuß. Nun erst gaben auch die Republikaner Feuer. Fast gleichzeitig mit dem badischen Offizier, welcher das Centrum der Republikaner angriff, vor dem Fähnlein der Konstanzer Musketiere, an der Spitze seiner Leute, fiel General v. Gagern, den Säbel in der Hand. Die Hessen zogen sich hierauf momentan auf dieser Stelle zurück, sodaß die Leiche Gagern's einige Zeit in den Händen der Republikaner war, welche ihm den Säbel und die Pistole, nicht aber die Uhr abgenommen haben. Die Schützen des Freiheitsheeres und die Konstanzer Musketiere feuerten unausgesetzt auf den Feind, als die Sensenmänner, welche im Vordertreffen den linken Flügel bildeten, Unordnung in die Reihen der Republikaner brachten, indem sie in Verwirrung entflohen und mit sich auf die Flucht fortrissen, was noch Stand hielt."

So Hecker.

In allen wesentlichen Punkten wird dieser Bericht bestätigt durch den amtlichen Bericht des Majors Kuntz, Stabschef des Generals von Gagern. Derselbe schreibt über den kritischen Moment:

„Bis auf 25 Schritt an die Aufstellung der Rebellen gekommen, zog ich den Degen, kommandirte: „Fällt's Gewehr!" — und die Compagnie ging lebhafter vor. In diesem Augenblick ließ Oberstlieutenant Becker die Scharfschützen des Bataillons rechts Kette bilden. Ich war nun bis auf 8 Schritte an die Rebellen herangekommen und trat mit Lieutenant Becker vor die Bayonnette, um möglichst zu verhindern, daß die Mannschaft früher als die Rebellen feuerte. Diese riefen uns zu: „Halt! Wir weichen nicht!" Auf diesen Zuruf erwiderte ich: „Ich habe Befehl vorzudringen, und diesen Befehl befolge ich", und nun, bis an die Bayonnette der Gegner herangekommen, rief ich: „Die Waffen ab!" und entriß Denen, die mir zunächst die Bayonnette entgegenhielten, die Gewehre. Da fiel der erste Schuß rechts von mir aus den Reihen der Rebellen und traf meinem linken Oberarm. Zugleich hörten wir noch einige Schüsse links von uns. Ich vermuthe, daß der General von Gagern durch diese Schüsse tödtlich getroffen wurde. Jetzt, nachdem Oberstlieutenant Becker und ich uns in das erste Glied unserer Linie hatten auf=

nehmen lassen, feuerte die vordere Abtheilung unserer Schützen, und die ganze Colonne der Rebellen fing an zu schwanken, sich aufzulösen und theilweise eiligst zu entfernen. Wir drangen nun ein, und durch den weiteren Angriff mit Degen, Bayonnet und Kolben wurden die Rebellen in vollständigste Flucht gejagt. Während dies im Centrum vorging, hatte es Oberstlieutenant Becker auf dem linken Flügel des Feindes, der aus Sensenmännern und Jägern bestand, gleichfalls zur schnellen Entscheidung gebracht."

Es ist hiernach ganz klar, daß der Angriff Seitens des Militärs und zwar auch Befehl Gagern's erfolgt war, und daß der Tod Gagern's durch Schüsse, welche nach erfolgtem Angriff der Truppen von den Freischärlern abgefeuert wurden, verursacht worden ist.

Am 23. April (Ostersonntag) fanden bei Freiburg verschiedene Gefechte statt (vor dem Sternenwald bei Günterstbal), ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre; am folgenden Tag aber (24. April) wurde Freiburg, wo die Freischärler sich festgesetzt hatten, nach hartnäckiger Gegenwehr von den Truppen genommen.

Damit war der Heckerputsch aus, dem jedoch noch ein trauriges Nachspiel folgte.

Die Herwegh'sche Legion war inzwischen am Rhein angelangt und, schlecht unterrichtet über den Stand der Dinge im Oberland, versuchte sie sich mit dem Rest der Sigel'schen Streitkräfte zu vereinigen. In der Nacht vom 23. auf den 24. April überschritt die Legion — etwa 500 Mann stark — den Rhein und marschirte ins Land hinein. Dort erfuhr sie nun bald, daß die Erhebung bereits niedergeschlagen war. Man hielt Kriegsrath und beschloß, sich auf Schweizer Gebiet zu flüchten. Allein die Truppen schwärmten überall herum und am 27. April wurde die durch Hin- und Hermarschiren furchtbar ermüdete Legion bei Dossenbach von einer Würtembergischen Abtheilung erreicht und nach kurzem, aber tapferem Widerstand zersprengt. Einer der Legionführer, der ehemalige preußische Offizier Reinhardt-Schimmelpfennig fand hier den Heldentod; im Zweikampf mit dem feindlichen Befehlshaber, dem tapferen Hauptmann

Lipp, wurde er von würtembergischen Soldaten mit Bayonnetten durchbohrt. Herwegh rettete sich, nebst den übrigen Führern und dem größten Theil der Mannschaft, in die Schweiz; daß er feig geflohen sei, ist eine Unwahrheit, die auch nicht in der geringsten Thatsache eine Scheinbegründung fände. Er verließ das Schlachtfeld, als Alles verloren war und seine Anwesenheit nichts mehr nützen konnte. Ein Militär war er freilich nicht, und daß es vielleicht besser gewesen wäre, er wäre hübsch daheim geblieben, das mag richtig sein — gilt indeß auch von anderen Leuten. In erster Linie von Herrn Friedrich Hecker. Von welchem Revolutionsstoff dieser Konfus- und Illusionarius gemacht war, wird drastisch dadurch demonstrirt, daß er, nach verunglücktem Putsch, die Flinte muthlos in's Korn warf, sich in Muttenz (in Baselland), hart an der badischen Grenze, eine Art Mekka einrichtete, sich dort bewallfahren und beräuchern ließ und dann — gerade als die Gegensätze in Deutschland zu ernstlichem Kampf zugespitzt wurden — im August 1848 den Staub des undankbaren Europa von seinen Füßen schüttelte und nach Amerika auswanderte. Dort ist er bis zu seinem Tod der alte Hecker geblieben: ein ausgezeichneter Mensch und schlechter Musikant, der aber, und das ist ohne Ironie gesagt, im amerikanischen Bürgerkrieg gegen die Sklavenbarone des Südens sich vortrefflich gehalten hat.

Der Fünfziger-Ausschuß, dessen Vizepräsident Robert Blum war, funktionirte vom 4. April bis zum 18. Mai, dem Tag, wo das Parlament zusammentrat.

Einen großen Theil dieser Zeit hat Blum auf offiziellen Sendungen nach Köln und Aachen verbracht, zu denen der Ausschuß ihn verwendete. In Aachen galt es Frieden zu stiften nach Unruhen, die dort ausgebrochen waren. „Während dieser Zeit“ — so erzählt S. (mein Freund und College Schumacher aus Solingen, der ein fleißiger Geschichtsforscher ist und namentlich in der Geschichte des Rheinlands Bescheid weiß, wie wenige) in einer, für die „Rheinische Zeitung“ (14. November 1893) geschriebenen Biographie Robert Blum's — „während dieser Zeit waren in Aachen Unruhen ausgebrochen und in den Rheinstädten waren Rheinschiffer und Rheinarbeiter empört, weil die Kölner und Düsseldorfer Dampfschifffahrts-

Gesellschaften neben dem Personen- und Schlepperdienst auch den Gütertransport eingeführt hatten. Am 10. April rückten Rheinarbeiter vor das Rathhaus in Köln, wodurch das seßhafte Bürgerthum derart in Aufregung gerieth, daß zwei Mal Generalmarsch geschlagen wurde. Die Arbeiter an dem Rheinau-Hafen verlangten eine Erhöhung ihres täglichen Lohnes von 11 auf 15 Silbergroschen pro Tag, ganz gewiß in Anbetracht der hohen Theuerung eine höchst bescheidene Forderung, während die Schiffszieher allerdings Unmögliches verlangten. Die Letzteren, welche vor Einführung der Schleppschifffahrt die großen Schiffe zu 50 und 100 Personen an der Stadt vorbeigezogen hatten, verlangten von den Besitzern der Schnelldampfer einen Zieherlohn zu erheben, welche Forderung auch in anderen Rheinstädten gestellt wurde.*) In Folge dessen wurden Franz Raveaux, der nachherige Vertreter für Köln im Frankfurter Parlamente, Dr. Lehne und Robert Blum nach dem Rhein delegirt, um die Gemüther zu beschwichtigen, was ihnen auch vollständig gelang.

Am 14. April trafen die Genannten auf einem Dampfboote in Köln ein, wo dieselben, namentlich Blum und Raveaux, nicht allein weil Beide geborene Kölner, sondern auch weil ihre Namen in ganz Deutschland bereits einen guten Klang hatten, hoch gefeiert wurden. Seit 16 Jahren hatte Blum seine Mutter, die im Hospitale aufgenommen war, welche er jedoch immer in guten wie schlechten Tagen nach besten Kräften unterstützt hatte und seine Schwester, eine Frau Selbach, die auch ihr Leben im Drange der Armuth zugebracht hat, nicht mehr gesehen. Unter Böllerschüssen und tausendstimmigem Jubel wurden die Abgeordneten des Vorparlaments in Köln empfangen. Am 16. April fand im Stollwerk'schen Theatersaale in der Schildergasse eine Volksversammlung statt. Franz Raveaux erklärte, er sei mit den beiden anderen Abgeordneten im Auftrage des Ausschusses gekommen, um mit

*) Auch als die Schleppdampfer bereits in Thätigkeit waren, war es den Schiffsziehern unbenommen, alle an der Stadt bis zur Frohngasse hin in Ladung liegenden Schiffe bis zu der Stelle, wo solche mit Pferden bespannt wurden, zu ziehen. Später trat die Bestimmung ein, daß solche Schiffe nur bis zum Trankgassenthore für den geringen Lohn von 8 Silbergroschen gezogen werden durften.

Hilfe der moralischen Gewalt desselben für die Wiederherstellung des Sicherheitsverkehrs und der Schifffahrt in Rheinland zu wirken. Allgemeiner Jubelruf erschallte, als Robert Blum die Rednertribüne betrat und mit seiner kräftigen sonoren Stimme zur Wachsamkeit für die kaum erkämpfte Freiheit mahnte.

„Mitbürger", so begann er etwa, „ich stehe an dieser Stelle mit einem Gefühle, das mir lange fremd gewesen ist. In diesen Mauern hat meine Wiege gestanden, in diesen Mauern habe ich meine Knaben- und meine Jünglingsjahre verlebt. Aber nicht deshalb allein darf ich erwarten, bei Ihnen Theilnahme für meine Worte zu finden. Der Horizont hat sich in Deutschland über seine engen Schranken erweitert, wir sind Mitbürger, mögen wir am Belt oder am Rheine wohnen."

Und dann sprach er auch von Schleswig-Holstein, von jenen Resten der alten diplomatischen Politik, die auch hier wieder ihr trauriges Werk geschaffen habe, und richtete ferner die ganze Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Wichtigkeit der bevorstehenden Wahlen. Er, wie die ungeheuere Mehrzahl der Nation, wolle keine Republik; sei sie auch das Ideal von Tausenden, so könne eine Generation, die dreißig Jahre lang in strengster Bevormundung erzogen, keine Generation von Republikanern sein. Aber das Recht der Gedankenfreiheit möge man wenigstens den Männern lassen, die unter Gefahren, die unter allen Opfern der bürgerlichen Existenz, eine kleine Schaar, gewirkt hätten für das was neu errungen sei. Man möge Jedermann das Recht gewähren, eine Meinung zu haben und sie zu vertreten. So wie man früher mit dem Worte „Demagog", dann mit dem Wort „Communist" einen schmählichen Mißbrauch getrieben, so habe man gegenwärtig das Wort „Wühler" zu einem Pranger für vermeintliche Verbrecher gemacht. Nur dadurch, daß auf dem constituirenden deutschen Parlament jede Meinung vertreten sei, könne der Nationalwillen sich einen Ausdruck geben."

Ueber die Mission nach Köln heißt es bei Hans Blum: „In Köln war eine böse Mißstimmung erzeugt worden durch das Vorgehen der Dampferschleppschifffahrts-Gesellschaft gegen die Segelschifffahrt. Die letztere fühlte sich

in ihrer Existenz bedroht. Die beiden Sendungen (nach Aachen und Köln) hat Blum zur Zufriedenheit der Auftraggeber und aller Betheiligten vollzogen. Ihm selbst bot namentlich die Sendung nach Köln, seiner Geburts- und Vaterstadt, dem Schauplatz seiner trüben Kindheit, seiner harten Jugendjahre, unendliche Freude. Seit 16 Jahren hatte er die Mutter, die leibliche Schwester nicht gesehen. Als Sekretär des Direktor Ringelhardt war er von der Heimath ausgezogen. Nun zog er dort wieder ein auf reichgeschmücktem Dampfer, an der Seite Raveaux's, als Bevollmächtigter der höchsten und gefeiertsten Behörde, die Deutschland damals kannte, unter Böllerschüssen und dem Jubel Tausender, die um die Landungsbrücke sich drängten. Seine erste Ansprache an die Menge begann mit den Worten: Hier hat meine Wiege gestanden. Von Fest zu Fest zogen ihn die Heimathgenossen. Aus diesen Stimmungen heraus schreibt er der Gattin von Köln: „„Liebe Jenny! Du mußt den guten Willen für das Werk und diese zwei Zeilen, die ich im Sturm schreibe, für einen Brief nehmen. Wir kommen aus den Konferenzen nicht heraus und es ist wahrlich mit uns wie mit den ehemaligen Fürsten, zu denen sich von Nah und Fern Alles drängte. Dazu muß ich mir persönlich noch täglich von einer Menge Polen, die massenweise hier durchziehen, Komplimente schneiden und mich von Fürstinnen — küssen lassen. Aber es war leider nur die alte, die dies that; die junge hat mir blos die Hand gegeben. Meine Schwester habe ich gestern nur eine Viertelstunde, heute nebst der Mutter eine Stunde gesehen. Sie sind alle wohl und lassen Euch herzlich grüßen. Sobald ich kann, erhältst Du auch wieder einen Brief von Deinem treu ergebenen Robert. Gruß und Kuß Dir und den Kindern““.

Dieser Brief ist aus den letzten Tagen des April.

Einige Tage später schrieb Blum aus Frankfurt an seine Frau folgenden Brief, welcher u. A. seine Entnüchterung in Bezug auf den Deutschkatholizismus und dessen Haupthelden zeigt:

— — „Ronge ist längst von hier fort, und zwar nach Rendsburg; es wäre gescheidt, wenn er sich irgendwo todtschießen ließe, denn seine Zeit ist aus. Wenn auch — darüber jammert, es wäre doch

besser, denn er arbeitet an seinem Untergang. — Daß die Meinen gesund sind, habe ich Dir von Köln geschrieben; meine alte Mutter ist fast wahnsinnig geworden vor Freude, daß ihrem Sohne ein Fackelzug gebracht wurde; wie würde die sich freuen, wenn Du mit den Kindern nach Köln kämst. Indessen es kann nicht sein. Beruhigen wir uns, wir müssen der Zeit Opfer bringen. Würde die Messe gut, so könntet Ihr Euch in eine rückgehende Kiste stecken lassen, aber es werden nur volle Kisten zurückgehen. Hier wird nichts, rein nichts verkauft. Lebe wohl, Jenny, grüße und küsse mir die armen Kinder, die jetzt auch niemals unter die Leute kommen. Sie sollen nur gut und brav sein, dann komme ich auch bald zurück und bringe ihnen etwas sehr Schönes mit. Wenn ich nur dort sein könnte! Es geht aber nicht, also fort mit Wünschen. Bleibe gesund und munter. Von Herzen Gruß und Kuß von Deinem Robert."

Man sieht, in welch' regem Verkehr er mit der Familie, wie sein Herz bei Frau und Kindern ist.

Die Aeußerung über Ronge ist hart, aber gerecht. Der Deutschkatholizismus hatte mit dem Ausbruch der „Märzrevolution" jede Existenzberechtigung verloren. Niemand fühlte das besser als Blum, dem die deutschkatholische Bewegung von Anfang an nur ein Ersatz für eine politische Bewegung mit konkreten Zielen gewesen war.

Aus jenen April- und Maitagen sind auch nachstehende zwei Briefe, die uns von dem Besitzer mitgetheilt wurden. Sie sind an einen Leipziger Freund, Herrn Ludwig Schreck, gerichtet.

„Lieber S. Verzeihe mir, daß ich nicht besonders geschrieben.

Das Creditif habe ich erhalten, danke herzlich dafür, habe es aber noch nicht gebraucht, es auch noch nicht vermocht, es nur vorzuzeigen. Dies soll aber dieser Tage geschehen. Wie ich sehe und lese, arbeitet Ihr Alle tüchtig in Leipzig, was mich sehr freut. Aber macht nur diesen Laube todt; dieser Lump, der sich mit Wollust in der scheußlichen französischen Maitressenwirthschaft gewälzt hat und ihr Lobredner war, soll

jetzt eine Rolle spielen? Pfui! Die herzlichsten Grüße an Alle und besonders an Dich und Deine liebe Frau.
12. April 1848. Blum.“

Und der andere Brief, 3 Wochen später geschrieben:

„Hier, mein lieber Freund, sende ich Dir die Anweisung dankbar zurück, da ich sie nicht gebraucht habe und auch nicht brauchen werde, indem mein Geld wohl reichen wird, bis endlich Diäten bezahlt werden. Nochmals habe besten Dank! Was den Anschluß an die Frankfurter Protestation betrifft, so kann ich dazu nicht rathen. Wir dürfen doch den Grundsatz jetzt nicht aussprechen, daß Bundestruppen Fremde seien, wenn ich auch die große Gefahr nicht verkenne, die in dieser Verwendung liegt. Man umstrickt das Parlament rings mit Soldaten, um ihm jede Zugluft abzuwehren, und wird es, wenn es nöthig wird, in zärtlicher Umarmung todt drücken. Von dieser Seite ließ sich eher ein Protest erheben. Dann aber ist die Hauptsache, dem Heere die Freiheit zu geben. Wir haben unsere Minister und Behörden, die uns nicht gefielen, fortgejagt und andere gewählt; das Heer aber schmachtet noch unter der alten Knechtschaft von Oberen, welche das gestürzte System nach freier Wahl und für seine Zwecke eingesetzt hat. Dem Heer muß auch sein Recht werden, es muß seine Oberen wählen und die vorhandenen einer Bestätigung unterwerfen. Wenn das geschieht, wenn es nur ausgesprochen wird, laufen zwei Dritttheile gutwillig davon und werden von anderen ersetzt, dann wird das Heer volksthümlich und das Mißtrauen gegen dasselbe schwindet. In der National-Versammlung werde ich den Antrag stellen, es wäre aber gut, wenn er etwas verbreitet würde. — Daß der Vaterlandsverein gesiegt habe, ist mir aus der Form nicht so erschienen, ich hatte vielmehr die Ansicht, daß es schlecht bei Euch geht. Bittere Klagen, die mir dieserhalb zugekommen sind, habe ich Günther geschrieben und der hat sie Euch hoffentlich vorgelegt, damit Ihr wißt, wie Ihr steht. Dir wird vorgeworfen, Du machst „Stänkereien“ im Verein, was hoffentlich nicht buchstäblich gemeint ist. Ich habe den Verfasser offen aufzutreten (d. h. dem Vorstande gegenüber) aufgefordert, und hoffe er wirds gethan haben. Jedenfalls werdet Ihr Selbstverleugnung genug haben, nicht verletzt

zu seyn darüber, daß ich die Klagen wiederhole, es war das Pflicht. — Es scheint mir, daß die nützliche Verständigung, die in den Abend-Versammlungen stattfand, bei Euch ins Stocken gerathen ist, sonst könnte ich unmöglich von den Leitern selbst Nachrichten und Ansichten erhalten, die sich schnurstracks widersprechen. Das aber ist sehr schlimm, denn die Verhältnisse sind ohnehin der entschiedenen Partei ungünstig genug und der lauwarme, fischblutige „Deutsche Verein" wird Euch überflügeln. — Was sonst hier geschieht, weißt Du aus den Vaterlands-Blättern; es geht schlecht und es ist gut, daß der 50er Ausschuß bald verbleicht. Allerdings werden wir im Parlament aus den Regen in die Traufe kommen, allein eine an Zahl stärkere Minderheit, wenn auch ihr Verhältniß kein besseres ist, hält sich mehr gegenseitig; die hiesige wird matt, weil sie überall vorher weiß, wie sie steht, und das kleine Gefecht mit genau vorauszusehendem Erfolge keinen Reiz gewährt. — Nun, lebe wohl, grüße mir alle Freunde und Gesinnungsgenossen von Herzen. Haltet Euch wacker, ermüdet nicht und handelt nicht auf eigene Faust. Ist denn für eine ordentliche, große Vereinskneipe gesorgt? Das ist jetzt doppelt wichtig. Oeffentliche Anzeigen „Kneipe des Vaterlands-Vereins" nöthig. Nochmals herzlichsten Gruß.

Blum. Frankfurt, 6. Mai 1848."

Herrn Ludwig Schreck in Leipzig.

Sehr scharf verurtheilte Blum um jene Zeit das Vorgehen Hecker's und Struve's. So lebhaft er den Sieg der republikanischen Sache wünschte, so entschieden war er gegen jede Uebereilung, welche diesen Sieg nur aufhalten konnte. Man hat Aeußerungen von Blum zitirt, die zu Gunsten des Putsches lauten. Sie beweisen jedoch blos, daß er das Endziel billigte und mit der Sache sympathisirte.

Ueber die Stärke der Bewegung täuschte Blum sich nicht. Seinem praktischen Sinn und scharfen Verstand konnte es nicht entgehen, daß hinter dem Phrasennebel kein fester Wille, keine zielbewußte Kraft war. Am 3. Mai schrieb er einem Leipziger Freund: „Wegen der Republik sollen die Leute ruhig sein; die bekommen sie nicht. Aber

die ganze alte Sauwirthschaft bekommen sie wieder in neuer Auflage." Er prophezeihte nur zu gut.

Was der Fünfziger=Ausschuß in Bezug auf den badischen Aufstandsversuch that (Entsendung der lächerlichen Friedensboten: Spatz und Venedey, und Abfassung eines Aufrufs „An das badische Volk") geschah in Abwesenheit Blum's. Am 3. Mai, also an demselben Tage, dessen Datum der erwähnte Brief trägt, schrieb er seiner Frau: „Hecker und Struve haben das Land verrathen nach dem Gesetze — das wäre eine Kleinigkeit; aber sie haben das Volk verrathen durch ihre wahnsinnige Erhebung; es ist mitten im Siegeslauf aufgehalten; das ist ein entsetzliches Verbrechen." Die Bitterkeit und Heftigkeit dieser Worte kann nur dann verstanden werden, wenn man sich zurückruft, daß Hecker und Struve durch ihren Wiedereintritt in das Vorparlament und durch Annahme der Blum'schen Vermittelung sich indirekt zum Verzicht auf ihre Putschpläne verpflichtet hatten, und daß Blum demnach das trotzdem erfolgte Losschlagen gewissermaßen als an ihm selbst begangenen Wortbruch betrachtete. Uebrigens war der Putsch allerdings ein sinnloses Unternehmen, wohl geeignet, den Zorn eines besonnenen und das Für und Wider abwägenden Mannes wie Robert Blum zu erregen. Daß es nicht philisterhafte Angst vor der „Revolution" war, was ihn bestimmte, erhellt zur Genüge daraus, daß er den Hochverrath nach dem „Gesetz" eine „Kleinigkeit" nennt. Uebrigens muß zugegeben werden, daß die Persönlichkeit des komödiantenhaften, in seinen eigenen Reden sich berauschenden, nüchterner Beurtheilung von Menschen und Dingen unfähigen Hecker für Blum etwas Antipathisches hatte. Dies erklärt auch, warum er sich später, am 7. und 8. August, nicht an den skandalösen Debatten über die Giltigkeit der Wahl Hecker's betheiligte, obgleich er, wie sich das von selbst versteht, für die Giltigkeit stimmte.

Charakteristisch für die Zeit, und für die Stimmung, die nach dem Mißlingen des „Heckerputsches" in „radikalen" Kreisen herrschte, ist ein von Carl Heinzen, dem „Radikalsten der Radikalen" und Gustav Struve, dem Mann des „entschiedensten Fortschritts" unterzeichneter Aufruf „an

die Männer des gesunden Menschenverstandes in Teutschland", welcher — der Aufruf, nicht der gesunde Menschenverstand — bald nach dem ersten badischen Putsch erschien. Charakteristisch ist schon, daß die Frage: ob Republik oder Monarchie? hier zu einer Frage des „gesunden Menschenverstandes" gemacht wurde. Das Schriftstück, welches sich sehr eingehend mit den „republikanischen" Kaiserplänen der Mehrheit des Fünfziger-Ausschusses beschäftigt, hat folgenden Wortlaut:

„Was vorausgesehen und vergebens vorausgesagt wurde, ist eingetroffen.

Die meisten jener Männer, welche auf den Ruf der Zeit sich in Frankfurt einfanden und in deren Hand es lag, dem unglücklichen Teutschland in einem einzigen großen Moment eine andere Gestalt zu geben, haben jenen Ruf nicht verstehen wollen und durch halbe Maßregeln ihr Vaterland in ein Netz von Verwickelungen verstrickt, das nur die Kraftanstrengung des ganzen Volkes wieder wird zerreißen können. Die Kutschen der zitternden Unterdrücker, die euch seit dreißig Jahren — — hingehalten, die euch auf alle erdenkliche Weise gemartert und ausgesogen, waren schon bespannt zur rettenden Flucht in das Ausland, wohin ihr französischer Vorgänger ihnen den Weg gewiesen; es bedurfte nur eines kräftiges Rufes von Frankfurt aus, und die Kutschen flogen davon, und ihr waret erlöst für immer von dem Alp eines Despotismus, unter dem ihr zum ersten Mal einen freien Athemzug gethan hattet. Aber der Ruf der Männer in Frankfurt nahm sich der Despoten an, statt sie zu verscheuchen, und verwundert über so gnädiges Abkommen kehrten die Geängstigten in ihre Paläste zurück. Man gönnte ihnen Zeit, sich von ihrem Schreck und ihrer Ohnmacht zu erholen; man ließ ihnen die Mittel, die wankende Burg ihrer Herrschaft wieder herzustellen, und so stehen sie denn jetzt dem Volk von Neuem gegenüber, zum Theil furchtbarer als je, weil verbündet mit denen, welche das Volk bis dahin als seine Freunde, seine Stützen, seine Führer betrachtet hatte. Der Verrath und die Schwäche haben die Mehrzahl der bisherigen Oppositionsmänner in den Dienst der Unterdrücker geliefert, welche früher von ihnen bekämpft wurden,

und das Volk hat keine andere Freunde mehr, als die Bedrohten, die Eingekerkerten und die Verbannten.

Man hat euch gesagt, ihr sei't noch nicht reif genug, um die Fürsten entbehren zu können. Das heißt mit andern Worten: ihr seid noch nicht fähig, Menschen zu werden.

Ihr sollt nach wie vor die — — unseres Geschlechts als Götter verehren, denn — ihr seid noch nicht reif.

Ihr sollt nach wie vor einige Hundert dieser Götter mit eurem Schweiße nähren und dafür Tausende eurer Brüder vor Hunger sterben lassen, denn — ihr seid noch nicht reif.

Ihr sollt nach wie vor zum Schutz und Vergnügen dieser Götter Hunderttausende von überflüssigen Beamten und Soldaten unterhalten, denn — ihr seid noch nicht reif.

Ihr sollt nach wie vor euch im Soldatenrock zu Unmenschen erziehen lassen, um gelegentlich auf Befehl jener Götter eure nach Freiheit ringenden Brüder niederzuschießen, wie ihr es in Baden gethan habt, denn — ihr seid noch nicht reif.

Ihr sollt nach wie vor euren gesunden Menschenverstand verleugnen und Andere bestimmen lassen, was euch noth thut, statt es selbst zu bestimmen, denn — ihr seid noch nicht reif für den gesunden Menschenverstand.

Ihr sollt nach wie vor für Andere leben und nicht für euch, denn — ihr seid noch nicht reif zum Leben für euch selbst.

Kurz ihr sollt nach wie vor geknechtete und ausgesogene Unterthanen, statt freie und glückliche Menschen sein, denn — ihr seid noch nicht reif für die Freiheit, nicht reif für das Glück. Ihr seid es nicht, weil diejenigen es nicht sind, welche euch die Fähigkeit des Menschwerdens absprechen, um hierdurch — eure Interessen zu vertreten! Wahrlich, der schlichteste Bauer, der seinem gesunden Menschenverstande folgt, ist reifer für die Freiheit, als jene gelehrten Zungendrescher, die weise Politiker zu sein glauben, wenn sie im entscheidenden Augenblick ihre Ueberzeugung verleugnen, um dem Recht und der Vernunft Hohn zu sprechen.

Diese Politiker möchten euch glauben machen, daß ihr kein Gesetz und kein Recht mehr anerkennen würdet, wenn nicht ein Fürst als politisches Gespenst über euch schwebte, um euch beständig in die Schranken der Ordnung hineinzuängstigen. Bedürft ihr eines solchen Gespenstes? Bedürft ihr eines solchen gekrönten — —, eines solchen — — von Gottes Gnaden? Antwortet ihr mit Ja, so werdet ihr zugeben, daß es wenigstens praktischer sein würde, euch, wie den Wilden, ein todtes Götzenbild hinzustellen, das nichts kostet und nichts verderbt, als einen begehrlichen und verzogenen Menschen, der mit Millionen spielt, wie mit Haselnüssen, und dessen ewig wechselnde Launen die Kräfte und das Glück von Tausenden zu ihrer Befriedigung bedürfen.

Die weisen Politiker, die Constitutionellen, suchen euch mit dem Unsinn ihrer fürstlichen Liebhabereien zu versöhnen, indem sie erklären, daß der Fürst, dies politische Gespenst, dies lebendige Götzenbild, unschädlich gemacht werde durch verantwortliche Minister. Aber, werdet ihr fragen, warum behält man denn einen Menschen oder eine Einrichtung bei, wenn die erste Sorge sein muß, sie unschädlich zu machen? Ihr werdet ferner fragen, ob es nicht ein Widersinn sei, den Diener verantwortlich zu machen für den Herrn, während unter vernünftigen Menschen der Herr verantwortlich ist für den Diener? Ihr werdet ganz richtig bemerken, daß ein solcher Widerspruch, ein solcher Widersinn nothwendig Folgen haben müsse, welche einen Widerspruch und Zwiespalt im ganzen Staat hervorrufen. Ihr werdet ferner sagen: Entweder ist der Fürst der handelnde Regent oder der Minister; ist das Erste der Fall, so muß auch der Fürst für seine Regierung verantwortlich sein; ist das Letzte der Fall, so brauchen wir den Fürsten nicht. Darauf werden euch die Konstitutionellen antworten: Der Fürst müsse „unverantwortlich und unverletzlich" sein, sollte er auch alle Schurkerei der Welt in sich vereinigen, und wenn ihr sie nach den Gründen dieser Heiligsprechung, dieser Appellation an den direkten Aberglauben fragt, so wird die ganze konstitutionelle Weisheit euch keinen andern Grund anzugeben wissen, als daß man die Fürsten heilig sprechen müsse, um sie — vor dem Todtschlag zu sichern.

Solltet ihr dann noch immer kein Mitleid mit jenen gelehrten Tröpfen haben und ihnen noch ferner zu Leibe gehen, so werden sie euch mit der Versicherung zu trösten suchen, daß sie „eine Monarchie mit republikanischen Institutionen“ errichten wollen. Sie geben also zu, daß sie die Monarchie nur annehmbar machen zu können glauben, wenn sie ihr eine republikanische Grundlage geben, daß also die Republik und nicht das Fürstenthum das Wahre und Richtige sei; aber sie werden bei Leibe nicht zugeben, daß eine „republikanische Monarchie“ ein vollständiger Widerspruch, ein Unsinn ist, daß ein Fürst nicht bestehen kann ohne eine Abstufung durch Adel oder sonstige bevorzugte Klassen, und daß der Fürstenthron in den ersten acht Tagen würde über den Haufen geworfen werden, wenn der erste Grundsatz der Republik, nämlich die Gleichberechtigung aller Staatsbürger zu Wahlen und Staatsverrichtungen, zur Anwendung käme. Die „republikanischen“ Monarchisten wollen euch also nach wie vor zur Grundlage einer Pyramide verwenden, deren Spitze eine Krone ist, und deren ganze Last von Vorrecht und Ausbeutung auf euren zerdrückten Schultern ruht. Das nennen sie Monarchie mit republikanischen Institutionen.

Um den Wirrwarr eurer Begriffe und die Bedingungen eures Unglücks vollends zu sichern, hat man zu Frankfurt euer Schicksal in die übelsten aller Hände, in die Hände von Professoren gegeben, welche das „öffentliche Vertrauen“ benutzt haben, um sich noch lächerlicher und verächtlicher zu machen, als sie von jeher gewesen sind. Sie haben euch beglückt durch den „Entwurf des teutschen Reichsgrundgesetzes“, den diese stubensitzenden Priester der Vergangenheit gleich einer gelehrten Abhandlung mit einem Vorwort in zitterndem, widerlichem Kathederton einleiten, und worin sie euch nichts Geringeres anbieten, als eine neue verbesserte Auflage des heiligen römischen Reichs unter einem erblichen Kaiser. Diesen gelehrten Herren waren die fünfunddreißig — —, die ihr mit ihren zahllosen Verwandtschaften und Gehülfen so lange Zeit erhalten habt, noch nicht genug; sie wollen noch einen sechsunddreißigsten hinzufügen, um das dritte Dutzend voll zu machen und den hundert Millionen, welche ihr für die Liebhaberei am Fürstenthum zu bezahlen habt,

noch einige lumpige Millionen hinzufügen. In diesen herrlichen Zeiten, wo die Geschäfte so schön floriren und die Armen im Ueberfluß ersticken, verdient eine solche Kleinigkeit bei gelehrten Herren keine Berücksichtigung; und die konstitutionellen Geldleute, welche die Republik nicht wollen, weil sie einige Prozente zu verlieren fürchten, ziehen es vor, in das Geschäft der Monarchie neue Zuschüsse zu machen, um am Ende — total banquerott zu werden. Die Lehre, wodurch Frankreich ihnen die Folgen einer Unterstützung der Monarchie dargethan, ist ihnen nicht verständlich gewesen. Sie wollen, mit Hülfe der Fürsten, jetzt Alles behalten, um nach kurzer Zeit — Alles zu verlieren.

Also die Professoren wollen euch beglücken mit einem neu aufgelegten Mittelalter, mit einem frisch angestrichenen teutschen Kaiser, mit einem fürstlichen Oberhaus von 200 erlauchten Müßiggängern, welche alle Beschlüsse des Unterhauses zu nichte machen können, mit „Reichsräthen“, welche blos auf 12 Jahre ihrer volksfeindlichen Stellung versichert sein sollen, und unter welchen die „bewährten Verdienste des Vaterlandes“, also vor Allen die servilen Professoren figuriren würden, mit gehäuften (königlichen und kaiserlichen) Majestätsverbrechen, Hochverrathsprozessen u. s. w., kurz, sie wollen euch beglücken mit einem Ungeheuer von Reichsverfassung, das in kurzer Zeit das ganze Volk auf gesetzlichem Wege verschlingen und noch weit sicherer niedertreten würde, als der bisherige deutsche Bund es gethan hat.

In derselben Zeit, wo die französische National-Versammlung in Paris den Bau der Republik auf den Grundlagen der neuen Zeit errichtet, soll die teutsche Nationalversammlung aus den übertünchten Trümmern des Mittelalters die künstliche Ruine eines teutschen Kaiserthums aufbauen! Schmachvoller Abstand! Wir sind Zeugen davon, daß die freien Völker nach Frankfurt mit Bedauern und mit Verachtung blicken. Und zu der Verachtung gesellt sich der Haß; denn zweifelt nicht daran, die Republiken, Frankreich voran, müssen in einem teutschen Kaiserreich, dessen nothwendiger Verbündeter, der Würger in Petersburg sein wird, einen feindlichen Nachbar erblicken, den sie schon um ihrer eigenen Sicherheit willen

heute oder morgen bekriegen müssen auf Leben und Tod. Die Konstitutionellen und Professoren eröffnen euch also nicht blos die Aussicht auf innern Ruin, sondern auch auf auswärtige Kriege, in welchen ihr noch einmal für eure Unterdrücker euer Herzblut vergießen sollt. Eine teutsche Republik aber ist vor einem Krieg mit Frankreich von vorn herein gesichert!

Und nun werdet ihr fragen, was die gelehrten Professoren zur Lösung der großen Frage der Zeit, zur Beglückung und Hebung der Armen und Zurückgesetzten ausgedacht haben? Thoren, die ihr seid! Wie kommt ihr auf den Verdacht, daß die Aristokraten der Gelehrtenstube, der Geburt und des Geldsackes, nämlich die Professoren, die Adeligen und Konstitutionellen, deren Weisheit und Interesse durch Kaiser, Reichstag, Reichsräthe, Reichspensionen, Reichsorden, Reichsanstellungen, Reichspatente u. dergl. Dinge so sehr in Anspruch genommen wird, auch noch Zeit haben sollten, an die Armen und Zertretenen zu denken? Und wenn sie an euch denken, ihr, die ihr nichts haben und nichts lernen sollt, könnt ihr glauben, daß jene Advokaten und Nutznießer des Vorrechts gesonnen sein sollten, euch in eure Menschenrechte einzusetzen? Hat nicht Herr Gervinus, der reiche Professor, einer jener siebzehn Männer „des öffentlichen Vertrauens" sich noch vor Kurzem darüber empört, daß es Leute gibt, welche den Hungernden zu Brod, den Armen zu Wohlstand und den Ungebildeten zu Bildung verhelfen wollen? Jetzt beantwortet euch die Frage, was ihr gemißbrauchten und unglücklichen Millionen von dem Kaiserreich zu erwarten habt, das Professoren, Adelige und Geldleute in Frankfurt a. M. errichten wollen. Glaubt nicht etwa, daß unter dem Scepter des Reichskaisers die einzelnen Staaten die Freiheit haben werden, ihre gesellschaftlichen Zustände gründlich zu verbessern, denn der Kaiser hat die Reichsarmee in der Hand, und er wird in den einzelnen Staaten nichts dulden, was nicht stimmt zu dem allgemeinen Bau von Vorrecht, Ungleichheit, Mittelalter. So wie jetzt von Frankfurt aus dem badischen Land durch die „Bundestruppen" das Fürstenjoch aufgezwungen worden, obschon es die Republik wollte, so wird künftig den einzelnen Staaten durch die Reichstruppen

nicht blos das Fürstenjoch, sondern auch das Joch der Noth aufgezwungen werden.

Jetzt wißt ihr, was ihr von den Konstitutionellen zu erwarten habt. Hört jetzt, was wir, die Republikaner, beabsichtigen, jene Republikaner, deren Gefährten eurer Fünfzigtausend in Baden auf Befehl der Fürsten und der Konstitutionellen verfolgt, gemißhandelt, erschossen haben.

Wir wollen vorab keine politischen Gespenster, keine geheiligten Fürsten, sondern erprobte und verantwortliche Männer des Volkes, von dem Volk und aus dem Volk frei gewählt. Seid ihr reif, dies ebenfalls zu wollen?

Dann wollen wir gleiche Rechte aller Staatsbürger, so daß Jeder wählen und gewählt werden kann zu allen Staatsverrichtungen, Jeder seine Wünsche und Bedürfnisse geltend zu machen gleiche Gelegenheit erhält und Keiner vor seinen Mitbürgern andere Vorzüge hat, als welche seinem Verdienste frei zugestanden werden. Seid ihr reif, dies ebenfalls zu wollen?

Wir wollen aber nicht blos die politischen Rechte sichern. Wir wollen außer diesen Rechten auch den Unterhalt und die Bildung aller Staatsbürger unter die Bürgschaft des Staates stellen. Seid ihr reif, dies ebenfalls zu wollen?

Wir erkennen vor allen Dingen das Recht des Menschen auf das Leben und die Mittel zum Leben an. Zu diesen Mitteln gehört die Ausbildung und die Arbeit, und diese Mittel soll der Staat Jedem unentgeltlich sichern, der sie sich nicht selbst verschaffen kann. Seid ihr reif, dies ebenfalls zu wollen?

Wir wollen dem Volk nicht blos alle politische Freiheit erringen, die es fordert und bedarf, sondern ihm auch alle materiellen Lasten abnehmen, die zum allgemeinen Staatszweck nicht erforderlich sind. Deshalb soll zunächst Alles, was die Fürsten ihr Eigenthum nennen und was sie nur dem Volk geraubt haben, zum Besten der Allgemeinheit eingezogen und verwaltet werden. Dann werden alle überflüssigen Aemter, Besoldungen und Steuern abgeschafft und die unentbehrlichen Beiträge für die Staatsausgaben gerecht vertheilt, so daß nur Der sie zu liefern hat, der die Mittel dazu besitzt. Seid ihr reif, dies ebenfalls zu wollen?

Zu den Plackereien und Entwürdigungen, welche im republikanischen Staate beseitigt werden, gehört namentlich der kostspielige, langwierige und sklavische Soldatendienst. Die Republik verlangt nur diejenige kurze Waffenübung, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes durchaus erforderlich ist, und während die Bürger in der Monarchie zu Maschinen erzogen oder als — auf ihre freien Mitbürger gehetzt werden, gehört ihre Zeit und Kraft in der Republik ihren Familien und Geschäften. Seid ihr reif, dies ebenfalls zu wollen?

Mit diesen Punkten sei es genug an diesem Ort. Sie werden euch zur Selbstprüfung über eure Reife veranlassen. Sie werden euch ferner hinlänglich belehren über den Unterschied zwischen der Monarchie, welche euch die Konstitutionellen erhalten wollen, und zwischen der Republik, die sie euch auf alle Weise durch Lügen und Verleumdungen, durch Verrath und Gewalt zu verleiden suchen.

Es handelt sich jetzt darum, diese Republik mit eurer Hülfe in das Leben einzuführen. Wenn ihr reif zur Erkenntniß seid, so werdet jetzt auch reif zur That.

In Baden ist für den Augenblick der Versuch der That mißlungen. Baden wäre jetzt schon Republik, wenn der in Frankfurt aufgestellte Grundsatz, daß das Volk allein über seine Regierungsform entscheiden solle, nicht wäre zur Lüge gemacht worden, zur Lüge gemacht durch ein Heer von 50,000 Mann nicht-badischer Truppen. Die Republik verliert aber durch diese Erfahrung nichts. Jene 50,000 Mann, welche im Dienst der Fürsten und der Konstitutionellen das Volk unterdrückt, verfolgt und gemordet haben, sind bessere Werber für die Republik, als manche Republikaner es sein konnten.

Baden kann nur durch fremde Henker gehindert werden, sich als Republik zu erheben. Und wer schickt jene Henker? Sie nennen sich Teutsche, aber sie sind keine Teutsche, denn sie morden ihre Freiheitliebenden Brüder im Dienst des Despotismus. — Wir wenden uns an den Rechtssinn des ganzen teutschen Volkes, aus dessen Reihen jene Henker genommen sind, und fordern es auf, sich durch Wort und That von der Betheiligung an ihrem Werk loszusagen.

Wir fordern das teutsche Volk auf, den Fürsten und ihren Dienern keine Soldaten mehr zu stellen, und die Soldaten fordern wir auf, keine — dienste mehr gegen ihre Brüder zu thun, bei jeder passenden Gelegenheit in Masse zu den Republikanern überzugehen und Jeden unschädlich zu machen, der sie zu Brudermord gebrauchen will.

Wir fordern das teutsche Volk auf, keine Steuern mehr zu zahlen, denn die jetzige Steuererhebung ist nur ein Raub, der die Mittel liefert zum Mord.

Wir fordern das teutsche Volk auf, alle Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, nicht seinen Unterdrückern, sondern Denen zuzuwenden, welche sich seiner Befreiung geweiht haben.

Wir fordern das teutsche Volk auf, sich aller Orten zu organisiren und so bereit zu halten, daß es sich auf den Ruf der republikanischen Führer sofort erheben kann.

Wir fordern das teutsche Volk auf, sich bei Aufständen sofort der Fürsten und ihrer Hauptgehülfen zu bemächtigen, nicht aber die Despoten bloß zu bedrohen, zu demüthigen und dann ihnen ein „Hoch“ zu bringen, wie es in Berlin geschehen ist.

Wir fordern das teutsche Volk endlich auf, die Beschlüsse der Frankfurter Versammlung, welche wir von vorn herein für null und nichtig erklären, als nicht vorhanden zu betrachten, denn sie sind nicht Beschlüsse des teutschen Volkes, sie sind nicht hervorgegangen aus freien Besprechungen, freien Versammlungen, freien Wahlen. Sie sind nur Beschlüsse der bevorrechteten Klassen, gestützt auf Betrug. Verrath, Gewalt, Despotismus, Soldatenherrschaft.

Für den Zentralausschuß der teutschen Republikaner.
G. Struve. K. Heinzen.

Am 18. Mai erloschen die Vollmachten des Fünfziger-Ausschusses und wurde das erste deutsche Parlament (in offizieller Sprache: die deutsche constituirende Nationalversammlung) in der Paulskirche eröffnet. Von den 700 Mitgliedern erschien nicht die Hälfte, — die anderen waren meist noch nicht gewählt. Die Stadt

Frankfurt hatte sich noch festlicher geschmückt als weiland für das Vorparlament, und wenn Hoffnungen, heiße Wünsche und Begeisterung ein Werk vollenden könnten, wie das, welches dem deutschen Parlament oblag, dann hätte dieses seine Aufgabe mit Glanz lösen müssen.

Blum war in Leipzig gewählt worden, und zwar ohne Opposition; die Constitutionellen hatten sich gar nicht mit einem ernsthaften Gegenkandidat hervorgewagt. Mit 329 seiner Collegen zog er am 18. Mai entblößten Hauptes vom Römer nach der Paulskirche.

Die erste Sitzung war der Constituirung des Parlaments gewidmet, und Anfangs ging es dabei fast so konfus her wie im Vorparlament. Auch hier half Blum mit seiner Erfahrung. Er sprach einige Worte:

„Wenn wir, meine Herren, uns in diesem Augenblicke der Stellung bewußt sind, in der wir uns befinden, wenn wir uns daran erinnern, daß die Blicke des ganzen Vaterlandes auf uns gelenkt sind, wie tausendfache Besorgnisse ihre Beschwichtigung und gestörte Verhältnisse ihre Lösung erwarten, dann ist es schmerzlich, über Dinge der Form noch lange Zeit verlieren zu müssen; und dennoch ist es leider nicht anders möglich, denn wir können nicht berathen ohne Form. Die Form aber, die uns am schnellsten zum Ziele führt, ist jedenfalls die einfachste, und die einfachste, die uns vorliegt, ist, glaube ich, die von Wesendonck (der eine provisorische Geschäftsordnung vorgeschlagen hatte). Manches mag fehlen, was uns in der nächsten Stunde nothwendig werden kann; aber die Regelung unserer Berathung ist, glaube ich, am besten geschützt durch unsere Liebe zum Vaterland, durch unseren Drang, die Arbeit zu beginnen, zu der wir berufen sind. Deshalb muß auch ich den Antrag unterstützen, daß die einfachste Form so schnell wie möglich angenommen werde, damit wir zum Geschäfte übergehen können, die Legitimationen gegenseitig zu prüfen, denn ohne diese Prüfung sind wir eigentlich noch keine Versammlung, da Niemand weiß, ob sein Nachbar berechtigt ist, mitzuarbeiten. Ich habe die Ehre gehabt, im Fünfziger-Ausschuß bei der Commission zu sein, der diese Angelegenheit übertragen war, und im Bewußtsein, daß wir eine Erledigung auf irgend eine Weise nicht zu Stande bringen konnten, haben wir die

gegen manche Wahlen vorgekommenen Einsprüche gesammelt, und sie werden der Versammlung übergeben werden. Die Prüfung der Legitimationen ist das Wichtigste und ich möchte wünschen, daß wir so schnell als möglich dazu übergingen."

Dem Wunsche Blum's wurde entsprochen. Es gab aber noch allerhand ziemlich krause Auftritte, ehe die Constituirung in Form Rechtens erfolgt war.

Gleich den darauf folgenden Tag fand die Präsidentenwahl statt. Von 397 Abstimmenden — die Zahl der eingetroffenen Mitglieder hatte sich inzwischen, wie man sieht, beträchtlich vermehrt — gaben 305 Heinrich v. Gagern ihre Stimme, der denn auch Präsident blieb, so lange in Frankfurt noch etwas zu verderben war.

Blum war unbestrittener Führer der „Linken", die im „Deutschen Hof" ihr Versammlungslokal hatte.

Es gab viel zu thun. Außerhalb des Parlaments noch mehr als innerhalb. Die „Reichszeitung" allein, das Hauptorgan der Linken, deren Redaktion Blum übertragen ward, hätte einen arbeitskräftigen Mann vollauf beschäftigt; Blum mußte aber daneben noch die ganzen Parlamentsarbeiten und eine Masse Parteigeschäfte besorgen.

„Das Treiben" — schreibt er seiner Frau am 27. Mai — „ist hier jetzt betäubend: keinen Tag, keine Stunde Ruhe und doch keine Frucht. Oeffentliche Sitzungen, Abtheilungssitzungen, Sitzungen in 3 Commissionen und zwar den wichtigsten, Parteiberathungen, Clubberathungen, Commissionsarbeiten und dazu eine Zeitung — wer sagt, daß ich nicht arbeite, der lügt schauderhaft. Wahrlich, man lebt und arbeitet in einem Monat für Jahre, aber man merkt's nicht. Als Mensch geht's mir leidlich, der Aerger setzt das Blut in Bewegung und man entbehrt dadurch die Bewegung im Freien weniger." —

Auf das Wirken Blum's in Frankfurt können wir nicht des Näheren eingehen. Wir würden sonst die Geschichte des Frankfurter Parlaments bis zum Oktober 1848 zu schreiben haben.

Die Frage, durch welche Blum zum ersten Mal (von der Vorsitzung des 18. Mai abgesehen) auf die Rednerbühne der Paulskirche gebracht wurde, betraf die blutigen Krawalle in Mainz, wo am 22. Mai eine Prügelei

zwischen preußischen Soldaten und Bürgern durch das Vorgehen des preußischen Festungskommandanten zu einer Straßenmetzelei entwickelt wurde. Blum, der bei dieser Gelegenheit auch für die Zugehörigkeit Oesterreichs zu Deutschland eintrat, forderte kräftigere Maßregeln, damit Aehnlichem für die Zukunft vorgebeugt werde. Das Parlament ging aber zur Tagesordnung über.

Das war am 26. Mai.

Den Tag darauf, am 27. Mai, hielt Blum seine treffliche Rede über die reaktionären Versuche, das Parlament durch Zusammenberufung von constituirenden Versammlungen der Einzelstaaten lahm zu legen. Er machte bei dieser Gelegenheit auch eine kleine „Enthüllung". „Ein deutscher Minister hat mir gestern Folgendes mitgetheilt: die Sachsen-Meiningen'sche Regierung hat vor Kurzen an andere Regierungen ein Rundschreiben erlassen, mit der Aufforderung, man solle das Plenum des Bundestages vollständig besetzen und für jede einzelne Stimme einen Gesandten hersenden. Darauf hat man von Seiten der preußischen Regierung geantwortet, die Bestimmung, die man dem also zusammengesetzten Plenum geben wolle: die vollendete Verfassung der Nationalversammlung zu berathen, darüber zu verhandeln und endlich zu beschließen, sei nicht zu erfüllen. Selbst dieses Plenum werde der Nationalversammlung gegenüber ohne Macht sein; das einzige Gegengewicht gegen die constituirende Nationalversammlung sei das, daß man möglichst viele constituirende Versammlungen in Deutschland berufe. Meine Herren, ich habe Ihnen für die Genauigkeit dieser Mittheilung nichts einzusetzen, als das Ehrenwort, welches ich Ihnen hiermit gebe, daß sie mir so gemacht worden ist."

Diese Rede war ein Schuß in's Schwarze. Der preußische General Auerswald, auch Parlamentler, stellte „im Namen der preußischen Regierung" — obgleich er in der Paulskirche blos einfacher „Volksvertreter" war — die Mittheilungen Blum's in Abrede, und verlangte, daß derselbe widerrufen und einen Rüffel erhalten sollte. Blum widerrief natürlich nicht, sondern ging zu erneutem Angriff über. Es kam zu einer Scene. Fürst Lichnowsky („Schnapphanski"), Auerwald's würdiger Busenfreund

und einige Monate später sein Verderber, — hielt eine seiner berüchtigten Hanswurstenreden und schließlich verlief die Sache im Sand. Daß Blum mit seiner Mittheilung Recht hatte, ist beiläufig durch die spätern Ereignisse hinlänglich festgestellt worden. Als Curiosum sei noch angefügt, daß die glänzende Art, wie er die Widersacher „abführte“, von dem Sohne Hans als „ein recht unangenehmes Nachspiel“ bezeichnet wird. („Robert Blum“ von Hans Blum S. 328.) Welch ein enfant terrible!

Die Rede Blum's vom 27. Mai zeigt, wie richtig er im Großen und Ganzen die deutschen Verhältnisse auffaßte. Daß man dieses Urtheil heute aussprechen kann, will viel sagen. Thatsache ist, daß auf der Frankfurter Linken nicht Einer war, der Blum an Scharf- und Ueberblick erreicht hätte.

In die Mitte Juni fällt der Studentenkongreß auf der Wartburg — am 14. und 15. Juni —, dessen Beschlüsse wir als interessantes und unsere heutige Universitätsjugend arg beschämendes Zeichen der Zeit hier mittheilen wollen. Es wurde beschlossen:

1) Die Universitäten sollen Nationalanstalten werden. Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesammtstaat eingezogen werden. (Mit 619 gegen 426 Stimmen angenommen.) Dieser bestreitet ihre Bedürfnisse. Die Oberleitung übernimmt das deutsche Unterrichts-Ministerium, im Einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt (dafür große Majorität). — 2) Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit (durch Akklamation angenommen). — 3) Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten und nach diesem Prinzip die Lehrfächer vervollständigt werden; jede Fakultätssonderung hört auf (beinahe einstimmig angenommen). 4) Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß über Aufhebung der Ausnahmsgesetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen (durch Akklamation angenommen). — 5) Absolute Aufhebung aller Ausnahmen in der Gerichtsbarkeit (Majorität 533 Stimmen, Minorität 355). — 6) Betheiligung der Studirenden bei der Wahl der akademischen Behörden und bei Besetzung von Lehrstellen (entschiedene Majorität). — 7) Zur Erlangung eines Staatsamtes soll der Universitätsbesuch nicht erforderlich sein. —

Man sieht, es herrschte damals ein anderer Geist auf unseren Universitäten als heutzutage, wo man von gewisser Seite sich bemüht, diese Pflanzstätten der Wissenschaft und Humanität zu Treibhäusern des widerlichsten Servilismus und bubenhafter Rohheit (man denke nur an die Anti-Semiten-Liga mit obligater Judenhatz) zu machen.

Es ist ja viel Unklares und Unpraktisches in diesen Beschlüssen — wie in allen Kundgebungen des „tollen Jahres", aber der ideale Zug, der durch sie hindurch geht, ist uns doch tausendmal lieber als diese „praktische" Altklugheit, die im Biertrinken und einem Staatsämtchen ihr „Ideal" findet, und ihre Philisterei, Kriecherei und Geistesarmuth mit chauvinistisch-patriotischen Phrasen zu verdecken sucht.

Die Leiter der Majorität des Frankfurter Parlaments — das ließ sich sehr bald erkennen — arbeiteten auf das „Erbkaiserthum" hin. Indeß mußten sie Anfangs selbst vor ihren eigenen Parteigenossen das Ziel noch verleugnen, weil bei der Unpopularität der preußischen Dynastie und Regierung das Projekt allgemeinem Widerwillen begegnete. Als am 18. Juni ein Hinterpommer Namens Braun in der Paulskirche die Uebertragung der Centralgewalt an Preußen beantragte, schlug ihm von allen Seiten ein schallendes Gelächter entgegen, und so überwältigend, daß der Redner zuletzt selbst mitlachen mußte. (Scherr, 1848, S. 195.) Blum, in einem Brief an die Generalversammlung der sächsischen Vaterlandsvereine, vom 6. Juli, spricht von „der Mißgeburt des deutschen Kaisers".

Bei der Frage einer provisorischen Centralgewalt trat nur die Linke offen hervor. Die Majorität des zur Berathung niedergesetzten Ausschusses — 11 von 13 — befürwortete ein von den Regierungen zu ernennendes, von dem Parlament zu bestätigendes Dreimänner-Direktorium („die drei Onkel"), während die beiden anderen Mitglieder Blum und Trützschler, die zwei durch das Schicksal aneinandergeketteten Braven, von denen der eine durch die Habsburger, der andere durch die Hohenzollern den Märtyrertod erleiden sollte, folgenden Minoritäts-Antrag stellten:

„Die Nationalversammlung wählt mit absoluter Mehrheit eines ihrer Mitglieder zum Vorsitzenden eines Voll-

ziehungs=Ausschusses. Dieser Vorsitzende wählt nach freier Wahl vier Genossen, die gemeinschaftlich mit ihm den Vollziehungsausschuß bilden. Der Ausschuß hat die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen und die Vertretung Deutschlands nach Außen zu übernehmen. Derselbe ist der Nationalversammlung verantwortlich und muß sich zurückziehen, wenn die Mehrheit der Versammlung gegen ihn ist."

Für diesen Antrag trat Blum in glänzender Rede am 20. Juni ein. Und 4 Tage später hielt er eine zweite Rede über die Centralgewalt, so durchschlagend, daß die Anhänger des Dreimänner=Direktoriums die Hoffnungslosigkeit ihres Projektes einsahen.

Die zwei Reden lassen wie hier folgen:

Rede vom 20. Juni 1848.

Diese Versammlung, meine Herren, erscheint mir oft wie der Prometheus; seine Riesenkraft war angeschlossen an einen Felsen und er konnte sie nicht brauchen, — die Riesenkraft der Versammlung scheint mir zuweilen angeschlossen zu sein an den Felsen des Zweifels, den sie sich selbst aufbaut. Zu verschiedenen Zeiten ist sie sich dieser ungeheueren Kraft bewußt geworden, und der Ausdruck derselben genügte, in den Augen der Nation sie wieder auf den Standpunkt zu stellen, den sie einnimmt, den aber der Zweifel auf der andern Seite ihr streitig zu machen suchte. So bei dem Beschlusse über den Raveaux'schen Antrag, dem der Zweifel voranging; so bei dem Zweifel, ob man einen Friedensschluß genehmigen könne und dürfe, während es doch sonst Niemanden gibt, der ihn genehmigen kann; so bei der Bewilligung der 6 Millionen für die Marine, und so heute wieder, als Sie mit dem großartigsten Schwunge einen Krieg erklärt haben, ohne sich zu fragen, ob Sie ein Heer haben, und ob Sie eine Flotte haben, und ob Sie Mittel dazu haben; aber Sie haben mit der kühnen Erklärung zu gleicher Zeit den S i e g beschlossen, denn der Sieg lebt i n u n s, nicht da draußen und nicht in materiellen Dingen! Eine neue große Entscheidung schlägt an Ihr Herz und Sie sollen noch einmal den Zweifel lösen, ob Sie Ihre Gewalt fühlen und die unumstößliche Majestät, die in Ihren Händen liegt, und

ob Sie sie gebrauchen wollen. Sie sind hierher gekommen, um dieses zerstückelte Deutschland in ein Ganzes zu verwandeln; Sie sind hierher gekommen, um den durchlöcherten Rechtsboden in einen wirklichen, in einen starken zu verwandeln; Sie sind hierher gekommen, bekleidet mit der Allmacht des Vertrauens der Nation, um das „einzig und allein" zu thun. Genügt es dazu, daß Sie Beschlüsse fassen und sagen: die Nationalversammlung beschließt, daß das oder das geschehe? Durchaus nicht. Sie müssen sich das Organ schaffen, durch welches diese Beschlüsse hinausgetragen werden in das Leben, durch welches sie gesetzliche Geltung erlangen; dieses Organ zu schaffen, ist der Gegenstand unserer Verhandlung. Was wird dieses Organ sein? Bei dem ersten Anblick dessen, was wir bedürfen: eben nur das Organ, welches Ihren Willen verkündet. Man sagt uns, der Vollziehungs-Ausschuß, der von einer sehr kleinen Minderheit vorgeschlagen worden ist, sei eine republikanische Einrichtung, und wir geben das sehr gerne zu; wir verhehlen gar nicht, wir wollen die Republik für den Gesammtstaat, wir wollen diese Einrichtung, und nicht deshalb, weil wir die Verhältnisse in Deutschland auflösen wollten, sondern weil wir sie schützen wollen, weil wir glauben, daß zwei gleichartige Richtungen nicht mit einander bestehen können, weil wir in der republikanischen Form an der Spitze des Gesammtstaates Sicherheit sehen für die Freiheit jedes einzelnen Staates, seinen eigenen Willen auszuführen und weil wir zu gleicher Zeit diese Spitze nicht den Zielpunkt niederen Ehrgeizes sein lassen wollen. Allein es ist ein arger Irrthum, wenn man dieses Streben nach einer republikanischen Einheit verwechselt mit dem, was in den einzelnen Staaten geschieht oder geschehen soll. Wir bauen den Gesammtstaat aus den einzelnen Theilen, die vorhanden sind, wir erkennen die Thatsache dieses Vorhandenseins ebenso wie die Formen an, und unser Bestreben ist dahin gerichtet, in der großen Gesammtheit einer jeden Einzelnheit ihre Freiheit, den Spielraum zu ihrer eigenthümlichen Entwicklung zu gönnen und zu belassen. Schaffen Sie den Vollziehungs-Ausschuß, so sind es die bestehenden Gewalten, die bestehenden Regierungen, welche vom Vollziehungs-Ausschuß die Beschlüsse der Nationalversammlung empfangen und diese Beschlüsse

ausführen; sie werden in ihrem Wesen und in ihrer Kraft nicht im Mindesten angetastet, sie bleiben vielmehr im Vaterlande völlig auf dem Standpunkte, den sie sich bis jetzt zu erhalten vermocht haben. Wenn die Regierungen das sind, was man so vielfach behauptet: gutwillig in Bezug auf die Ausführung und bereit, Opfer zu bringen zum Gedeihen des Ganzen, so ist diese Einrichtung so einfach, daß es keine einfachere gibt. Wenn sie aber nicht gutwillig sind, was von anderer Seite auch vielfach behauptet wird, und wofür man sich auf einzelne Erscheinungen stützt, die man vielleicht überschätzt, dann — wir haben keinen Hehl in unsern Gedanken — dann soll er die Bedürfnisse der Zeit stellen über die Regierungen, dann soll er ihnen entgegentreten, dann soll er die Nation nicht den Sonderinteressen aufopfern, sondern vielmehr die Widerstrebenden — gradezu herausgesagt! — zermalmen. — Wäre ein solcher Fall denkbar, ich hoffe, er ist es nicht, dann wäre es eine sonderbare Einrichtung, daß wir Denen die Vollziehungsgewalt oder die provisorische Regierung, die es dann allerdings werden müßte, in die Hand geben, gegen die sie handeln soll und handeln muß. — Man hat den Vollziehungsausschuß auch in anderer Beziehung angegriffen und hat ihn ungenügend genannt, da er nur die Vertretung Deutschlands nach Außen, nicht die Vertheidigung Deutschlands enthält. Nun, es muß in dieser Beziehung ein arges Mißverständniß herrschen, denn die Vertretung eines Landes nach Außen besteht nicht blos im diplomatischen Verkehre, sie besteht auch in der Entwickelung der ganzen Kraft und Gewalt, die eine Nation hat, da wo sie nothwendig wird. Der Vollziehungsausschuß hat ferner einen großen Vortheil: er gewährt den Regierungen, was sie bedürfen, den Mittelpunkt, in dem das Staatsleben für den Gesammtstaat in diesem Augenblick zusammenläuft. Er ist ihnen, wenn sie wirklich das Beste der Nation wollen, ihr Aufstreben fördern, nicht im geringsten gefährlich. Er sichert die Versammlung vor jedem Mißbrauch; denn die Versammlung hat es in der Hand, ihn zurückzuziehen, sobald er die Begrenzung überschreitet, die sie ihm zu stecken für gut findet. Er sichert die Regierungen auch durch die Wahl; denn wie die Versammlung zusammengesetzt ist, haben sie nicht zu besorgen, daß eine

Meinung aufkomme und an die Spitze gestellt werde, die den Regierungen Besorgnisse erregt. Hat doch ein Mann, der in jenen Kreisen lange Jahre gelebt und gewirkt hat, Ihnen ausdrücklich gesagt, daß er ohne alle Besorgniß das Wohl des Gesammtstaats wie der einzelnen Staaten in den Händen dieser Versammlung sehe. Der Vollziehungsausschuß sichert aber auch das Volk vor möglichen Uebergriffen, indem er als ein Ausfluß der Gewalt der Träger seiner Majestät und Souveränetät dasteht, und das Vertrauen des Volkes aus seinem Ursprunge schon für sich in Anspruch nimmt. Das Direktorium, welches man Ihnen vorgeschlagen hat, sichert in dieser Beziehung Niemanden. Wird es stark, dann sind die einzelnen Regierungen ihm preisgegeben; die Fürsten der kleineren Staaten können sich als halb mediatisirt betrachten, sobald dieses Direktorium ins Leben tritt. Es sichert die Versammlung nicht; denn die Versammlung, die ihre stillschweigende, wenigstens ihre prüfungslose Zustimmung dazu geben soll, sie hat nicht mehr die Macht, dasselbe zu entfernen. Die angebliche Verantwortlichkeit, sie ist eine leere Phrase. Es gibt keine Verantwortlichkeit ohne Gesetz, es gibt keine Verantwortlichkeit ohne einen Gerichtshof, wo ich den Verantwortlichen belangen kann; und nicht einmal das letzte kümmerliche Mittel, sich zwar nicht eine Verantwortlichkeit, doch einen Rückzug zu erzwingen, die Steuerverweigerung, sie ist nicht in Ihrer Hand. Und das weil Sie keine Verfassung haben! Und weil Sie keine Grundlage haben, auf welcher diese Gewalt steht, und weil Sie keine Schranken gezogen haben, innerhalb deren sie sich bewegen muß, und weil Sie kein Mittel haben, sie in den Schranken zu halten, deshalb ist es die Despotie; deshalb ist es die Diktatur, die schrankenloseste Diktatur, die die Freiheit gefährdet, wie nie etwas anderes. Sie wollen ein solches Direktorium schaffen, und ich frage Sie: dürfen Sie dasselbe schaffen? Haben Sie ein Mandat dazu, mit irgend Jemand in der Welt zu verhandeln? Hat eine einzige Wahlhandlung auch nur einen derartigen Vorbehalt nicht aufkommen, sondern nur gewissermaßen als eine Ansicht aufdämmern lassen? Nirgends in der Welt. Berufen sind Sie durch die Allmacht des Volkes, und Sie sind jenem Mandate nur treu, so lange Sie diese

Allmacht wahren. Sie dürfen nicht verhandeln; Sie müssen eher Ihr Mandat niederlegen, als sich von der Aufgabe entfernen, die uns geworden ist. Sie dürfen am wenigsten in dem Augenblicke, wo das Volk seine lange verkümmerten Rechte und seine lange verkümmerte Macht errungen hat, mit Denen unterhandeln, die seit 30 Jahren niemals mit uns unterhandelt haben, die selbst unsern Rath niemals hörten, wenn es sich darum handelte, Deutschland als ein Ganzes zu vertreten. Allein es wird auch der Unterhandlungen nicht bedürfen; wahrlich, Diejenigen leisten den Regierungen einen sehr schlimmen Dienst, die sie darstellen als etwas, was außerhalb uns, d. h. außerhalb des Volkes steht. Man sagt uns ja immer: „Die Regierungen sind jetzt volksthümlich, sie sind aus dem Volke hervorgegangen, sie gehören dem Volke an.“ — Nun wohlan! Wenn das wahr ist, so vertreten wir sie mit, wir vertreten nicht den Einzelnen, nicht den Stand, keine Kaste; wir vertreten das Volk und die Regierungen, sie gehören zum Volke; mindestens sollen sie zum Volke gehören. Wo das nicht der Fall wäre, daß die Regierungen im Volke aufgingen, nun, dann würde nichts vorliegen, als die Wahrung der alten Fürsten- und Dynastieen-Interessen, und wahrlich ein Volk von 40 Millionen, es würde nicht unterhandeln können mit 34 Menschen, die ihr Sonderinteresse fördern wollen. So ist in unserm Vorschlage nach meiner Ueberzeugung gewahrt, was Sie wahren wollen: das allseitige Recht, die allseitige thatsächliche Stellung ist anerkannt, wenn Sie sich darauf beschränken, zu erklären, was Sie bedürfen, und wenn Sie warten in Beziehung auf die Ausdehnung der Gewalt, bis Sie sie bedürfen. — Man hat uns vielfach in diesen Tagen darauf hingewiesen, es herrsche die Anarchie, und sie trete hervor an diesem und jenem Orte in Deutschland, und das ist wahr, leider ist es wahr; aber fragen Sie, was ist denn diese Anarchie? Ist sie etwas anderes, als die Zuckung der Ungeduld, die in dem gehemmten Leben sich kundgibt, die Zuckung der Kraft, die nach Außen oder nach Innen sich geltend machen will? In einer Weise, wie es die Weltgeschichte noch nie gesehen hat, hat das Volk in Deutschland seine Revolution gemacht; es hat mit wenigen Ausnahmen die Gewaltäußerungen

gescheut, weil eine revolutionäre Volksversammlung, eine revolutionäre Nationalvertretung im Vorparlament hier zusammentrat und dem Gesammtausdruck des Willens seine Geltung zu verschaffen suchte; es hat sich gemäßigt, weil aus jener revolutionären Volksvertretung eine zweite, gleichartige, wenn auch in anderer Beziehung auf einem Gesetze beruhende Volksvertretung sich gestaltete; verhehlen wir es nicht, eine auf einem Gesetze der Revolution beruhende Versammlung, die ihm versprach, seine Wünsche zur Geltung zu bringen, seine Bedürfnisse zur Wirklichkeit zu machen. Wollen Sie der Anarchie entgegentreten, Sie können es nur durch den innigen Anschluß an die Revolution und ihren bisherigen Gang. Das Direktorium, das Sie schaffen wollen, ist aber kein Anschluß daran; es ist ein Widerstand, es ist Reaktion, es ist Contrerevolution, — und die Kraft erregt die Gegenkraft. Man wirft mitunter schielende Blicke auf einzelne Parteien und Personen, und sagt, daß sie die Anarchie, die Wühlerei, und wer weiß was, wollen. Diese Partei läßt sich den Vorwurf der Wühlerei gern gefallen; sie hat gewühlt ein Menschenalter lang mit Hintansetzung von Gut und Blut, mindestens von allen den Gütern, die die Erde gewährt; sie hat den Boden ausgehöhlt, auf dem die Tyrannei stand, bis sie fallen mußte, und Sie säßen nicht hier, wenn nicht gewühlt worden wäre. (Stürmischer, anhaltender Beifall in der Versammlung und auf den Gallerien.) Allein die Leute, die man in dieser Beziehung ansieht, sie sagen Ihnen mindestens geradezu und ungeschminkt, was sie wollen. Ich muß bekennen, ich habe das in dem Commissionsberichte nicht gefunden. Ja ich fürchte, daß die Dinge, die hinter demselben versteckt sind, schlimmer sind als die Dinge, die ausgesprochen wurden. Sie haben heute eine Abstimmung gehört in Ihrem Kreise, als man Ihnen vorschlug, die Gewalt einer Krone zu übertragen, — man hat die Urheber des Vorschlags verhöhnt, ausgelacht, was thun Sie anders, als die Gewalt 3 Kronen oder 34 Kronen zu übertragen? Glauben Sie, daß die Abstimmung über Ihren Vorschlag anders werde? Ein Antrag, dessen Urheber sich nicht einmal genannt hat, schlägt Ihnen auch vor, den vor 10 Wochen auf dieser Stelle zur Leiche erklärten Bundes-

tag beizubehalten, und der Commissionsbericht hat es nicht gewagt, sich darüber auszusprechen, was mit demselben werden solle. Oh! beschenken Sie doch das deutsche Volk mit Ihrem Direktorium und legen Sie den nach den Gesetzen der Natur, wenn er Leiche geworden war, in Fäulniß übergegangenen Bundestag dazu! — Sie werden sehen, was Sie aussäen damit, indem Sie behaupten, die Einheit zu säen! — Man hat mich hingewiesen auf andere Länder, und ein Vorgänger von mir hat Ihnen bereits in sofern widersprochen, als er Ihnen gesagt hat, daß Belgien, bevor es unterhandelte, seine Verfassung, seine Grundlagen, seine Sicherheit sich geschafft hat. Thun Sie dasselbe, und Sie werden auch hoffentlich das Glück Belgiens genießen. Man hat Sie hingewiesen auf einen andern Staat, auf einen Staat, der großartig sich erhoben hat für die Freiheit in der letzten Zeit. Man hat ein Gespenst heraufbeschworen und hat Ihnen gesagt, dieser starke Staat erzittre vor einem unbedeutenden jungen Menschen. Meine Herren! Es gab einen Staat in Deutschland, der auch stark war, der auf dem historischen Rechtsboden stand, auf Ihrem historischen Rechtsboden, der uns hier so oft vorgeführt wird. Dieser Staat ward in seinen Grundvesten erschüttert durch den Fuß einer Tänzerin. (Bravo!) Es mag manches fest scheinen im deutschen Vaterlande, was, beim Lichte gesehen, nicht fester ist, als der Zustand, den eine Phryne stürzte. Es ist nach meiner Ansicht eine Gotteslästerung der Freiheit, wenn man ihr aufbürdet, daß sie krankt an dem Erbe, welches sie von der Despotie unfreiwillig hat mit übernehmen müssen. Es ist eine Gotteslästerung an der Menschlichkeit, wenn man darauf hinweist, daß dieser Staat achtzigtausend seiner hungernden Brüder hat ernähren müssen. Diese achtzigtausend Hungernde kosten nicht so viel, als dem Volk der gestürzte Thron gekostet hat, und man kann noch eine Null hinzufügen und sie kosten immer noch nicht so viel — abgesehen davon, daß in dem Sumpfe, der sich um diesen corrumpirten und corrumpirenden Thron ausgebreitet, neben aller Sittlichkeit, Ehre und Tugend auch alle Mittel verschlungen wurden, die nöthig waren, um die Hungernden zu ernähren. Auf dem historischen Rechtsboden, auf welchem wir angeblich stehen, hat man

in einem ganz ähnlichen Fälle die Hungernden lieber der Hungerpest preisgegeben. (Bravo!) Dorthin, wo man das Gespenst hervorruft, wird die Freiheit den Kranz des unverwelklichen Dankes niederlegen, wenn sie siegt; und wenn sie unterliegt, wird auch der letzte sehnsüchtige Blick ihres brechenden Auges sich dorthin wenden. Wollen Sie das Himmelsauge brechen sehen, und die alte Nacht über unser Volk aufs Neue heraufführen, so schaffen Sie Ihre Diktatur! (Stürmisches Bravo.)

Rede vom 24. Juni 1848.

In der ernsten Entscheidungsstunde, wo über die wichtigste Angelegenheit, die uns bis jetzt vorlag, Entschluß gefaßt werden soll, glaube ich darauf verzichten zu können, auf Persönliches, was gegen mich vorgebracht worden ist, einzugehen; ich glaube es um so mehr zu können, als ich mich auf ein Gebiet verlieren müßte, welches zu betreten ich ewig verschmähen werde. Im Laufe einer fünftägigen Verhandlung ist es klarer geworden vor unserm Blicke über das, was wir wollen, und was wir wollen müssen. Wie die Wolken sich theilen und mehr den reinen Himmel zeigen, so sind die Gedanken mehr und mehr herausgehülst worden aus dem, was sie umgab. Die Consequenzen und Nothwendigkeiten haben sich herausgestellt in einer Entschiedenheit, die keinen Zweifel mehr läßt, worum es sich handelt. Es ist von dieser Seite der Reichsstatthalter verlangt worden, d. h. eine Entscheidung über die Monarchie für den Gesammtstaat; es ist von der andern Seite diese Entscheidung zwar nicht verlangt worden, man hat sie aber hineingelegt, und wir sind weit entfernt, das Prinzip abzuweisen, wenn wir auch bestreiten müssen, daß durch die Ernennung eines Vollziehungs-Ausschusses präjudizirt wird, wie hier in Bezug auf die Monarchie. Indessen, ich ehre und anerkenne diese gerade entschiedene Forderung, ich mag die Halbheiten nicht, sie mögen kommen, woher sie wollen, und der offene Gegner ist mir lieber und ehrenwerther, wie Derjenige, mit dem ich nie und nimmermehr weiß, woran ich bin. Ich sehe Ihre Monarchie viel lieber erstehen, als Ihr Direktorium oder ein ähnliches Ding, das in seiner undurchsichtigen Hülle und in unverständlichen

Wendungen nicht heraussagt, was es sein soll, und was es sein muß. Nur eines habe ich allerdings dagegen, es ist mir gefährlich und scheint mir auf einem großen Irrthum zu beruhen: es ist die Behauptung, Sie können eine constitutionelle Monarchie schaffen; dies muß ich verneinen. Ich habe dafür nichts anderes entgegenzuhalten, als daß die Bedingung der constitutionellen Monarchie, d. i. die Constitution, fehlt. Sie haben keine Constitution, und Sie können folglich nur die absolute Monarchie schaffen. Es hat Sie ein Redner mit eindringlichen Worten an die Gelüste des Menschenherzens gemahnt und behauptet, daß die Gewalt gemißbraucht werde, wenn sie in schrankenlosem Maße dem Herzen übergeben werde. Sie haben keine Schranke für die Gewalt, die Sie schaffen wollen. Was man heraufbeschworen hat, um uns zur Beruhigung darauf hinzuweisen — die englische Verfassung und die englischen Formen, sie sind für uns nicht vorhanden; Sie können eine Staatenkammer schaffen, Sie können ein verantwortliches Ministerium schaffen, Sie können schaffen, was Sie für das Bedürfniß der Zeit geeignet halten, wenn Sie eine Verfassung haben, wenn Sie Schranken haben für Ihre Gewalt. Sie können nichts schaffen als Worte und todte Formen, so lange Sie diese Schranken nicht haben. Ob Sie es wagen wollen in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo man mit aller Versicherung der Liebe und Treue zu den Fürsten doch nun und nimmermehr die Thatsachen hinwegleugnen kann, die uns auf jedem Schritt, bei jedem Blick begegnen und zeigen, daß die Dinge schwanken, daß das Mißtrauen wuchert, nicht das Vertrauen, welches keine Regierung, das heißt, kein Ministerium besitzt, daß ein ewiges Werden vorhanden ist, und kein Sein. Ob Sie es wagen wollen, in dem Augenblick eine Gewalt zu schaffen, auf welche Sie dieses Mißtrauen des ganzen Volks concentriren, — ob Sie nicht fürchten, daß dieselbe unter diesem Mißtrauen erliegen werde, das muß ich Ihnen überlassen. Ich bin der Ueberzeugung, daß bei der Gestaltung der künftigen Verfassung ein Staatenhaus uns nothwendig ist; aber Sie werden sich sehr täuschen, wenn Sie in dem alten Bundestag dieses Staatenhaus zu finden meinen. Es ist darüber geklagt worden, daß man sich mit unge-

rechten Beschuldigungen gegen die „andern" Menschen wendet, die in den Bundestag gekommen sind, und diese Klage mag gerechtfertigt sein; aber, meine Herren, vergessen wir doch nicht, daß die Menschen den Bundestag nicht anders machen können. Wenn Sie ein Kloster, ein Jesuitenkloster haben, und die alten Mönche hinausschicken und neue, junge Andersdenkende hineinsetzen, haben Sie dann etwas anderes als ein Jesuitenkloster? Sie haben dasselbe, bis Sie die Satzung des heiligen Loyola vernichtet haben, und Sie haben den alten Bundestag mit seinen Ausnahmegesetzen und mit seinen Lepel'schen Promemorias, bis Sie die alte Bundesakte und die Stellung einer bloßen Fürstenvertretung vernichtet haben. Verlangen Sie von dem Volke nicht das Unmögliche, verlangen Sie nicht, daß es in einer Anstalt, die 30 Jahre lang gleichbedeutend war mit seinem Unglück, mit seiner Knechtung und mit seiner tiefen Schmach binnen 3 Monaten eine Anstalt seines Heils erblicken solle. Es wird eine spätere Zeit geben, wo über das Prinzip der Monarchie und der Republik an der Spitze des Gesammtstaates die Meinungen hier ausgetauscht werden. Ich verzichte jetzt darauf, aber bemerken muß ich wenigstens, daß die Stellung eines auf Zeitdauer ernannten und wechselnden Präsidenten wahrlich für den niederen Ehrgeiz weniger lockend ist, als die Stellung eines Monarchen. Es ist wohl überflüssig, Sie auf die blutigen und entsetzlichen Belege hinzuweisen, die unsre Geschichte uns dafür gibt. Die Mehrheit der Commission sowohl, als die verschiedenen Unteranträge, welche gekommen sind, wollen eine Vereinbarung. Sie wollen die Regierungen als etwas Besonderes außer dem Volke, und folglich außer uns Stehendes betrachtet wissen, und mit ihnen unterhandeln. Man hat uns zugerufen, wir sollen den Gebeugten nicht ganz niederdrücken; man hat uns gesagt, wir sollen doch dieses „armselige Zugeständniß" machen, wir sollen anerkennen, daß wir allmächtig sind, aber freiwillig darauf verzichten. Meine Herren! Es wird uns vielfach vorgeworfen, daß wir mit den Regierungen auf einem weit schlechteren Fuße ständen, als Andre in dieser Versammlung. Aber ich sage Ihnen offen, als die thatsächlichen Träger der Gewalt in den einzelnen Staaten achte ich die Regierungen zu hoch, als

daß ich in solcher Weise mit ihnen unterhandeln möchte. Die widerstrebende Kraft ehrt man durch Kampf, die überwundene ehrt man durch Schonung. Eine Hingabe, eine Verständigung, die keine ist, kommt mir vor wie der freie Wille Desjenigen, dem man ein Pistol auf die Brust setzt und sagt: la bourse ou la vie! Ich will die Regierungen anerkannt wissen in der Gewalt, die sie noch haben, und deshalb ihnen keine entehrenden Anerbietungen machen. Entehrend aber scheint es mir, wenn man hier von ihrer Gewalt und ihrer Kraft spricht, und sie dann so behandelt, daß man ihnen zumuthet, binnen 14 Tagen sollen sie selbst sagen, wer die Gewalt tragen solle, die man ihnen abnimmt. Ich will auf die Volkssouveränetät nicht zurückkommen, aber hinweisen muß ich darauf, daß der Antrag auf ein Direktorium nichts anderes ist, als eine vollständige Aufwärmung der alten Wirthschaft. In dem Direktorium liegt nicht das, was wir bedürfen, nämlich der Bundesstaat, sondern der alte Staatenbund mit seinen Sonderinteressen und seiner Zersplitterung. Der Unterschied ist nur der, daß die 17 Stimmen seiner Vertretung auf 3 herabgedrückt sind. Dieses Direktorium ist meines Erachtens bereits verurtheilt. — Ich komme nun auf den Punkt der Verantwortlichkeit, und damit auf dasjenige Prinzip, worauf meine Gesinnungsgenossen bestehen zu müssen überzeugt sind, auf das eine Prinzip, hinsichtlich dessen sie den gesetzlichen Antrag stellen werden, daß man mit seinem Namen dafür oder dagegen auftrete. Wir haben die Verantwortlichkeit verlangt, und man hat uns gesagt, sie sei nicht nothwendig, hat aber keine Gründe dafür vorgebracht, sondern nur Worte und Redensarten, die völlig vormärzlich sind. Die Regierungen, hat man behauptet, können und werden nicht ernennen, was dem Volk nicht genehm ist; sie müssen dasjenige thun, was man verlangt. O, meine Herren, schwimmen Sie nicht auf diesem Meere des Vertrauens! Es hat von jeher nur Wasser genug gehabt für die flachen Fahrzeuge der Staatszeitungen und ihrer Genossenschaften. Dieses Bischen Fahrwasser war eingedämmt durch die Schleußen der Censur und der Ausnahmsgesetze, und mit der Sprengung derselben ist es ein Sumpf geworden. Es ist nicht wahr, es ist kein Vertrauen in Deutschland, und Derjenige wahrlich muß blind

sein, der es behauptet. Ich frage Sie aber auch ferner, wann denn die Gewalt zu Stande kommen soll, die Sie durch eine Vereinbarung schaffen wollen? Ich will Sie nicht auf die Schwierigkeiten der Einigung über eine solche Wahl, nicht auf den nothwendigen Aufenthalt hinweisen, den die Vorverhandlungen der deutschen Fürsten selbst unerläßlich machen. Nur daran will ich erinnern, daß die Fürsten einen Theil der innern Regierungsgewalt nicht abtreten dürfen; und die Männer des historischen Rechtsbodens, die uns trotzdem versichern, daß ihre Schöpfung binnen wenigen Tagen fertig sein könne, mögen doch nicht vergessen, daß in den Einzelstaaten die Zustimmung der Stände nothwendig ist. Ich kann und will nicht behaupten, daß dies nach allen Verfassungen der Fall sei; allein nach dem § 2 der sächsischen Verfassung ist dem so, und was Ihnen Schaffrath verkündigt hat, muß ich bestätigen. Unterliegt er hier, als Mitglied der sächsischen Ständeversammlung siegt er wo anders; denn die sächsische Ständeversammlung — wie schlimm es auch ist, zu prophezeien, ich prophezeie es doch — gibt, wie ich glaube, die Erlaubniß zur Gründung einer solchen Gewalt jetzt noch nicht. (Mehrere Stimmen rechts: Oh! Oh!) Alle diese Schwierigkeiten, die Sie bis jetzt vor Ihren Blicken gesehen haben, fallen nach unserer Ueberzeugung weg, wenn wir einen Vollziehungs-Ausschuß ernennen. Es bedarf nichts weiter, als der Wahl, und diese geht hier von uns aus. Die Regierungen sollen nichts abtreten von ihren Regierungsrechten im Innern, jener Ausschuß soll nichts haben, als die Vertretung und Vertheidigung des Vaterlandes nach Außen; er ist durch die Nationalversammlung gewählt, und deshalb im Nothfall von ihr zu entfernen; er ist der Nationalversammlung verantwortlich, und diese Verantwortlichkeit sehe ich eben nur in der Entfernung. Man hat uns zwar gestern darauf hingewiesen, es sei das Direktorium oder der Reichsstatthalter der Nachwelt verantwortlich. Das ist sehr wahr. Aber Nero und Caligula, Philipp II. und sein Henker Alba waren der Nachwelt auch verantwortlich. Hat sie dies aber gehindert, Thaten zu vollführen, vor denen sich noch heute das Haar des Menschenfreundes emporsträubt? Wir haben endlich die Competenz dieses Ausschusses beschränkt, und zwar aus den Gründen be-

schränkt, die ich gegen die Monarchie geltend gemacht habe, weil wir nämlich eifersüchtig und in heiliger Liebe zur Freiheit über ihrem ärgsten Feinde, nämlich der Gewalt wachen, und dieselbe soviel als möglich einschränken wollen, bis die Freiheit diejenige Grundlage gewonnen hat, auf der sie bestehen kann. Auch nur in dieser Beziehung weichen wir von unsern Freunden, mit denen wir sonst innig verbunden sind, ab. Wir wollen etwas weniger Gewalt geben, wo es möglich ist, sie zurückzuhalten; wir wollen wenigstens die Noth an uns herantreten lassen, ehe wir mehr geben. Schließlich ist dann auch unser Vorschlag wohlfeiler, und wenn wir auch zugeben, daß bei dem, was nothwendig ist, es sich nicht darum handelt, einen verhältnißmäßig geringen Betrag an Kosten zu sparen, so müssen wir doch, indem wir die Nothwendigkeit bestreiten, auch diese Seite ins Auge fassen, besonders in dem Augenblick, wo das ganze Volk unter dem gewaltigen Eindruck der letzten Zeit seufzt, und wo die Noth herrscht von einer Grenze des Vaterlandes bis zur andern. Die Freiheit der Wahl durch diese Versammlung ist das zweite Prinzip, für das wir die namentliche Abstimmung beantragen werden. — Meine Herren! Man hat uns im Laufe der Zeit vielfach auf die Revolution hingewiesen; man hat uns ermahnt, ihren Schlund zu schließen, und uns gesagt, wir eilten der Schreckensherrschaft entgegen. Aber vergessen Sie doch nicht, daß wir in der Revolution stehen, und lassen Sie den Mann, der von verschiedenen Seiten hier zitirt wurde, ich meine Mirabeau, Ihnen sagen: „Es ist die kindischste Thorheit, sich dem einmal rollenden Wagen der Revolution entgegenstemmen zu wollen; man kann nur muthig auf ihn springen und ihn zu lenken suchen, oder man muß sich von ihm zermalmen lassen.“ Gewiegte Diplomaten, gewissermaßen grau geworden in der Sphäre ihres Berufs, haben wenige Wochen vor dem Februar verkündigt, der Thron Louis Philippe's stehe fest wie Eisen, und wenige Wochen später war er zersplittert. Glauben Sie nicht, daß, wenn Sie einen Deckel legen da oben auf den Krater oder auf den Abgrund, den Sie schließen zu können behaupten, er damit auch wirklich geschlossen sei. Man sagt: die Weltgeschichte wiederholt sich nicht, und doch wiederholt sie sich sehr oft.

Unsere Zustände werden von Tag zu Tag denen von 1789 ähnlicher. Sehen Sie die Meinung in den einzelnen Truppencorps bei uns, sehen Sie dieses — Drängen möchte ich sagen nach äußerem Krieg, sehen Sie das Bestreben, die thatsächlich zerfallene Gewalt wieder herzustellen, sehen Sie die furchtbare Besetzung der Grenze (nach Frankreich), wohin sich die Liebe und die Sympathie des Volks wendet, weil dort die Freiheit wohnt; dagegen die — Vernachlässigung möchte ich fast sagen, wenigstens die unbegreifliche Schutzloslassung der andern Seite (nach Rußland), wo die Tyrannei wohnt, und wo sich des Volkes Haß und Furcht hinwendet. Sehen Sie ferner die beständigen Mahnungen daran, diese „junge" Versammlung solle sich nicht übereilen, und denken Sie dabei an den Abbé Maury, der seiner Zeit ganz dasselbe sprach. Alsdann werden Sie in diesen wenigen Zügen schon die außerordentliche Aehnlichkeit unserer Zustände mit jenen erblicken. Unsere Aufgabe ist es, aus der Geschichte zu lernen, nicht ihre Lehren zu mißachten, und dann können wir es nicht verhehlen, daß die Schreckensherrschaft, die man uns aufgestellt hat, nicht zu Paris, sondern zu Pillnitz und Coblenz geboren worden ist, wo man den eitlen Versuch machte, eine zu Grunde gegangene Gewalt wieder herzustellen. (Zuruf von der Linken: Sehr wahr!) Wir können uns nicht verhehlen, daß das Veto den 10. August und den 21. Januar heraufbeschworen hat; Ludwig XVI. ist am Veto zu Grunde gegangen, und die Nation hat es im ersten Augenblicke gefühlt, daß dort der wunde Fleck lag, denn von dem Augenblicke an hieß Ludwig XVI. nur Veto. (Links: Bravo!) Lassen Sie diese Lehre der Geschichte nicht vorübergehen. Wahrscheinlich vermögen wir noch der Revolution, die thatsächlich da ist, eine andere Bahn zuzuweisen, wenn wir ihr gerecht werden. Man hat gestern die Freiheit verglichen mit der Liebe zum Weibe; und eine Zeitung unseres Nachbarstaates, eine französische, hat es jüngst behauptet, das deutsche Volk sei zu alt geworden, um in kühnem Griffe, in männlicher Umarmung sich die holdeste Braut: die Freiheit zu erobern und sie unzertrennlich an sein Herz zu drücken. Man hat gesehen, daß die Schrecken einer einzigen Nacht die Haare bleichen, und den Menschen zum Greise machen können. Wie sollte das Herz eines Volkes nicht abstumpfen können

unter einer dreißigjährigen Tyrannei, wie sollte es nicht alt werden unter der Knechtschaft eines Menschenalters! Aber auch das alte Herz kann lieben, und es liebt inniger, wenn auch ruhiger, als das junge, weil es das Bewußtsein in sich trägt, daß der Liebesfrühling ihm nur noch einmal kommt. Es wird für die Erkorene in die Schranken treten, nicht mit der Aufwallung des Jünglings, aber mit der vollen Kraft des reifen Mannes. Ueberliefern Sie die Braut des besonnenen deutschen Volkes nicht ihrem ärgsten Todfeind: der Gewalt. (Von allen Seiten: Bravo! Klatschen auf den Gallerien).

Als Blum die vorstehende Rede hielt, drang gerade der Donner des Pariser Junikampfes herüber nach Deutschland.

Und am nämlichen Tage — dem 24. Juni — verübte Gagern seinen famosen **„kühnen Griff“**, indem er vorschlug, daß das Parlament kraft seiner Souveränität und Machtvollkommenheit einen Fürsten, „nicht weil, sondern obgleich Fürst“, zum Reichsverweser erwählen solle. Das ging mit großer Majorität durch und am 29. Juni wurde Erzherzog Johann zum Reichsverweser (die Linke nannte ihn „Reichsvermoderer“) ernannt, und zwar mit 436 Stimmen — Blum mit 81 Freunden hatte für Itzstein, 52 Abgeordnete für Gagern gestimmt und 27 Mitglieder der äußersten Linken sich der Abstimmung enthalten.

Während das Frankfurter Parlament in grimmiger Wortschlacht sich über die Zukunftsregierung Deutschlands gestritten hatte, war in Paris ein Ereigniß eingetreten, welches den Hoffnungen der Völker den Boden wegzog und der Februarrevolution das Todesurtheil sprach. Die französischen Arbeiter wollten nicht umsonst die Bourgeois-Monarchie des Louis Philippe besiegt haben. Die Geschäftskrise, welche von den reaktionären Philistern als Folge der Februarrevolution bezeichnet ward, obgleich sie wesentlich als Ursache zu derselben mitgewirkt, lastete schwer auf den Arbeitern; sie forderten sociale Reformen und gaben im März der Regierung, deren Schwierigkeiten sie würdigten, den berühmten Hungerwechsel auf drei Monate.

Die Bourgeoisie, welche sich mittlerweile von ihrem Schrecken erholt, und ihre Kräfte gesammelt hatte, bereitete sich darauf vor, den Wechsel einzulösen — mit „blauen Bohnen.“ Als — Mitte Juni — Alles fertig war, wurden die brodlosen Arbeiter, denen man bis dahin ein kärgliches Almosen in Gestalt der „Nationalwerkstätten“ gewährt hatte, auf's Pflaster geworfen und zur Rebellion getrieben. Die Junischlacht kam — am 23. Juni — das arbeitende Volk kämpfte für das Recht der Arbeit. Und nach viertägigem heldmüthigem Kampf — dem blutigsten Straßenkampf, den die Geschichte kennt — erlag es. Die Zeit des Proletariats war noch nicht da. Noch zu schwach, die sociale Republik zu gründen, versetzte es aber in seinem Sturz und durch seinen Sturz der Bourgeoisrepublik den Todesstoß. In dem Pariser Proletariat war die Revolution besiegt.

Die Junischlacht ist eine geschichtliche Weltwende; sie verdient diesen Namen noch in höherem Maß als die Schlacht bei Valmy im Jahre 1792, der Göthe, als Augenzeuge, diese Eigenschaft zugesprochen hat. Hier entdeckte die neue Welt der Bourgeoisie, nachdem sie 59 Jahre lang das Regiment geführt, daß sie während dieser zwei Menschenalter alt geworden war und eine neuere neue Welt sich gegenüber hatte, die ihr die Herrschaft streitig machte.

Der „dritte Stand“ von 1789 hatte sich gespalten in die Bourgeoisie und das Proletariat*) — und die Bourgeoisie entdeckte plötzlich, daß ihre Stelle nicht an der Seite des Proletariats, ihres Zwillingsbruders war, sondern an der Seite der zwei ersten Stände: des Adels und der Geistlichkeit, die sie 1789 mit solch tödtlichem und tödtendem Hasse bekämpft hatte.

---

*) Hoffentlich gewöhnt sich unsere Partei endlich einmal den durchaus unkorrekten, von Lassalle in einem Augenblick agitatorischer Flüchtigkeit gebrauchten Ausdruck: „Vierter Stand“ ab. Das Proletariat gehört ebenso gut zum „Dritten Stand“, wie die Bourgeoisie. Heut aber gibt es keine Stände mehr, sondern nur noch Klassen und zwar zwei Klassen — das Proletariat einerseits und auf der anderen Seite alles Andere: außer der Bourgeosiehälfte des „dritten Stands“ auch der erste Stand (die Geistlichkeit) und der zweite (der Adel).

Wohl hatte es schon früher Arbeiteraufstände gegeben. Die verhungernden Seidenweber (canuts) von Lyon, die sich 1831 und 1834 gegen die Regierung Louis Philippe's erhoben und der bürgerlichen Gesellschaft auf schwarzer Fahne das furchtbare Wort entgegengeschleudert hatten: Vivre en traivaillant ou mourir en combattant — Arbeitend leben oder kämpfend den Tod! — sie hatten schon dräuend, mit wüthenden Keulenschlägen an die Thore der Bourgeoisherrlichkeit gepocht. Allein das war noch nicht der „rothe Schrecken!" Es waren Ausbrüche des Hungers und der Verzweiflung — Erhebungen von Unglücklichen, die von der heutigen Gesellschaft Arbeit und Brod forderten, aber die Berechtigung dieser Gesellschaft nicht antasteten und nur innerhalb derselben Besserstellung verlangten. Jetzt war es anders. Jetzt war es das Proletariat, das im aufdämmernden Klassenbewußtsein dieser Gesellschaft, von der es zum Elend und zur Sklaverei verurtheilt war, den Krieg auf Leben und Tod erklärt hatte — einen Krieg, der die Vernichtung der bürgerlichen Gesellschaft bedeutete, wenn es ihr nicht gelang, ihrerseits das klassenbewußte Proletariat zu vernichten, so daß blos stumme demüthige Sklaven und Ausbeutungsthiere übrig blieben.

Die Existenzfrage war für die Bourgeoisie gestellt, und dieser Frage war von nun an jede andere untergeordnet.

Für dieses Mal war die anstürmende Woge noch zerschellt, aber sie würde zurückkommen, verstärkt, wuchtiger.

Die Gesellschaft war im permanenten Kriegszustand, und inter arma silent leges — im Kriegszustand gibt es kein Gesetz als die eiserne Nothwendigkeit, keine Freiheit als die den Feind mit allen Mitteln zu vernichten, kein Recht als das der Gewalt.

Was „Menschenrechte!" Was Freiheitsideale! Was Menschheitsideale! Keine Sentimentalitäten! Die nackte Gewalt allein kann noch helfen.

Von der Junischlacht an datirt die Verleugnung und Preisgebung des bürgerlichen Liberalismus durch das Bürgerthum.

Der bedrohte Geldsack braucht eine starke Regierung — er braucht Gewaltmenschen, deren Programm Blut

und Eisen. Ob sie „moralisch" sind, ob gebildet, ob geistvoll — das ist gleichgültig, wenn sie nur mit eiserner Faust die Feinde erdrücken und vor Blut keine zimperliche Scheu haben. König Klotz genügt, wenn er nur klotzig drein haut. Die Aera der Bonaparte, der Bismarck, der Crispi, beginnt.

Die französische Bourgeoisie, welche die Revolution von 1789 gemacht hat, beugte sich vor einem Bonaparte, unter dem, wie Marx es ausdrückt, „der Staat zu seiner ältesten Form zurückgekehrt ist, zur unverschämt einfachen Form von Säbel und Kutte."

Das Szepter der Regierung wird zu dem Knüppel*), der es im Uranfang war — zum Knüppel, mit dem Jeder, der sich gegen die Autorität auflehnt, niedergeknüppelt wird.

Die Bourgeoisie, bis 1848 liberal, wird von 1848 an reaktionär, oder, wie der alte Gladstone es gesagt hat: Die besitzenden Klassen (the Property Classes) werden das Hinderniß des Fortschritts und der Cultur. Es ist der Rückfall in die Barbarei. Das Regiment der Bonaparte, der Bismarck, der Crispi steht auf einer Culturstufe mit dem Regiment weiland König Behanzins von Dahomey, nur daß dieser kein verächtlicher Heuchler ist. Sie müssen aus dem Weg der Entwicklung geräumt werden diese Property Classes! Und dazu hat einzig das Proletariat die Kraft. Und den Beruf. Doch 1848 hatte es noch nicht die Kraft und in Deutschland kannte es noch nicht seinen Beruf.

Als Erzherzog Johann am 11. Juli unter Glockengebimmel seinen Einzug in Frankfurt hielt, hatten in Paris bereits die Todtenglocken der Februarrepublik, und mit ihr der deutschen Märzrevolution geläutet. Die „Reaction" hatte wieder „Land" unter den Füßen. Die dynastischen Zettelungen wurden immer handgreiflicher — nur die Frankfurter Parlamentler bemerkten keine „Reaktion". Die Herren Professoren hielten ihre politischen Vorlesungen und, taub und blind wie balzende Auerhähne, hörten und sahen sie nichts, außer sich selbst. —

* *
*

*) Skeptron, griech. heißt Stock, Knüppel.

Später kam das Parlament bekanntlich doch noch auf den preußischen Erbkaiser. Daß der damalige König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., über diesen „Erbkaiser" ähnlich dachte wie Robert Blum — wenn auch von entgegengesetztem Standpunkte aus —, das zeigt der Brief, welchen er, ein halbes Jahr später, am 13. Dezember 1848 an Bunsen schrieb und worin es heißt:

„Die Krone (von einer Volksvertretung gegeben) ist — — keine Krone. Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlichen Zustimmungen eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe (von der Art der Pflastersteinkrone Louis Philippe's), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird, nach der heiligen Oelung von Gottes Gnaden macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht hat. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen; sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie meinen (die von einer Volksvertretung angebotene) verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848 — der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch Gottlob nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden, und nun gar der König von Preußen, sich geben, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die Niemand gestohlen worden ist, zu tragen. Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt". —

Man sieht, wie vollständig Recht die Linke und überhaupt die Demokratie des Jahres 1848 mit ihrem Urtheil über die preußische Regierung und Dynastie hatte. Die

constitutionellen Parlamentarier wollten aber einen Fußtritt und ihr Wunsch ward erfüllt.

Wenn Friedrich Wilhelm der Vierte in seinem Brief an Bunsen sehr geringschätzig von der Pflastersteinkrone Louis Philippe's spricht, so hatte er 11 Monate vorher, wie schon angedeutet, ganz andere Ansichten gehabt. Im Januar 1848 hatte er, aus Anlaß des Todes einer Schwester Louis Philippe's an diesen geschrieben: „Sire, Sie sind der Schild der Europäischen Monarchien; Sie sind der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten, erschütterten Grundlagen neu zu befestigen. Möge Gott Eure Majestät zum Heile Frankreichs und zum Besten Europas noch lange leben lassen! Das ist mein heißester Wunsch!"

Freilich, der „heißeste Wunsch" ging nicht in Erfüllung, und das mag Friedrich Wilhelm verschnupft haben. —

Mit dem 3. Juli trat das Parlament in die Beratung der Grundrechte ein und brachte dieselben glücklich im — Dezember zu Stande. Als die Rip van Winkles der Paulskirche, die zwar nicht geschlafen aber doch geträumt und phantasirt hatten, mit ihrem fertigen Werk hinaus auf den Markt traten, waren die Zustände, für welche das Opus bestimmt war, längst beseitigt und die Grundrechte konnten in den Papierkorb der Geschichte wandern.

Am 24. Juli 1848 kam die polnische Frage vor das deutsche Parlament.

Die Märzbewegung hatte auch die Polen ergriffen und die nationalen Hoffnungen und Strebungen derselben wieder erweckt, mächtig gestärkt.

Die preußische Regierung, unfähig, sich mit Gewalt entgegenzustellen, suchte zu vermitteln, und die unter preußischer Herrschaft befindlichen Polen durch halbe Zugeständnisse zu beschwichtigen. Der beabsichtigte Zweck wurde nicht erreicht: die Gemüther wurden nur noch mehr aufgeregt, die Erbitterung zwischen Polen und Deutschen in den polnischen Provinzen nur noch gesteigert — es kam zum Bürgerkrieg, zu blutigen Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht.

Das deutsche Parlament setzte einen Ausschuß nieder, welcher sich unter anderen völkerrechtlichen Fragen auch mit dieser zu beschäftigen, und namentlich zu prüfen hatte, ob Posen und Westpreußen zu Deutschland gehören, und Vertreter der Provinzen im deutschen Parlament sitzen sollten.

In dem Berichte, welchen der Ausschuß dem Parlament unterbreitete, heißt es über die Lage der Dinge in Posen und Westpreußen:

„Es gibt verhältnißmäßig wenig Ortschaften und kaum einen einigermaßen umfangreichen Landstrich, wo nicht Polen und Deutsche vermischt nebeneinander wohnten. Vorherrschend ist indessen die deutsche Bevölkerung im nördlichen und westlichen Theile der Provinz an den Grenzen Westpreußens, der Mark und Schlesiens, während im Innern und im östlichen Theile gegen das Königreich Polen hin die polnische Bevölkerung überwiegend zahlreich ist. Im Allgemeinen ist aber auch der bäuerliche Grundbesitz der Deutschen, verhältnißmäßig gegen die Kopfzahl der Polen, größer als der Grundbesitz der polnischen Bauern. — Die durch ihre Nationalitäten getrennten Deutschen und Polen hingen niemals innig zusammen, ja schon seit Jahrhunderten war zwischen ihnen vielfacher Unfriede. Seit der ersten Theilung Polens stand der Adel und jeder Pole, der noch von Vaterlandsliebe beseelt war, dem Deutschen und vorzüglich dem Preußen feindlich gegenüber. Preußen besonders störte durch Einführung seiner besonders fest geregelten Staats- und Verwaltungs-Anordnungen und deren strenge Handhabung die alten Gewohnheiten und herkömmlichen Einrichtungen der Polen auf das Empfindlichste. Der bisher in der knechtischsten Abhängigkeit befindliche Bauer erhielt Schutz gegen die Willkür des Adels, was diesen noch mehr erbitterte, während die Bauern und die Bewohner der Städte sich ebenfalls in viele ihnen sehr unbequeme preußische Ordnungen fügen mußten. Der preußische Beamte fühlte sich gekränkt, weil die von ihm eingeführte und gehandhabte und hochgehaltene Ordnung von den Polen nicht dankbar angenommen und anerkannt, ihr vielmehr widerstrebt wurde. Er fühlte nicht, daß Alles, auch Gutes geben und aufzwingen, nicht für den Verlust nationaler

Selbstständigkeit entschädigen könne. Schon nach der Schlacht von Jena zeigte sich der Haß der Polen durch einen allgemeinen Aufstand und Verjagung der preußischen Beamten. Auch mit der Errichtung des Großherzogthums Posen konnte kein gutes Vernehmen hergestellt werden, indem damit zum Theile die Hoffnung auf die Herstellung eines großen polnischen Reiches zerstört wurde und der König von Preußen damals unmöglich darauf eingehen konnte, eine einzelne Provinz ganz selbstständig zu organisiren und aus seinem Staate gewissermaßen einen Bundesstaat zu machen. Als im Jahre 1830 die Sympathieen des polnischen Adels für den Aufstand in Warschau Besorgnisse erregten und seitdem planmäßig dahin gearbeitet wurde, durch mehrere getroffene Einrichtungen, hauptsächlich durch Aufkaufen, Zerschlagen und Vertheilen polnischer Rittergüter an Deutsche, vorzüglich den polnischen Adel nach und nach völlig zu beseitigen, stieg die Erbitterung desselben gegen Preußen, und diese dauerte natürlich fort, obwohl mit dem Jahre 1840 einige Milderungen in den Anordnungen eingetreten waren. Nach dem Ereignisse in Krakau, im Februar 1846, würde dennoch versucht worden sein, das Land in Aufstand zu bringen, wenn das nicht gleich anfangs mißlungen wäre. — Mit den Ereignissen im Frühjahre des laufenden Jahres wurde die Bewegung der Polen, dann auch der Deutschen im Großherzogthum allgemein. Das deutsche Volk, immer voller Theilnahme für jeden Unglücklichen, hatte seinerzeit das große Unrecht tief gefühlt, welches von seinen Fürsten gegen die Polen begangen worden war. Es jauchzte bei dem Anbruche des Tages der eigenen Freiheit auch der Wiederaufstehung der Selbstständigkeit Polens aus vollem Herzen entgegen. Die Deutschen boten aufrichtig die Bruderhand, um zu sühnen, was ihre Fürsten früher verbrochen. In demselben Augenblick aber, als die Polen einschlugen, trennten sich auch schon beider Nationen Interessen und Ziele. Die Polen dachten nur an die Wiederherstellung ihres alten Reichs, mindestens in der Landesausdehnung vor der ersten Theilung im Jahre 1771. Sie haben das vielfach offen erklärt, und das erstreckte sich auch für Preußen und Deutschland weit über das Großherzogthum Posen, auf Westpreußen, auf die ge-

sammte Verbindung mit Ostpreußen hinaus. Die Deutschen im Großherzogthume dachten nur an die **Polen**, nicht an das **Land**. Sie wollten der verletzten und tief gekränkten Nationalität des polnischen Volkes gerecht werden und dazu beitragen, daß ein freies, selbstständiges, nationales Polen hergestellt würde, daß jedenfalls der Pole, der bisher von Deutschen regiert worden war, sich seiner Nationalität gemäß einrichte und regiere; sie dachten aber durchaus nicht daran, als Deutsche, bisher im innigen Vereine mit der preußischen Monarchie, sich von dieser und damit wesentlich zugleich von Deutschland zu trennen und unter die ihnen jedenfalls durchaus nicht zusagende Herrschaft von Polen zu kommen. Und das sollte gerade in dem Augenblicke geschehen, als das Nationalgefühl der Deutschen lebendiger als je erwacht war, als der König von Preußen alle bisher noch nicht zum deutschen Bunde gehörigen Staaten diesem anschließen wollte. — Durch diesen scharfen Gegensatz mußte unter allen Umständen zunächst eine starke Spannung zwischen den Deutschen und den Polen entstehen, anfangs geheim, dann nur zu bald öffentlich. Die Polen baten den König um eine nationale Reorganisation des Großherzogthums, welche sich schnell, aber ruhig entwickeln solle. Während aber das im Allgemeinen nach und nach von der Staatsregierung zugegeben wurde, ohne jedoch die Einwilligung der Stände der Provinz einzufordern, was selbst nach der provinzialständischen Verfassung durchaus nöthig gewesen wäre, suchte ein polnisches Centralcomitee in Posen die polnischen Bewohner der ganzen Provinz unter die Waffen und natürlich auch die Kriegsgewalt des Landes in die Hand der Polen zu bringen. Es wurde neben vielen andern irrigen Nachrichten hauptsächlich versichert, gehofft und geglaubt, die Polen sollten den Vortrab eines preußischen oder deutschen Heeres gegen Rußland bilden, gegen das der Krieg sofort ausbrechen werde, um das polnische Reich herzustellen. Eine solche auf möglichst durchgreifende Art ausgeführte Bewegung war nicht ohne Beeinträchtigung, ja Beseitigung der preußischen Behörde und nicht ohne wesentliche Verletzung der Interessen der Deutschen, ja nicht ohne mehrfache Gewaltthätigkeiten gegen einzelne Deutsche möglich. — Kaum erwachte aber bei den Deutschen

die Besorgniß, man wolle sie von Preußen trennen und einer polnischen Regierung untergeben, als zuerst im Netzedistrikte und in den westlichen Kreisen des Großherzogthums, noch vor dem Ablaufe des März, viele Deutsche zusammentraten, sich bewaffneten und, obwohl übrigens mit voller Anerkennung der Ansprüche der Polen auf nationale Selbstständigkeit doch Trennung vom Großherzogthume forderten, weil die Gerechtigkeit verlange, daß Jedem das Seine werde. Die Erde sei neutral, der Boden des Landes weder polnisch noch deutsch, nur die Bewohner gäben ihm den Charakter der Nationalität. Sie wären durch und durch Deutsche, wollten es immer bleiben und Deutschland angehören. Sie baten um Aufnahme in den deutschen Bund. So schieden sich hier zuerst nationale und territoriale deutsche und polnische Interessen. Als die Staatsregierung nicht sogleich auf Trennung einzelner Distrikte vom Großherzogthum eingehen wollte, verlangten schon am 29. März die Bewohner des Netzedistrikts, der beabsichtigten polnischen Reorganisation nicht unterworfen zu werden, baten um Truppen gegen Vergewaltigungen und erboten sich, diesen bewaffnet beizustehen. Bei aller unerschütterlichen Treue für den König wollten sie doch eher das Leben verlieren, als sich Institutionen aufdringen lassen, durch welche ihre Nationalität vernichtet werden würde. Diese nationale Bewegung der Deutschen reizte die Polen und bald standen beide Nationalitäten einander so feindlich gegenüber, daß es bei dem besten Willen der Führer nicht überall möglich war, Ausschreitungen zu verhüten. Ein blutiger Bürgerkrieg drohte auszubrechen und die zahlreich herbeigezogenen preußischen Truppen konnten die Ordnung kaum im Allgemeinen aufrecht erhalten. Um diesem zuvorzukommen und doch die nationale Reorganisation der Provinz unter preußischer Oberhoheit auszuführen, wurde der General von Willisen nach Posen geschickt. Er sollte nach dem Beschlusse des Ministeriums denjenigen Kreisen, welche sich der polnischen Nationalität nicht anschließen wollten, insbesondere denjenigen, in welchen die deutsche Nationalität überwöge, jedenfalls die preußische Organisation und Verwaltung erhalten. Der Versuch des General von Willisen mußte nothwendig schon darum scheitern,

weil die Polen das territoriale Interesse eben so fest hielten wie die Deutschen das nationale, weil die Deutschen im Großherzogthume in keinem Falle von Polen regiert werden wollten, und die Polen doch die Regierung für das gesammte Großherzogthum in Anspruch nahmen, endlich aber selbst nicht im Stande waren, die durch Versprechungen mancherlei Art unter die Waffen gebrachten Landleute zu beschwichtigen und zur vereinzelten Rückkehr in ihre Heimath zu bewegen, weshalb die noch übrigen bewaffneten Abtheilungen derselben unter blutigen Kämpfen mit Heeresgewalt aufgelöst werden mußten."

Die Anträge des Ausschusses gingen dahin, die von Preußen vorgeschlagene Theilung Posens durch eine „Demarkationslinie" (zwischen den vorwiegend deutschen und den vorwiegend polnischen Landstrichen) gutzuheißen, den deutschen Theil Posens in den „deutschen Bund" aufzunehmen und in Bezug auf Westpreußen nichts zu thun.

Seitens der in die preußische Nationalversammlung gewählten polnischen Abgeordneten des Großherzogthums Posen lag ferner dem Parlament nachstehende Eingabe vor:

„Berlin, den 19. Juli 1848. Hohe deutsche Nationalversammlung! Die polnischen Abgeordneten des Großherzogthums Posen, welche ungeachtet der militärischen und polizeilichen Ausnahmemaßregeln, ja sogar der Martial-Kriegs-Gesetze, denen ihr Land im Augenblicke der Wahlen unterworfen war, mit dem Vertrauen ihrer Landsleute bekleidet wurden, um im Schoße der preußischen Nationalversammlung ihre Interessen, insbesondere aber die unveräußerlichen Rechte der polnischen Nationalität zur Anerkennung zu bringen, wenden sich in voller Würdigung ihres Berufes an Eine Hohe Deutsche Nationalversammlung, mit der Zuversicht, daß Hochdieselbe nicht allein die Rechte des deutschen Volkes innerhalb des deutschen Gebietes wahren, — sondern auch in gleicher Weise das schwere Unrecht, mit welchem in neuester Zeit die polnische Nation durch eine Theilung des Großherzogthums Posen bedroht wird, abwenden und dadurch die zwischen Nachbarvölkern so erwünschte Eintracht und Liebe fest begründen wolle. — Als Polen durch den Wiener Tractat von Neuem getheilt wurde, übten die Fürsten wenigstens die Gerechtigkeit, den Theilen, welche Rußland, Oester-

reich und Preußen zufielen, ausdrücklich eine „Repräsentation und nationelle Institutionen“ — in der Wiener Schlußacte vom 9. Juni 1815 — zuzusichern. Preußens König erkannte die Bedingungen an, unter welchen das Großherzogthum Posen ihm als dem Großherzoge zugewiesen wurde, und verhieß in dem Zurufe an die Bewohner des Großherzogthums vom 15. Mai 1815 eigenes Vaterland, Erhaltung der Religion und Nationalität, beließ oder gab polnische Beamte und einen Polen zum Statthalter. — Indeß ist es weltbekannt, daß gar bald diese nationelle Organisation zu einem Schein herabgesetzt, ein Germanisirungs-System dagegen, zuerst verdeckter, dann immer offener angenommen, und daß die eingeborenen Polen von der Administration, von der Justiz und selbst aus den Schulen entfernt und durch Deutsche ersetzt wurden. — Da traten die großen Ereignisse ein, welche die Nationalitäten als göttliche Institutionen, die eine Menschenhand wohl unterdrücken aber keine Gewalt der Erde vertilgen kann, wieder zur Geltung brachten und Angesichts der civilisirten Welt mit Ehrfurcht umgaben, — und da wurde den Polen von ihrem Großherzoge die widerrechtlich vorenthaltene Organisation, jetzt unter dem Namen Reorganisation, am 24. März d. J. für das Großherzogthum Posen feierlich zugesagt. Diese Verheißung sollte nun sofort in Erfüllung gehen. Der Pole, von der großen Bewegung der Gegenwart begeistert, voll Hoffnung und dem Vertrauen leicht zugänglich, wollte das durch viele Jahre erduldete Unrecht gern vergessen, in dem Bewußtsein, daß nicht das deutsche Volk sein Bedrücker gewesen, und daß er jetzt sogar diesem edlen Volke die Wiederherstellung seines Vaterlandes mit verdanken sollte. — Aber da mußte der Geist der Grechtigkeit von Neuem dem Geiste der Selbstsucht weichen! — Zunächst wurde der Weg der Gesetzlichkeit versucht. — Die preußische Regierung richtete an den Provinzial-Landtag des Großherzogthums die Anfrage — „ob das Großherzogthum die Aufnahme in den deutschen Bund wünsche?“ — Die Erklärung des Landtags fiel mit großer Majorität dahin aus: — „daß diejenigen polnischen Landestheile, welche von dem ehemaligen Herzogthum Warschau durch den Wiener Tractat, mit Garantie ihrer Nationalität, unter

das preußische Scepter gestellt worden sind, dem deutschen Bundesstaat **nicht** beitreten können, noch dürfen, weil das polnische Volk, welches dem edlen großen vereinigten deutschen Volke brüderlich die Hand reicht, dessen ihm so werthe Achtung und Sympathie verlieren müßte, wenn es so entartet wäre, daß es seine Vaterlandsliebe aufgeben und in einer fremden Nationalität zu verschwinden entschlossen sein sollte." — Da nun der Weg der Gesetzlichkeit nicht zum Ziele führte, wurde er verlassen. — Die preußische Regierung, vielfach angeregt durch das Heer der dortigen Beamten, — mit einigen ehrenwerthen Ausnahmen — und die in der neuesten Zeit eingewanderten Deutschen (keineswegs aber durch diejenigen Deutschen, welche zerstreut unter uns wohnen, und deren Vorfahren einst sich unter den Schutz unserer Gesetze begeben hatten) begann, das für die Polen sprechende, nun einmal wieder geltende Prinzip der Nationalität gegen die **Polen** in Anwendung zu bringen! — Wir erklären als Vertreter des polnischen Volkes unter preußischem Scepter und daher als genaue Kenner der örtlichen Verhältnisse mit der vollsten Ueberzeugung: daß wir **die beabsichtigte Theilung des Großherzogthums Posen**, derenhalber die verheißene Reorganisation lediglich unterblieben ist, für die **Hauptursache** der dort vorgekommenen blutigen Ereignisse halten müssen; welche Theilung, sollte sie vollbracht werden, nicht allein die Begeisterung der Polen für die Verbrüderung mit den Deutschen und ihre schönsten Hoffnungen vernichten, sondern ihnen auch die Ueberzeugung aufdringen müßte, daß sie diesmal nicht mehr die ländergierige Politik der Kabinette, sondern den freien Willen des freien deutschen Volkes einer an ihnen begangenen schweren Unbill anzuklagen hätten! — Es hieß jetzt zum ersten Male, es seien 500,000, später sogar 600,000 Deutsche im Großherzogthum Posen, deren Rechte von der Regierung nicht aufgegeben werden dürften. Wir bestreiten aber auf das Entschiedenste die Richtigkeit dieser Zahlenangaben, welche auf Listen beruhen, die von Beamten angefertigt wurden, deren größtes Verdienst in dem Germanisiren der Provinz bestand, und deren Interesse es daher erheischte, das Zunehmen der deutschen Bevölkerung wenigstens auf dem Papier nachzuweisen; — wir berufen uns dagegen vor-

zugsweise auf die unter kirchlicher Autorität vorgenommene Zählung, deren Resultat von dem Erzbischofe von Gnesen und Posen in seiner an den Ministerpräsidenten Camphausen am 20. Mai c. gerichteten Zuschrift dahin angegeben wird: „daß in Wahrheit die Bevölkerung des Großherzogthums Posen von etwa 1,200,000 Seelen aus weit über 800,000 Polen, der Rest aus Deutschen und Juden besteht. Die Katholiken, die weit davon entfernt sind, eine Vereinigung mit dem deutschen Bunde zu wünschen, die eine solche von sich weisen, bestehen aus 900,000 Seelen. Zieht man davon die unstät fliegende Schaar der preußischen Beamten und deren Angehörige, sowie die Juden ab, so bleiben kaum 250,000 deutsche Einwohner.“ Hiernach bedarf es in der That nur der verheißenden Zurückziehung unserer Dränger, der Beamten, um die Provinz als unzweifelhaft polnisch darzustellen! — Daß die polnische Bevölkerung weder eine Theilung des Großherzogthums Posen, noch den Anschluß eines Theils desselben an den deutschen Bund wünscht, dafür spricht unzweideutig der Umstand, daß bei der ersten Kunde von der beabsichtigten Einverleibung eines Theiles des Großherzogthums Posen in den deutschen Bund das Nationalcomitee zu Posen am 17. April dieses Jahres einen feierlichen Protest dagegen erlassen hat, und daß dieser Protest demnächst trotz der größten Hindernisse, welche von Seiten der deutschen Beamten dem Sammeln der Unterschriften unter der polnischen Bevölkerung des Großherzogthums namentlich entgegengestellt wurden, durch mit mehr denn 100,000 Unterschriften versehene einzelne Proteste der Urwähler auf das Kräftigste unterstützt worden ist. Die letztgedachten Proteste sind dem Ministerium des Innern zu Berlin originaliter übergeben worden. Da die preußische Nationalverwaltung dem Antrage auf Einsetzung einer Commission zur Untersuchung der nationalen Verhältnisse des Großherzogthums Posen in ihrer Sitzung vom 4. Juli c. fast einstimmig stattgegeben hat, und da Einer Hohen Deutschen Nationalversammlung bis jetzt keine feste Grundlage zur Behandlung und Beurtheilung der Posener Frage von der preußischen Regierung unterbreitet worden ist, so können wir nur mit aller Sicherheit annehmen: daß Hochdieselbe mit der Verhandlung

über diese Frage nicht vorgehen werde. Obwohl wir endlich uns zuversichtlich der Erwartung hingeben, daß Eine Hohe Deutsche Nationalversammlung nach Einsicht der nothwendigen Vorlagen sich selbst zur Entscheidung dieser internationalen Frage für incompetent erklären wird, so halten wir uns dennoch berechtigt und verpflichtet, bei aller Ehrfurcht für die erhabene Stellung Einer Hohen Deutschen Nationalversammlung: uns und unsere Nation feierlichst dagegen zu verwahren, daß Hochderselben oder irgend Jemanden, außer den rechtmäßigen Vertretern unseres Volkes im Verein mit unserem Großherzoge, das Recht zustehe, unsere ganz selbstständige, unabhängige Sache zur entscheidenden Lösung zu bringen. Die in Berlin anwesenden Abgeordneten aus dem Großherzogthum Posen. (Folgen Namen.)“

Am ersten Tage der Verhandlung in der Paulskirche ergriff Robert Blum das Wort und sprach:

„Es gibt wohl kaum eine eigenthümlichere Stellung, als diejenige ist, wo ein freigewordenes oder freiwerdendes Volk entscheiden soll über das Schicksal eines dem Untergang scheinbar gewidmeten Volks. Wir haben wahrscheinlich wichtigere Beschlüsse gefaßt, als der heutige ist, wir werden vielleicht wichtigere fassen, aber wir werden schwerlich irgend einen fassen, bei dem Gerechtigkeit so laut und so gewaltig an unser Herz schlägt mit ihren Anforderungen, und bei der möglicherweise ein Zwiespalt entsteht zwischen den Forderungen der Gerechtigkeit und denjenigen, die das Nationalgefühl macht. Erregt schon das Unglück an und für sich eine lebendige Theilnahme, gibt es nach dem Ausspruche eines von allen Parteien und allen Richtungen verehrten Polenhelden keinen größern Schmerz, als den eines untergehenden Volkes, weil der Gesammtschmerz der ganzen Nation sich vererbt auf die noch lebenden Glieder bis zum Letzten hinab und der Letzte ihn in seiner Gesammtheit tragen muß, wie Koszziusko in der Schweiz ausgesprochen hat; so wird diese Theilnahme noch erhöht dadurch, wenn man auf das Volk selbst einen Blick wendet und, nicht blind für seine Mängel und Fehler — denn wer hätte die nicht? —, dennoch genöthigt ist, ihm in der Geschichte einen der ehrenvollsten Plätze anzuweisen. Meine Herren!

Vergessen wir es doch ja nicht, wie lange Polen einen Wall gebildet zwischen der nordischen Barbarei und der westlichen Bildung; vergessen wir es doch ja nicht in dem gegenwätigen Augenblick, wie viel wir den Polen zu danken haben in den früheren Jahrhunderten. Und wenn wir jetzt nur zu leicht geneigt sind, die Schattenseite dieses Volkes zu betrachten, vergessen wir doch ja nicht, daß dasselbe seit undenklichen Zeiten in seinem Schooße den Einwanderern gewährt hat, wonach wir in Deutschland in diesem Augenblick noch ringen: daß die Gewissensfreiheit nirgends so geschützt war als in Polen, und daß selbst die verachteten und von der ganzen Welt zurückgestoßenen Juden eine Heimath dort fanden. (Mehrere Stimmen: Bravo!) Ich würde Ihnen noch manche geschichtliche Erinnerung darbieten können aus vergangenen Zeiten Polens, ich will aber darauf verzichten; Denen aber, die so sehr bereit sind, heute das polnische Volk in den möglichst tiefen Schatten zu stellen, ihm alle Tugend abzusprechen, und alle Laster ihm aufzuhängen (Unruhe auf der Rechten), muß ich zurufen, sie sollen nicht vergessen, daß wir einen großen Theil der Schuld davon tragen. Das Volk ist seit achtzig Jahren zerrissen, geknebelt und unterdrückt, und wir haben es beraubt seiner inneren Kraft und seines Landes und seiner Selbstständigkeit und seiner Freiheit. Und wenn nach achtzig Jahren Derjenige, den wir zu unseren Füßen niedergetreten haben in den Schmutz, schmutzig erscheint, dann wälzen Sie die Schuld nicht auf ihn. Es mag sehr richtig sein, daß in den Jahren so langer Unterdrückung, so langer systematisch gepflegter Demoralisation, d. h. geistiger Zerstörung, sowie äußerlicher, manches sich an dieses Volk angehängt hat, von dem es früher nichts gekannt hat; es mag sein, daß es gesunken ist von Stufe zu Stufe; dann aber ist es um so mehr unsere Aufgabe, dazu beizutragen, daß es sich wieder erhebe, weil wir Theil haben an seinem Versinken. So paart sich mit der Theilnahme an dem Volke das Bewußtsein der Schuld unserer Väter, die wir tilgen müssen. Denn ein Volk geht nicht dahin, wie ein Mensch, ein Volk bleibt immer dasselbe, und sühnen muß das Volk, was das Volk, wenn auch ohne seine Zustimmung, in seinen damals einzigen Vertretern gesündigt hat.

Ein Mann, den Sie wahrscheinlich nicht zu den Wühlern und Anarchisten zählen werden, ein Mann, der kaum jemals auf der linken Seite irgend eines Hauses gesessen hat, dessen staatsmännischen Verstand und dessen tiefe Gedankenfülle bei Auffassung der europäischen Ereignisse aber alle Parteien anerkannt haben, hat es gesagt, „daß das der Alp sei, der unsere Geschichte, unsere Politik des achtzehnten Jahrhunderts, den Begriff der Nationalität, der Sittlichkeit, den Friedenszustand, die Zukunft und das ganze Völkerrecht drücke, das Unrecht, das an Polen begangen worden sei.“ Dieser Mann — es ist der alte Gagern, dessen Namen Sie mit Ehrfurcht begrüßen werden — er hat „keinen anderen Schmerz über sein Dasein erkannt, keine andre Ursache es zu bereuen, als daß er in dieser Zeit der durch und durch falschen Handlungsweise — Seitens der Diplomatie und alten Herrschaft — gelebt hat.“ Er sagt es Ihnen sehr deutlich, daß „die Schuld, die begangen worden ist, nicht blos auf Diejenigen kommt, die sie unmittelbar begangen haben, sondern auch auf Diejenigen, die sie fortsetzen dadurch, daß sie ihre Kraft nicht anwenden um sie zu sühnen.“ Und er sagt Ihnen endlich, „daß es in Europa keinen Frieden, kein Völkerglück, keine Sicherheit der Zustände, keine auf der Gerechtigkeit fußende Zukunft und keine Freiheit geben könne, bis die Schuld gesühnt sei, die man an Polen begangen habe.“ (Vielseitiger Beifall.) Was ist bis jetzt zu dieser Sühne geschehen? Die Polen haben in einem langen Zeitraume der Unterdrückung zu verschiedenen Zeiten den Versuch gemacht, sich frei zu machen, und das Joch wieder zu brechen, welches man auf ihren Nacken gelegt hatte. Je nachdem die Zeitumstände waren, hat man das Heldenmuth und Revolution genannt; je nachdem die Zeitumstände waren, hat man sie bewundert und hat sie geschmäht. Ich will kein Urtheil darüber fällen, auf welchem Punkte wir gegenwärtig angelangt sind, aber sagen muß ich, daß es nach den Resultaten der letzten Monate auf jeden Fall Veranlassung gibt, einzugestehen, daß das seit achtzig Jahren unterdrückte Volk vielen andern in Europa mit dem Beispiel der Vaterlandsliebe und des nie zu vernichtenden Muthes vorangegangen ist, welches, wenn es nachgeahmt worden

wäre in unserm Vaterland, uns höchst wahrscheinlich nicht auf die tiefe Stufe des Elends hätte sinken lassen können, auf welcher wir am Schlusse des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts uns befunden haben. Auch jetzt, wo auf's Neue der Frühling dahinzog über die Völker, haben die Polen Theil nehmen wollen an dem werdenden Tage. Sie haben geglaubt, daß auch für sie die Stunde der Wiedergeburt geschlagen habe, und in diesem Glauben haben sie die Hand gelegt an diese Wiedergeburt, wo und wie sie konnten, und wenn Sie ihnen sagen wollen, oder sagen müssen: daß sie hin und wieder übereilt oder unbesonnen gehandelt haben, dann erkennen Sie wenigstens an, daß der Trieb, der sie geführt hat, ein edler war, und daß es um so edler ist, die letzte Kraft dem Vaterlande zu weihen, je mehr dieses Vaterland unterdrückt ist, und je geschwächter die Kraft selbst ist, die man in die Waagschale legen kann. Ich will hier nicht anklagen, denn klagte ich an, ich würde in den Fehler verfallen, den ich dem Ausschußberichte demnächst vorwerfen will; wie sehr auch das Herz geneigt ist, für Polen Partei zu nehmen — und es ist eine schöne Seite des menschlichen Herzens, daß es Partei nimmt für das Unglück, selbst dann Partei nimmt, wenn es möglicherweise das Unglück zu hoch, seine Gegner zu tief stellen sollte — ich will doch nicht anklagen, ich will der Mahnung des Vorsitzenden gedenken, die so hochwichtige europäische Frage mit schonender Milde zu behandeln. Ich will nicht hinweisen auf die Gefahren, die uns von Rußland drohen, und nicht ausführen, wie wir denselben einen Damm entgegenstellen können indem wir zugleich unsere Schuld und unser Gewissen sühnen. Ich will nur fragen, wenn wir hier die Angelegenheiten der europäischen Politik, Angelegenheiten von dem gewaltigsten Gewichte nicht blos für unser Vaterland, sondern für das gesammte Europa, entscheiden, nach welchem Principe handeln Sie denn da? Ist es die territoriale Auffassung der Dinge, die sie bestimmt, wie das z. B. hinsichtlich Schleswig-Holsteins, der Slaven und Triests der Fall gewesen zu sein scheint? Warum sind Sie dann nicht von demselben Principe ausgegangen, wenn es sich darum handelt, ein andres Volk zu beurtheilen, dem eine Anzahl Deutscher einverleibt

ist, wie uns eine Anzahl Dänen und Slaven und Italiener, und wie sie heißen mögen? Oder ist es der Nationalgesichtspunkt, der Sie leitet? — Nun, dann seien Sie auch auf der anderen Seite so gerecht, und wenn Sie Posen durchschneiden, um die Deutschen zu reklamiren, so schneiden Sie auch Schleswig durch, geben Sie die Slaven los, die zu Oesterreich gehören, und trennen Sie auch Südtyrol von Deutschland. — Ja, ich sage mehr: Wenn Sie ein so lebhaftes Nationalgefühl haben und durch dasselbe allein sich leiten lassen wollen, so befreien Sie die deutschen Ostseeprovinzen von der Herrschaft Rußlands, und befreien Sie die 600,000 unglücklichen Deutschen in Elsaß, die sogar unter einer Republik schmachten. (Anhaltender Beifall.) Entweder das Eine oder das Andere ist richtig, denn sich die Politik zurechtmachen in der Art und Weise, wie sie Einem eben für den Augenblick paßt, das ist nach meiner Ansicht gar keine Politik. — Ich will aber auch hier mild sein und sagen: es ist möglich, daß nach einer achtzigjährigen Unterdrückung für die Polen auch die Nothwendigkeit eingetreten ist, einen Theil ihres Bodens abzugeben; es ist möglich, daß es eine Nothwendigkeit ist, eine Linie zu ziehen, welche die verschiedenen Nationalitäten von einander trennt; es ist möglich, das die Freiheit wie die Gerechtigkeit dieses gebieten können, — dann können Sie diese Frage nur entscheiden, wenn Sie mit all der Gründlichkeit, die eine schöne Eigenthümlichkeit unseres Volkes ist, diese Nothwendigkeit nachweisen. Ich suche vergebens in diesem Berichte auch nur im Allerkleinsten einen Nachweis, und muß bekennen, ich begreife es nicht, wie ein solcher Bericht in einer deutschen Volksvertretung nur hat gemacht und ihr vorgelegt werden können. Nichts ist darin, als, Angaben auf Zeitungsgeschwätz hin, nicht eine einzige Nachweisung ist darin, wo eine vernünftige Grenze in Posen ist, nirgends ist eine Nachweisung über das wahre Bevölkerungs-Verhältniß, oder über die topographische Lage der Dinge, nicht eine Tabelle oder Karte, die belehrte — gar nichts. — In Bausch und Bogen sollen Sie entscheiden, ohne Kenntniß der Dinge, über eine Frage, die uns in größere Verwickelungen stürzen kann, als es in dem europäischen Leben noch je gegeben hat! Muß man

einen Schnitt machen in das Land, so kann man diesen Schnitt nur machen in Uebereinstimmung mit Denen, die diese Territorial-Verhältnisse festgestellt haben; wenn man das Beispiel von Krakau wiederholt, so wundre man sich wenigstens nicht, wenn die europäischen Verträge, die für uns keine Geltung haben, wo sie uns oder der übertriebenen Eroberungslust unserer jungen und zweifelhaften Freiheit unbequem sind, auch von Andern nicht mehr geachtet und nicht mehr als bestehend anerkannt werden; wundern wir uns nicht, wenn in dem Augenblicke, wo wir Alle auf das Innigste betheiligt sind, daß das Gewordene sich befestige, bei uns und bei unsern Nachbarn die Partei kommt und die Volksleidenschaft auf ihrer Seite hat, die als erste Verkündigung ihres Sieges von der Tribüne herab erklärt: „Polen soll befreit werden, wenn nicht durch unsere Vermittlung, durch unsere Waffen.“ Dann geben Sie die Zukunft der Welt preis dem ungewissen Schicksale eines langen und blutigen Krieges, dann vernichten Sie vollständig den Wohlstand des Volkes, der jetzt so tief erschüttert ist, und so nothwendig hat, sich wieder zu erholen. Ich will nichts von Ihnen als den Ernst und die Prüfung, die uns nothwendig ist, eine Prüfung, die man selbst da als nothwendig erkannt hat, wo man tiefer betheiligt ist bei diesen Angelegenheiten, als wir es für den gegenwärtigen Augenblick sind. Die preußische Regierung, welche die Theilung Polens ausgeführt hat, hat die Nothwendigkeit anerkannt, die Akten wieder aufzunehmen und näher anzusehen, was damals geschehen ist; sie hat im Vereine mit ihren Vertretern eine neue Untersuchung angeordnet und einer Commission der dortigen Volksvertreter übertragen, oder mindestens übertragen lassen; sie wird die Berichte dieser Commission erwarten, und sie wird, ich zweifle nicht, darnach handeln. Mehr verlange ich auch nicht. Man kann die Völkerschicksale nicht aufhalten; haben die Polen uns ein Stück Boden und haben sie so und so viel deutsche Bewohner abzugeben, wohlan, so mögen Sie dieses Schicksal tragen, wie manches andere harte Schicksal, das sie haben tragen müssen; aber man zeige ihnen nicht mit Shrapnells, sondern mit Gründen der Vernunft und der Nothwendigkeit, daß sie müssen; man zeige es ihnen im An-

gesichte von Europa und erst dann, wenn sie mindestens wieder angefangen haben ein Volk zu sein, nicht jetzt, wo sie gebunden sind an Händen und Füßen und wo wir nicht mit Ihnen unterhandeln, sondern ihnen nur abnehmen können, was wir haben wollen. Man thue ihnen, den Schwachen und Unglücklichen gegenüber, was man gegenüber von Rußland und Frankreich thut, weil sie stark und bewaffnet sind; man wende ihnen zu, was ihnen gebührt: die Schonung, die das Unglück in so hohem Grade in Anspruch nimmt, und man behandle sie eher milder als härter, denn andere Völker; das ist das Einzige was ich beantrage. Beauftragen Sie die Gewalt, die Sie geschaffen haben, mit eigenen Augen zu sehen, nicht mit den trüben Augen, die die gegenseitigen Parteischriften hervorgerufen haben; denken Sie an die Worte des Dichters, „daß von der Parteiengunst und Haß entstellt das Charakterbild der Zustände in der Geschichte schwankt." Lassen Sie Ihren verantwortlichen Minister Ihnen gegenübertreten, von dieser Tribüne herab Ihnen sagen: „Das ist nothwendig," und wenn er das sagt und mit Gründen belegt, dann werden Sie ruhig der Nothwendigkeit gehorchen können. Indem ich also nichts von Ihrer Gerechtigkeit verlange, als eine Untersuchung der Sache, schließe ich mit den Worten einer Herrscherin, die betheiligt war bei der Theilung Polens. Sie sagte: „In dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend gegen uns ist, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß ich bekennen, daß zeitlebens ich nicht so geängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenke der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen." Das schrieb Maria Theresia an Kaunitz". (Stürmisches Bravo von der Linken.) —

Drei Tage lang dauerte die Redeschlacht. Am vierten — den 28. Juli 1848 — kam es zur Abstimmung. Der von Blum formulirte Antrag: „die Zustände in Posen durch die Centralgewalt untersuchen zu lassen und einstweilen die Entscheidung auszusetzen, wurde mit 333 gegen 139 Stimmen abgelehnt, und schließlich die An-

träge des Ausschusses mit 342 gegen 31 angenommen. Die Linke enthielt sich der Abstimmung.

Wir erwähnten dieser Episode etwas ausführlicher, weil sie für die Gegenwart ein besonders Interesse hat und weil die Rede, welche Blum bei dieser Gelegenheit hielt, ihn in seinem besten Licht zeigt.

Der Reichsverweser war natürlich nur ein Schatten. Der Bundestag zwar legte getreulich seine Macht in die Hände des österreichischen Erzherzogs nieder, auch im Parlament hatte er eine respektable Majorität, aber die Selbsttödtung des Bundestags war nur eine optische Täuschung — nach 2 Jahren feierte er lustig seine Wiederauferstehung —, und mit den Regierungen haperte es. Die kleinen fügten sich zum Theil, doch die große und einzige, auf welche es ankam, die preußische, setzte sich auf die Hinterfüße. Trotz des Befehls der Centralgewalt ließ König Wilhelm IV. seine Armee nicht dem Reichsverweser Treue schwören. Er erließ am 29. Juli einen Armeebefehl, in welchem er seine Zustimmung zur Wahl des Reichsverwesers aussprach und, der Ernennung desselben durch das Parlament mit keinem Wort gedenkend, mit den Worten schloß: „Ueberall, wo preußische Truppen für die deutsche Sache einzutreten und nach meinem Befehl Sr. kaiserlich königlichen Hoheit dem Reichsverweser sich anzuordnen haben, werdet Ihr den Ruhm preußischer Tapferkeit und Disziplin treu bewahren und siegreich bewähren.“ Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl, und man verstand ihn auch in Frankfurt, hütete sich jedoch, den Handschuh aufzunehmen.

Und vierzehn Tage später, am 14. August 1848, sagte Friedrich Wilhelm IV. zu Heinrich von Gagern, der das Kölner Dombaufest mit einer Deputation aus der Paulskirche besucht hatte: „Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich einer derselben bin.“

Das vergaßen die Herren Paulskirchner nun allerdings nicht, aber was sie vergaßen, das war, daß sie, ohne Macht, ohne Rückhalt und Druckkraft von unten herauf, den Fürsten gegenüber nur Puppen waren, die

:gentlich in die Rumpelkammer oder gar auf den Mist
gen würden. —

Den 15. August begab sich Blum auf einige Tage
h Leipzig, wo politische und Familien-Angelegenheiten
ie Anwesenheit nothwendig machten. Er fand die
ıu sehr leidend, so daß er sie für verloren hielt — Be-
chtungen, die sich jedoch nicht bestätigten. Von Ruhe
Familienkreise konnte überhaupt nicht die Rede sein.
„Tag und Nacht nahmen die politischen Freunde den
:ksmann in Beschlag mit Versammlungen, Volksfesten,
:enbezeugungen aller Art. Was immer das Herz des
ınnes mit Stolz und Freude erfüllen kann, hat damals
pzig seinem Abgeordneten geboten. Noch heute leben
: Festestage, die Robert Blum von der ganzen Be-
kerung der Stadt dargebracht wurden, in der Erinner-
ı des Volkes, namentlich der gewaltige Fackelzug, der
seinem bescheidenen Hause in der Eisenbahnstraße vor-
rwallte über eine Stunde lang, mit 10,000 Fackeln.
h unvergessen ist die Rede, die Blum am 16. August
:8 im Garten des Schützenhauses vor 10—12,000
:ern hielt“ — so schreibt der Sohn. Die häßlichen
nlichen Angriffe, mit denen die Reaktionäre aller Art,
die würdigen Vorgänger der Leipziger Nationalliberalen
der Aera Bismarck — Robert Blum auf der „Esels-
je“ des „Leipziger Tageblattes“ überschütteten, davon
ɪeigt der Sohn, dem diese Ausdrücke zu — verwandt
. Jene „Leipziger Schützenhausrede“ lautete nach
vorliegenden Bericht:

Als ich fortgegangen war von Leipzig, habe ich oft
ɔhl im Vorparlament, als in der National-Versamm-
ʒ mit Vergnügen an Leipzig gedacht und habe es offen
im Privatkreise gesagt, daß die Ordnung in unsern
sammlungen, auch in den Versammlungen der Ar-
:r, die man doch zu den mindenst Gebildeten zählt und
n jedenfalls alle Uebung in solchen Dingen abging,
sie ein Muster sein könnte für größere und wichtigere
sammlungen. Ich kann nicht glauben, daß dieser Geist
hwunden, sondern ich glaube vielmehr, daß er kräftiger
ɔrden sei. Was wäre auch die Freiheit, wenn sie
: jedem Menschen und jeder Meinung vergönnt
:? Dies aufs Neue zu bewähren, ist ja auch der

ernste Zweck dieser heutigen Versammlung. Ich sage heilig, weil sie nächst dem Zwecke der Berathung über die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, aufs Neue zum Bewußtsein bringen soll, wie reif und würdig das Volk ist für das ihm kaum gewährte und hin und wieder bereits wieder angetastete Associationsrecht.

Ich beginne damit, daß ich nach langer Abwesenheit einen herzlichen Gruß an Sie richte, den Gruß, den man den Seinen bringt (Stimmen: es lebe Blum!) bei endlichem Wiedersehen. Denn was wäre unser Sein und Wirken, wenn wir uns nicht als eine Familie mit den Bürgern betrachten wollten, die wir zu vertreten die Ehre haben? — Eine gewaltige Zeit ist in unserm Vaterlande dahingegangen, seit wir uns nicht gesehen. Ein Theil des sächsischen Volkes hat mich gesendet zu dem Vorparlament in einer Zeit, die einzig in ihrer Art dasteht und noch unermeßlich ist in ihren Folgen. Vom ersten Augenblicke an habe ich mir die Richtschnur für mein Thun gezogen, die, wie ich meine, der Wichtigkeit der Aufgabe entsprach, und ich kann mir das Zeugniß geben, derselben treu geblieben zu sein. Diese Richtschnur war nichts anderes, als eine Feststellung und Sicherung der Rechte, die das deutsche Volk zwar im Sturme eroberte, aber doch nicht so, wie in andern Ländern: mit dem Umsturze alles Bestehenden. Groß stand es da in der Art und Weise, wie es die Revolution auf dem Wege des Gesetzes geltend zu machen strebte; auf dem Wege nicht des alten, sondern des neuen Gesetzes, welches seine Vertreter, die es direkt und ohne ängstliche Formen gewählt, schaffen und feststellen sollten.

In diesem Gesetze sehen meine Genossen und ich die Bürgschaft der Einheit unseres Vaterlandes, basirt auf die einzig dauernde Grundlage der Freiheit, durch welche die Größe und Kraft eines Volkes allein wachsen und gedeihen kann. Nur durch die Freiheit glaubten wir die Einheit und mit ihr das Vertrauen, die Wiederkehr des Geschäftsverkehrs, der Arbeit und des Wohlstandes herstellen und so eine neue Ordnung an die Stelle des alten Zustandes gründen zu können. Dies zu erzielen, erachteten für den Staat und das Wohl des Staates wir vor Allem die Feststellung der Grundrechte des deut-

chen Volkes im Vorparlamente für nothwendig, wie alle Völker sie festgestellt haben bei ihrer Erhebung. Es war daher der erste Beruf Derer, die man die Linke nennt, dem deutschen Volke vor Allem diese Rechte zu sichern vor jedem Wechselfalle, und auf sofortige Berathung dieses Gegenstandes zu dringen. Allerdings kann man nicht leugnen, daß die Gründe gewaltig und gewichtig waren, welche eine Berathung zu verschieben riethen, die nicht nur Tage, sondern Wochen bedurfte, wenn die Materialien mit Umsicht und Sorgfalt geordnet werden sollten; und man konnte nicht verkennen, daß das Vorparlament nicht dazu geeignet sei, diese Arbeit zu unternehmen, wenn es in den Grenzen bliebe, die es sich gezogen hatte. — So entsprang der zweite Antrag aus dem ersten, daß das Vorparlament sich für permanent erklärte, bis eine gewählte Volksvertretung es ablöse. Der Vorschlag fiel durch und ich bekenne, daß es mich mit Freude und Stolz erfüllt, zu den 193 gehört zu haben, die für die Permanenz stimmten; es ist jetzt nicht mehr blos mein Urtheil, sondern das Urtheil Deutschlands geworden, daß Vieles nicht so gekommen wäre, wenn die Versammlung zusammenblieb; daß die Sonderinteressen der Dynastien und der Partikularismus nicht ihr Haupt erhoben haben würden, wie jetzt; daß man dann binnen 6 Wochen erzielt haben würde, wozu man jetzt so viele Monate gebraucht und doch am Erfolge zweifeln muß. Dieser Sinn lag in dem Antrag auf Permanenz; man beschäftigte sich indessen nur mit der Berufung der constituirenden Versammlung.

Es handelte sich nun darum, daß die Wahlen zu dieser Versammlung so allgemein als möglich wurden, damit eine wahre Volksvertretung nach Frankfurt komme; in diesem Sinne habe ich für das Wahlgesetz gewirkt, welches zwar für unsere Verhältnisse so freisinnig wie möglich war, welches uns aber doch gelehrt hat, daß man in solchen Dingen auch an das Einzelnste denken muß. Die engherzige Auslegung der Bestimmungen dieses Wahlgesetzes in einzelnen Staaten, die Verkürzung des Wahlrechtes für einen großen Theil unserer Mitbürger hat uns reiche Erfahrungen machen lassen; sie werden nicht verloren sein für das Wahlgesetz für die Reichsvertretung, und man wird hoffentlich in demselben dem ganzen

Volke gerecht werden. — Vom Vorparlament wurde mir die Ehre zu Theil, in den Ausschuß gewählt zu werden, welcher über die Ausführung der Beschlüsse desselben wachen, die allgemeinen Wahlen befördern und die baldigste Berufung der constituirenden Versammlung vermitteln sollte. Dieser Ausschuß stellte sich die Aufgabe, mit gleicher Entschiedenheit gegen die Reaktion wie gegen die Anarchie einzuschreiten, und ist dieser Devise treu geblieben bis an sein Ende. Er hat mit Unerschrockenheit der Reaktion sich entgegengestellt, wo sie sich blicken ließ und hat den drohenden Bürgerkrieg verfolgt, bis in sein Waffenlager. Ich habe, wie die Verhandlungen zeigen, beiden Richtungen die Unterstützung angedeihen lassen, die in meiner Kraft stand. Wir haben allerdings vergebens versucht, der engherzigen Auslegung des Wortes „selbstständig" entgegen zu treten, vergebens versucht, andere Wahlen zu erzielen, wo man dieselben gegen das Wahlgesetz beengt und beschränkt hatte; der Drang des Augenblicks war so groß, daß man hin und wieder durch die Finger sehen mußte, um nur das Ganze zu Stande zu bringen. Der Fünfziger Ausschuß hat mir, wie Ihnen bekannt sein wird, die Ehre zu Theil werden lassen, mich als Commissär nach Cöln, Coblenz, Aachen, u. s. w. mit andern Mitgliedern zu senden, wo schwere Gewaltthaten, die niemals zu rechtfertigen oder zu billigen sind, die Ruhe und den Verkehr störten. Ich habe mich bestrebt, die Einheit, das Recht, den Frieden zu befördern, und Diejenigen, welche mich gesandt hatten, waren mit mir zufrieden. — Wir haben, allerdings eine kleine Minderheit, bis zu dem letzten Mittel dagegen gekämpft, daß die Eröffnung der National-Versammlung vom 1. bis zum 18. Mai verschoben wurde, da jeder Tag ein verlorner war und Gefahren für das Vaterland herbeiführen konnte; es war vergebens.

In der Nationalversammlung war es ebenfalls die früher angedeutete Richtschnur, die meiner Freunde und mein Wirken bestimmte: daß dieses Jahrhunderte lang zerrissene, zersplitterte und dadurch tief gesunkene Deutschland Eins werde — Eins auf der Grundlage der Freiheit, und daß des schwer gedrückten Volkes Last, so weit es die großen Bedürfnisse einer Revolution zulassen, ge-

mindert und gelindert würde. Und ich wiederhole, ich glaube nicht, daß wir in irgend einem Schritte von diesem Pfade gewichen sind. Was die Einheit unseres Vaterlandes zu stören drohte, das haben wir bekämpft. Als man in mehreren Staaten constituirende Versammlungen berief, namentlich in den zwei größten Staaten unseres Vaterlandes, haben wir darin Gefahr für die Einheit gesehen; wir haben gefürchtet, daß, wenn man in Berlin und Wien etwas Anderes beschließe als in Frankfurt, mindestens in langen Verhandlungen die Zeit verloren, oder gar ein Zerwürfniß herbeigerufen werden könne, was ewig beklagenswerth sein würde. Aus dieser Ansicht entspann sich die Verhandlung über den Raveaux'schen Antrag, in Folge dessen die Nationalversammlung die Bestimmungen der Einzelverfassungen, welche mit der allgemeinen Verfassung in Widerspruch stehen, für ungiltig erklärte. Gefährlich für die Einheit erachteten wir es, wenn es einzelnen Staaten gestattet wäre, Friedensschlüsse nach eigner Willkür abzuschließen, weil dann leicht das Interesse dieser einzelnen Staaten dem der Gesammtheit vorgezogen werde, oder der Friede geschlossen werden könne, bevor es Zeit sei. Daran knüpfte sich die Verhandlung über die schleswig-holsteinische Angelegenheit und der Antrag,

> daß kein Friedensschluß und kein Waffenstillstand ohne die Genehmigung der Nationalversammlung geschlossen werden dürfe;

ein Antrag, der leider damals durchgefallen ist, obgleich man fast mit Nothwendigkeit darauf eingehen mußte, da es keine andere Vertretung Deutschlands gab. Für nicht weniger gefährlich hielten wir die Centralgewalt, so wie sie geschaffen worden ist: mit einem unverantwortlichen Reichsverweser an der Spitze. Wir fürchteten, daß ein solcher fürstlicher Reichsverweser in souveräner Stellung den alten Streit zwischen Hohenzollern und Habsburg wieder erneuern könne; daß das Institut, welches den Mittelpunkt der Einheit bilden sollte, den Anlaß zum Zwiespalte zu geben geeignet sei. In diesem Augenblicke ist es nicht mehr nöthig zu sagen, daß die Furcht wohl begründet war. Sie haben in den letzten Wochen gesehen, wie stark diese Eifersucht ist, und Erscheinungen

sind zu Tage gekommen, die man vier Monate nach der Revolution für unmöglich hätte halten müssen.

Wir wollen hoffen, daß der Gedanke der Einheit stark genug ist, diese Sondergelüste zu bewältigen; aber das muß ich aussprechen, daß ich glaube, eine Centralgewalt, wie ich sie gewollt, war nicht im Stande, die Eifersucht in dieser Weise rege zu machen. Wir wollten nicht mit Kartätschen schießen, wo uns die Handwaffe zu genügen schien. In dem Vertrauen, daß es den Regierungen ernst sei um die Freiheit und Einheit, wollten wir die Centralgewalt beauftragt sehen mit der Vollziehung der Beschlüsse der Nationalversammlung. Wir wollten keine Regierung mit Ministern und Unterministern, sondern nur einen Vollziehungsausschuß, der die Regierungen völlig unangetastet ließ, sofern sie ihren Versprechungen treu blieben. Erst dann, wenn die Verfassung fertig geworden war, wenn die Regierungen einsehen konnten, was die Einheit von ihnen forderte, und was ihnen bleiben sollte; wenn sie Ruhe und Sicherheit hatten hinsichtlich der Gewährleistung des Bleibenden, dann wollten wir eine wirkliche Staatsgewalt für das Ganze schaffen. Wir sind unterlegen und haben jetzt im Interesse unseres Vaterlandes einen Wunsch nur: daß die Mehrheit diesen Schritt niemals bereuen möge! Dann werden wir gern gestehen, daß wir uns geirrt haben.

Allein leider können wir uns nicht verhehlen, daß die Sondergelüste gewaltig sich regen; nicht blos in einem großen deutschen Staate, auch rückwirkend auf Frankfurt, in der Nationalversammlung.

Ich habe die Ehre, dem Verfassungsausschusse anzugehören, und mit Schmerz muß ich es sagen, auch dort thut sich bereits die gewaltige Wirkung der Sonderbestrebungen kund. Sie werden sich Alle erinnern, daß in den Tagen des März schon die süddeutschen Staaten zusammentraten, um an die Neugestaltung Deutschlands Hand zu legen; daß man damals als das Mindeste der Einheit die Vertretung Deutschlands nach Außen, das Militärwesen, die Zölle, die Posten, Münze, Maß und Gewicht u. s. w. in die Hand des Reichs gelegt wissen wollte. Die sächsische Regierung, die sich zuvorkommend und bereitwillig, wie so oft bei den Forderungen der Neuzeit, diesen

Vorschlägen anschloß, gab denselben die Verstärkung ihrer Zustimmung und mit derselben wurde sie in den Märztagen nach Berlin gebracht — und von dort haben wir bald die Nachricht zurückerhalten, daß man diese Grundlage als nothwendig anerkenne. Das ist ganz anders geworden. Man will das Militärwesen Sache des Einzelstaates sein lassen. Ja, man will so weit gehen, die Abtretung der Vertheidigungsmittel, der Festungen, abhängig zu machen davon, daß man sie erst bezahlt, ehe man sie zum Schutze Deutschlands verwenden kann. Dies sind Erscheinungen, die ihren Widerhall in der Nationalversammlung finden werden, wie sehr auch die Minderheit dagegen kämpfen mag. Daß es aber nur eine Minderheit ist, ist um so trauriger, als drei Staaten ihre Heere behalten sollen, Oesterreich, Preußen und Bayern, während man die kleineren entwaffnen will. Wenn ich es auch niemals für ein Glück gehalten habe, daß die kleineren Staaten große Heere halten, so kann ich doch wenn die Einheit wirklich nur ein schöner Traum gewesen sein sollte, es nimmermehr zugeben, daß die kleinen Staaten den Abrundungs- und Vergrößerungsgelüsten der größern, oder dem fast nothwendigen Bestreben einer, den großen Staaten gegenüber ohnmächtigen, Centralgewalt nach eigener Macht wehrlos preisgegeben werden. Die kleinen haben so viel Recht wie die großen und sollen nur sie Opfer bringen, dann werde ich ihr Recht vertreten, wie die Großen das ihrige vertreten lassen. (Lauter Beifall.)

So viel also über das Bestreben nach Einheit.

Was die Freiheit des Volkes betrifft, so haben wir die Vermehrung der Militärmacht für gefährlich gehalten. Nicht daß wir im Soldaten etwas anders sehen als im Bürger — im Gegentheil, keinen innigeren Wunsch kenne ich als den, welchen ich schon im März in diesen Räumen ausgesprochen, daß recht bald die Scheidewand falle, die zwischen dem Soldaten und uns noch gezogen ist. Aber ich habe nicht vergessen, daß gleich vom Anbeginn der Bewegung an der laute Ruf erschallte, daß die stehenden Heere vertauscht werden sollten mit einer Volksbewaffnung, und daß diese Volksbewaffnung so schnell wie möglich ins Leben treten möge. Allerdings, so lange Deutschland von irgend einer Seite bedroht ist, schrecken wir nicht zurück vor dem Gedanken, daß die stehenden Heere im

Nothfalle vermehrt werden müssen bis zu dem Punkte, wo der letzte waffenfähige Mann eintritt; allein wir schaffen nicht für den Augenblick und die stehenden Heere müssen gesetzlich, wenn nicht abgeschafft, doch vermindert werden bis auf den Punkt, wo sie gewissermaßen die Rahmen sind, in welchen die Volksbewaffnung eintritt, wie in der Schweiz und in Nordamerika; und in diesem Sinne habe ich gegen die Vermehrung der stehenden Heere gestimmt. Daß stehende Heere häufig ein Werkzeug der rohen Gewalt und der Tyrannei sind, darüber zu sprechen ist überflüssig. Auch wäre es ungerecht, dem Soldaten die Schuld beizumessen, wenn er am Bürger Schweres verübt hat. Wir müssen nur trachten, daß der Unterschied zwischen Soldat und Bürger wegfällt und daß dem Soldaten sein heiliges Recht gewährt werde wie uns; jetzt entzieht man ihm dasselbe, behandelt ihn gar noch wie eine Maschine, verkümmert ihm das Petitions- und Versammlungsrecht und zeigt damit, daß man den Soldaten im alten Zustande lassen und ihn zu den alten Gewaltzwecken mißbrauchen will. Und dies ist ein neuer, mächtiger Grund, gegen die Vermehrung des alten Soldatenthums zu stimmen. Endlich werden auch die Kosten des Heeres weit geringer, wenn jeder Waffenfähige geübt wird in den Waffen, aber nicht mißbraucht wird zum Soldatenspiel, zu Parademärschen und Manövern, die dem Müßiggänger zum Vergnügen dienen, sondern nur angehalten zu Uebungen, welche Ausbildung und Wehrtüchtigkeit zum Zwecke haben.

Ich hielt ferner dafür, daß die Centralgewalt auch der Freiheit gefährlich sei, weil man die Spitze derselben mit einem unverantwortlichen Herrscher besetzte. Eine ganz neue Staatsweisheit hat uns zwar gesagt, wir hätten verschwiegen oder übersehen, daß dessen Räthe verantwortliche Minister seien; allein auf dieser Stufe politischer Kindlichkeit stehen wir nicht, daß wir dieses übersehen hätten. Die Verantwortlichkeit der Minister versteht sich von selbst, und nicht die Unverantwortlichkeit selbst war es, gegen die wir kämpften, sondern der Kaiserembryo, welcher darin lag: die Schöpfung einer neuen Fürstengewalt, die wir nicht an der Spitze des Staates haben wollten (Beifall). Wenn dieser Gegenstand nütz-

liche Folgen gehabt, so ist es die, daß nach Ernennung des Reichsverwesers die Kaiser=Idee gestorben ist. Selbst in den Köpfen Derer, die sie geschaffen haben, ist sie als beseitigt zu betrachten.

Gestatten Sie mir hier eine Abschweifung. Durch den Vorschlag des Vollziehungsausschusses hat man uns republikanischer Tendenzen beschuldigt; wir hatten dieselben zwar für den vorliegenden Fall nicht, aber ich hege die Ansicht, daß nur die republikanische Regierungsform für den Gesammtstaat gut und heilsam ist. Wir wollen das Vaterland nicht aufs Neue den Stürmen preisgeben, welche seine Kaiser Jahrhunderte lang über dasselbe heraufgeführt haben. Wir wollen nicht, daß das Kaiserthum mißbraucht werde zur Erwerbung und Verstärkung einer sogenannten Hausmacht, oder daß die Hausmacht dazu diene, die Einzelstaaten zu knechten. Wir wollen nicht, daß die höchste Stelle im Staate der Zielpunkt sei für den Ehrgeiz, und trachten deshalb diese Spitze so schlicht als es irgend möglich ist, hinzustellen — so hinzustellen, daß sie nur das Nöthige thut, in dem Wechsel der Versammlungen gar keine Veranlassung findet, in das einzugreifen, was aus ihrem Bereich bleiben muß. Wir wollen also die Republik an der Spitze des Gesammtstaates (Bravoruf). Aber indem wir dieselbe wollen, weisen wir es entschieden zurück, daß wir jemals die Hände an die Umgestaltung der Verhältnisse in den Einzelstaaten legen wollen; das hielten wir für ein Unglück und für eine Thorheit. Unser Vaterland ist derart construirt, daß seine Stämme selbstständig bleiben müssen; darin beruht sein schönstes Leben. Und es gibt keinen Menschen in Deutschland, der, wenn er es könnte, die Thorheit begehen würde, in die Verhältnisse der einzelnen Staaten zu Gunsten republikanischer Formen einzugreifen. Wer möchte verkennen, daß die Verschiedenheiten so ungeheuer sind, daß es schwer fällt, die einzelnen Grundpfeiler für einen gemeinsamen Bundesstaat aufzustellen? Wie sollte man dem Ganzen eine Form aufzwingen wollen, die nur aus der freien Entwickelung der Theile hervorgehen kann? Nein, meine Mitbürger! Es ist eine Lüge, die uns an die Schöpfung einzelner Republiken hat denken lassen; wir würden die Ersten sein, die sich dem Bestreben einer

ganz republikanischen Nationalversammlung, in die einzelnen Staaten einzugreifen, widersetzten. (Vollster Applaus.)

Was das von mir bezeichnete Streben betrifft, die Lasten des Volkes zu erleichtern, so ist besonders unsere Abstimmung vielfach im Vaterlande angefochten worden, nach welcher wir nicht sofort 6 Millionen zum Baue einer Flotte bewilligen wollten. Daß Niemand die Vertheidigung Deutschlands gegen einen übermüthigen Feind weniger hemmen möchte als wir, das bedarf keiner Versicherung; aber wir glaubten den Antrag stellen zu müssen, daß man von Seiten der Bundesversammlung erst Rechnung ablegen solle über die ungeheueren Summen, welche zum Festungsbaufonds geliefert wurden, und die nach Versicherung Sachkundiger noch sehr bedeutende Baarschaften übrig gelassen haben mußten. Diese Baarschaften schienen uns zuerst zur Vertheidigung Deutschlands aufgewendet werden zu müssen und eine Besteuerung des Volkes erst gerechtfertigt, wenn sie erschöpft waren. Das war der Grund, warum wir für den Augenblick gegen die Bewilligung gestimmt haben, und wir werden auch ferner darauf dringen, daß der Schleier gehoben werde, welcher auf dem Haushalt des Bundestags ruht. Die Volkswohlfahrt war auch ein Grund, besonders im Hinblick auf die kleinen Staaten, daß wir gegen die Vermehrung des stehenden Heeres stimmten.

Zwar hat man gesagt: die einzelnen Staaten trifft es nicht so schwer, sie haben nur im Verhältniß ihrer Bevölkerung das Heer zu vermehren. Allein, das ist falsche Darlegung — die kleinen Staaten trifft es außerordentlich, es trifft sie fast allein. Die großen, z. B. Preußen, haben viel mehr Truppen als 2 Procent ihrer Bevölkerung, Bayern besitzt gegenwärtig 72,000 Mann und hat also nur 18,000 zu stellen, wenn es sich auf zwei Procent der Bevölkerung bringen soll, d. h. nur um ein Fünftel hat es sein Militär zu vermehren, während unser Sachsen dasselbe verdreifachen muß. Meine Genossen und ich, wir wollen nicht, daß die kleinen Staaten ebenfalls an den Rand des finanziellen Verderbens geführt werden, an dem Oesterreich und Preußen stehen. Und die Militärvermehrung führt dazu. Wir haben ferner erst in der vorigen Woche dagegen gestimmt, daß dem

Präsidenten der Nationalversammlung eine jährliche Besoldung oder vielmehr Entschädigung für Repräsentationsaufwand von 24,000 Gulden bewilligt werde; nicht weil wir knickern um diese höchste Stelle, welche das Volk zu vergeben hat, oder weil wir die Verdienste des Präsidenten gering achten, sondern weil wir meinen, daß die neue Zeit den unsinnigen Repräsentationsaufwand nicht mehr braucht, daß gerade der Präsident an Einfachheit und Sparsamkeit vorangehen sollte, daß jedenfalls die Hälfte, 12,000 Gulden, genügte, und daß die hohe Bewilligung jetzt doppelt gefährlich sei, wo 6 neue Minister, 12 überflüssige Unterminister und eine Anzahl anderer Reichsbeamten zu besolden sind, die ihre Ansprüche alle nach dieser Bewilligung richten werden.

Daß ich im Verfassungsausschusse für die Freiheit, wie für die Erleichterung des Volkes gewirkt, geht aus den zahlreichen Minderheitsgutachten hervor, die ich mit wenigen Freunden unterschrieben und wofür wir im Ausschuß wie in der Versammlung gekämpft haben. Ebenso ist von uns der Antrag ausgegangen, die Hindernisse zu entfernen, die dem Handel und Verkehr entgegenstehen, die Flußzölle und alle anderen Hemmungen im Innern. Dieser Antrag ist noch nicht zur Berathung gekommen, er liegt dem volkswirthschaftlichen Ausschusse vor, und es wird hoffentlich nicht lange Zeit vergehen, bis er zur Verhandlung kommt.

Das sind in einfachen Linien die Gegenstände, mit denen wir uns bis jetzt beschäftigt haben. Ich werde dankbar sein, wenn man mich an Vergessenes erinnert und einzelne Punkte heraushebt, worüber ich Aufschluß geben soll.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die auswärtige Politik, wie sie von meinen Gesinnungsgenossen und mir aufgefaßt wird. Was diese Angelegenheit betrifft, so haben wir in unserm Vaterlande eine unglücklichere Stellung, als irgend ein anderes Volk nach Osten und Westen einnimmt. Wir haben fremde Völkerstämme, die seit langer Zeit mit uns verbunden sind und es im Interesse der Grenzen, der Sicherheit und der Vertheidigung Deutschlands bleiben müssen. Andere sind durch das Loos des Kriegs, der Eroberung oder einer gewissen- und herzlosen diplomatischen Landeszerbröcklung mit uns ver-

eint, die es nicht nothwendig bleiben müssen. Was die Ersten betrifft, so haben diese fremden Volksstämme lange unter der Unterdrückung der Deutschen geseufzt, so daß der Name deutsch und tyrannisch bei ihnen gleichlautend geworden ist. Es ist kein Wunder, wenn sie uns hassen, denn wir haben diesen Haß nicht verschuldet, aber verdient; es ist ein fluchwürdiges Erbtheil der Freiheitsfeinde. Wir müssen diese fremden Stämme zu versöhnen suchen, und wir haben dahin getrachtet, dies zu thun. Gerade von unserer Seite ist der Antrag ausgegangen, daß die Nationalversammlung die Erklärung gebe, daß außer dem Genusse aller Rechte, die wir uns selbst sichern, den fremden Stämmen auch ihre Sprache und Nationalität gesichert sei. Die Nationalversammlung hat diese Erklärung fast mit Stimmeneinheit gegeben und das wird zur Beruhigung dienen und besser wirken als die Waffen. Wenn jene Stämme sich aussöhnen mit ihrem Loose, dann würden sie die Verbindung segnen und preisen, und wahrlich, sie werden nicht dem schlechtesten Theile von Deutschlands Bewohnern angehören. Für diese Stämme nehmen wir also die Rechte der Freiheit in Anspruch, wir erkennen ihnen das Recht zu, sich selbstständig zu entwickeln, und mit uns Eins und frei zu werden. Den Völkern aber, welche nicht mit uns verbunden sein müssen, die eine Unterdrückungspolitik uns zugeführt hat, erkennen wir das Recht der Befreiung, der Trennung zu. Das heißt aber nicht, daß wir nun mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen, was wir besitzen, oder die Interessen des eigenen Landes verkennen, um andern zu dienen. Wir wollen nur auf dem Wege des Friedens und Vertrauens die Geschicke unseres Vaterlandes sich entwickeln sehen und die große, so selten von Nationen geübte Tugend: Gerechtigkeit üben, ohne welche keine dauernde, keine Freiheitsschöpfung gedeihen kann.

Wir halten diese Politik jetzt für um so nothwendiger, als wir unser Vaterland nicht in einen Krieg stürzen mögen, der das Elend, welches da und dort herrscht, vergrößert und mit der Freiheit den Wohlstand vernichten kann auf sehr lange Zeit. Wir halten es für leichtfertig und verbrecherisch, wenn man in dem Augenblick, wo die innere Grundlage des Staates völlig erschüttert ist und

ımgestaltet werden muß, auch die Verträge übermüthig erreißt, auf welchen die Beziehungen der Nationen zu ein:nder beruhen. Wir halten es für schmachvoll, wenn ein Volk in seinem ersten Aufstreben zur Freiheit in die Fußstapfen der alten Tyrannei tritt und mit bloßer Gevalt Länderscheidungen ohne Prüfung und Kenntniß der Dinge vornimmt. Die letzteren haben wir verlangt und verden sie ewig verlangen zur Ehre des deutschen Namens. Wir sind ferner überzeugt, daß der Volkswohlstand nicht gedeiht, so lange der sogenannte bewaffnete Friede dauert und die Länder von unermeßlichen Heeren ausgesogen werden, und deshalb wollen wir eine Verbrüderung angebahnt sehen zwischen den freien Völkern des Westens, zwischen Deutschland, England und Frankreich, gegen den Osten, der jetzt noch freiheitsfeindlich ist. Nicht daß man ein Bündniß um jeden Preis schließen soll, dies wäre Thorheit! Nein, nur die Bedingungen soll man herbeiführen, den gestörten diplomatischen Verkehr herstellen und so die Möglichkeit anbahnen. Die Länder können und werden nicht aufblühen, so lange der Friede nur auf den Spitzen der Bajonette und der gegenseitigen Beobachtung, dem allgemeinen Mißtrauen ruht. Die Freiheit erobert nicht und will nicht erobern; die Herrschgier und Tyrannei nur will erobern und immer mehr Macht erwerben nach Innen und nach Außen. Die Freien brauchen sich gegenseitig nicht zu bewaffnen, sie nehmen nur die freie innere Entwicklung für sich in Anspruch, und in dem Augenblicke, wo sie sich verbünden, ist wirklich der ewige Friede gesichert, wie man sich jetzt auch anstrengt, es zu verhindern; von diesem Augenblicke an datirt uns eine bessere Zeit in der Wahrheit und Wirklichkeit.

Soll ich schließlich noch darüber sprechen, daß ich auf der Linken sitze? (Zuruf: Nein, nein!) Ihretwegen thue ich's nicht, es hieße Sie beleidigen; aber ich thue es, weil wir jetzt überall zum ganzen Volke sprechen. Müßte ich doch meinem ganzen Leben und den Genossen meiner politischen Laufbahn treulos geworden sein, wenn ich nicht auf der Linken säße. Auch ist es kein Geheimniß, unter welchen Einflüssen die Wahlen zur Nationalversammlung zu Stande gekommen sind, und aus welchen Elementen

ihre Mehrheit besteht. Ja, ich sitze auf der Linken, wo, das sage ich kühn, wo das Herz des Volkes und wo das Herz für das Volk schlägt. (Applaus.) Es ist einem wahrlich nicht leicht gemacht auf der Linken zu sitzen, es gehört Stärke und Ueberzeugungstreue dazu, dort sitzen zu bleiben. (Applaus.) Es blühen daselbst keine Reichsministerien und keine Staats- und Unterstaatssekretariate (Applaus), auch keine Lorbeeren, sondern eher Niederlagen, und diese selbst dürfen nicht einmal den natürlichen Eindruck machen, daß sie ermatten, sondern sie müssen zu immer neuen Kämpfen anspornen. Nicht einmal Lob und Anerkennung gehört uns, denn die Presse, obgleich sie frei geworden ist, ist zum größten Theil noch in den Händen, in welchen sie sich unter dem alten Systeme allein befinden konnte, und diese sind uns nicht hold. Vergessen Sie nicht, daß außerdem schon der Zahl nach drei Viertheile der Zeitungsartikel gegen uns geschrieben werden und nur ein Viertheil für uns ist. Aber man muß auch die Auswüchse der Preßfreiheit ertragen, und wir ertragen sie freudig, im Bewußtsein, daß wir unsere Pflicht thun, und indem wir zum gesunden Menschenverstande das Vertrauen hegen, daß die Gemeinheiten feiger und niedriger Gesinnung spurlos an ihm vorübergehen. (Beifall.) Selbst dem Hohne vieler Krautjunker bieten wir Trotz und verlachen ihre Forderungen (großer Beifall); besteht doch oft ihre einzige erbärmliche Fähigkeit darin, daß sie eine Kugel abschießen können. Ja, ich sitze auf der Linken, mit hohem Stolz sage ich das, denn noch nie hat die Rechte, die Mehrheit, die Geschichte fortgeschoben, stets die Linke oder die Minderheit. Für die Aufhebung der Sklaverei hat sie in England 22 Jahre lang gerungen, ehe sie zur Mehrheit wurde; ein Gleiches war es mit der Emancipation der Katholiken, der Reformbill, den Korngesetzen u. s. w. Die Linke hat eine reiche Entschädigung für Alles, was sie duldet, in dem neidenswerthen Loose, daß der Gedanke der Zukunft wie ein Kind geboren wird in ihrem Schooße, und sie sich groß fühlt in ihm, ehe die Welt ihn erkennt; sie weiß, daß der Mensch nicht lebt für diese Welt; daß dem Gedanken eine Zukunft werden muß, und daß ihr Thun nicht verloren ist, wie sich auch die Erfolge des Augenblicks gestalten.

So, meine Mitbürger! habe ich Ihnen gesagt, was
) bisher gethan und ich werde so fortfahren (Applaus),
e nächste Zeit wird mir in Frankfurt auch Gelegenheit
eben, für das Wohl unserer Vaterstadt zu wirken, indem
) die beantragte Veränderung der Schutzzölle bekämpfe,
e nach meiner Ueberzeugung den Handel und die Blüthe
eipzigs fast vernichten und zu Grunde richten würde.
ch will der Freiheit, die das Lebenselement für jede
egung des politischen wie des socialen und mercantilen
ebens ist, auch auf diesem Gebiete das Wort reden und
uch hier das Monopol bekämpfen, nicht weil es für
eipzig, sondern weil es für die Freiheit geschieht. (Bei-
ıll.)

So also werde ich fortfahren, fest hinblickend auf das
;iel, wie der Weise nach dem Sterne geblickt hat, der
)m das Heil der Welt zeigen sollte. Ich werde fest-
alten an der Einheit, die ruht auf der Freiheit, an der
inzig haltbaren Grundlage und an der Beförderung des
Volkswohles nach meinen Kräften.

Kein Mensch ist fehlerfrei und auch ich kann irren.
Freudig und dankbar nehme ich jede Belehrung an. Aber
ie Grundzüge meines Handelns stehen fest und ich werde
icht von ihnen weichen und wanken. Handelt die Mehr-
eit der Nationalversammlung nach meiner Ansicht da-
egen, so werde ich dem mich widersetzen bis zum letzten
lugenblicke und bis zum letzten parlamentarischen Mittel.
Das ist ein schlechter Soldat, der nicht die letzte Kugel
orttreibt in des Feindes Brust, ehe er sich zurückzieht.
Aber das ist auch ein schlechter Soldat, der sich zurück-
ieht vom Kampffelde, weil er eine Niederlage erhalten
at. (Allgemeiner Applaus.)

Es ist in Frankfurt kein Geheimniß, daß man die
Linke dahin treiben will, die Paulskirche zu verlassen.
Die Linke wird sie nicht verlassen, sie wird bleiben
ind aushalten, wie auch der Würfel fallen möge; mag
ie auch unterliegen, sie wird immer auf's Neue kämpfen
ür ihre Ansicht. Aber sie wird und muß sich auch fügen
er Mehrheit und ihren Beschlüssen. Was einmal die
Mehrheit gewollt hat, das ist Gesetz, und die Linke wird
asselbe anerkennen als heiligen Willen der Nation, deren
Vertreter es gegeben. So ist die Stellung der Linken,

und wenn auch verschiedene Fraktionen darin vorkommen, so sind dieselben doch im Wollen und Streben, in Grundsätzen und in Zielpunkten eins. Daß ich von der einen dieser Fraktionen zur andern übergegangen, ist ein Irrthum; ich habe noch dieselbe Parteistellung, die ich von Anfang an hatte; die Linke hat mir die Ehre erwiesen, mich mit zu dem Vorstand zu wählen, der ihre taktischen Bewegungen, wie ihre Clubverhandlungen leitet, und ich bin das heute noch. (Großer Beifall.) Und so scheide ich von Ihnen, geehrte Mitbürger, mit der offenen Darlegung meines Bekenntnisses und mit der heiligsten Versicherung, das Wohl des Volkes, die Freiheit und Einheit des Vaterlandes zu vertreten nach Kräften und, wenn es die Zeit erfordert, freudig Gut und Blut dafür aufzuopfern.

Vorstehende Rede, unter den überlieferten wohl die beste, die Blum je gehalten, ist ein Rechenschaftsbericht im umfassendsten Sinne des Wortes, und gibt uns ein ziemlich vollständiges Bild der Zeit und des Mannes. Vieles, z. B. die Stelle über den bewaffneten Frieden, klingt, als ob es heute oder gestern gesagt wäre.

Die Schlußworte waren ein Gelübde, das treu eingelöst ward.

Die Beredsamkeit der damaligen Zeit war eine andere als die der unsrigen. Wir sind sachlicher geworden, aber auch nüchterner und hausbackener.

Von Robert Blum erzählten mir Zeitgenossen, er habe die Zuhörer wie bezaubert, seine gewaltige Stimme habe die größten Räume ausgefüllt und sei bei einer Volksversammlung auf dem großen Marktplatz von Leipzig bis in die einmündenden Nachbarstraßen deutlich vernehmbar gewesen. —

Jene „Schützenhausrede", die von der Begründung der „Deutschen Grundrechte" handelte, war die letzte, welche Robert Blum in Leipzig gehalten hat.

Wir kommen zum Anfang des Endes.

In Wien fühlt die Regierung nach Niederwerfung der Italiener wieder Boden unter den Füßen, und in Berlin glaubt die Regierung den Moment gekommen, wo sie ihr Spiel, wenigstens theilweise, enthüllt.

Nach der Niederlage der Truppen am 18. März war : Garde gegen die Dänen geschickt worden. Der Krieg gen Dänemark war eine Conzession an die öffentliche !einung, die dadurch von dem Wesentlichen abgelenkt ırd. An einen ernstlichen Krieg dachte die preußische egierung nicht. Wurden die Dänen mehrmals geschlagen, war das gegen den Plan und die Verabredung. Ja, gen die Verabredung. Schon am 8. April hatte der 'eußische Gesandte, Herr v. Wildenbruch, von Sonder-ırg aus an Seine Excellenz den königlich dänischen liniſter der auswärtigen Angelegenheiten eine Note ge-chtet, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Preußen", so hieß es mit dürren Worten, „wünscht ır allen Dingen die Herzogthümer ihrem König-erzog zu erhalten, und ist gleich weit entfernt davon, inem eigenen Interesse oder dem Ehrgeiz dritter Personen enen zu wollen. Einzig der Wunsch, die radikalen nd republikanischen Elemente Deutschlands zu erhindern, sich unheilbringend einzumischen, be-og Preußen zu den gethanen Schritten (dem Krieg gen Dänemark!). Das Einrücken preußischer Truppen ı Holstein hatte den Zweck, das Bundesgebiet zu sichern, nd zu verhindern, daß die republikanischen Ele-ente Deutschlands, an welche die Herzogthümer ls letztes Mittel der Selbsterhaltung hätten ppelliren können, sich der Sache bemächtigten."

Dieses denkwürdige Dokument preußischer Regierungs-olitik, zu dem höchstens in den Depeschen des „Eisernen chrankes"*) Pendants (Seitenstücke) zu finden sein irften, wurde, wie man sich denken kann, nicht veröffent-cht — es gelangte erst viel später, durch ein englisches laubuch, an die Oeffentlichkeit. Die Art und Weise s Vorgehens in Schleswig-Holstein hatte aber bereits llgemeinen Verdacht erregt, als die Nachricht von dem

*) Nach der Erstürmung der Tuilerien, am 10. August 1792, urde in diesem Schlosse ein geheimer eiserner Wandschrank entdeckt, elcher das Beweismaterial für den späteren Prozeß Ludwigs des echszehnten und der Marie Antoinette lieferte. Von Beiden fanden ch Briefe, aus denen erhellte, daß die der französischen National-:rsammlung gegenüber beobachtete verfassungs- und revolutionsfreund-che Haltung blos ein mit dem Ausland verabredetes Blendwerk war.

Abschluß des Waffenstillstandes von Malmoe, durch welchen die preußische Regierung am 26. August die deutsche Sache in den Elbherzogthümern preisgab, den Verdacht zur Gewißheit erhob.

Die preußische Regierung hatte die Maske etwas zu früh fallen lassen. Sie spielte ein gewagtes Spiel. Die Entrüstung über ihr Handeln war so gewaltig in den weitesten Volkskreisen, daß das Parlament, gestützt auf das Volk, wohl im Stande gewesen wäre, das verlorene Terrain wieder zu erobern, die preußische Regierung zu Paaren zu treiben und sich eine solide Machtbasis zu schaffen.

Allein die Majorität des Parlaments dachte nicht an Derartiges. Sie bestand zur Hälfte aus Reaktionären, welche die Demüthigung des Parlaments bewußt erstrebten, zur Hälfte aus Schwächlingen und Confusionsräthen, die kräftiger Aktion unfähig waren.

Und so geschah denn, was von einer solchen Majorität nicht anders erwarten werden konnte: nach einem Aufwallen der Scham und Entrüstung die Unterwerfung.

Das Parlament, welches am 5. September den Waffenstillstand mit einer Mehrheit von 17 Stimmen (238 gegen 221) verworfen hatte, genehmigte 11 Tage später: am 16. September mit einer Mehrheit von 21 Stimmen (257 gegen 236) den Vertrag von Malmoe, den selbst ein Hans Blum „schimpflich" nennen muß.

Das deutsche Parlament hatte sich damit den Boden unter den Füßen weggenommen, das Tischtuch zwischen sich und dem Volke zerschnitten und den Nagel zu seinem eigenen Sarg geschmiedet.

Vom 16. September 1848 an war das Frankfurter Parlament blos noch ein Schwatzklub, den der erste beste Polizeidiener — Soldaten waren gar nicht nöthig — auseinanderjagen konnte.

Die beiden Reden, welche Blum bei jener Gelegenheit hielt, zeugen von ruhiger Auffassung der Verhältnisse.

Um 8 Uhr Abends am 16. September — es war Sonnabend — fand die entscheidende Abstimmung statt. Die Aufregung auf den Gallerien war ungeheuer und sie pflanzte sich in die Straßen fort.

Man war an einem Wendepunkt angelangt. Das

fühlte Jeder. Aber was thun? Die verschiedenen Abtheilungen der Linken beriethen am Abend; Deputationen des Volkes verlangten, daß die Linke austreten, sich an die Spitze des Volkes stellen und als selbstständiges Parlament constituiren sollte.

Das ward abgelehnt und damit dankte auch die Linke als politischer Faktor ab.

Blum war einer der Sprecher gegen den Austritt.

Man hat ihm das verargt, und von dem Standpunkt der Demokratie aus war es unzweifelhaft ein großer Fehler. Blum hat ihn für seine Person wieder gut gemacht.

Er betrachtete das Parlament von diesem Augenblick an als faktisch nicht mehr existirend; er redete nicht mehr auf der Tribüne der Paulskirche, und als ihm an der Donau die Hoffnung auf eine Neugestaltung des Vaterlandes von unten herauf winkte, eilte er nach Wien. — —

Noch sind wir nicht so weit — aber die Ereignisse jagen einander. Die Todten reiten schnell.

Der Mangel einer praktischen Organisation der nicht parlamentarischen deutschen Demokratie bekundete sich in den Septembertagen recht schlagend. Wäre eine Organisation vorhanden gewesen, dann konnte auch, trotz des Parlaments, der Sache des Volkes der Sieg gesichert werden. Statt organisirten, planmäßigen Handelns gleichzeitig an den entscheidenden Punkten, kam es nur zu vereinzelten, schlecht oder gar nicht vorbereiteten Explosionen, die einzig den Gegnern der Demokratie nützten. Am 18. September in Frankfurt, wo Auerswald und Lichnowsky das Leben verloren. Und einige Tage später in Baden — unbedeutenderer Ausbrüche nicht zu erwähnen. In Baden war es Struve, der eine zweite und nicht verbesserte Auflage des Aprilputsches zum Besten gab. Mit einigen Leuten kam er am 21. September von der Schweiz herüber nach Lörrach und proklamirte die deutsche Republik.

Und zwar in optima forma, wie nachstehende Aktenstücke beweisen:

1) Aufruf an das deutsche Volk! Der Kampf des Volkes mit seinen Unterdrückern hat begonnen. Selbst in den Straßen der Stadt Frankfurt, am Sitze der ohn-

ein revolutionäres Frühjahr gegeben habe. Und wie stehen wir persönlich! Von der einen Seite gibt man uns „intellektuelle Urheberschaft" eines Kampfes schuld, bei welchem nur wir verloren haben und nur wir verlieren konnten. Auf der anderen Seite wirft man uns Verrath des Volkes, Feigheit und Unentschiedenheit vor, weil wir die Versammlung auf der Pfingstweide (in Frankfurt) nicht für das deutsche Volk ansehen und uns den Diktaten ihrer exaltirten Abgeordneten nicht fügen wollen. Wahrlich, man möchte oft lieber in den Urwäldern von Kalifornien sitzen, als in der deutschen Volksvertretung. Nie hat eine Partei so unmittelbar am Siege gestanden, als die unsere, und nie hatte sie, bei nur einem Fünkchen Vernunft, mehr Interesse daran, daß keine gewaltsame Verschiebung ihrer Interessen eintrete. Dennoch aber soll gerade sie die Gewalt provozirt haben! — —

„Gott sei Dank, die Dummheit, welche uns in den Straßen von Frankfurt, im Badischen Oberlande, in Württemberg, Köln u. s. w. zu Grunde gerichtet hat — sie erhebt uns wohl auch wieder. Denn die Reaktion ist übermüthig, sie errichtet Barrikaden in der Paulskirche und fällt so in Struve'scher Manier in das Gebiet des Rechtes und der Billigkeit ein, daß sie sich selbst zu Grund richten muß. Hoffentlich wird sie die Hand an einige Abgeordnete legen und deren 4—6 zum Opfer bringen." —

Und noch niedergeschlagener schreibt er der Frau am 4. Oktober:

„— In der Nationalversammlung verfolgt uns Bosheit; vom Volk in die traurigste Stellung gebracht aus Dummheit, von den Demokraten angefeindet und geächtet aus Unverstand, stehen wir isolirter als jemals und haben vor- wie rückwärts keine Hoffnung!"

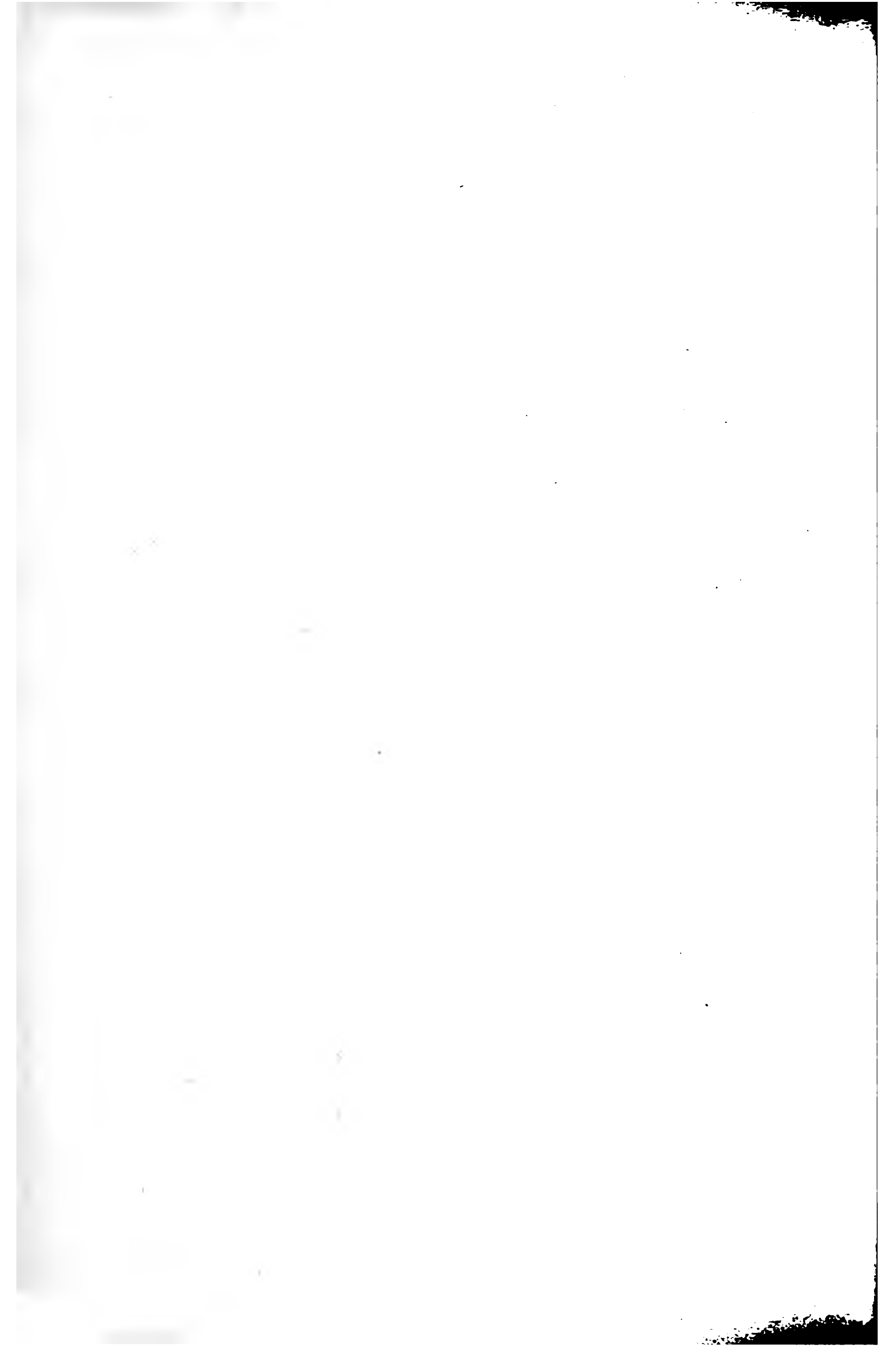
Blum und seine Genossen hatten die Folgen ihres Fehlers zu tragen. Sie mußten unter allen Umständen mit dem Volke in Fühlung bleiben. Und konnten oder wollten sie nicht an der Spitze der Septembererhebung treten, so mußten sie dieselbe verhindern oder — sie geriethen zwischen Thür und Angel.

Blum war aber nicht der Mann, in Niedergeschlagen-

heit zu verharren. In Frankfurt war das Spiel verloren. In Wien war eine neue Partie engagirt, und sie konnte gewonnen werden. Blum rettete sich aus der falschen Stellung, in der er in Frankfurt war, indem er nach Wien ging.

„Hoffentlich wird sie — die Reaktion — die Hand an einige Abgeordnete legen und deren 4—6 zum Opfer bringen.“

Seine Hoffnung erfüllte sich. Die Reaktion brachte zunächst zwar nur einen Abgeordneten zum Opfer. Dieser eine hieß aber Robert Blum.



Ein Todesgang.

Aus Blum's letzten Lebenstagen.

Wir stehen am Wendepunkt der deutschen Märzrevolution.

Die preußische Regierung, des Krieges gegen Dänemark müde, hat am 26. August 1848 den Waffenstillstand von Malmoe abgeschlossen, der Schleswig den Dänen überliefert. Das deutsche Parlament, von der Entrüstung des Volkes mit fortgerissen, verwirft in erster Abstimmung den Waffenstillstand, läßt sich aber einschüchtern und widerruft nach dreitägiger Redeschlacht, in der Blum sich glänzend hervorgethan, seinen ersten Beschluß, indem es den Waffenstillstand — am 16. September 1848 — mit 257 gegen 237 Stimmen gut heißt.

Die Gährung ist ungeheuer: eine große Volks-Versammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt faßt revolutionäre Beschlüsse, die Linke des Parlaments weigert sich, den gesetzlichen Boden zu verlassen.

Den 18. September werden in Frankfurt Barrikaden gebaut, während das Militär, das spielend Alles verhindern konnte, Gewehr im Arm zuschaut. Sogar Herr Hans Blum in seinem „Charakterbild“ findet die Haltung des Militärs so auffallend, daß er zur Folgerung gelangt, man habe den Losbruch zu reaktionären Zwecken gewollt, und daß er speziell gegen „den Mann, der die nothwendige Diktatur in die Hand genommen“, d. h. gegen Schmerling, das Haupt der Reichsregierung, sein „tiefes Mißtrauen“ ausspricht. Gerechfertigt ist das Mißtrauen unzweifelhaft — nur dürfte es auch noch an andere Adressen zu richten sein.

Der Frankfurter Aufstand wird mit leichter Mühe bewältigt; ebenso der Struve'sche Putsch im badischen Oberland. Die Aufläufe an verschiedenen andern Orten haben nicht einmal die Bedeutung von Putschen.

Blum ist auf's Tiefste verstimmt über die Wendung der Dinge. Er hat Momente der Niedergeschlagenheit, was um so weniger zu verwundern, da er seit seiner Ankunft in Frankfurt, also volle fünf Monate lang, so mit Arbeiten überhäuft war — außer seiner parlamentarischen und agitatorischen Thätigkeit hatte er eine tägliche Zeitung, die „Reichstagszeitung" zu redigiren —, daß er „oft nur zwei höchstens drei Stunden" die Nacht schlafen, und körperlich auf's Aeußerste abgespannt war.

Am 3. Oktober schreibt er in solcher Stimmung den Brief an Haubold, dessen Anfang wir vorstehend (S. 433 f.) bereits mittheilten. Den Schluß lassen wir hier folgen:

„— — Hoffentlich wird sie (die Reaktion) die Hand an einige Abgeordnete legen, und deren 4—6 zum Opfer bringen, was diese Sache nur fördern kann. Lust hat man viel dazu, aber man zagt doch immer noch etwas, seiner Herzensneigung zu fröhnen.

„Soll ich Dir versichern, daß wir keinen Antheil an dem Aufstande haben, daß wir vielmehr als Partei wie als Privatpersonen Alles aufgeboten haben, denselben zu hindern? Dummheiten sind auf der Pfingstweide gemacht worden, das ist wahr, namentlich von Schlöffel und Zitz. Aber es waren nur Dummheiten und ich versichere Dir, an einen Aufstand hat kein Mensch gedacht, es hat ihn kein Mensch geahnt. Man hat diesen Aufstand gepflegt wie eine Treibhauspflanze; man hat das Blut unnütz und frevelhaft vergossen; mit einer Compagnie Soldaten war die ganze Kinderei — es war Anfangs nichts anderes — zu beseitigen. Das unter uns, und ich hoffe Dir die Angelegenheit gelegentlich mündlich auseinander setzen zu können; der Oeffentlichkeit gegenüber läßt sich jetzt nichts thun, wir haben einmal Barrikaden gebaut, Lichnowsky erschlagen und den Struve in's Oberland geschickt oder gerufen — das müssen wir tragen, bis aus dem Düster der Untersuchung die Thatsachen mit einfacher Klarheit hervortreten. Dann werden wir gerechtfertigt sein, aber das verblendete Volk wird zu spät die Augen öffnen. Während es seine entrüsteten Blicke auf die angeblichen „intellektuellen Urheber" lenken läßt, wird man ihm Hände und Füße knebeln und es mißhandeln wie früher. Ach, das Schicksal unsres Vaterlandes und unsres Volkes ist

doch ein sehr trauriges; es scheint mir oft, als ob es zum Tode verurtheilt sei, und nicht die Kraft zu einer Auferstehung habe." —

Wenige Tage nachher urtheilt er anders.

Aus **Wien** kommt eine Nachricht, welche sein Herz wieder mit Hoffnung erfüllt, und ihn an die „Auferstehung" glauben läßt.

Am 3. Oktober ernannte die österreichische Regierung den berüchtigten Kroaten-Ban **Jellatschich**, dessen Raubzug nach Ungarn sie zwar heimlich begünstigt, ja angeordnet aber öffentlich verleugnet hatte, durch kaiserliche Verordnung zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen und zum kaiserlichen Statthalter in Ungarn. Die Maske war abgeworfen. Fiel Ungarn, so fielen alle Errungenschaften der Wiener „März- und Mairevolutionen." Das begriffen die Wiener. Als die Garnison am 6. Oktober ausrücken sollte, um die Armee Jellatschich's zu verstärken, rotteten sich Volksmengen zusammen; ein Theil der Truppen ging zum Volk über, und in der darauf folgenden Verwirrung wurde der Kriegsminister Latour getödtet. Der Reichstag bemühte sich Ordnung zu schaffen; er schickte an den Kaiser eine Deputation, welche den Wunsch nach Abberufung des reaktionären Ministeriums und nach Rücknahme der Verordnung vom 3. Oktober ausdrückte. Beides wurde in Aussicht gestellt; als aber Wien am andern Morgen aufwachte, erfuhr es, daß der Kaiser mit seinem Hof über Nacht abgereist war — nach **Olmütz**.

Das vermehrte natürlich die Verwirrung.

Der Reichstag blieb in Wien, desgleichen die Minister mit Ausnahme Wessenberg's und Bach's, sowie sämmtliche städtischen Behörden. Wenn man überhaupt unter solchen Verhältnissen von einem „Rechtsboden" sprechen kann, so muß man allerdings zugeben, „daß beim Ausbruche und im Verlaufe der Wiener Oktoberrevolution alle — — Behörden und Gewalten der Residenzstadt sich eines unbestreitbaren Rechtsbodens erfreuten."*) Jedenfalls in höherem Maße als die Regierung von **Olmütz**, deren Erlasse und Verordnungen nicht einmal „richtig contrasignirt" waren — freilich ein Mangel, an welchem die

*) **Hans Blum**, in diesem Punkt gewiß ein unverdächtiger Zeuge, S. 463 seines „Robert Blum, ein Zeit- und Charakterbild."

Kroaten Jellatschich's und des speziell gegen Wien geschickten Fürsten Windischgrätz sich nicht stießen.

Sicher ist, daß keine der Behörden, die in Wien vom 6. Oktober an bis zum Tage der Bezwingung der Stadt das Ruder in Händen hatten, an den Sturz der Monarchie und die Einführung der Republik dachte.

Die „Wiener Oktoberrevolution" wurde in ganz Deutschland von den demokratischen Elementen auf's lebhafteste begrüßt. Die Frankfurter Linke versuchte eine Kundgebung des Parlaments zu Gunsten Wiens zu erwirken — zog indeß, die Erfolglosigkeit voraussehend, ihren bereits gestellten Antrag zurück, und beschloß, statt dessen, eine Deputation, bestehend aus vier Abgeordneten, nach Wien zu schicken.

Am 12. Oktober Abends sollte die Deputation gewählt werden. Bei der ersten Abstimmung ergab sich eine Majorität für Julius Fröbel, Moritz Hartmann und Albert Trampusch, die beiden letzteren Oesterreicher; Karl Vogt und Robert Blum, die an Stimmenzahl zunächst kamen, hatten jeder gleichviel Stimmen. Blum zog nun Vogt bei Seite, und bat denselben, auf die Mission zu verzichten und ihm — Blum — das „Hinauskommen aus der dumpfen Frankfurter Atmosphäre" zu ermöglichen. Blum war parlamentskrank.

Vogt trat zu Gunsten des Freundes zurück, nicht ahnend, daß er ihn dem Tod weihe.

Blum wurde nun gewählt; er fuhr sofort nach Leipzig, verkehrte kaum einen Tag mit den Seinen, und fuhr am 14. Oktober Morgens nach Wien ab, wo er am 17. mit seinen drei Genossen eintraf.

Die Reise, die über Breslau ging, war ein Triumphzug gewesen; und glänzend war der Empfang in Wien: Volk und Behörden wetteiferten, ihre sympathische Begeisterung den „Abgesandten des deutschen Volks" kund zu thun. —

Es kann nicht Aufgabe dieser Schrift sein, die Geschichte der Wiener Oktoberrevolution zu erzählen.

Was dem Leser zu bieten ist, wird am Besten durch Robert Blum selbst geboten, dessen lebendiges Zeugniß — in Gestalt von Briefen und Zeitungsartikeln —

nur kurzer Erläuterung und der Ergänzung durch einige Aktenstücke bedarf. Er möge aus der Mitte der Ereignisse herausreden. — —

Ban Jellatschich war inzwischen mit Schimpf und Schande aus Ungarn hinausgejagt worden; die Ungarn hatten aber Bedenken, die Grenzen ihres engeren Vaterlandes zu überschreiten, und der österreichische Reichstag hatte Bedenken, die Ungarn zur Ueberschreitung der Grenze aufzufordern, damit sie dem Ban, der sich mit seinen Kroaten vor Wien gelegt hatte, den Standpunkt klar machten.

Es war damals die Zeit der „Bedenken".

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Wien, am 17. Oktober, schreibt Robert Blum an seine Frau:

„Unter dem ersten Eindrucke dieser ungeheuren Stadt kann ich Dir nur anzeigen, daß wir ohne, oder doch mit sehr geringer Gefahr hier angelangt sind.

„Wien ist prächtig, herrlich, die liebenswürdigste Stadt, die ich je gesehen; dabei revolutionär in Fleisch und Blut. Die Leute treiben die Revolution gemüthlich aber gründlich. Die Vertheidigungsanstalten sind furchtbar, die Kampfbegier grenzenlos, Alles wetteifert an Aufopferung, Anstrengung und Heldenmuth. Wenn Wien nicht siegt, so bleibt nach der Stimmung nur ein Schutt- und Leichenhaufen übrig. Morgen erfolgt wahrscheinlich die Schlacht, d. h. nicht in Wien, sondern außerhalb der Stadt zwischen Ungarn und Kroaten; die Ungarn werden durch etwa 10,000 Wiener unterstützt werden, und wir werden die Schlacht mitmachen, denn wir sind heut Ehrenmitglieder der akademischen Legion und sofort bewaffnet worden. Wir müssen also mit unsern Kameraden; es wäre eine Schande, es nicht zu thun. Wir werden hier überall mit Jubel empfangen, soweit dies die ernste Stimmung zuläßt. Der Reichstag, der Gemeinderath, das Obercommando, die Aula — Alles nahm uns wahrhaft begeistert als Boten der Theilnahme Deutschlands auf. Alles ist hier bewaffnet, Alles drängt sich der Erste zu sein, welcher dem Feind entgegengeht. — — — — Nur Eins fehlt: wahrhaft revolutionärer Muth in den Behörden; man zerrt sich dort gar zu sehr mit Halbheiten herum, und lawirt immer, um auf dem gesetzlichen Boden zu

bleiben. Energie dort im ersten Augenblicke und die Sache wäre schon entschieden. Hoffentlich bekommt man unter dem Kanonendonner auch dieses Fehlende noch .... Wann ich zurückkomme, kann ich allerdings jetzt nicht bestimmen, aber jedenfalls reise ich diese Woche noch ab, denn eine Entscheidung erfolgt in den nächsten Tagen."

Nach zwei Tagen ist ein Umschlag bei Blum eingetreten, der „am 19. Oktober Morgens" an seine Frau schreibt:

„In aller Eile, liebe Jenny, die Nachricht, daß ich wahrscheinlich Sonntag (22. Oktober) mit dem ersten Zuge von Dresden komme; doch kann es auch Montag werden, aber wahrscheinlich Sonntag. Die Sachen gehen hier wieder langsamer, ja sind gewissermaßen umgeschlagen." —

Blum hatte sich vollends überzeugt, daß es den Leitern der Bewegung in Wien an der nöthigen Einsicht und Energie fehlte — daher der Entschluß zur Rückkehr.

Am 20. Oktober holte sich Blum seinen Paß bei dem sächsischen Gesandten von Könneritz. Die anderen Abgeordneten, die gleichfalls abreisen wollten, hatten jedoch Paßschwierigkeiten, und als diese gehoben waren, hatten die kaiserlichen Truppen die „eiserne Kette" um Wien schon so fest gezogen, daß die Abreise nicht mehr bewerkstelligt werden konnte.

Am 20. Oktober schreibt Blum seiner Frau:

„Wien, den 20. Oktober Nachmittags.

Liebe Jenny!

„Ob Du diese Zeilen erhältst, weiß ich nicht, da aber mein Weg gut ist, versuche ich es wenigstens. Du erwartest mich Sonntag oder Montag und ich bin indessen hier fest eingeschlossen, so daß Niemand mehr herauskommen kann. Gestern ist dies vollendet worden und heute sieht man eifriger und sehnsüchtiger*) als je der Entscheidungsschlacht entgegen. Wir sind also völlig in die Hand des Kriegsglückes gegeben und ob wir herauskommen, wann wir herauskommen und wohin wir den Weg nehmen, davon haben wir in diesem Augenblick noch keinen Begriff. Ob über Kärnthen nach Triest, oder über Salzburg nach

*) In „Das Buch von Robert Blum" von Eduard Sparfeld, Leipzig 1849, findet sich, für „eifriger und sehnsüchtiger" der häßliche Druckfehler: unsicherer und scheelsüchtiger.

ayern — läßt sich nicht bestimmen. Seid indessen unbesorgt, ir werden schon irgendwo durchkommen; und geht es cht, so kosten die nächsten Tage so edle Opfer, daß es h wohl lohnt, mit unter ihnen zu sein. Sobald die ntscheidung gefallen, und dann irgend ein Weg offen ist, hen wir.

„Wiens Begeisterung und Kampfeslust ist unermeßch, und man erlebt jede Stunde ein ansehnliches Stück Renschenalter, wenn man diese Züge geistiger Größe sieht. Man achtet das Leben nicht im geringsten, geht auf den Vorposten hin und her und wechselt Kugeln, wie man sich nit Brodkügelchen wirft nach heiterem Mahle. Einen Feind treffen, macht gerade soviel Vergnügen und so wenig Gewissensbisse, als einen Kegel treffen im Spiel*). Wir aben hier jetzt etwa 100,000 Bewaffnete; gegen uns ehen etwa 72,000, aber freilich auf jener Seite geübte Soldaten, hier Bürger. Nun, dafür aber auch dort nur Sold, hier Begeisterung und Bewußtsein des Kampfes. Besonders die Arbeiter sind bewunderungswerth; für die Bourgeoisie, die ihnen nie etwas gab oder gönnte, stehen e bereit, in den Tod zu gehen. Nein, es ist doch für twas Höheres, denn in Wien entscheidet sich das Schicksal Deutschlands, vielleicht Europa's! Siegt ie Revolution hier, dann beginnt sie von Neuem ihren Kreislauf, erliegt sie, dann ist wenigstens für eine Zeit lang Kirchhofruhe in Deutschland, wenn auch ie Tyrannei keineswegs damit gesichert ist, denn ihre Soldateska selbst revolutionirt, ehe 6 Monate vergehen. Die Polen sind treu wie Gold, täglich mehren sich ihre Schaaren und sie sind das beste Corps. General Bem, der Vertheidiger von Warschau (1831), befehligt die Artillerie. Wenn nur der Magen nicht wäre! Die Märkte sind völlig leer, man kann sich denken, was das heißt bei einer Bevölkerung von 450,000 Menschen. Zwar ist Brod und Fleisch für einige Wochen hier, aber die Preise steigen enorm, und die Angst der Leute in denselben Verhältniß.“ —

Man sieht, Blum ist wieder in gehobenster Stimmung. Freilich, der letzte Satz seines Briefes läßt durchblicken,

*) In Hans Blum's „Charakterbild“ fehlt dieser Satz. Wohl in Folge der famosen „Allianz“ Hans Blum-Bismarck („Charakterbild“ S. 580.)

daß auch der Geist der Bürgerschaft kein solcher war, wie der Moment ihn erheischte.

Drei Tage später, den 23. Oktober, berichtet Blum einem Freunde in Frankfurt:

„Die Lage der Dinge ist hier noch immer die alte und Gott weiß, wann sie sich wenden wird; einerseits nehmen die Vertheidigungsmittel zu, die mobilen Corps schwellen, die Kanonen vervielfachen sich, die Barrikaden, Wälle 2c. werden fester und höher, aber anderseits schwellen die Kosten, die 35,000 fl. täglich betragen, immer mehr, die Noth wird größer, der Markt leerer, die Preise steigen und die Sorge wächst. Wo soll das hinaus? Der lahme und zweideutige Gemeinderath, der der Mehrheit nach schwarzgelb ist und es jetzt nur nicht wagt, offen zu handeln, wirkt hemmend auf alle entschiedenen Maßregeln, und Messenhauser wälzt mit seinem redlichen Willen den Stein des Sisyphus. Wenn es so fort geht, dann richtet sich Wien selbst zu Grunde und macht seinen Feinden sehr leichtes Spiel. Es muß angreifen, Ausfälle machen, Bahn brechen für Lebensmittel und die Feinde ermüden, dann erst wird es siegen. Sobald der Feind durch fortwährende Beunruhigung genöthigt ist, Tag und Nacht unter den Waffen zu stehen, ist seine Mannschaft binnen acht Tagen müde bis zur Unbrauchbarkeit, auch reiben Krankheiten sie bei der Nässe des Bodens und des Wetters auf. Wir besiegen ihn dann entweder ohne Schlacht und zwingen ihn zum Abzuge, oder wir reizen ihn zum Angriffe der Stadt und zerschmettern ihn dort. Wie jetzt die Sachen stehen, ist es selbst einer Armee von 100,000 Mann unmöglich, Wien zu nehmen, sie muß zu Grunde gehen, ehe sie in die innere Stadt kommt. Wir können 8 Tage nach mäßiger Berechnung schlagen, selbst dann, wenn wir annehmen, daß wir die Kanonen von Hauptbarrikade zu Hauptbarrikade immer einbüßen. Und noch niemals, so lange die Welt steht, hat irgend eine Armee nur 3 Tage einen Straßenkampf ausgehalten, am wenigsten, wenn sie außerhalb war und die Straßen erst erobern mußte. Wir haben demnach fünfachtel Kraft und Mittel überflüssig und können Alles wagen. Wenn wir Windischgrätz reizen, so greift er jedenfalls an, denn er

seine Ehre verpfändet, Wien zu nehmen, und er soll
entlich mehr hier lassen als die Ehre.

„Wie in allen Revolutionen die wachsende Gefahr
) den Verdacht hervorruft oder nährt, so auch hier;
vorgestern wittert man Verräther an allen Ecken und
ien. Messenhauser, Bem, die Bezirkschefs, der Gemeinde-
), Alles soll Verrath spinnen. Thatsache ist, daß Ele-
ite zu einer schwarzgelben Contre-Revolution vor-
den sind. Aber heute sind sie völlig unschädlich gemacht,
Spitzen geholt worden, nachdem man gestern ihre
ttel gefangen hatte. Gestern wurden nämlich 2 Wagen
Geld genommen, einer mit russischen Kupferkopeken
Jellatschich und seine Grenzer bestimmt, der andere
Silber, 34 Fäßchen wunderschöner 20-Kreuzer. Wahr-
:inlich bestimmt zur Aufwiegelung oder Bezahlung
Arbeiter in Fünfhaus, Sechshaus, Gumpendorf und
Vorstädten. Sie liegen wohl verwahrt in der Bank
werden gute Dienste leisten. Die eigentlichen Ver-
ier hat man noch nicht, aber wichtige Begleiter. Die
iktion wurde etwas unverschämt getrieben, und das
sehr gut. — Der Studenten-Ausschuß ist uner-
dlich thätig und wachsam, es gibt nichts, was der
t ergründet, sobald er einen Faden, einen Wink erhält.
r eben so groß als seine Thätigkeit ist seine Be-
nenheit; in Paris wäre heute unbedingt der blutigste
stand gegen die Contre-Revolution ausgebrochen, hier
man sie ganz ruhig ergriffen. Die Studenten haben
Revolution gemacht, ohne sie giebt es keine, durch sie
jeden Augenblick eine zweite möglich, aber dennoch wird
eine besonnene, planvolle und kurze sein.

„Der Krieg hat wenig Schreckliches, d. h. in seiner
kten Erscheinung, dagegen ungemein viel Erfrischendes,
ebendes und Erfreuendes.

„Ueberhaupt ist das Lagerleben äußerst lustig, besonders
nds und Nachts. Ueberall Gesang, Musik, Scherz und
terkeit. Es gibt keine Todesart, die nicht bereits
atschich und Windischgrätz in effigie im Lager erduldet
:n und täglich erdulden. Allerdings kommen auch
e Frauen und holen das Brod des Mannes zur
rung für die hungernden Kinder; aber wenn dies die
ieraden merken, dann wird auch der Korb voll Brod

und Fleisch und Wein, und die gerührte Mutter kehrt jubelnd zurück. Die Studenten gehen auch hier wieder mit dem edelsten Beispiel voran. Bei ihrem Mobilcorps nehmen die Offiziere nicht mehr als der Gemeine, 25 Kreuzer täglich; was sie mehr erhalten, das wird in die gemeinschaftliche Kasse gethan und unter das Corps wöchentlich vertheilt, was dem Familienvater sehr wohl thut." —

Dieser Brief kennzeichnet die Lage. An Material und Kräften zu einer siegreichen Vertheidigung fehlte es nicht, wohl aber an Organisation und fähigen Führern. Messenhauser, der Oberbefehlshaber, war seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen: der einzige tüchtige Militär, der Pole Bem, leistete als Commandant der Mobilgarde Außerordentliches, er stand jedoch allein und hatte von vornherein sich dahin ausgesprochen, daß ohne Mitwirkung der Ungarn Wien verloren sei. Von dieser Mitwirkung wollten aber die Civilbehörden trotz Drängens der radikalen Elemente nichts wissen.

Den 20. Oktober war Fürst Windischgrätz bis Lundenburg, in nächster Nähe Wiens, vorgerückt. Dort trafen am gleichen Tage die Frankfurter Abgeordneten Welcker und Mosle ein, welche der Reichsverweser Johann als „Friedensstifter" entsendet hatte. Die „Friedensstifter" wurden von Windischgrätz „mit größter gesellschaftlicher Auszeichnung" empfangen, als sie aber mit ihrer „Friedensmission" herausrückten und sich auf den Reichsverweser — bekanntlich ein österreichischer Erzherzog — beriefen, fuhr der Fürst sie an: „Ihre Vollmachten brauche ich nicht einzusehen. Oesterreich bedarf der Paulskirche nicht; es wird den Kampf um sein Bestehen allein ausfechten." Und am gleichen Tag erließ er eine Proklamation, in welcher er unbedingte Uebergabe Wiens forderte, von den „Bewohnern der Hauptstadt" verlangte, daß sie „den Willen und die Kraft finden sollten, sich aus der Gewalt einer Handvoll Verbrecher zu befreien", und im Uebrigen Belagerungszustand und die Suspension aller Civilbehörden verkündigte.

Diese Proklamation brachte in Wien eine ungeheure Erbitterung hervor. Der Reichstag und der Gemeinderath erklärten sie für ungesetzlich. Am 23. Oktober berief Blum eine Volksversammlung in die Aula und hielt eine zündende

Rede, die später vom Kriegsgericht gegen ihn ausgebeutet wurde. Die schärfste Stelle lautete:

„Man muß an die Stelle des früheren Bandes der Gewalt, welches die Völker Oesterreichs zusammengehalten, das Band gemeinsamer Freiheit setzen."

Die „Freiheit" sollte die Republik und folglich Hochverrath an der Monarchie" bedeuten!

Im Uebrigen war die Rede, nach dem Berichte der amtlichen „Wiener Zeitung", höchst gemäßigt, und beschränkte sich fast ausschließlich auf Widerlegung der in der Windischgrätz'schen Proklamation aufgestellten Behauptung, daß Wien in der Gewalt von Verbrechern, und der Anarchie verfallen sei. Was Blum in jener Versammlung sagte, ist schärfer gefaßt in einem Zeitungsartikel, welchen er am 24. Oktober in dem von Becher und Jellineck redigirten „Radikalen" veröffentlichte. Der Artikel lautet:

Belagerungszustand und Standrecht.

Am Nachmittage des 22. Oktober wurde eine allerdings nur kleine Anzahl der Bewohner Wiens durch das Plakat des Fürsten Windischgrätz überrascht, welches den Belagerungszustand und das Standrecht über Wien verkündet.

Das scheint demnach die erste Arbeit, welche aus der bekannten von Prag mitgenommenen Felddruckerei des Fürsten Windischgrätz hervorgegangen ist; es ist ein hoffnungsvolles, vielversprechendes Werk, und der Fürst kann bei entsprechenden Fortschritten einst versuchen, bürgerlicher Buchdrucker in Wien zu werden. Lebten wir im Karneval, wir würden dieses Plakat für die tolle Ausgeburt eines Witzboldes halten und es gelungen nennen. Aber die Sache hat auch ihre ernsthafte Seite. Während man Wien von allem Verkehr mit der Welt abschneidet, mit roher Gewalt eingreift in den Privatverkehr und ihn abschneidet; während man sich geberdet, wie es bei unserem heutigen Bildungsstande selbst feindliche Heere gegen einander nicht mehr zu thun pflegen; während man alle Barbarei veralteter Kriegsmittel wieder hervorsucht, um eine edle Stadt zu verderben, ihren Rechts- und Freiheitsstolz zu demüthigen und sie ohnmächtig dem Despotismus zu Füßen zu legen, — während dessen, sagen wir, erfüllt man die

Welt mit solch unerhörten Lügen, wie sie dieses Plakat enthält.

Daß die Stadt Wien „in der Gewalt einer kleinen, aber verwogenen, vor keiner Schandthat zurückschauernden Faktion ist, und das Leben und das Eigenthum einer Handvoll Verbrecher preisgegeben ist“ — das sind Neuigkeiten, die der Wiener am wenigsten von dort erwartet hätte, wo man stets für Gesetz und Ordnung besorgt zu sein behauptet. Die Stadt Wien ist zunächst in den Händen des Reichstags, oder vielmehr seines Ausschusses, dann des Gemeinderathes und des Obercommandanten Messenhauser. **Wer aber in Oesterreich** darf den gesetzlichen Reichstag, den gesetzlichen Gemeinderath, den gesetzlichen Befehlshaber unserer Bürgerwehr beschimpfen und verleumden? Darf das der **Fürst v. Windischgrätz**? Wir verlangen Rechenschaft und Genugthuung für diese freche Beschuldigung, und sehen es als einen Beweis an, daß Recht und Gesetz aufgehoben, der rohen Willkür der Soldateska preisgegeben sind, wenn eine Genugthuung ihm nicht wird.

Eine Handvoll bewaffneter Bürger Oesterreichs, theilweise **Verbrecher**, zum größten Theil aber Verführte, an ihrer Spitze der Fürst Windischgrätz, lagern an den Thoren der Stadt und üben Gewaltthat gegen Leben und Eigenthum. Wer hätte nach den Revolutionen des März und des Mai geglaubt, daß so etwas möglich, denkbar wäre in Oesterreich? — Will der Fürst Windischgrätz wirklich „Ruhe und Ordnung wieder herstellen“, so entferne er sich möglichst bald mit seiner Schaar; sie sind die Einzigen, welche die Ruhe und Ordnung stören. Stellt er die Ruhe und Ordnung des Gesetzes, welche er allein und schwer verletzt, nicht bald her, so möchte leicht das 19. Jahrhundert ihn lehren, was ihn die Geschichte der früheren Jahrhunderte nicht gelehrt zu haben scheint: **daß es nicht nur der Sinn für Gesetz und Ordnung, sondern auch der starke bewaffnete Arm des freien Bürgerthums war**, welcher die adeligen **Raufbolde des Mittelalters**, die Soldateska der damaligen Zeit — **mit blutigen Köpfen** heimschickte und **ihre Macht für immer brach**. — Das Bürgerthum hat sich seiner Ahnen nicht zu schämen und kann mit Stolz auf deren Thun

ırückblicken; aber es wird auch wissen, ihrem Bei-
)iel zu folgen und ihrer werth zu sein.

R. Blum.

Mittlerweile hatte Windischgrätz eingesehen, daß er
ıit seiner Proklamation vom 20. Oktober über das Ziel
inausgeschossen, und — am 23. — eine neue Proklamation
:lassen, in welcher er mildere Seiten aufzog und sich be-
nügte, folgende fernere Bedingungen zu stellen: „Auf-
)sung aller bewaffneten Corps, Sperrung der Aula,
lıslieferung der akademischen Legion und von zwölf
Studenten als Geißeln, desgleichen mehrerer noch zu be-
:immender Individuen, Suspension aller Zeitungen bis
uf die „Wiener Zeitung", die auf die Wiedergabe amt-
icher Nachrichten eingeschränkt bleibt." Erfolge die An-
ahme dieser Bedingungen nicht binnen 48 Stunden, so
ʒürden die Feindseligkeiten eröffnet.

Deputationen aus der Stadt bestimmten den Fürst
ur Milderung dieser Bedingungen. Es sollten blos noch
usgeliefert werden die Personen des angeblichen „polnischen
Emissärs Bem, der sich unberufen in die Wiener Ange-
egenheiten gemischt", Pulszky's (des bekannten ungarischen
Patrioten), „eines demokratischen Schreiers, Namens
Schütte und der Mörder Latour's."

Pulszky war gar nicht in Wien!

Blum's Name fehlt auf der Liste — ein Beweis,
ıaß damals sein Tod noch nicht beschlossen war.

Der Gemeinderath hatte gegen die Bedingungen nichts
inzuwenden; die Bürgerwehr, die Mobilgarde und die
ıkademische Legion hatten jedoch keine Lust, freiwillig die
Waffen abzuliefern, und da Fürst Windischgrätz es nicht
vagte, in die Stadt einzuziehen, was wahrscheinlich ohne
:rnstlichen Kampf möglich gewesen wäre, so begann am
26. Oktober der eigentliche Angriff und das Bombardement
ier Stadt.

Am 26. Oktober trat Blum, der bis dahin blos
ıgitatorisch thätig gewesen war, in das zwei Tage vorher
yon dem „kaiserlich königlichen Major a. D." Ernst Haug
jegründete „Elite-Corps" ein, welches „zum Schutze der
Ruhe und Ordnung der Stadt" bestimmt war. Auch
'eine Kollegen Hartmann und Fröbel ließen sich in dieses

Corps einreihen. Die Mannschaften bestanden aus Nationalgarden, Studenten und Arbeitern; Blum wurde zum Hauptmann der ersten, Fröbel der zweiten Kompagnie gewählt.

Der Drang des Augenblicks entrückte das „Elite-Corps" bald seiner ursprünglichen Bestimmung. Am selben Tage, wo Blum eintrat, wurde es in die Feuerlinie kommandirt und Blum erhielt sofort die Feuertaufe. Daß er sie trefflich bestand, wird von Freund und Feind einmüthig bezeugt.

Zwei Tage lang stand Blum im heißesten Feuer und that seine Schuldigkeit „mit Muth und Kaltblütigkeit." (Schreiben Ernst Haug's vom 27. November 1848.)

Den 28. Oktober war das Schicksal Wien's entschieden: die Vorstädte befanden sich in den Händen der kaiserlichen Truppen und der Weg in die innere Stadt stand diesen offen. Die Behörden zeigten sich bereit zu kapituliren. Blum und Fröbel nahmen am Morgen des 29. Oktober ihre Entlassung als Hauptleute des „Elite-Corps."

Eine Deputation des Stadtraths verfügte sich zu Windischgrätz, um die Uebergabe anzubieten. Er verhieß, Gnade zu üben und „sich an Großmuth nicht überbieten zu lassen." — Von den Thürmen der Stadt wehten weiße Fahnen und am Nachmittag des 28. Oktober erklärte sich auch, nach vorausgegangener Berathung, die Nationalgarde und akademische Legion für die Uebergabe, da Widerstand von nun an hoffnungslos. Unter Denen, die in diesem Sinne gesprochen, war Blum.

Wäre Windischgrätz jetzt in die Stadt eingezogen, er wäre auf keinen Widerstand gestoßen.

Am 30. Oktober schrieb Blum an seine Frau:

„Liebe Jenny!

„Die Schlacht ist verloren, das boshafte Glück hat uns geäfft. Nein, das Glück nicht, der schmachvollste Verrath, den jemals die Weltgeschichte gesehen hat, war derart gesponnen, daß er im Entscheidungs-Augenblicke, und nur und allein in diesem ausbrach. Ich habe am Sonntag noch einen sehr heißen Tag erlebt; eine Streifkugel hat mich sogar unmittelbar am Herzen getroffen, aber nur den Rock verletzt. Wien kapitulirt eben und wahrscheinlich wird die innere Stadt heute Abend oder morgen Früh

bergeben; dadurch sind einige noch unbesiegte Vorstädte
ınn ebenfalls bezwungen oder werden's wenigstens leicht.
:in Theil des Heeres, d. h. des städtischen Heeres —
ill die Waffen nicht ablegen, besonders sind die über-
:tretenen Soldaten in einer wahren Raserei; es kann
:mnach noch sehr schlimme Scenen im Innern geben.
;obald der Verkehr wieder beginnt, reise ich ab und komme
ach Leipzig. Leb' wohl, ich kann nicht mehr schreiben,
ein Herz ist zerrissen von Zorn, Wuth und Schmerz.
ebe wohl! Auf baldiges Wiedersehen!

Gruß und Kuß.

Robert.

„Liebe Jenny! Es fällt mir eben ein, daß Du nichts
ehr zu leben hast; es geht Dir, wie uns. Wir haben
ur noch Brod, Butter, Käse und ein wenig gesalzenes
leisch, auch etwas Fische, aber enorm theuer. Laß Dir,
enn Du nicht warten kannst, von Freund Heyner
0 Thaler geben, ich schicke sie ihm dann gleich zurück,
enn ich wieder dort bin." —

Der Glaube an Verrath, der sich in diesem Brief
ısspricht, war allgemein und entbehrt in der That nicht
:r Begründung, wenn auch Feigheit und Rathlosigkeit
.ehr Uebel angestiftet haben als Verrath.

Das Zaudern des Fürsten Windischgrätz sollte für
Bien verhängnißvoll werden. Am 30. Oktober ließen sich
ıdlich die so lange ersehnten **Ungarn** vom Stephans-
)urm erblicken — die weißen Fahnen wurden herabge-
:ssen. Bei der herrschenden Verwirrung ist nicht festzu-
ellen, wer den Befehl gegeben hat.

Das Glück hatte die Wiener nur genarrt — nach
ırzem Gefecht bei **Schwechat** retirirten die Ungarn —
Bien aber hatte die Folgen des „Kapitulationsbruchs"
ı tragen.

Die Hauptstadt wurde erstürmt — der Widerstand
ıar ungeordnet — die Kroaten sengten, brennten,
lünderten, schändeten. **Bem**, dem tapferen Polen, gelang
s, mit den Trümmern der Studenten-Legion*), sich durch-
ıschlagen, und nach Ungarn zu entkommen, wo er sein

*) Reaktionäre Witzblätter nannten die Studenten-Legionäre:
hasseurs de Metternich — Metternich-Jäger — weil die Studenten
ı erster Linie Metternich fortgejagt hatten.

militärisches Genie gegen die Oesterreicher und Russen glänzend entfaltete. Unter seinen Begleitern war der junge Schlöffel, der beim Ausbruch der Mairevolution 1849 nach Deutschland eilte und bei Waghäusel den Heldentod fand.

Am 1. November wehte die schwarzgelbe Fahne vom Stephansthurme.

Blum fühlte sich vollkommen sicher inmitten der Massenverhaftungen.

Noch am 2. November schreibt er seiner Frau:

„Dem Vernehmen nach fahren heute die Posten wieder ab, hoffentlich folgt diesem Schritte bald auch die Möglichkeit, reisen zu können, und ich komme dann wieder nach Haus. Natürlich kann ich nun zum Schillerfeste nicht bleiben; ich bleibe höchstens einen Tag, da ich nur zu lange hier verweilen mußte."

Am nämlichen Tage richtete er nebst seinen drei Kollegen folgendes Gesuch an den Stadtkommandanten:

„Sr. Exc. dem k. k. Feldmarschallieutenant Freiherrn von Csorich.

Die unterzeichneten Abgeordneten der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt sind im Laufe der letzten Woche nach Wien gekommen und durch die Ereignisse hier zurückgehalten worden. Nach der jetzt eingetretenen Wendung der Dinge hoffen und wünschen dieselben zu ihrem Berufe zurückkehren zu können und bitten Ew. Exc., zu diesem Zwecke höflichst und ergebenst um den nöthigen Passirschein. Um Ew. Exc. nicht mit einer Antwort zu belästigen, werden die Unterzeichneten sich erlauben, heute Nachmittag persönlich sich bei Ew. Exc. einzustellen und den Nachweis über Person und Eigenschaft gehorsamst zu überbringen. In der Erwartung einer gnädigen Gewährung ihrer gehorsamsten Bitte zeichnen mit vollkommenster Hochachtung Ew. Exc. gehorsamste Abgeordnete der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.

Wien, den 2. November 1848.

(Gez.) Robert Blum aus Leipzig, Albert Trampusch für den Wahlbezirk Weidenau im k. k. Schlesien, Julius Fröbel für die Fürstenthümer Reuß j. Linie, Moritz Hartmann aus Leitmeritz." —

Csorich verwies „die deutsche konstitutionelle National-versammlung (buchstäblich!) in Stadt London“ (dem Wirthshaus, wo die Frankfurter Abgeordneten seit ihrer Ankunft in Wien wohnten) an General von Cordon, der, als Antwort auf das Schreiben Blum's und der Kollegen desselben, am 3. November den Befehl erließ:

„Die Stadthauptmannschaft wird beauftragt, die angeblich (!) im Hotel zur Stadt London wohnenden Herren Robert Blum und Julius Fröbel in militärgerichtlichen Verhaft zu nehmen, unter Beschlagnahme ihrer Effekten.“

Der Befehl wurde am 4. November Frühmorgens ausgeführt. Blum hätte leicht entfliehen können, wie Trampusch und Hartmann es thaten; er hielt es aber nicht mit seiner Würde vereinbar und — baute auf seine Unverletzlichkeit als Mitglied des Parlaments.

Den folgenden Tag setzten die beiden gefangenen Abgeordneten ein Schreiben an den Präsidenten der deutschen Nationalversammlung auf, in welchem sie demselben ihre Verhaftung anzeigten und um Schutz und Freiheit auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. September baten.

Das Schreiben gelangte nie nach Frankfurt: es wurde an Windischgrätz geschickt und von ihm zurückbehalten.

Der sächsische Gesandte von Könneritz, obgleich rechtzeitig in Kenntniß gesetzt, versäumte es, das Nöthige für Blum's Freilassung zu thun.

Blum denkt noch immer an keine Gefahr. Am 6. November schreibt er seiner Frau:

„Meine liebe Jenny! Als ich Dir meine letzten Zeilen schrieb, deren Kürze die Umstände geboten, glaubte ich denselben auf dem Fuße zu folgen und wenigstens kurze Zeit in meinem Hause zu verleben. Das ist anders geworden und ich werde unfreiwillig zurückgehalten, bin verhaftet. Denke Dir indessen nichts Schreckliches, ich bin in Gesellschaft Fröbel's und wir werden sehr gut behandelt: allein die große Menge der Verhafteten kann die Entscheidung wohl etwas hinausschieben. Sei also ruhig, und wenn Du das bist, wirst Du zu meiner Ruhe wesentlich beitragen; ich denke Dich stark und bin's deshalb selbst. Bitte Heyner in meinem Namen, daß er Dir die Haus-

haltungsbedürfnisse vorschießt; ich werde ihm das Entnommene sofort ersetzen, wenn ich wiederkomme. Leb' recht wohl, bleibe gesund und heiter, grüße alle Freunde und empfange für Dich und unsere lieben Kinder von Herzen Gruß und Kuß von Deinem Robert. — Denkt am 10. und 11 freundlich an mich."

Die hoffnungsvolle Stimmung Blum's fing jedoch schon am selben Tage an sich zu trüben. Ein Brief, den sein Mitgefangener Fröbel am 22. Dezember 1848 an Blum's Schwester, Frau Selbach in Köln, schrieb, sagt über die letzten Tage, welche er mit Blum verlebt:

„Vom 26. bis zum 28. (Okt.) sah ich Ihren Bruder nicht wieder. Ich hörte aber von Andern, daß er unterdessen mit einem Muthe, der über jedes Lob erhaben war, ja sogar mit Lust und Freude sich im Kugelregen und in anderen Gefahren befunden. Mehrere seiner Mannschaften fielen in seiner Nähe und andere wurden verwundet. Eine Kugel fuhr ihm auf der linken Seite, am Herzen, durch das Rockfutter. Die Nacht vom 28. auf den 29. brachte er in seinem Zimmer in Stadt London zu, während ich mit dem Rest meiner Kompagnie einen Saal des Universitätsgebäudes inne hatte. Am 29. früh um 5 Uhr besuchte ich ihn und wir schrieben unser Entlassungsgesuch, welches wir gegen 6 Uhr abschickten. Dann lebten wir wieder bis zum 4. Früh, wo wir verhaftet wurden, im Gasthaus zusammen. Ihr Bruder war in der ganzen Zeit äußerlich abwechselnd ernst und ruhig, bald humoristisch, bald ziemlich leidenschaftlich aktiv gestimmt; innerlich bemerkte ich an ihm immer eine große Erregung. Wir kannten die Menschen nicht genug, die uns umgaben, und so war er ungewiß, ob für ihn die Zeit eines entscheidenden Augenblickes gekommen sei. Hätte er gewollt, so wäre die Leitung der Dinge sehr bald in seinen Händen gewesen. Weil er sich in dieser Beziehung über seine Aufgabe nicht klar sein konnte, schwankte er auch von Anfang an zwischen dem Wunsche abzureisen und dem zu bleiben. — Im Gefängniß hatten wir miteinander ein leidliches Zimmer. Ihr Bruder sprach, als hoffe er höchstens acht Tage gefangen zu sein und dann freigelassen zu werden, innerlich aber scheinen ihn düstre Ahnungen beunruhigt zu haben. Er dachte viel an seine Familie und als er

einmal, am Fenster sitzend, vor dem Kinder spielten, zu mir sagte: „sieh' da geht mein kleiner —“ (ich weiß den Namen nicht mehr), sah ich, daß seine Hand zitterte und seine Augen feucht waren. Er sagte mir am dritten und vierten Tage unserer gemeinsamen Haft oftmals: „Du wirst am Ende allein zurückreisen,“ was ich ihm auszureden suchte. Er mochte an seine Rede in der Aula (s. S. 447) und an einen sehr beleidigenden Artikel denken, den er im „Radikalen“ (s S. 447 f.) mit seiner Namensunterschrift gegen den Fürsten Windischgrätz geschrieben.“ —

Den 8. November richtete Blum mit Fröbel aus dem „Stabsstockhause“ folgenden „Protest an die hohe Centralkommission zur Untersuchung der Vorfälle in Wien“:

„Protest.“

„Nach dem Reichsgesetze vom 30. September dieses Jahres, welches von der deutschen Nationalversammlung (in der auch Oesterreich vertreten ist) beschlossen, von der in Oesterreich anerkannten Deutschen Centralgewalt promulgirt, von Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Johann, Reichsverweser, unterzeichnet, und im Reichsgesetzblatt Nr. 2 ordnungsgemäß bekannt gemacht ist — darf kein Abgeordneter der Deutschen Nationalversammlung verhaftet oder in Untersuchung gezogen werden, ohne Zustimmung der Versammlung selbst. Die Unterzeichneten sind nun gegen das angezogene Reichsgesetz seit fünf Tagen verhaftet.“ (Folgt eine Aufzählung der Schritte, die sie bis dahin zur Erlangung ihrer Freiheit gethan). „Unter diesen Umständen, auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. September, auf Grund der von Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich seinen Staaten vielfach garantirten konstitutionellen Einrichtungen, und auf Grund des fürstlichen Wortes des Herrn Feldmarschalls Fürsten zu Windischgrätz Durchlaucht, die konstitutionellen Garantien nicht schmälern zu wollen, erfüllen die Unterzeichneten hiermit gegen das Deutsche Volk, gegen das Gesetz und gegen die Nationalversammlung eine heilige Pflicht, indem sie einen

feierlichen Protest

erheben gegen ihre Verhaftung sowohl, wie gegen das Verfahren seit dieser Verhaftung; und, die Verantwortlichkeit für die Nichtachtung des Gesetzes auf die Urheber wälzend, sehen wir uns genöthigt, den anliegenden Protest gehor-

samst zu überreichen. Es ist unsere Pflicht, diesen Protest auch an die hohe Deutsche Nationalversammlung und an unsere Wähler gelangen zu lassen, damit dieselben erkennen, daß wir das Gesetz, zu dessen Erlassung und Erhaltung man uns erwählt hat, nach unseren Kräften selbst im Kerker wahren! Da nach der dermaligen faktischen Gestalt der Dinge dazu die Erlaubniß der hohen Central-Commission nöthig ist, so bitten wir, diese Erlaubniß uns baldmöglichst ertheilen zu wollen.

Mit vollkommenster Hochachtung zeichnen:
Einer hohen Central-Commission gehorsamste Abgeordneten der deutschen konstituirenden Nationalversammlung,

Robert Blum, Julius Fröbel.

Wien, im Stabsstockhause am 8. November 1848." —

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Den 8. November nach halb sechs Uhr Abends wurde Blum zum Verhör abgeholt.

Windischgrätz soll geneigt gewesen sein, den Protest zu beachten. Fürst Felix von Schwarzenberg, der gleich nachher Minister ward, wird von Hübner als die treibende Kraft bezeichnet, die zu der „blutigen Absage an den Parlamentarismus" drängte. Schwarzenberg bedachte nicht, daß der Tod Blum's Oesterreich seine Stellung in Deutschland kostete. Ohne die Brigittenau war kein Königgrätz möglich.

Wir theilen nun das amtliche Protokoll über das Verhör Blum's vor dem Standgericht mit:

„Aktum bei der Standrechts- und Kriegsgerichts-Commission im Stabsstockhause, angefangen um 5½ Uhr Abend am 8. November 1848.

Protokoll,

welches auf Anordnung des k. k. Militär-Stadtkommandos Akt 7. November, Nr. 251, in Betreff des in Haft gebrachten Robert Blum aufgenommen wurde.

Zur Grundlage dient:

Nr. 1. Auftrag des Herrn G.-M. Cordon, ddo. 7. November, Nr. 251, mit

a) ein Zeitungsabdruck der „Presse", ddo. 25. Oktober.

b) ein Zeitungsabdruck der „Ostdeutschen Post", ddo. 24.

c) Auszug aus dem Sitzungsprotokolle des Gemeinderathes der Stadt Wien, ddo. 18. Oktober 1848.

Nr. 2. Bericht über die Arretirung Robert Blum's, ddo. 4. November mit

a) Schreiben des Robert Blum, Julius Fröbel, Moritz Hartmann und Albert Trampusch,

b) Schlüssel zu dem Koffer.

Nach Allegierung dieser Akten wurde Robert Blum vorgerufen, zur Angabe der Wahrheit erinnert und vernommen, wie folgt:

„Ich heiße Robert Blum, zu Köln in Rheinpreußen gebürtig, katholisch, Vater von vier Kindern, bin Buchhändler zu Leipzig, 40 Jahre alt.

„Ich kam am 14. Oktober mit den Herren Fröbel, Trampusch und Hartmann als Abgeordneter in Frankfurt am Main von dort nach Wien, um zunächst den Wiener Behörden eine Adresse zu überreichen. Wir fanden die Verhältnisse anders, als wir geglaubt hatten, und ich habe, wahrscheinlich am 23. Oktober, auf der Aula eine Rede gehalten, deren Sinn dahin ging, daß man an die Stelle des früheren Bandes der Gewalt, welches die verschiedenen Nationalitäten des österreichischen Kaiserstaates zusammengehalten, das Band der gemeinsamen Freiheit und der Anerkennung der gleichen Berechtigung aller Nationalitäten setzen müsse, damit die gemeinsame Freiheit sie inniger binde, als es die Gewalt bisher vermochte. Sollte es im Innern des Staates noch Elemente geben, welche die nichtdeutschen Nationalitäten nur durch das Band der Gewalt fesseln wollen, so müssen dieselben überwunden und vernichtet werden.

„Am 26. Oktober ließ ich und Fröbel, auf Zureden des Kommandanten Haut*), in das Elite-Corps mich einreihen, und wir wurden zu Hauptleuten gewählt, bezogen mit einer Kompagnie einen Posten an der Sophienbrücke beim Rasumoffsky'schen Palais, wo Kanonen in den Garten gegenüber dem Fluß gerichtet waren. Der Ober-Kommandant Messenhauser kam dahin, und ich sprach mit ihm, sowie mit Andern. Daß ich dort zu ihm geäußert hätte, daß er die Präsidentur der Republik annehmen solle, darauf kann ich mich nicht erinnern, und wenn dieses

*) Soll heißen: Haug.

überhaupt gesprochen worden ist, so ist es nur im Scherze ausgesprochen worden.

„Ich habe in den Zeitungen allerdings die Anordnungen des Fürsten Windischgrätz bezüglich des Belagerungszustandes gelesen.

„Wo Herr Fröbel an diesem Tage mit seiner Kompagnie stand, weiß ich nicht anzugeben.

„Hier muß ich bemerken, daß das Gespräch bezüglich der Präsidentur nicht an der Sophienbrücke, sondern in einem Kaffeehause, wie ich glaube, auf der Landstraße, stattfand, wohin Messenhauser kam, wo ich eben nebst andern Garden und Mitgliedern des Elite-Corps an jenem Tage mich befand, um Kaffee zu trinken. Was Messenhauser damals auf der Landstraße zu thun hatte, weiß ich nicht; wahrscheinlich inspizirte er die aufgestellten Posten der unter seinem Kommando stehenden Garden.

„Ich muß noch bemerken, daß ich und Fröbel am 29. Oktober früh die Waffen abgelegt haben, weil das Elite-Corps nicht zu dem Zwecke verwendet wurde, zu welchem es ursprünglich bestimmt war, nämlich die innere Stadt in Ruhe und Ordnung zu halten.

„Ich muß hier auf jenes in Deutschland giltige Gesetz aufmerksam machen, wonach ein Deputirter nicht verhaftet und in Untersuchung gezogen werden kann, ohne vorher die Genehmigung der National-Versammlung einzuholen. Praelecta confirmat. (Das Vorgelesene bestätigt.) Robert Blum m. p.

„Nach eigenhändiger Fertigung wurde das Protokoll geschlossen und unterzeichnet:

Franz Tiefenthaller, Gemeiner.	Adolf Compéis, Gemeiner.
Joseph Mahn (Maan?), Gefreiter.	Josef Wöhner, Gefreiter.
Johann Mohr, Korporal.	Adalbert Simmer, Korporal.
Johann v. Ehrenfeld, Feldwebel.	Franz Hirschecker, Feldwebel.
Pokorny, Lieutenant.	Szeth, Lieutenant.
Zamagma, Hauptmann.	J. F. v. Bach, Rittmeister.

Wolferom, Hauptmann-Auditor.	Cordier, Major, Präses.	Johann Sailler, Qua. Aktuar." —

Einige der Unterschriften sind unlesbar. Daß Blum nicht so gesprochen haben kann, wie ihm hier in den Mund gelegt wird, brauchen wir nicht hervorzuheben.

Mit welcher Lüderlichkeit das sogenannte Protokoll aufgenommen wurde, erhellt zur Genüge aus der Thatsache, daß der Name Haug's falsch geschrieben (Hauk) und das Datum der Ankunft Blum's in Wien falsch angegeben ist (14. Oktober statt 17. Oktober). Da es dem „Standrecht" an „Grundlagen" fehlte, so mußten ein paar reaktionäre Zeitungsberichte über die Aula-Rede Blum's (in „Presse" und „Ostdeutscher Post"), ein Gemeinderaths-Protokoll vom 18. Oktober, in welchem Robert Blum's Ankunft (am vorhergehenden Tage) einfach angezeigt, und — ein „Schlüssel zu dem Koffer" Blum's herhalten.

Indeß dieser Mangel an „Grundlagen" hatte auch das Gute, daß er die Berathungen abkürzte; das Urtheil konnte um so rascher „geschöpft" werden.

Dieses denkwürdige Aktenstück lautet:

„**Urtheil**,

welches in dem auf Befehl des k. k. hohen Militär-Stadtkommandos in Wien zusammengesetzten permanenten Standrechte

mit Einheit der Stimmen geschöpft wurde:

Herr Robert Blum, zu Köln in Rheinpreußen gebürtig, 40 Jahre alt, katholisch, verheirathet, Vater von vier Kindern, Buchhändler zu Leipzig, welcher bei erhobenem Thatbestande durch sein Geständniß und durch Zeugen überwiesen ist, am 23. Oktober l. J. in der Aula zu Wien durch Reden (?) in einer Versammlung zum Aufruhre aufgeregt und am 26. Oktober l. Jrs. an dem bewaffneten Aufruhre in Wien als Kommandant einer Kompagnie des Elite-Corps thätigen Antheil genommen zu haben — soll nach Bestimmung der Proklamation Sr. Durchlaucht des Feldmarschalls Fürsten zu Windischgrätz vom 20. und 23. Oktober, dann nach § 4 im 62. Artikel der Theresianischen Gerichtsordnung mit dem **Tode durch den Strang** bestraft werden.

So gesprochen in dem Standrechte, angefangen um halb 6 Uhr Abends, am 8. November 1848.

Cordier, Major, Präses. — **Wolferom**, Hauptmann-Auditor."

Auf eine Kritik des Aktenstückes brauchen wir uns nicht einzulassen. Gleich dem ganzen Standrechts-Verfahren gegen Blum ist es seit 40 Jahren durch das Urtheil der Geschichte gerichtet. Was es mit dem „Geständniß" und mit den „Zeugen" für eine Bewandtniß hat, wissen die Leser.

Hintennach ist*) behauptet worden, Blum habe während der Belagerung am 31. Oktober am Stephansplatz die Worte ausgestoßen: „Ihr müßt noch zweihundert latourisiren", d. h. tödten, wie Latour getödtet worden ist — allein das ist offenbar Klatsch und in dem Verhör gar nicht zur Sprache gekommen, sonst hätte man sicherlich nicht versäumt, es im „Protokoll" zu erwähnen.

Das Urtheil wurde unmittelbar nach Abführung des Gefangenen gefällt und noch den nämlichen Abend von dem General-Major Hipssich mit den Worten bestätigt:

„Ist kundzumachen und in augenblicklicher Ermangelung eines Freimanns (Nachrichters) mit Pulver und Blei durch Erschießen zu vollziehen."

Um halb acht Uhr war Blum in seine Zelle zu Fröbel zurückgeführt worden. Die Prozedur hatte knapp zwei Stunden gedauert.

In dem schon erwähnten Brief an Blum's Schwester schreibt Fröbel weiter (am 22. Dezember 1848):

„Ich sah ihn noch einen Augenblick. Er war im Gesicht sehr erregt und ich las aus seinen Zügen, daß ihm der Gang des Verhörs ernste Besorgnisse erregt habe. Er wurde sogleich wieder abgeholt und in ein anderes Gefängnißzimmer gebracht. Als ich ihm die Hand reichte mit den Worten „auf Wiedersehen!", antwortete er mir mit langsamen Worten und zweifelndem Tone, denselben Satz wiederholend: „Auf Wiedersehen!" — Von einem Mitgefangenen, der Gelegenheit fand, mir einige Worte zu sagen, hörte ich, daß Ihr Bruder die Nacht vom 8. auf den 9. nach heiteren Gesprächen ruhig und in festem Schlafe zugebracht. Er war zu einem Polen, dessen Namen ich nicht kenne und zu einem Herrn von Terzki (auch Tertschanski genannt und unter dem Namen Vilney als Novellenschreiber bekannt) und einem Herrn v. Schlechta gethan worden. Alle vier schliefen im gleichen Zimmer."

---

*) Von dem Erzreaktionär Freiherr von Helfert in seiner sog. „Geschichte Oesterreichs".

Um 5 Uhr Morgens, am 9. November, wurde Blum aus tiefem Schlafe geweckt und in eine andere Zelle geführt, wo der Auditeur ihm das Urtheil vorlas. Er hörte es zwar bewegt aber standhaft an. Nur äußerte er sein Befremden, wie man auf Grund solcher Thatsachen hin ihn zum Tode habe verurtheilen können, und meinte, man werde das Urtheil doch kaum zu vollstrecken wagen, zumal er doch durch das Unverletzlichkeitsgesetz gedeckt sei. Der Auditeur erwiderte ihm, daß an der Vollziehung nicht zu zweifeln.

Nun ergab Blum sich in sein Schicksal.

Der Geistliche, den man ihm schickte, Pater Raimund vom Schottenstift, war so menschlich und anständig, sich aller Bekehrungsversuche zu enthalten.

Blum bat um Schreibmaterial, das ihm sofort gewährt wurde.

Er schrieb drei Briefe; den ersten an sein Weib:

„Mein theures, gutes, liebes Weib, lebe wohl! wohl für die Zeit, die man ewig nennt, die es aber nicht sein wird. Erziehe unsere — jetzt nur Deine Kinder zu edeln Menschen, dann werden sie ihrem Vater nimmer Schande machen. Unser kleines Vermögen verkaufe mit Hilfe unserer Freunde. Gott und gute Menschen werden Euch ja helfen. Alles, was ich empfinde, rinnt in Thränen dahin, daher nur nochmals: leb' wohl, theures Weib! Betrachte unsere Kinder als theures Vermächtniß, mit dem Du wuchern mußt, und ehre so Deinen treuen Gatten. Leb' wohl, leb wohl! Tausend, tausend, die letzten Küsse von Deinem Robert.

Wien, den 9. November 1848.

Morgens 5 Uhr, um 6 Uhr habe ich vollendet.

Die Ringe hatte ich vergessen; ich drücke Dir den letzten Kuß auf den Trauring. Mein Siegelring ist für Hans, die Uhr für Richard, der Diamantknopf für Ida, die Kette für Alfred, als Andenken. Alle sonstigen Andenken vertheile Du nach Deinem Ermessen. Man kommt! Lebe wohl! wohl!“ —

Dann an Karl Vogt in Hamburg:

„Ein Sterbender empfiehlt sich Dir und allen deutschen Freunden meiner armen Familie. Sie hatten

nur mich als Ernährer. Tragt Eure Liebe für mich auf sie über, dann sterbe ich ruhig. Allen ein tausendfaches Lebewohl! Blum.

Wien, den 9. November Früh 1/26 Uhr.“ —

Und endlich an C. Cramer in Leipzig:

„Lieber Freund!

Es ist 5 Uhr und um 6 werde ich — erschossen. Also nur zwei Worte: Lebe wohl, Du und alle Freunde. Bereite meine Frau langsam vor auf das Geschick des Kriegs. Schreibe Günther meinen letzten Gruß. Ich sterbe als Mann — es muß sein. Lebt wohl! Lebt wohl!

Wien, den 9. November 1848. Blum.“

Bei Blum's Sachen, die einige Wochen später in Leipzig eintrafen, fand sich noch folgender Zettel von seiner Hand:

„Meine Frau heißt Eugenie Blum, Eisenbahnstraße Nr. 8. Es versteht sich von selbst, daß sie meinen Nachlaß erhält, sie hat nichts. Sachen liegen noch in der Stadt London. Ein herzliches Lebewohl mit diesen Zeilen an Fröbel, er soll bei der Rückkehr in Frankfurt a. M. grüßen, auch meine Frau und Kinder besuchen.

Blum.“

Inzwischen war die Stunde des Todesganges gekommen. Es war nach 6 Uhr Morgens. Blum stieg mit Pater Raimund und Lieutenant Pokorny in den Wagen, drei Jäger auf den Kutschbock, drei hinten auf den Wagen — eine Abtheilung Kavallerie zu beiden Seiten.

Anderthalb Stunden lang dauerte die Fahrt. An der Reiterkaserne der Leopoldstadt hielt man an und wollte Blum Ketten anlegen. Er sträubte sich: „Ich will als freier deutscher Mann sterben. Sie werden mir glauben, daß ich nicht den lächerlichen Versuch machen werde, zu entfliehen. Verschonen Sie mich mit Ihren Ketten.“ Man that ihm den Willen. Von der Leopoldstädtischen Kaserne begleitete eine starke Militäreskorte — wie es heißt von 2000 Mann — den Wagen, welcher den deutschen Volksmann zur Richtstätte führte.

Unterwegs quälte Blum der Gedanke an Frau und Kind. Wiederholt schluchzte er: „Meine Frau, meine Kinder!“ Doch rasch sich ermannend sprach er mit fester

Stimme zu seinen Begleitern: „Nicht der Abgeordnete Blum weint, nur der Gatte und Vater.“

Um halb acht Uhr ungefähr hatte der düstere Zug die Richtstätte auf der Brigittenau erreicht.

Blum stieg aus, keine Spur von Schwäche verrieth sich in seinem Antlitz und seiner Haltung. „Wer wird mich erschießen?“ fragte er den dienstthuenden Offizier. „Jäger.“ „Nun, das ist mir lieb, die Jäger sollen gut schießen. Ich habe von ihnen ein Merkmal.“ Und damit hob er den linken Arm auf, an den ihn der Streifschuß am 26. Oktober getroffen.

Blum nebst dem Geistlichen und das Militärpiquet bekommen ihren Platz angewiesen. Das Urtheil wird noch einmal verlesen. Der Profoß bittet nach vorgeschriebener Form dreimal um's Leben des Verurtheilten. Dreimal ertönt ein starres „Nein!“

Man will Blum die Augen verbinden. Er protestirt. „Ich möchte dem Tod frei in's Auge sehen!“ Der Offizier bittet ihn nachzugeben; es sei der Schützen wegen, die sonst am Zielen gehindert würden. Da schlingt Blum selber die Binde um seine Augen, richtet sich gerade auf und ruft laut:

„Ich sterbe für die Freiheit. Möge das Vaterland meiner eingedenk sein!“

Der dienstthuende Offizier senkt den Degen. Drei Schüsse krachen. Drei Kugeln durchbohren den Kopf und das Herz Robert Blum's, der lautlos zurücksinkt.

Es war der Tag vor seinem einundvierzigsten Geburtstag.

Und an dem nämlichen Tag, wo zu Wien die Volkssouveränität in der Person Robert Blum's symbolisch zu Boden gestreckt wurde, zog „Vater Wrangel“ in Berlin ein.

Die Reaktion hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Die Dynastien konnten das Würfelspiel um die „Zukunft Deutschlands“ beginnen.

Die Erschießung Robert Blum's rief in ganz Deutschland einen Sturm des Zorns und der Empörung hervor.

Als am 14. November die Nachricht in Frankfurt eintraf, glich die Nationalversammlung einer Schaar Hühner, aus welcher der Habicht sich ein Opfer herausgeholt. Präsident von Gagern (der Ex-„Edle“) verlas

einen Brief aus Wien datirt den 9. November, in dem es heißt:

„Hartmann und Trampusch werden Ihnen Details und genaue Berichte über den Kampf und die Zustände hier geben. Blum und Fröbel wurden verhaftet. Heute Morgen verbreitet sich das Gerücht, Blum sei durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden, später sogar, die Execution des Urtheils sei bereits heute Morgen um halb 6 Uhr in der Brigittenau geschehen. Ein Offizier erzählte im Stierböck'schen Kaffeehaus, daß er eben von der Execution zurückkehre, und schilderte die Haltung und das Benehmen Blum's in allen Einzelheiten während der Fahrt zum Executionsorte und bei der Execution als durchaus männlich und entschieden. — So allgemein das Gerücht nunmehr in der ganzen Stadt über die erfolgte Vollstreckung dieses Urtheils der Willkür und der rohen Gewalt auch verbreitet ist, so will ich trotz der detaillirten Erzählung des erwähnten Offiziers noch immer nicht recht daran glauben; sollte es jedoch wahr sein, und es scheint, daß es wahr ist, so wird Blum Rächer finden." (Stimmen auf der Linken: Ja! Gewiß! — Bewegung.)

Abg. Heinrich Simon von Breslau: Meine Herren! Es ist wahrlich schwer, unter den erschütternden Eindrücken, wie wir sie soeben erhalten haben, das Wort über einen andern Gegenstand zu ergreifen. Ich sage Ihnen daher in jener Beziehung nur Eins: In Oesterreich ist es zu spät; in Preußen noch Zeit! — — Meine Herren! Sollen denn die Lehren der Geschichte ewig spurlos vorübergehen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Ende der Sitzung bringt der Abgeordnete Ludwig Simon aus Trier folgenden, von sechzig Abgeordneten unterschriebenen Antrag ein:

„In Erwägung, daß nach Eingang dreier übereinstimmender Briefe und der darin enthaltenen untrüglichen Einzelheiten über das Schicksal Robert Blum's nunmehr kein Zweifel mehr obwaltet;

daß die gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 10. Oktober dieses Jahres über den Schutz der deutschen Reichstagsabgeordneten in der österreichischen Hauptstadt erfolgte Erschießung Robert Blum's sich als Mord darstellt;

daß es dem Reichsministerium nur erwünscht sein kann, die bestimmte Ansicht der Nationalversammlung zur Richtschnur für die verheißenen Schritte zu erfahren;

aus diesen Gründen empfiehlt die Nationalversammlung der Centralgewalt insbesondere die erforderlichen Maßregeln zur Ermittelung und Bestrafung der mittelbaren und unmittelbaren Mörder des Reichstagsabgeordneten Robert Blum aus Leipzig."

Der Justizminister von Mohl eilte auf die Tribüne und theilte mit, daß bereits um 2 Uhr Nachmittags zwei Bevollmächtigte, der Abgeordnete Pauer von Augsburg und Pötzl aus München, nach Wien abgereist seien und den Auftrag hätten, sich alle Papiere, die sich auf jenen unglücklichen Vorfall (!) beziehen ausliefern zu lassen, und an die Nationalversammlung zu schicken. —

In Folge dieser Erklärung wurde die Berathung bis nach Eintreffen der beiden Bevollmächtigten abgelehnt.

Und nachher geschah auch nichts.

Am 15. November 1848 begleitete die „Kölnische Zeitung" die Nachricht von dem Tode Robert Blum's mit folgenden Worten:

„Ein neues Opfer ist der Bewegung gefallen, welche seit den Märztagen Deutschland erschüttert. Ein hervorragendes Mitglied der deutschen Nationalversammlung ist gefallen, und gefallen diesmal nicht durch einen Pöbelhaufen in der Wuth der aufgeregten Leidenschaften, nein — er ist nur zum Hohn gegen die Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung, auf deutschem Boden im Namen einer deutschen Regierung kaltblütig getödtet oder — sagen wir lieber — ermordet worden. Mögen wir immerhin nicht alle die Ansichten theilen, deren Vertreter er in der Paulskirche war, so haben wir deshalb nicht minder dieses tragische Geschick zu beklagen und unsere Leser einen Blick auf das Leben dieses Mannes zurückwerfen zu lassen, dessen Wiege in unsern Mauern gestanden."

So redete damals — schreibt die „Rheinische Zeitung", der wir diesen Auszug entnommen haben — die „Kölnische Zeitung". Es war aber eine andere Zeit wie heute, selbst die Geistlichkeit mußte, wohl oder übel, den freiheitlichen Forderungen des Volkes theilweise Rechnung tragen.

Wurde doch sogar der damalige Erzbischof von Köln, Johannes von Geissel, auf Grund eines Programms, in welchem neben vielen andern entschieden demokratischen Forderungen auch die allgemeine Volksbewaffnung einen Platz fand, für Köln und den Landkreis Aachen in die Berliner Nationalversammlung gewählt. Selbst den rheinischen Geldmagnaten, den Aktionären der Kölner Dampfschifffahrts-Gesellschaft, war das „tolle Jahr“ in die Köpfe gestiegen. Hatte die Gesellschaft es doch für zeitgemäß erachtet, das Dampfschiff „Prinz von Preußen“ plötzlich mit dem damals höchst polizeiwidrigen Namen „Cocarde“ zu versehen, wie dieselbe Gesellschaft — als ihr ob ihres Frevels im „Preußischen Staatsanzeiger“ gehörig die Leviten gelesen wurden — es auch später für zeitgemäß erachtete, von einem frühen Morgen an das Schiff wieder als „Prinz von Preußen“ die grünen Fluthen des schönsten deutschen Stromes durchfurchen zu lassen.

In der „Kölnischen Zeitung“ stand in fettem Druck folgende Einladung:

„Morgen den 16. November, Früh 10 Uhr, werden die feierlichen Exequien für die Verstorbenen aus der katholischen Familie

Blum

in der hiesigen Minoritenkirche gehalten.

Sämmtliche Bürgerwehrmänner sind höflichst ersucht, sich mit ihren Fahnen, punkt halb 10 auf dem Appellhofsplatze einzufinden, und in feierlichem Zuge von dort in die Kirche zu ziehen, um obigen Exequien beizuwohnen.“

Ueber die Feier selbst sagt das nämliche Blatt:

„Auf die Nachricht von Robert Blum's schrecklichem Ende, war heute in der hiesigen Minoriten-Kirche von einer großen Anzahl Kölner Bürger eine schöne Todtenfeier „für die katholischen Verstorbenen der Familie Blum“ veranstaltet. Wir brauchen wohl unsern Lesern nicht zu sagen, daß die zahlreich Versammelten damit das Andenken nicht eines Parteiführers, sondern eines unermüdlichen Kämpfers für sein Ideal von Freiheit und eines durch die Contre-Revolution widerrechtlich Gefallenen ehren wollten. Gegen 10 Uhr hatten sich Tausende von Bürgern auf dem Appellhofs-Platz ein-

gefunden, um das dreifarbige Bürgerwehr-Banner geschaart, in ernster feierlicher Haltung. Es war keine der gewöhnlichen Ceremonien, keine der gewöhnlichen Demonstrationen. Das Banner und ein Musik-Chor eröffneten den Zug, der sich in würdigem Ernste durch die Comödienstraße, Unter-Fettenhennen, an der Rechts-schule vorbei bis in die Minoriten-Kirche bewegte. Der Altar und das Chor der Kirche waren einfach, der Trauer-Feier entsprechend, ausgestattet. An den schwarz-behängten Wänden sah man die Märtyrer-Krone und die Palme, von Sternen umgeben. Die schwarzbeflorten Bürgerwehr-Banner und mehrere andere Standarten nahmen die ganze Vorderseite des Chores ein. Dicht gefüllt waren das ganze Langhaus und die Nebenschiffe der Kirche von Bürgern aller Klassen. In erhebender Weise klang Neukomm's Requiem von der Orgelbühne, der Stimmung, die alles in diesem Augenblicke beseelen mußte, auf das würdigste entsprechend. Schön, passend, erhaben war diese einfache Gedächtnißfeier. —

Dem Gefallenen sei die Erde leicht!"

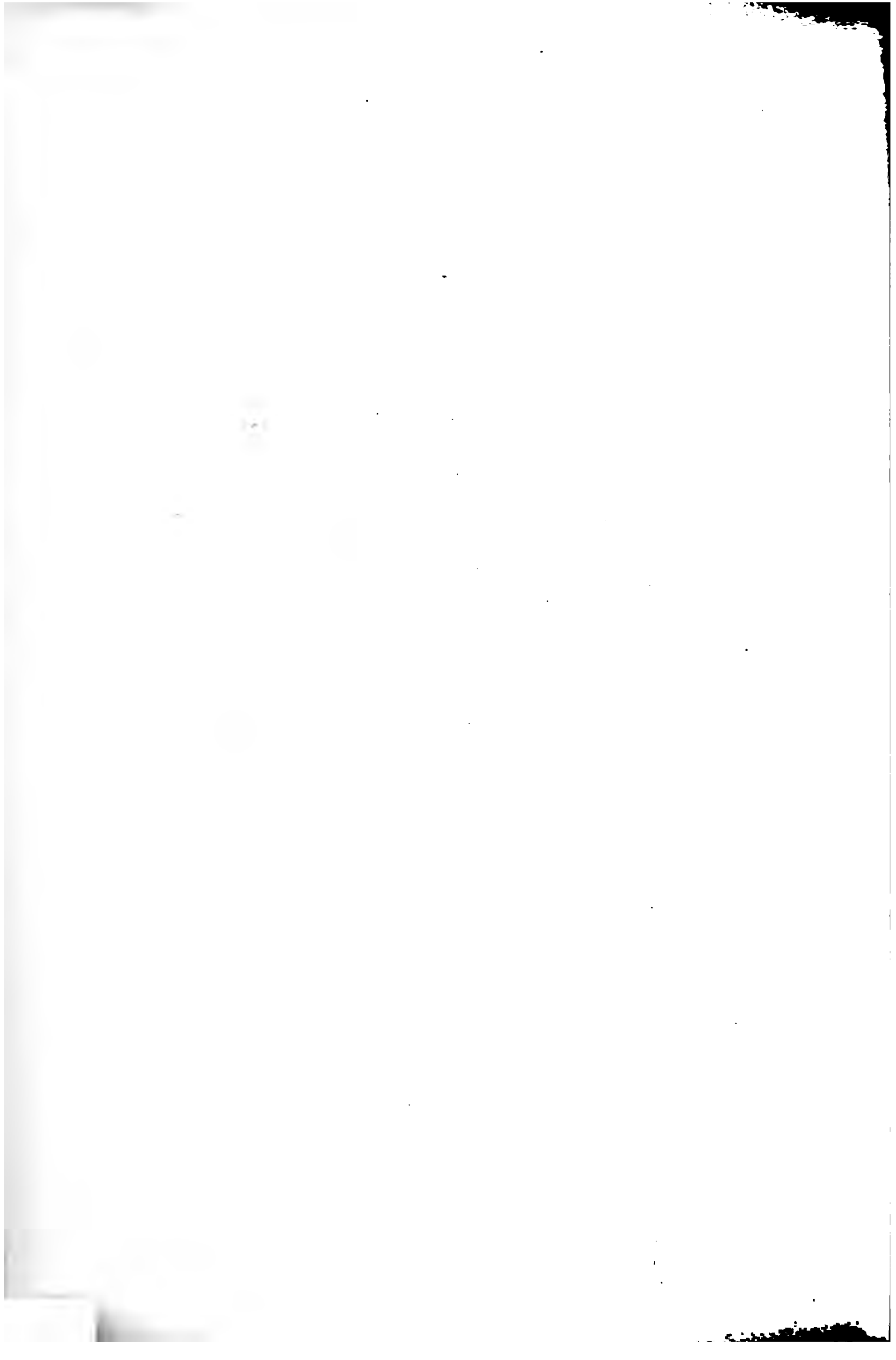
Ferdinand Freiligrath, der auch der Todtenfeier beiwohnte, veröffentlichte am nämlichen Tage eines seiner herrlichsten und ergreifendsten Gedichte, welches anhebt:

Vor einundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrieen
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knieen:
Ein Kind mit breiter, offener Stirn, ein Kind von heller Lunge,
Ein prächtig Proletarierkind, ein derber Küferjunge.
Er schrie, daß in der Werkstatt rings des Vaters Tonnen hallten;
Die Mutter hat mit Lächeln ihn an ihre Brust gehalten.

Ueberall in Deutschland wurden Todtenfeiern abgehalten, und noch in den schwärzesten Tagen der Reaktion beging das Volk das Robert Blum'sfest, das sich an vielen Orten mit dem Reformationsfest mischte, ihm einen tieferen Inhalt gebend.

Das Robert Blum'sfest wurde allmälig zu einem Todtenfest der Demokratie, und ist von der Socialdemokratie in die Märzfeier des revolutionären Proletariats aufgenommen worden.

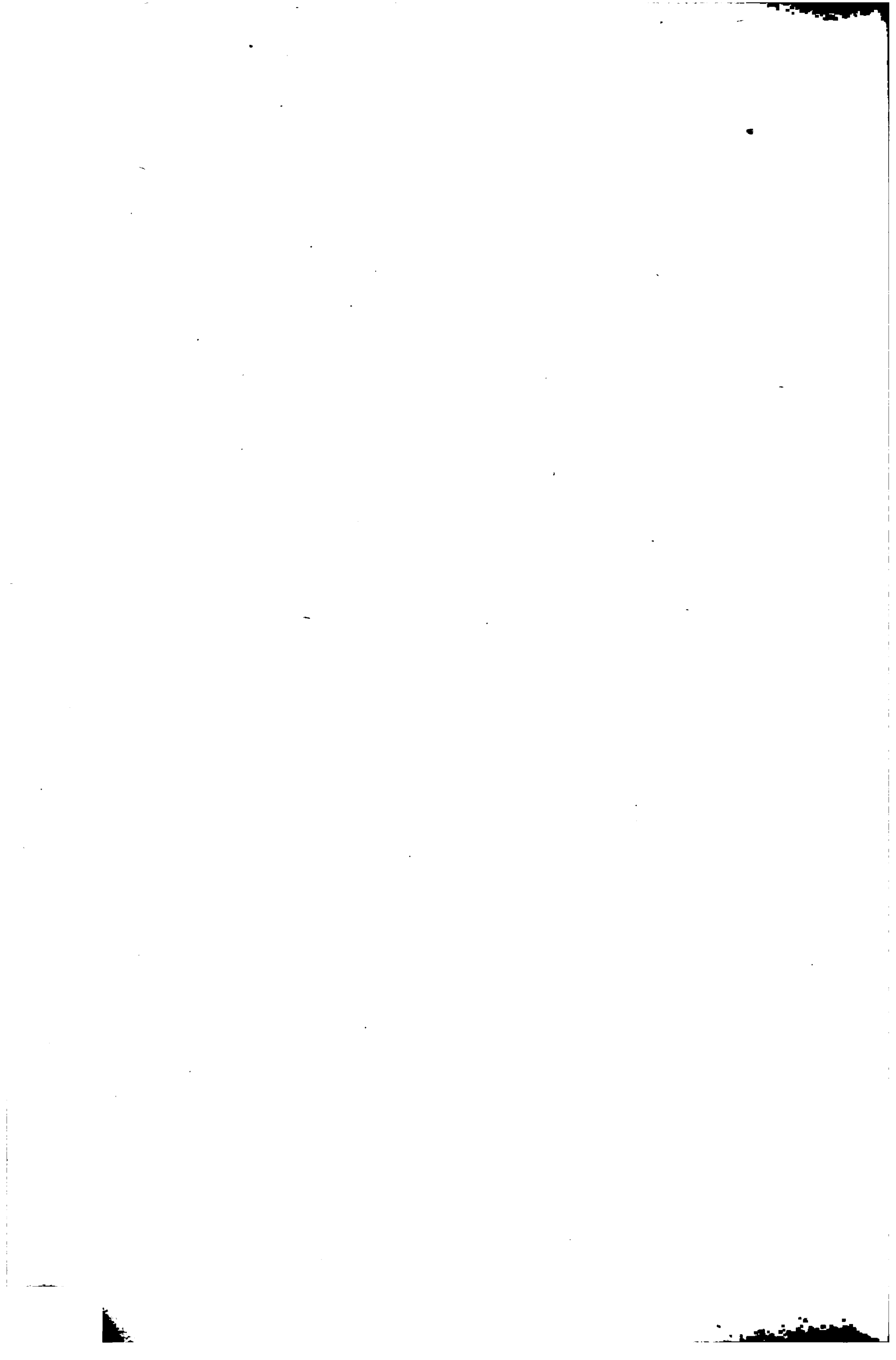
Die Socialdemokratie vergißt ihre Vorläufer so wenig wie ihre Vorkämpfer.



Noch

Etwas vom „tollen Jahr“.





Für die jüngere Generation in Deutschland ist es außerordentlich schwer, sich eine Vorstellung von den Vierziger Jahren und namentlich von dem „tollen Jahre“ zu machen.

Zum Theil erklärt sich das durch die Verschiedenheit der heutigen Zustände und der politisch-socialen Bewegung der Gegenwart, zum Theil aber auch aus dem Umstand, daß die Geschichte des Jahres 1848 so allgemein und so planmäßig gefälscht und der Jugend falsch dargestellt worden ist und wird, daß die heranwachsenden Geschlechter statt der Wirklichkeit nur ein halb abschreckendes, halb lächerliches Zerrbild erblicken.

In keinem Lande der Welt ist der Geschichtsunterricht so rücksichtslos in die Dienste der herrschenden Gewalten gepreßt worden, wie in Deutschland. Und es heißt nicht zu viel behaupten, wenn ich sage, daß es in ganz Deutschland keine einzige Schule gibt — die sogenannten Hochschulen mit inbegriffen, auf denen es am allerärgsten getrieben wird —, die ihren Zöglingen und Studenten auch nur annähernd die Wahrheit über die neuere und neueste Geschichte zugänglich machte. Und nächst der Geschichte der französischen Revolution ist die Geschichte der 48er Bewegung bei dieser historischen Falzmünzerei und Wahrheits-Hinterziehung am schlechtesten weggekommen. Doppelt nothwendig ist es darum, der Wahrheit wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Allein, auch wenn der Geschichtsunterricht ein besserer und die Geschichtsfälschung eine weniger allgemeine wäre, so würde die Jugend von heute sich doch nicht leicht in jene Zeit hineindenken können.

Wenn wir Alten-Jungen oder Jungen-Alten, die wir die Märzrevolution mitgemacht haben und auch heute noch

in Reih und Glied stehen, jene tollen und doch so schönen Zeiten vor uns wieder aufleben lassen, dann beschleichen uns gar eigenthümliche Gefühle. Wie viel kindliche, ja selbst kindische Naivität damals, und doch auch welch' erhebender und welch' schöpferischer Idealismus! Kein Zweifel, wir sind gewaltig vorangeschritten. Und nichts ist tröstlicher als ein solcher Rückblick, wenn das Elend der Gegenwart sich einmal zu aufdringlich fühlbar macht. Wer auf einer Seefahrt sehen will, wie schnell das Schiff sich vorwärts bewegt, der muß zurückblicken in die glitzernde, sich nach hinten zu immer mehr verbreiternde und verlängernde Wasserfurche, die den Lauf des Schiffes uns anzeigt, und uns die Schnelligkeit der Fortbewegung und Vorwärtsbewegung ermessen läßt.

Ja, wir sind mächtig vorwärts gekommen seit dem tollen Jahr. Und daß wir gegenwärtig, ein Jahrhundert nach der französischen Revolution, uns gerade unten in dem „Trog"*) einer der Wellen befinden, aus denen die aufsteigende Spirallinie der geschichtlichen Entwicklung zusammengesetzt ist, das ändert nichts an der Thatsache, daß es vorwärts geht und aufwärts, und zwar mit Dampfgewalt und mit Dampfschnelligkeit.

Am wenigsten geziemt es der Jugend von heute —, insbesondere der sogenannten „studirenden" Jugend —, über das „Unpraktische", „Träumerische", „Nebelhafte", „Unklare" der Achtundvierziger Bewegung die Nase zu rümpfen. Wir Studenten von anno dazumal waren sicherlich keine großen Politiker und nicht einmal „geniale" Staatsmänner, aber wir beschäftigten uns doch mit den höchsten Problemen der Politik und Staatsmannskunst und gaben uns weidlich Mühe, in das Wesen des Staats und der Gesellschaft einzudringen. Wir staken alle mehr oder weniger in der Hegelei, die gerade aus dem Himmel der Kritik auf den Boden der Wirklichkeit herunterzusteigen begann. Marx in den „Pariser Jahrbüchern" und in seinem „Elend der Philosophie", welches er der Proudhon'schen „Philosophie des Elends" entgegenschleuderte, Engels mit seiner „Lage der arbeitenden Klassen in England",

---

*) The trough of the Sea — den „Trog der See" nennen die Engländer die Thalsoole der wogenden Meerwellen.

Georg Weerth, Moritz Heß, Weitling, Püttmann, Carl Grün — und von den Franzosen Saint Simon, Cabet, Fourier, Proudhon und Louis Blanc, öffneten uns vormärzlichen Studenten die Pforten des Socialismus und Kommunismus, nachdem wir unter Führung der Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, uns im überirdischen Wolkenkuckucksheim umgeschaut, und unsere „persönlichen" Kämpfe mit dem jüdischen und christlichen Jehovah glücklich bestanden hatten.

Ich erinnere mich, wie wir oft ganze Nächte durch zusammensaßen und bald über das Wesen des Christenthums, bald über die Organisation der Arbeit oder irgend eine brennende Tagesfrage mit Feuereifer diskutirten und disputirten. Bei diesen Gelegenheiten wurde natürlich viel dummes Zeug zu Tage gefördert, allein diese Redeturniere waren immerhin doch hundertmal bildender für den Geist, als die antisemitischen Volksversammlungen, welche die politische Lieblingsnahrung der studirenden Jugend von heute ausmachen. Freilich die Böckel, die Stöcker, die Liebermann aus Sonnenberg und andere Geistesheroen dieser Art sind „ächte Realpolitiker", denen so „unpraktische" Leute wie die Strauß, Feuerbach, Bauer, Marx, Engels u. s. w. in puncto stramm-schneidiger Streberlust das Wasser nicht reichen können.

Besagte Herrchen, sofern und soweit sie noch denkfähig sind, sollten sich aber die Frage vorlegen, ob das neue deutsche Reich, über dessen „Herrlichkeit" sie so ordnungs- und so ordensliebend zu jubeln pflegen, denn überhaupt möglich gewesen wäre ohne das tolle Jahr?

Das allgemeine Wahlrecht, der „nationale Einheitsgedanke" — kurz alle Materialien, durch deren Benutzung es dem pommerschen Junker von Bismarck-Schönhausen möglich geworden ist, einem großen Theil des deutschen Volkes die wunderbare Wahnvorstellung zu „suggeriren" — wie der Jargon der Hypnotisir-Hexenmeister es nennt —, das vergrößerte Preußen sei das geeinigte Deutschland, alle diese Materialien, ohne die es kein deutsches Reich gäbe, sind dem Arsenal der achtundvierziger Revolution entnommen. Und wenn die meisten der noch lebenden Volks- und Freiheitsmänner von damals heute vom epidemischen Veitstanz der Servilität ergriffen

sind und um das goldene Kalb des Erfolges herumspringen, indem sie nicht müde werden auszurufen, der Dalai Lama des Tages habe herrlich erfüllt, was ihnen in der Jugend als Ideal vorgeschwebt, — so darf das nicht unbedingt als Heuchelei und Lüge aufgefaßt werden, wie es häufig geschieht. Das Bürgerthum, welches 1848 die Hauptrolle spielte, hat in der That erreicht, was es damals erstrebte — nur daß es damals sich falsch ausdrückte, weil es noch unklar war. Das Bürgerthum will Geld machen, und war damals noch nicht realpolitisch genug, dies offen zu sagen. Die Kleinstaaterei und die Metternichische Polizeiwirthschaft, die das Bürgerthum und dessen Erwerbstrieb verachteten, standen vor 1848 dem deutschen Bürgerthum im Wege, hinderten es, Geld zu machen. Und so wurden die bürgerlichen Hämmel wild, stürzten sich in die Revolution, — wurden indeß durch deren höchst ungemüthliche Fluthen sehr bald entnüchtert, hatten einige Jahre Katzenjammer, bekamen dann wieder oppositionelle Launen und waren nicht abgeneigt, sich abermals in die „Hirngespinnste“ des tollen Jahres zu verlieben, — als plötzlich von Berlin her die Zauberformel erklang, die seinerzeit die französische Bourgeoisie in Verzückung gesetzt hatte:

„Enrichissez vous!
„Bereichert Euch!

„Was faselt Ihr von Freiheit, von Gleichheit, von politischen Idealen? Fort mit diesen Seifenblasen! Enrichissez vous! Bereichert Euch! Und laßt im Uebrigen Gott einen guten Mann sein.“

Nun — die Lehre ist verstanden worden. Die nationalliberalen Bismarckanbeter und Cartellbrüder von heute sind die bürgerlichen Freiheitsmänner von 1848 — nur minus der Illusionen.

Und hierin liegt ein großer Gewinn. Die demokratischen Illusionen unseres Bürgerthums waren die Irrlichter, welche die Märzrevolution in den Sumpf brachten.

Vor „Achtundvierzig“ war die deutsche Welt wie in einem Traum oder einem Rausch. Es war eine wunderbare Stimmung — Alles wartete, zwar nicht auf den

Erlöser, wie in dem niedergehenden Judenreich, aber auf eine erlösende That. Und Alles war auch einig darin, daß diese erlösende That sich in Paris ereignen und im Sturze Louis Philippe's, des „Bürgerkönigs" bestehen würde, auf den sich das Staaten- und Staatssystem des europäischen Festlandes stützte.

Mir ging es wie allen andern Menschen — ich war so fest von der Nähe einer siegreichen Revolution in Frankreich überzeugt, daß diese Hoffnung mich in Europa zurückhielt, als ich schon die Schiffe hinter mir verbrannt hatte — und mich wieder zurück in die Schweiz trieb, als ich schon auf der Fahrt nach Amerika war.

Dort in Zürich gerieth ich nicht blos in die Idealpolitik, sondern stieß auch an die krasseste Realpolitik an. Das Zimmer, welches ich an der Schiffslände im Locher'schen Hause bezog, hatte früher einen Studenten, Namens Lessing zum Miether gehabt, der als Spion 1835 — 12 Jahre ehe ich in die Schweiz kam — von Einigen derer, die er verrathen, im Sihlhölzli bei Zürich erstochen worden war. Die Leiche — so erzählte mir meine Wirthin — hatte in dem Zimmer gelegen, und die Wunden seien wieder aufgebrochen, als einer der Freunde, der allgemein für den Mörder galt, sich der Leiche genaht habe. Dieser Lessing war einer der „Radikalsten" gewesen — er lechzte stets nach Tyrannenblut und besorgte dabei die Geschäfte der Herren Metternich und Consorten, die Ausnahmegesetze brauchten. Ich wurde so schon früh auf die Praktiken der Bismarck und Consorten vorbereitet, die ja auch in puncto der Wauwau-Politik nur elende Copisten sind.

Ueber diesen Lessing schreibt Treitschke im fünften Band seiner sogenannten „Deutschen Geschichte":

„Von dem Frankfurter Attentate — am 3. April 1833 — war der preußische Polizeiminister schon mehrere Monate vorher unterrichtet; er machte darüber dem Auswärtigen Amte ausführliche Mittheilungen; „bei aufmerksamer Beobachtung" hätte Alles entdeckt werden können, so sagen die Minister Kamptz, Mühler, Rochow in ihrem nachträglichen Berichte an den König vom 26. Mai 1834. Sie erwarteten, daß die Frankfurter Behörden Sicherheitsmaßregeln treffen würden. Das war aber keineswegs der Fall. Selbst nach den bestimmten, ausführlichen An-

zeigen, welche dem Magistrat in Frankfurt am Main am Tage der Meuterei zugingen, konnte derselbe zu keinen angemessenen Maßregeln bewogen werden. Angesichts dieser Schwäche der süddeutschen Polizei meinte die preußische Regierung sich um so mehr zur Wachsamkeit verpflichtet. Schon am 14. April 1833 wurden die Minister Wittgenstein, Rottum, Brenn durch Kabinetsordre beauftragt, wegen des Frankfurter Attentats in fortlaufende vertrauliche Besprechungen zu treten. Nachdem verschiedene polizeiliche Maßregeln getroffen waren, berichtete Minister Brenn, der wegen politischer Umtriebe verhaftete Student Ludwig Lessing, jüdischer Religion, aus Freienwalde a. O. hätte sich am 6. November dem Polizeipräsidenten zu Protokoll erboten, „Entdeckungen" zu machen. Der König verfügte darauf (Kabinetsordre vom 9. November): „Bewahrheiten sich die Mittheilungen des Lessing, so will Ich demselben Befreiung von aller Strafe und Unterstützung zur Fortsetzung seiner Studien zusichern." Nun folgten lange Vernehmungen. Am 11. Januar wurde berichtet, daß Lessing die gewünschten zuverlässigen Angaben erstattet hätte. Alsbald befahl der König (Kabinetsordre vom 18. Januar 1834), 200 Thaler für das laufende Studienjahr Lessing's zu zahlen, und genehmigte zugleich, daß er „in der von Ihnen vorgeschlagenen Art verwendet werde". Lessing wurde dann am 11. Februar aus der Untersuchungshaft entlassen. Der Polizeipräsident ermahnte ihn, über die Untersuchung zu schweigen und sich von Umtrieben fern zu halten; er gab ihm einen Ministerialpaß nach Karlsruhe und bemerkte dazu kurz, daß Lessing später vielleicht nach der Schweiz, nach Italien oder nach Frankreich reisen würde. Demnach steht außer Zweifel daß Lessing ein preußischer Spion war, wie der berüchtigte Conseil ein Spion Ludwig Philipps, und die Versammlungen des jungen Deutschlands in der Schweiz nur besuchte, um auszuhorchen und Bericht zu erstatten. Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich ferner schließen, daß Lessings Ermordung wirklich — wie man sofort in weiteren Kreisen annahm — eine That politischer Rache des jungen Deutschlands gewesen ist. Des Mordes angeklagt wurde der württembergische Jude Aldinger, ein verworfener Mensch, der sich unter dem Namen eines Barons von Eyb

in Zürich herumtrieb und zu den eifrigsten Mitgliedern des jungen Deutschlands gehörte. Es konnte jedoch kein zwingender Beweis erbracht werden.

„Das Erstaunlichste bei diesen widerwärtigen Vorfällen ist aber die Thatsache, daß die preußische Gesandtschaft in der Schweiz kein Wort von Lessing's polizeilicher Thätigkeit wußte. Am 2. November 1834 übersandte Legationsrath v. Olfers aus Bern dem Auswärtigen Amt eine Liste der bei den schweizerischen Umtrieben betheiligten Deutschen. Darin stand als Nummer 9 der Student L. Lessing, Hauptleiter der Handwerkervereine, und dazu die unschuldige Bemerkung: „Einige der Handwerker sehen ihn für einen Spion an." Nach Lessing's Ermordung berichtete der Gesandte Rochow (Zürich, 6. November 1835) ganz unbefangen über die unheimliche That und sagte, man behaupte, der Ermordete sei ein Preuße, die Gesandtschaft aber wisse nichts davon, da er sich nie bei ihr gemeldet hätte. Lessing muß also seine Berichte hinter dem Rücken der Gesandtschaft geradesweg nach Berlin geschickt haben, vielleicht an den bekannten Geheimrath v. Tzschoppe, dessen Name auch in diesen Akten — allerdings nur bei Gelegenheit formaler Geschäftssachen — mehrfach vorkommt. Auch nachher blieb Rochow noch lange in seiner glücklichen Unwissenheit. Als sich herausstellte, daß Lessing ein Preuße war, und die Berliner Regierung aus guten Gründen diesen Mord alsbald für eine politische Rachethat erklärte, da wurde der Gesandte beauftragt, die Verfolgung des Verbrechens nachdrücklich zu betreiben. Er beklagte sich bitter über die unglaublich schlechte, fast unehrliche Untersuchung; er meinte, der Untersuchungsrichter bemühe sich mehr, zu erfahren, wer Lessing gewesen sei, als wer ihn ermordet hätte. Erst ganz zuletzt, als der Prozeß mit der bedingten Freisprechung des Angeklagten Aldinger geendet hatte, scheint Rochow, der sonst über schweizerisches und süddeutsches Parteileben gut Bescheid wußte, endlich einen leisen amtlichen Wink erhalten zu haben. Jetzt schrieb er, „die radikalen Schweizer hielten den Ermordeten für einen Spion und agent provocateur Preußens, indessen wird das Publikum keine Beweise gegen Lessing, sondern nur Verdachtsgründe finden. Besondere Ursachen — politische Verbindung einflußreicher

Männer mit politischen Sekten — haben den schlechten Gang der Untersuchung verschuldet.“ Der ganze Briefwechsel zeigt anschaulich, daß die Regierung eines ehrenhaften Staates ihre eigenen Beamten hintergehen muß, wenn sie das immer zweischneidige Mittel der geheimen politischen Polizei anwendet.“

So Herr Treitschke, der aber seinerzeit für das Socialistengesetz mit seinen natürlichen Consequenzen: der Bismarck-Puttkamer'schen Spitzelwirthschaft zu stimmen und zu wirken für patriotische Pflicht hielt.

An Lessing's Schuld kein Zweifel. Der Dolch des Mörders — oder der Mörder, denn es waren mehrere, welche den Spruch der Vehme vollstreckten — hatte sich nicht geirrt; ein Schurke war von dem Loose betroffen worden, das er selber so oft für „Verräther“ gefordert hatte. Und Niemand war froher über die Ermordung Lessing's als Herr Metternich, der ebenso aufjubelte, wie er 16 Jahre vorher über die Ermordung Kotzebue's durch Sand aufgejubelt hatte — und wie 43 Jahre später sein Nachfolger und Nachtreter Bismarck über den Terzerolknall Hödel's und den Schrotschuß Nobiling's aufjubelte. Das Rezeptbuch dieser politischen Pfusch-Doktoren hat zwar neue Auflagen erlebt, aber keine vermehrten. Es sind stets dieselben geistlosen Polizeimittelchen und Polizeikniffe. Politik ist Polizei — und der „staatsmännische Geist“ ist der Geist der Polizei-Wachtstube.

Nun, der Herr Metternich, welcher im Schweizer Sonderbundskrieg eine tüchtige Niederlage erlitten hatte, machte mir damals keine schweren Gedanken. Ich wußte, daß es „bald losgehn“ würde. Das lag in der Luft.

Und als am Abend des 22. Februar 1848, während ich auf meiner Stube in Zürich mit einigen Freunden, ich will's nicht verschweigen: beim Kartenspiel saß — gleich allen anderen Menschen habe ich meine Zeiten gehabt, wo ich, zur Unthätigkeit verdammt, mit mir selbst unzufrieden, die Gewissensbisse und Selbstvorwürfe durch allerhand Allotria übertäuben mußte — als damals ein junger schweizerischer Freund, der mit Mitgliedern der Cantonalregierung verkehrte, plötzlich hereintrat mit den aufgeregt hervorgestoßenen Worten: „aus Bern ist eine Depesche von unserem Gesandten in Paris gekommen, daß

dort Barrikaden gebaut werden!" — da warf ich mit den Worten: „Das ist die Revolution!" die Karten weg, sprang auf, verabschiedete mich hastig von den Freunden, packte meine vortreffliche Büchsflinte (die eigentlich für die amerikanischen Hinterwälder bestimmt war) nebst den nothwendigsten Reise-Gebrauchsstücken zusammen und reiste des andern Tags spornstreichs nach Paris ab — wo ich zu meinem großen Bedauern fand, daß die Pariser ohne mich mit ihrem Bürgerkönig fertig geworden waren. — —

Der Februarrevolution hat man, gleich der Märzrevolution, den Namen einer Revolution abstreiten wollen. Jedoch mit Unrecht. Sie stürzte den Bürgerkönig und begründete die Herrschaft des Bürgerthums auf dem europäischen Festland. In Frankreich selbst war ihr Einfluß und waren ihre Wirkungen nicht so bedeutsam und nicht so einschneidend als in Deutschland und den übrigen Staaten Mitteleuropas. Unsere Märzrevolution, die politisch scheiterte, bereitete den ökonomischen Triumph des Bürgerthums vor. Die Reste des Feudalismus wurden weggeräumt und die Bahn freigemacht für den ökonomischen Siegeslauf der Bourgeoisie. Der Bürgerkönig mußte fallen; damit das Bürgerthum König wurde. Nie hat die Richtigkeit des Satzes, daß die politischen Formen nur nebensächlich sind, und den ökonomischen Inhalt der Gesellschaft nicht bedingen, sondern ihm dienstbar werden müssen, sich augenfälliger bewahrheitet als in dem Gang und dem Ausgang der deutschen Märzrevolution. Der alte Militär- und Junkerstaat siegte zwar über die bürgerliche Demokratie, aber die Sieger wurden ihrerseits von den Besiegten besiegt, und mußten sich verbürgerlichen und die Handlanger der Bourgeoisie werden. Die politische Reaktion wurde zur ökonomischen Revolution — und das deutsche Bürgerthum, das in Berlin, in Wien, Frankfurt, überall die politische Revolution verrieth, wuchs in der Schmach seiner Niederlagen und seiner Feigheit zur modernen Großbourgeoisie empor, die mit der Bourgeoisie der entwickelteren Länder in den Wettkampf um den Weltmarkt eintrat.

Das deutsche Bürgerthum, sagte ich, verrieth die Märzrevolution. Das soll jedoch nicht heißen, der Verrath

sei ein bewußter gewesen. Man kann nicht verrathen, was man niemals erstrebt hat. Das deutsche Bürgerthum war vor 1848 und in den Flitterwochen des Völkerfrühlings alles andere, nur nicht revolutionär. Es lebte in dem Wahn, wenn die politische Freiheit errungen sei, würden die gebratenen Tauben ihm in den Mund fliegen. Von den Klassengegensätzen, die embryonisch in dem Schooße der Gesellschaft heranreiften, hatte es noch keine Ahnung. Es hatte die nämlichen Illusionen, wie der französische „dritte Stand“ vor dem Juli 1789. Es glaubte Alles zu sein, mit Ausnahme einer winzigen Minderheit von Fürsten und Adligen, die außer Stand seien, dem vorandrängenden Bürgerthum den Weg zu verlegen. Der Wahn zerstob, sobald die Probe der Praxis kam. Und wie es mit der Einigkeit des „dritten Standes“ in Frankreich ein Ende hatte, sobald die Revolution vor die Feuerprobe gestellt war, so ging auch in Deutschland die Einigkeit flöten, sobald es ernst wurde mit der Revolution und ein Jeder sich die Frage vorlegen mußte:

Was willst Du denn eigentlich?

Und da schieden sich denn die Interessen und die Wege. —

Wie die Stimmung in den „Märztagen“ war, das zeigt deutlicher als die eingehendste Beschreibung es vermöchte, ein Flugblatt, von dem ich ein vergilbtes, verschleißtes Exemplar in meinen Papieren finde. Die meisten dieser revolutionären Augenblickskinder hat der Revolutionswind auch wieder weggefegt; außer in, obendrein sehr seltenen, Sammlungen, hat sich von jenen unzähligen Eintagsblättern der üppigen Flugschriftenlitteratur, die jede revolutionäre Bewegung mit sich bringt, so gut wie nichts erhalten.

Das fragliche Flugblatt lasse ich hier folgen. Es lautet:

Der Sieg des Volks.

Drei Briefe aus Berlin, mitgetheilt von Dr. Ruge.

18. März.

Während ich dies schreibe, ist Berlin in einer ungeheuren Aufregung. Die vollständigste Revolution! Das Volk bewaffnet, aus den Häusern wird mit Steinen geworfen.

Dieser Aufruhr entstand, so viel man bis jetzt sagen kann, dadurch, daß das Volk dem König ein Lebehoch bringen wollte und während des Rufens mit Flintenkugeln begrüßt wurde. Vielleicht blos durch die Brutalität der Offiziere.

Der König gab Preßfreiheit und entließ sein Ministerium Eichhorn und Bodelschwingh. Dafür sollen Kamphausen und Beckerath ernannt sein. Der Jubel über diese Ereignisse hatte das Lebehoch, dessen ich vorhin erwähnte, hervorgerufen. Die Verwirrung ist unsäglich groß. Vor unserm Hause (Neue Roßstraße) sind Barrikaden in großer Zahl errichtet. Das Militär ist vor unserm Hause schon einmal angegriffen, und mehrere Soldaten verwundet und getödtet. Ich habe schon ein Paar Leichen besichtigt. —

Der bitterste Kampf wird unter den Linden sein, und vielleicht vor dem Schloß; wir hören viel schießen. —

Ich weiß nicht, ob ich diesen Brief noch abschicken kann. Vielleicht schreibe ich noch ein Paar Worte nach.

---

19. März.

Es ist eine furchtbare Revolution gewesen. Mehrere Tausend Menschen sind todt. Die Leichen bedecken ganze Straßen. Das Resultat kenne ich nicht. Wahrscheinlich hat das Militär gesiegt. Heute bereitet sich ein Kampf der Verzweiflung vor. —

Die Rheinischen Deputirten, sagt man, haben sich losgesagt, und sich an die Republik Frankreich angeschlossen.

---

19. März.

Wir haben gesiegt! Das Militär ist aus Berlin, die bewaffneten Bürger stehen auf der Wache, Alles ist bewilligt, oder vielmehr **erobert**. Heute (Sonntag) Morgen wurde auf dem Alexanderplatz der General Möllendorf gefangen und der Sieg war da!

Ein furchtbarer Kampf! Todte in ungeheurer Menge, Verwundete ohne Zahl! Das Volk hat eine spartanische Tapferkeit entwickelt. 18.000 Mann sind mit ca. 500 Gewehren, die das Volk vielleicht hatte, besiegt. Verwüstungen

an den Häusern sind durch Kanonen- und Kartätschen-kugeln enorm. Der Hauptkämpfer im Volk war ein Thier-arzt **Urban**, ein Held vom Kopf bis zur Zeh. Um 12 Uhr Mittags unterhandelte er vor dem Schlosse mit dem König: Amnestie aller politischen Gefangenen, auch der Polen, Bürgerbewaffnung, anständiges Begräbniß der Gefallenen, Austritt des Prinzen von Preußen aus dem Staatsdienste und Entfernung aus Berlin, waren seine Forderungen. Bis um 6 Uhr sollte Alles bewilligt sein, oder der Kampf von Neuem beginnen. Der letzte Punkt war der betrübendste (sic!), indessen Alles wurde bewilligt. Um 5 Uhr zog die Schloßwache ab und unsere Schützen bezogen mit ihren zerlöcherten Fahnen, die vor einer Stunde noch auf den Barrikaden steckten, die Wache. Das Militär ist tapfer, sehr tapfer gewesen, jetzt über alle Begriffe muthlos. Nur von den Stettiner Regimentern sind sie übergegangen.

Der Brief muß fort, wenn Du ihn heute noch haben willst, deshalb morgen mehr. Hoffentlich sehe ich Dich in den nächsten Tagen **hier**!

---

20. März.

Hoffentlich hast Du meine Briefe bekommen, in denen ich Dir den Sieg, den glorreichen Sieg der deutschen Nation über ihre Tyrannen meldete. Wer hätte solche Resultate erwartet! Oefter habe ich an Dich geschrieben, die Briefe aber immer aus Unmuth über die Revolution vernichtet. In den ersten Tagen war es nur ein Auflauf von Müßig-gängern, die gejagt und von den Soldaten geschlagen wurden. Dadurch wurde der Auflauf vermehrt; der Dinstag war schon großartiger, und Mittwoch war eine ernste Revolution, nachdem am Dinstag etwa Viere todt gehauen waren. Am Mittwoch wurde **geschossen**. Es gab mehrere Todte. Das Volk wehrte sich nur an einzelnen Stellen gut; auch waren nur einzelne Dächer besetzt. Donnerstag und Freitag Alles ruhig. Man verzweifelte und schimpfte auf die Berliner. Am Sonnabend kommen die Rheinischen Deputirten, mit der Alternative zu be-willigen oder **sie sagten sich los**. Um 2 Uhr gab der

König Preßfreiheit und Einberufung des Landtags auf den 4. April.

Eine ungeheure Menge von Volk versammelte sich zum Lebehoch auf dem Schloßplatz; der König tritt vor, redet, das Volk ruft Hurrah! Auf einmal sprengen Dragoner unters Volk (fast lauter verständige Leute, Bürger, Schutzbeamte), hauen ein; es wird auf der andern Seite geschossen, der Schloßplatz wird gereinigt, das Hurrah verwandelt sich in Entsetzensschrei — Verrath! schreit man, man hat uns morden wollen, Bürgerblut ist geflossen! Die Angst, das Entsetzen, die Wuth, die Rache war ohne Grenzen. Barrikaden wuchsen schon um 2 Uhr Nachmittags wie Pilze aus der Erde, und was für welche, man hatte es ja in den Tagen vorher gelernt. Man drückt sich die Hände, Einigkeit herrscht unter Allen. Die Jungen schleppen Steine unter die Dächer, die Hauswirthe dürfen die Thüren nicht schließen, und schon um 4 Uhr war das Volk gerüstet, zum Angriff bereit. Der erste Kampf entspann sich um diese Zeit vor unserm Hause. Die Jäger wollten vor's Schloß ziehen, und wurden vor unserer Thür von den Dächern mit Steinen begrüßt. Es gab vier Todte und viele Wunden, d. h. auf Seite des Volks. Jäger wurden nur verwundet und viele entwaffnet, denn die ersten Waffen des Volks waren Jägerbüchsen. Während ungeheure Truppenmassen von Potsdam, Spandau, Charlottenburg ꝛc. in die Stadt gezogen wurden, eroberten unsere Revolutionsmänner sich die Waffen der Privaten. Mit der Dunkelheit begann der Kampf. Zwei Geschütze räumten die Königsstraße mit Kartätschen, Todte unzählig, alles Lebende flüchtet in die Häuser, schießt und wirft mit Steinen. Die Soldaten greifen jedes einzelne Haus an, hauen Alles nieder oder schleppen es in die Wache des Schlosses: so wird die Königsstraße Haus für Haus erobert. Die Barrikaden werden mit Heldenmuth vertheidigt und man weicht nur der kolossalen Masse. **Urban** leitete die Vertheidigung der Königsstraße.

Das zweite Hauptgefecht war in der Breiten Straße und an der Kölnischen Wache auf dem Kölnischen Markt. Hier war das Morden entsetzlich, die Tapferkeit des Volks übersteigt alle Begriffe. 25 Mann etwa, mit 10 bis 12 Flinten, vertheidigen die letzte Barrikade 1½ Stunden

gegen Kanonen, Kartätschen, Musketen; fast Alle sind tödtlich verwundet oder gefallen. Hier war ich um die Verwundeten zu verbinden. Um 1 Uhr in der Nacht etwa war die Barrikade erobert, der Kampf schien zu Ende, wir glaubten den Sieg in den Händen der Soldaten; und so war es hier auch, denn dieselben hatten alle sichern Plätze besetzt, und schossen aus den Fenstern die einzeln Gehenden, Verwundeten oder Flüchtenden nieder. Unter den Leuten, die ich sah, war nur Erbitterung und Begierde nach neuem Kampf auf den folgenden Abend. In der Königsstraße hatte das Volk 3 Kanonen erobert, indem sie alle Artilleristen erschossen hatten. Die Kanonen halfen ihnen aber nichts, denn sie hatten keine Munition. —

Ein dritter heftiger Kampf war in der Friedrichsstraße. Es wiederholten sich hier dieselben Scenen. Die wenigen Gewehre des Volks tödteten unendlich viel Soldaten, und besonders Offiziere. Es waren bis gestern Mittag 64 getödtete Offiziere auf dem Kriegsministerium angemeldet. 12 Mann hielten sich gegen mehrere Bataillone auf der Tauben- und Friedrichsstraße mehrere Stunden, und als ihre Barrikade mit Kanonen zertrümmert war, so waren die Häuser ihre Zuflucht, aus denen sich der Kampf mit zwiefacher Erbitterung erneuerte. Die Soldaten eroberten die Häuser und ermordeten Alles, was sie fanden. In andern Stadtgegenden waren hitzige Gefechte, nur nicht von der Bedeutung.

So standen die Sachen am Sonntag Morgen. Das Militär hielt sich für den Sieger, das Volk knirschte mit den Zähnen und wollte den Kampf am Abende erneuern. — An diesem Morgen konnte der König noch von seinen treuen, braven Truppen sprechen, und von ihren siegreichen Erfolgen; aus dieser Zeit stammen die übermüthigen Proclamationen. Das Blatt sollte sich bald wenden. Um 8 Uhr Früh (Sonntags) hörte man schießen. Es war Urban, der das Kaiser Franz- und Kaiser Alexander-Regiment unter Anführung des Grafen General von Möllendorf bekämpfte. Urban war am Abend wohl zurückgedrängt von Barrikade zu Barrikade, hatte aber die letzten Hauptbarrikaden behauptet. Mit 3 Böllern aus dem Schützenhause beschießt er die Soldaten, richtet gräßliche Verheerungen an, nimmt Möllendorf, den Hund, der Alles

geleitet hatte, gefangen und zwingt ihn zu folgenden Schritten: die Truppen müssen in die Kasernen, und er muß mit seinem Kopf dafür haften, daß vor 6 Uhr Abends der Kampf von Seiten des Militärs nicht wieder beginnt. Urban läßt dem Könige Möllendorf's Gefangennehmung anzeigen und sagen, daß Möllendorf auf dem Alexanderplatz erschossen werden würde, wenn der erste Schuß gegen die Bürger fiele. Der König ist außer sich, denn er ist besiegt, er ist nicht der mächtige König mehr, er ist das Werkzeug des Volkes. — Urban zieht mit dem Volke vor's Schloß und läßt den König auf den Balkon kommen und folgende Punkte bewilligen: 1. Unverzüglicher Abzug des sämmtlichen Militärs; 2. Volksbewaffnung; 3. Allgemeine Amnestie; 4. Ehrenvolles Begräbniß der Gefallenen 5. Austritt des Prinzen von Preußen aus dem Staatsdienste und Entfernung desselben aus Berlin; 6. drei Wochen Arbeit für die Arbeitslosen. Ist bis 6 Uhr nicht Alles bewilligt, so beginnt der Kampf. In wenigen Stunden war Alles bewilligt. Das war vielleicht um 2 Uhr. Nun beginnt eine Reihe der bittersten Demüthigungen für den König. Noch vor wenigen Stunden hatte er allgemeine Amnestie verheißen lassen, wenn das Volk sofort die Barrikaden wegräumte. Das Volk sagt jetzt: Du hast nichts zu amnestiren, Du bist Bürgermörder und wir amnestiren Dich! Die Leichen der Gefallenen werden geschmückt vor's Schloß gebracht. Eine schweigende, unabsehbare Menge umgibt dieselben. Sie werden vor's Schloßportal gestellt, und der König muß auf den Balkon kommen und sich die gefallenen Opfer besehen. Ein grausenhafter Moment! Die Stille, die Trauer im Volk, die Demüthigung des Königs! Die Menge steht mit entblößtem Kopfe und singt ein Trauerlied.

Um 5 Uhr wurden die Bürger bewaffnet. Am Abend Alles illuminirt.

Dir die einzelnen Scenen von persönlicher Tapferkeit alle zu erzählen, wäre unmöglich. Kinder von 14 Jahren haben Dinge ausgerichtet, die an's Unglaubliche grenzen. Ein Student, der Name ist mir entfallen, hatte die Barrikade an der Tauben- und Friedrichsstraße mit Heldenmuth vertheidigen helfen und war gefallen. Seine Leiche wurde gestern auf den Schloßhof gebracht mit dem Ruf: Hier

kommt ein Gefallener, es ist zwar ein Edelmann, aber er hat für die Freiheit der Bürger gefochten wie ein Löwe, er soll mit den andern Gefallenen beerdigt werden!

Ich hoffe Dich in den nächsten Tagen hier zu sehen und damit schließe ich.

Halle, 21. März. — Gestern Abend fand hier auf dem Bahnhofe eine sehr zahlreiche Bürgerversammlung statt, in welcher einstimmig beschlossen wurde, den Berlinern und ebenso den Wienern durch Deputation eine Adresse zu senden, und ihnen unsern Dank für ihre heldenmüthige Erkämpfung der Freiheit und für ihre Rettung des Vaterlandes auszudrücken. Zugleich wurde eine Sammlung für die Hinterbliebenen der gefallenen Kämpfer in Berlin beschlossen, und die doppelte Pflicht anerkannt, 1) der vollen äußerlichen Sicherstellung der genannten Hinterbliebenen, 2) daß man das Blut der Gefallenen nicht vergeblich vergossen sein lasse.

Dies das Flugblatt.

Und wohl gemerkt: der Schreiber desselben galt noch für einen der vernünftigsten Menschen des damaligen Deutschland. Und auch Arnold Ruge war, wie Figura zeigt, im Delirium, und hatte sogar die Grammatik vergessen.

Die mancherlei Uebertreibungen und Unrichtigkeiten brauche ich nicht zu korrigiren — das kann, so weit es nöthig, der Leser selbst thun. Bemerkt sei nur, daß der Kampf, obgleich blutig, lange nicht so viel Opfer kostete, als in den ersten Tagen geglaubt ward, und daß er natürlich nicht so heldengedichtsmäßig verlief, wie Arnold Ruge sich einbildete.

Der „Held vom Kopf bis zur Zehe" — Thierarzt Urban — hat sich beiläufig hintennach als ein etwas sonderbarer Heiliger entpuppt. —

Beiläufig erklärt sich der Zusatz „Halle" in obigem Flugblatt daraus, daß Ruge, der einstige Redakteur der „Hallischen Jahrbücher", in Halle noch seinen Wohnsitz hatte, und daß jene drei, dahin gerichteten Briefe dort veröffentlicht worden waren.

Das „zwar ein Edelmann“ — und doch ein „Edelster der Nation“, der für die Freiheit kämpfte, gibt ein köstliches Stimmungsbild.

Viel „praktischer“ sind die freiheitsbegeisterten Leutchen auch in den späteren Stadien der Märzrevolution nicht geworden.

Daß es zu einer scharfen Scheidung der Interessen und Parteien nicht kam, und daß sich der Phrasennebel und die Nebelphrase zu keinem klaren, zielbewußten Programm krystallisirten, das liegt in der Unentwickeltheit der Verhältnisse und kann den Personen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Für eine sozialistische oder sozialdemokratische Partei war noch kein Boden und kein Raum. Das einzige bewußt revolutionär-sozialistische Organ, die „Neue Rheinische Zeitung“, von Marx, Engels, Freiligrath, Weerth, Wilhelm Wolff, konnte erst Anfang Juni des „tollen Jahres“ in die Kampfbahn einrücken; und das erste große Ereigniß, dessen Bedeutung es den Zeitgenossen klar zu machen hatte, war die Junischlacht, die den Wendepunkt der Bewegung des Jahres 1848 bedeutete und das Proletariat, das heißt das alleinige wirklich revolutionäre Element geknebelt und blutend der Reaktion zu Füßen legte.

Für die Gründung einer sozialdemokratischen Partei war es zu früh, und für die Gründung einer bürgerlich demokratischen Partei schon zu spät. An diesem „zu früh“ und „zu spät“ scheiterte die deutsche Märzrevolution.

Die Deutschen sind von Natur nicht hasenherziger als die Engländer und die Franzosen und, wären 1848 in Deutschland die Umstände ähnlich gewesen wie zweihundert Jahre vorher in England und 1789 in Frankreich, so würden die Schnock und die Zettel des deutschen Bürgerthums sich gerade so gut in die Löwenhaut antiker Heldenhaftigkeit gehüllt, und die Heldenrolle auch ebenso gut gespielt haben, wie weiland die „Eisenseiten“ Cromwell's und die Eisenherzen des Convents — aber

es wär' zu schön gewesen,
es hat nicht sollen sein.

Das Riesenbaby Proletariat sah, obgleich es auf seinen Babybeinen noch nicht stehen, geschweige denn sich ordentlich bewegen konnte, doch so fürchterlich aus, daß sein Anblick auf das entsetzte Bürgerthum versteinernd wirkte, gleich dem Medusenhaupt der hellenischen Sage, und den zur That erhobenen Arm lähmte.

Man darf mit dem deutschen Bürgerthum nicht zu streng ins Gericht gehen. Niemand ist für sein Pech verantwortlich zu machen, und unter den verschiedenen Bürgerständen in der Welt ist der deutsche der prädestinirte Pechvogel. Im Mittelalter hatte er sich tüchtig emporgearbeitet und seine Hand berührte beinahe die Krone der Weltherrschaft; — da kam die Entdeckung Amerika's, der Bauernkrieg und die böse Reformation: der Weltmarkt wurde uns vor der Nase weggeschnappt von den Holländern und Engländern, die Erhebung der Bauern, die Deutschland geeint hätte, wurde von den Städtern dummfeig verrathen, und die Kirchenspaltung, die den schlauen Engländern und Franzosen die politische Einheit und den modernen Staat gab, warf uns in die mittelalterliche Staatenlosigkeit und Vielstaaterei zurück, und verlieh den dynastischen Interessen den Sieg über die nationalen. Deutschland wurde ein „geographischer Begriff", und das deutsche Bürgerthum so erbärmlich wie Deutschland selbst.

Alles läßt sich improvisiren — nur nicht der Charakter. Und das deutsche Bürgerthum hatte keinen Charakter, wobei ich das Wort natürlich nicht in dem Sinne Heine's nehme, der dem biederen Atta Troll, diesem vierbeinigen Urbild des Gesinnungsphilisters, nachrühmte: „Kein Talent, doch ein Charakter", — das heißt ein Charakter, der sich in der Löwenhaut gefällt, aber sobald ihm ein echter Löwe zu Gesicht kommt, vor Schrecken gleich die Löwenhaut fallen und die verrätherischen Eselsohren zum Himmel emporragen läßt.

Ich meine den Charakter, der einen festen zielbewußten Willen hat, ein fester zielbewußter Wille ist, und diesem die ganze Kraft zur Verfügung stellt.

Kein zielbewußter Wille, — fromme Wünsche, seifenblasige Phantastereien, die an der Granitwand der realen Verhältnisse zerstäubten — ein ohnmächtiges Nichts!

Wohl wurden Versuche gemacht, eine demokratische Partei zu organisiren und Deutschland mit einem Netz von Vereinen zu bedecken, die als Rahmen dienen sollten für eine große Armee, welche den Feinden der Revolution die Spitze zu bieten im Stande sei. Aber das Netz war kein Stahlnetz — es war aus „Sandseilen" (ropes of sand) geflochten, ohne jeglichen Zusammenhalt.

Statt weiterer Kritik will ich ein Aktenstück aus jener Zeit meinen Lesern vorlegen — das authentische Protokoll des „demokratischen Congresses", welcher im September 1848 zu Frankfurt a. M. abgehalten wurde, und zwar hauptsächlich in der Absicht, der Linken des Parlaments in jenem kritischen Zeitpunkt als Sporn und Rückhalt zu dienen.

Das Protokoll lautet:

Der demokratische Congreß zu Frankfurt.

Eine zahlreiche Schaar von deutschen Männern, mit dem Vertrauen des Volkes geschmückt, war am 13. d. M. in die freie Reichsstadt eingekehrt. Sie schritt rasch an das Werk, zu dem man sie ausgesandt hatte. Am 14. Morgens Früh um 7 Uhr konstituirte sich die erste Versammlung in einer nicht öffentlichen Sitzung. In ihr waren 109 Deputirte aus Bayern, Baden, Wüttemberg, beiden Hessen, Nassau, Frankfurt, Rheinprovinz, Westfalen, Schlesien, Sachsen: dem Königreiche, der preußischen Provinz und den Herzogthümern; außer diesen erschienen noch 33 Nichtdeputirte, die, wie in einer vorberathenden Versammlung beschlossen worden war, als stimmberechtigt zugelassen werden sollten, sobald sie sich darum bewürben. Jedoch sollte ihre Zahl das Verhältniß eines Drittels zur Zahl der Deputirten nicht übersteigen. Eine Commission von 7 Mitgliedern sollte ferner über die Zulassung entscheiden und diese beantragte die Zulassung jener 33 Nichtdeputirten.

Dr. Gottschalk aus Köln war der erste Antragsteller. Folgender Grundsatz solle zunächst von der Versammlung proklamirt werden: „Es gibt nur eine, für das deutsche Volk mögliche Verfassung, die demokratische Republik d. h. eine Verfassung, in welcher die Gesammtheit die

Verantwortlichkeit für die Freiheit und Wohlfahrt jedes Einzelnen übernimmt.“ Nach längerer Debatte und nachdem der Antrag, eine Commission zum Entwurf eines Manifestes zu ernennen, beseitigt war, wurde auf Antrag des Professor Dr. Bayrhoffer aus Marburg die ganze Diskussion und der Beschluß über die Prinzipienfrage auf die erste öffentliche Sitzung vertagt. Die Zeit für diese wurde so gewählt, daß es den Mitgliedern der Parlamentslinken möglich wird, ohne ihre Sitzungen zu versäumen, den Verhandlungen beizuwohnen.

Diese erste öffentliche Sitzung des Demokratischen Congresses fand um 4 Uhr Nachmittags im Deutschen Hofe statt. Die Räume für die Zuhörer waren überfüllt; die Zahl der Congreßmitglieder belief sich schon auf circa 200; es befanden sich darunter mehrere von Berlin. Auch die drei vom hohen Senat in Frankfurt Ausgewiesenen, die Herren Pelz, Esselen und Löwenstein waren gegenwärtig. Sie hatten am Morgen mit freimüthiger Kühnheit das Weichbild der Stadt wieder betreten, nachdem sie der Polizei erklärt, sie würden trotz ihrer Ausweisung dem Congreß der Demokraten beiwohnen, da sie von ihren Committenten dazu angewiesen seien. Die Frankfurter Polizei hatte den Muth nicht, ihnen dies zu verweigern.

Auf der Tagesordnung der 1. Sitzung war der Antrag Gottschalk's. Sechs Amendements wurden gestellt, aber alle bis auf eins, dahin lautend, das Wort „mögliche“ in „einzig haltbare“ zu ändern, verworfen. Zum Schluß wurde Gottschalk's Antrag mit diesem Amendement gegen etwa sechs Stimmen angenommen, also folgende Erklärung von dem Congreß ausgesprochen: „Es gibt nur eine für das deutsche Volk einzig haltbare Verfassung, die demokratische Republik, d. h. eine Verfassung, in welcher die Gesammtheit die Verantwortlichkeit für die Freiheit und Wohlfahrt jedes Einzelnen übernimmt.“

Demnächst wurde ein fernerer Antrag Gottschalk's, auszusprechen: „Es besteht bis jetzt keine gesetzliche Gewalt in Deutschland, weil der Congreß durch sein Princip die Revolution schon ausgesprochen (!) hat“, beseitigt. Ein dritter Antrag Gottschalk's ging dahin, in allen Provinzen Deutschlands demokratische Central-Vereine mit Berlin als Vorort und zwar

für Baden	Mannheim
„ Württemberg	Stuttgart
„ Bayern	Bamberg
„ Oesterreich	Wien
„ Rheinland u. Westfalen	Köln
„ Hessen	Marburg
„ Schlesien	Breslau
„ Pommern	Stettin
„ Ostpreußen	Königsberg
„ Mittelrhein und Main	Frankfurt
„ Sachsen	Leipzig
„ Brandenburg	Berlin
„ Thüringen	Jena
„ Preußen	Halle
„ Nordwest-Deutschland	Hamburg

zu gründen und eine provisorische Commission zu bestimmen, welche die Organisation ins Werk setze. Die Versammlung setzte eine Commission zur Prüfung dieses Antrags und namentlich zum Entwurf von Vorschlägen über die Geschäfte und Befugnisse der Central-Commission nieder. In der nächsten Sitzung sollte sie Bericht darüber erstatten.

Dieselbe fand am folgenden Morgen 8 Uhr statt. Es wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

1) Es wird ein Centralcomitee niedergesetzt.

2) Die Bestimmung des Centralcomitees ist, die demokratisch-republikanische Partei in Deutschland zu einigen und zu verstärken.

3) Dasselbe ist zu dem Ende berechtigt und verpflichtet, eine rege Correspondenz zwischen den verschiedenen demokratischen Vereinen durch ganz Deutschland zu unterhalten.

4) Dasselbe ist verpflichtet, Berichte über den Stand der demokratischen Vereine in allen Gegenden einzufordern.

5) Das Comitee hat alles Wichtige aus diesen Berichten auf geeignetem Wege den Vereinen mitzutheilen.

6) Das Comitee ist berechtigt, im Fall außerordentlicher Entwickelungen den demokratischen Congreß einzuberufen.

7) Das Comitee hat seine Berichte durch einige geeignete noch zu bestimmende Zeitungen zu veröffentlichen.

Die Sitzung wurde hiermit geschlossen und auf 4 Uhr Nachmittags vertagt.

In der Nachmittagssitzung stellten sich zwei Abgeordnete aus Wien ein. Sie wurden mit großem Jubel empfangen. Ein Abgeordneter von Heidelberg stellte den Antrag, die Versammlung solle sofort an die National-Versammlung die Forderung stellen, den Abgeordneten Hecker schleunigst in ihre Mitte zu berufen. Der Antrag wurde mit donnerndem Beifallrufe einstimmig angenommen und eine Commission niedergesetzt, um auch das Schreiben an die National-Versammlung zu entwerfen. Einer der Wiener Abgeordneten berichtete, daß auf der Wartburg von 790 Studenten an Hecker eine Dankadresse und ein Vertrauensvotum abgeschickt sei.

Es wurde demnächst Berlin zum Sitz des Central-Comitees bestimmt, nachdem mehrere Anträge z. B. für Frankfurt, Leipzig beseitigt waren. Die Zahl der zu wählenden Comiteemitglieder wurde auf 3 festgestellt, wozu der Centralausschuß des Berliner demokratischen Vereins aus seiner Mitte noch 2 hinzu wählen sollte. Die Zeit der Wahl wurde auf den Schluß der ganzen Verhandlungen verlegt, als Modus geheime schriftliche Abstimmung festgestellt. Zur Deckung der Kosten des Centralcomitees wurden freiwillige Beiträge bis zum Betrage von 500 Thaler gezeichnet.

Die Commission zum Entwurfe der Adresse an die National-Versammlung schlug folgende Fassung vor: „der Congreß des deutschen Demokraten-Vereins zu Frankfurt fordert die National-Versammlung auf, daß sie als eine Achtungsbezeigung gegen den Willen des Volks und als Zeichen des Zutrauens gegen sich selbst den Abgeordneten Friedrich Hecker von Mannheim unverzüglich einlade, in ihrer Mitte Platz zu nehmen;" durch Akklamation wurde der Entwurf angenommen.

Es wurde noch der Druck aller Beschlüsse festgesetzt und die nächste Sitzung auf morgen Früh 10 Uhr angesagt.

Die Zahl der Abgeordneten beläuft sich jetzt auf 220. Das Nationalparlament hat für heute und morgen seine Sitzung ausgesetzt; weshalb ist nicht schwer zu errathen.

Am folgenden Tage wurden ungefähr 18 verschiedene Anträge als zu frühzeitig und zu sehr in's Einzelne gehend beseitigt; dann zu Mitgliedern des provisorischen Centralcommitee's die Bürger Julius Fröbel, Kriege und

Rau ernannt und zuletzt der folgende Antrag Dr. Gottschalk's angenommen:

„Der erste Deutsche demokratisch-republikanische Congreß erklärt seine freie Verbrüderung mit allen Völkern, die die demokratisch-republikanische Verfassung bereits erlangt haben oder noch erstreben.“

Darauf wurde unter donnernden Bravo's der ewig denkwürdige Congreß geschlossen.

Der „ewig denkwürdige Congreß“ ging auseinander und — damit war's aus, trotz des „ausgesprochenen Prinzips der Revolution“. Einige Mitglieder betheiligten sich am Septemberaufstand, — die meisten thaten nichts. Die gerühmte Organisation bestand blos auf dem Papier und kein Hund war mit ihr hinter dem Ofen hervorzulocken.

Den folgenden Monat fand ein zweiter „demokratischer Congreß“ statt — am 25. Oktober — und zwar in Berlin. Es galt der bereits hart bedrängten preußischen National-Versammlung Luft zu machen und durch eine Massen-Manifestation die Regierung zur Parteinahme für die Wiener Oktoberrevolution zu zwingen — mit anderen Worten: auch in Berlin eine Oktoberrevolution in Scene zu setzen.

Der Versuch mißlang kläglich, und 14 Tage später hatte die Reaktion in Berlin ebenso vollständig gesiegt wie gleichzeitig in Wien. Nur, daß es in Berlin ein Sieg ohne Kampf war — dank der Falstaff-Taktik der Berliner Parlaments-Revolutionäre, welche die Klugheit für den besseren Theil der Tapferkeit erachteten, den „passiven Widerstand“ erfanden und mit großer Energie das Volk am Losschlagen verhinderten. —

In dem vorstehend abgedruckten Congreßprotokoll ist eines Dr. Gottschalk erwähnt, der heute kaum mehr genannt wird, eine kurze Zeit lang aber in Deutschland und namentlich am Rhein ein großer „Arbeiterführer“ war. Er tauchte unmittelbar nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Köln auf, wo es ihm gelang, die Arbeitermassen für sich zu begeistern. Er war ein „Communist“ — durch Moritz Heß in den „Communisten-

bund“ aufgenommen — und, als Armenarzt außerordentlich beliebt, erlangte er bald das unbedingte Vertrauen der Arbeitermassen. Hätte er klar und zielbewußt seinen Einfluß ehrlich in die Dienste der Demokratie gestellt, Gottschalk hätte Bedeutendes leisten können. Allein bei aller Begabung war er ein Confusionsrath und ein ebenso schlechter Politiker als guter Demagog. Auf dem Frankfurter Vorparlament führte er sich mit den bezeichnenden Worten ein: „Ich stehe hier im Namen von 20,000 Arbeitern, denen es ganz gleichgiltig ist, ob Deutschland eine Monarchie bleibt oder Republik wird, und die nur ein Ziel haben: sich satt zu essen.“

Der Socialismus oder Communismus war Herrn Gottschalk nur eine Magenfrage; und indem er so die Arbeiter von der Politik ablenkte und ihnen die brennendste Tagesfrage als eitlen, wesenlosen Formenkram hinstellte, wirkte er positiv reaktionär, so daß Marx und Engels ihm entgegentreten mußten. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, jedoch nicht zu einem entscheidenden Conflikt, da Gottschalk im Juli 1848 wegen einer „aufrührerischen“ Rede verhaftet wurde. Er wurde indeß bald wieder frei, — nahm dann, wie wir aus dem „Protokoll“ gesehen, an dem demokratischen Congreß in Frankfurt theil, wo er freilich für die Republik eintrat. In Köln war seine Popularität inzwischen erloschen; er verbannte sich freiwillig nach Paris, suchte aber im Mai 1849, nach Unterdrückung der „Neuen Rheinischen Zeitung“, Cöln wieder auf und bemühte sich, seine alte Popularität zurückzuerobern. Und es wäre ihm das vielleicht auch, wenigstens theilweise, gelungen, hätte ihn die Cholera-Epidemie, welche im Sommer jenes Jahres ausbrach, nicht weggerafft. Er starb auf dem Felde der Ehre — in dem aufopfernden Streben, den von der Seuche ergriffenen Armen Rettung zu bringen. Ein schöner Tod, durch den er die Fehler und Irrthümer seines Lebens gesühnt hat!

Aus der oben mitgetheilten Aeußerung, die er auf dem Frankfurter Vorparlament gethan, erhellt aber, daß die verhängnißvolle Irrlehre: die sociale Umgestaltung habe mit der Politik nichts zu thun und könne sich unter jeglicher Staatsform und jeglichem Regiment vollziehen,

nicht erst von dem nach-achtundvierziger Junker- und Polizeistaat ausgebrütet worden ist Diese Lehre, welche darauf hinausläuft, daß die Arbeiter für ein Linsengericht (das obendrein in Wirklichkeit nicht einmal ein ächtes, genießbares Linsengericht wäre) von socialem oder richtiger: polizeilichem Almosen auf ihre politischen Rechte und Pflichten verzichten sollen, ist so alt wie der demagogische Despotismus und hat bereits vor fast 2000 Jahren in dem berühmten Ruf der römischen Cäsarenzeit: Panem et Circenses! Brod und Spiele! seinen klassischen Ausdruck gefunden.

Die deutschen Arbeiter waren übrigens schon damals für diese Irrlehre sehr wenig empfänglich; diejenigen von ihnen, welche nicht mit der bürgerlichen Demokratie gingen, waren demokratische Socialisten, die allerdings nicht auf der theoretischen Durchschnittshöhe unserer Gegenwart standen.

Die Versuche des Junkerthums, die Arbeiter zu sich herüberzuziehen und sie gegen die bürgerliche Demokratie zu verwenden — auch dieser Schwindel wurde bereits anno 1848 probirt — hatten nur hier und da in Gegenden, welche vom Hauch der Revolution unberührt geblieben waren — bei ländlichen Arbeitern und bei Handlangern, Lastträgern u. s. w. — vorübergehenden Erfolg. Im Großen und Ganzen hatten die deutschen Arbeiter den richtigen Instinkt, daß das Bürgerthum zwar nicht die gleichen Ziele, jedoch bis zu einem gewissen Punkt den gleichen Weg und die gleichen Interessen habe wie das Proletariat, daß aber das Junkerthum mit seinem Polizei- und Militärstaat unter allen Umständen der Feind sei, mit dem selbst ein augenblickliches Zusammengehen nicht möglich. Die Grenzlinie zwischen Bourgeoisie und Proletariat war in Deutschland noch zu verwischt, als daß an eine bewußte Klassenpolitik der Arbeiter zu denken gewesen wäre; aber das muß den deutschen Arbeitern zur Ehre nachgesagt werden: sie führten den Vorkampf für die politische Freiheit. Und hätten sie dem Bürgerthum ihre Thatkraft und Entschlossenheit und ihren Opfermuth einflößen können, so wäre den vereinigten Rückwärtsern die Niederwerfung der Volksbewegung des tollen Jahres nicht gelungen.

Jedenfalls hat die Märzrevolution mit dem politischen Bankerott des deutschen Bürgerthums geendigt, und wer Augen hatte zu sehen, und Ohren zu hören, konnte bereits 1848 vorauserkennen, daß es in Deutschland keine andere Demokratie gibt als die **Socialdemokratie**, und — von vereinzelten Idealisten der „höheren Klassen" abgesehen — keine anderen Träger des demokratischen Gedankens als die **Arbeiter**. —

Der verschwommene, sentimentale Charakter der achtundvierziger Revolution drückte sich in ihren Liedern aus. Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Jede große, die Massen ergreifende, mit sich fortreißende Bewegung bringt in den sanglustigen Völkern zahlreiche Gelegenheitsgedichte — alle guten Gedichte sind nach Goethe Gelegenheitsgedichte — hervor, von denen die, dem allgemeinen Fühlen und Denken entsprechenden, in allgemeine Aufnahme kommen.

Die große französische Revolution hatte die Marseillaise und den Chant du Départ — die Hymne der in den Kampf ziehenden Krieger; und wer beide Texte und Melodien kennt und versteht, der kennt und versteht die große französische Revolution. Die deutsche Märzrevolution hatte das Heckerlied, welches nach der schwermüthigen, trostlosen Weise des „Schleswig-Holstein meerumschlungen" gesungen ward. Der Stil ist der Mensch und das Heckerlied ist die Märzrevolution. Es lautet

Hecker hoch, Dein Name schallet
An dem ganzen deutschen Rhein.
Deine Treue, ja Dein Auge
Flößt uns all'n Vertrauen ein.
Hecker, großer deutscher Mann
Komm' und führ' uns wieder an!

Das Lied kam nämlich nach dem ersten mißlungenen Putsch in allgemeine Aufnahme. Es wurde wahrscheinlich schon vorher gesungen — dann natürlich mit etwas veränderten Refrain.

Statt des bedenklich doppelsinnigen

Komm' und führ' uns wieder an!

wurde auch die Variante gesungen:

Komm' und fang' bald wieder an!

Im Jahre 1849, nachdem Hecker seine erste amerikanische-Reise angetreten hatte, wurden die zwei letzten Verszeilen während der „Reichsverfassungskampagne“ gegen die preußische Truppenmacht etwas abgeändert:

Hecker, Struve, Zitz und Blum,
Kommt und bringt die Preußen um!

Hecker, der nach Amerika ausgerissen war, kehrte allerdings auf die Nachricht von dem neuen Losbruch wieder nach Europa zurück, kam jedoch, wie die Engländer das ausdrücken — just in time to be too late — gerade zur rechten Zeit, um zu spät zu sein; Struve, der pflanzenessende Hindu, konnte kein Thier, geschweige denn einen Preußen umbringen; Zitz brannte durch, sobald er merkte, daß die preußischen Zündnadelgewehre mit wirklichen Kugeln geladen waren; und Blum schlief seit einem halben Jahr den ewigen Schlaf in der Brigittenau. — —

Noch ein anderes Lied sangen wir damals mit besonderer Vorliebe und Begeisterung — ein altes Flüchtlingslied der zersprengten Burschenschaftler der dreißiger Jahre:

Wenn die Fürsten fragen
Was macht Absalon,
Könnt Ihr ihnen sagen:
Ei, er hänget schon;
Doch an keinem Baume,
Doch an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Einer Republik!
Raus, Raus, Revolution,
Hüah Ho, Hüah Ho!
Revolution!

Fragen sie gerühret:
Will er Amnestie?
Sagt, wie sich's gebühret:
Er hat steife Knie!
Ihm ist nichts geblieben
Als Verzweiflungsstreich!
Und Soldat zu werden
Für ein freies Reich!
Raus, Raus u. s. w.

Wollen sie gar wissen,
Wie's dem Flüchtling geht —
Sagt: er ist zerrissen,
Wie er geht und steht!

Gebt nur Eure großen
Purpurmäntel her,
Das gibt rothe Hosen
Für ein Freiheitsheer!
Raus, Raus u. s. w.*)

Das Raus, Raus!**) und Hüah Ho! Revolution! klingt ganz hübsch, war aber im Grunde verzweifelt harmlos.

Das Gedicht, über dessen Urheber viel gestritten wird, stammt aus den dreißiger Jahren und rührt von einem Flüchtling her, den die Noth in die französische Fremdenlegion (das „Freiheitsheer" mit den „rothen Hosen"!) trieb — wahrscheinlich von dem Studenten Standau, der die 1848- und 1849er Putsche und Kämpfe in Baden noch mitmachte.

Und der Flüchtling, der, statt an einem Stricke an dem „Traume einer Republik" hing, war sogar noch mehr als harmlos. — —

Ein anderes vielgesungenes Lied, mit sehr sentimentaler Melodie, begann mit der Strophe:

Oh, ein Frühling ist im Lande
Wie die Welt noch keinen sah';
Es zerspringen alle Bande
Und die Freiheit, sie ist da.

Das Gedicht stammt aus Baden, und der Verfasser hatte im Sommer des folgenden Jahres (1849) in irgend einem der zahlreichen Gefängnisse jenes Musterländchens Gelegenheit, über die „Freiheit" nachzudenken, die nicht „da" war.

Dieser Strophe wurde von einem anderen Dichter — vielleicht war es auch Collektivarbeit — ein etwas kräftigeres Verslein angefügt, das, namentlich im Badischen Oberland, überall zu hören war:

Frisch auf d'rum deutscher Michel,
Nimm Deine Sens' und Sichel!
Alle Welt, fort in's Feld
Frisch und froh wie ein Held!
Nimm die Sichel
Deutscher Michel,
Nimm die Sichel in die Hand und schneid' Ernte! —

*) Die letzte achtzeilige Strophe wurde oft vor den vorhergehenden gesungen. Ich glaube aber, die obige Reihenfolge ist die richtigere.

**) Nicht: Rausch! was ganz sinnlos ist. Das Raus! Raus! ist der alte Burschenruf (Bursch 'raus!), der namentlich in Gießen und Jena, den Hauptsitzen der „Schwarzen", wie die Studenten-Demagogen nach ihren schwarzen „altdeutschen" Röcken genannt wurden, seit Jahrhunderten in Schwung war.

Die „Sens' und Sichel" wurden zwar wirklich genommen, wenigstens figürlich, zum „Ernte schneiden" kam's aber nicht, sintemalen es der „Reaktion", — um alle Feinde der Volksbewegung unter einem einzigen Namen zusammenzufassen — gelungen war, vorher von dem Saatfeld Besitz zu nehmen.

Großer Beliebtheit — namentlich unter uns Freischärlern — erfreute sich auch ein nach dem bekannten „Chor der Girondisten" *) verfertigtes — gedichtetes kann man nicht sagen — Kampflied:

Wenn die Fürsten ihre Söldnerschaaren
Treiben an zum Sturz des Menschenrechts,
Stürmen wir entgegen den Gefahren
In die ersten Reihen des Gefechts.
Für's Vaterland zu sterben
Für's Vaterland zu sterben
Ist ein Loos, hehr und groß,
Ist das Ziel unseres Muthes.

Statt des Schlußrefrains

Für's Vaterland zu sterben

wurde vielfach — gegen Ende der Revolution fast ausschließlich — gesungen:

Für Republik zu sterben!

Die Melodie des Girondisten-Chors ist allerdings nicht so schlafmützig wie die des Heckerliedes — die Franzosen sind zu quecksilbrig, als daß sie solche musikalische Opiumtinkturen ertragen könnten — indeß sie hat doch einen Hauch

---

*) Le Choeur des Girondins — eine Hymne aus der ersten französischen Revolution, also beginnend:

Par la voix du canon d'alarme
La France appelle ses enfants.
Allons, dit le soldat, aux armes!
C'est ma mère, je la défends!
Mourir pour la patrie,
Mourir pour la patrie
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Deutsch:

Durch die Stimme der Lärmkanonen
Ruft Frankreich seine Kinder.
Auf zu den Waffen, sagt der Soldat
Für meine Mutter**) kämpfe ich.
Für's Vaterland zu sterben
Für's Vaterland zu sterben
Ist das schönste, das beneidenswertheste Loos.

**) La France — Frankreich — ist weiblich, gleich Germania.

von Schwermuth und athmet nicht jene lebendige Keckheit, die lustig in die Schlacht eilt und zum Siege tanzt.

Den Girondisten-Chor hatten wir nicht aus den Annalen der großen Revolution ausgegraben — nein, wir hatten ihn direkt von Paris bekommen, wo er nach der Februarrevolution die Lieblingshymne der Arbeiter geworden war. Ein schlimmes Vorzeichen! Kein Siegeslied. Kein Lied für den Sturmlauf zum Sieg. Und als im Juni die Arbeiter von Paris, zur Entscheidungsschlacht gezwungen, beim Marsch zum Pantheon, das sie zum Hauptquartier und zur Citadelle erkoren, und bei dem denkwürdigen Umzug nach dem Pantheon die melancholische Weise des Girondisten-Chors anstimmten, und als das mourir pour la patrie!, das Sterben für's Vaterland, so düster zum Himmel drang, da ließ sich heraushören, daß es mehr Todesmuth war, der jene düster und ernst dreinschauenden Männer beseelte, als Siegesmuth, der jauchzend und lachend dem Feind entgegenstürzt. Gleich den Männern der Commune, die 23 Jahre später demselben Feinde die Stirn boten, wußten sie, daß das eherne Schicksal sie zwang, sich der Zukunft zu opfern und für eine siegreiche Sache eine im Voraus verlorene Schlacht zu schlagen.

Dort in Paris Kampf und Niederlage bei den trübseligen Klängen des **Mourir pour la patrie!**

Hier in Deutschland, Kampf und Niederlage bei den trübseligen Klängen des: Für's Vaterland zu sterben! oder: für die Republik zu sterben!

Der Girondisten-Chor ist mir seitdem verleidet.

Für die Schlacht braucht man lustigere Melodien.

In Wien waren sie lustiger. Und da von den **1848**er Revolutionsliedern die Rede ist, sei auch nicht das Fuchslied vergessen, das von der Wiener Studentenlegion bei ernsten und heiteren Gelegenheiten mit verschiedenen Texten, aber immer nach Weise des famosen Fuchsliedes der Studenten gesungen wird:

Wer kommt dort von der Höh?
Wer kommt dort von der Höh?
Das ist der Ferdinand —
Das ist der lederne Ferdinand
Ei ja Ferdinand
Das ist der lederne Ferdinand u. s. w.

Folgende Verse haben sich noch erhalten:

Was macht der Ferdinand, —
Er sitzt in Innsbruck drob'n —
Man sagt, er ist so krank —
Wer hat ihn krank gemacht?
Man sagt der Gouverneur.

Was macht der Papst in Rom —
Er hebt die Klöster auf —
Er hält kein Cölibat —
Er nimmt sich jetzt ein Weib,
Da wer'n wir Päpste kriegen — u. s. w.

Was macht die Polizei. —
Sie schickt die Spitzeln aus — u. s. w.

Text und Melodie muß sich Jeder selbst zurechtmachen. Vollkommen erhalten ist das „Bauernlied", das auch nach der Weise des Fuchslieds gesungen ward. Es lautet in der von einem Wiener Freund mir mitgetheilten Fassung:

Bauernlied.

Was macht der g'strenge Herr,
Was macht der g'strenge Herr,
Was macht der gelbe g'strenge Herr,
Sa! Sa! g'strenge Herr,
Was macht der g'strenge Herr.

Er hat ein Herz von Filz,
Er hat ein Herz von Filz,
Er hat ein Herz von grobem Filz,
Sa! Sa! grobem Filz,
Er hat ein Herz von Filz.

Was macht die g'strenge Frau,
Was macht die g'strenge Frau,
Was macht die gnäd'ge g'strenge Frau,
Sa! Sa! g'strenge Frau,
Was macht die g'strenge Frau.

Sie reicht die Hand zum Kuß,
Sie reicht die Hand zum Kuß,
Sie reicht die lederne Hand zum Kuß,
Sa! Sa! Hand zum Kuß,
Sie reicht die Hand zum Kuß.

Was macht der Aktuar,
Was macht der Aktuar,
Was macht der pfiffige Aktuar,
Sa! Sa! Aktuar,
Was macht der Aktuar?

Er pfändt die Bauern aus,
Er pfändt die Bauern aus,
Er pfändt die armen Bauern aus,
Sa! Sa! Bauern aus,
Er pfändt die Bauern aus.

Was macht denn seine Frau,
Was macht denn seine Frau,
Was macht denn seine stolze Frau,
Sa! Sa! stolze Frau,
Was macht denn seine Frau?

Sie nimmt Präsenten an,
Sie nimmt Präsenten an,
Sie nimmt gar gern Präsenten an,
Sa! Sa! Präsenten an,
Sie nimmt Präsenten an.

Was macht der Diener denn,
Was macht der Diener denn,
Was macht der Herrschaftsdiener denn,
Sa! Sa! Diener denn,
Was macht der Diener denn?

Er sperrt die Bauern ein,
Er sperrt die Bauern ein,
Er sperrt die armen Bauern ein,
Sa! Sa! Bauern ein,
Er sperrt die Bauern ein.

Was macht sein böhmisch Weib,
Was macht sein böhmisch Weib,
Was macht sein boshaft böhmisch Weib,
Sa! Sa! boshaft Weib,
Was macht sein böhmisch Weib?

Sie schnipft den G'fangnen 's Brod,
Sie schnipft den G'fangnen 's Brod,
Sie schnipft den armen G'fangnen 's Brod,
Sa! Sa! G'fangnen 's Brod,
Sie schnipft den G'fangnen 's Brod.

Was macht der Richter denn,
Was macht der Richter denn,
Was macht der g'scheite Richter denn,
Sa! Sa! Richter denn,
Was macht der Richter denn?

Er halt's mit'm g'strengen Herrn,
Er halt's mit'm g'strengen Herrn,
Er halt's mit'm gelben g'strengen Herrn,
Sa! Sa! g'strengen Herrn,
Er halt's mit'm g'strengen Herrn.

Wie das Lied so die Revolution. Die Wiener Studenten haben sich 1848 zum Theil gewiß vortrefflich gehalten — viele von ihnen haben tapfer gekämpft und Hunderte haben ihr Blut nicht blos in Worten gegeben; allein daß in der Wiener Bewegung die Studenten eine hervorragende, ja die hervorragendste Rolle spielen konnten, ist doch ein schlagender Beweis für die — Jugendlichkeit der Bewegung. Die eigentlich revolutionären Elemente, die in der modernen bürgerlichen Gesellschaft nur das Proletariat liefert, waren noch nicht entwickelt. Was sich revolutionär nannte, war Opposition nicht gegen das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern gegen ihre erbärmliche Verkörperung und Verwaltung durch die großen und kleinen Metterniche. Heute, wo das klassenbewußte Proletariat in die Bewegung eingetreten ist und die Bewegung bildet, ist das Studententhum ganz zurückgetreten — in die bürgerlichen Reihen, aus denen es stammt —, und die Studenten, die sich der Socialdemokratie angeschlossen haben, kämpfen als Proletarier mit, — Proletarier neben Proletariern. —

Ein Blick auf die Landkarte zeigt die Hoffnungslosigkeit der achtundvierziger Parlamentsarbeit. Frankfurt ist kein selbstständiges Machtcentrum und liegt fern von den Machtcentren, in denen Weltgeschichte gemacht wird und auch die Geschichte des tollen Jahres gemacht wurde: Paris, Wien, Berlin, Petersburg.

Ja, aber warum konnte Frankfurt nicht die Hauptstadt Deutschlands sein, so gut wie das an sich unbedeutende Washington die Hauptstadt der Vereinigten Staaten ist?

Der Einwand wäre richtig, wenn wir Vereinigte Staaten gehabt hätten oder gewesen wären, von denen keiner das Streben und die Macht besaß, über die anderen zu herrschen.

Deutschland hatte beim Ausbruch der Märzrevolution bereits zwei Machtcentren, die es — trotz der veränderten äußeren Gestaltung der Dinge — noch heute hat: Wien und Berlin. Da aber das neue Deutschland weder in der Hohenzollern-, noch in der Habsburgerstadt seine Hauptstadt haben konnte, ohne unter die Botmäßig-

keit entweder der Habsburger oder der Hohenzollern zu gerathen, so hatten die Freiheitsmänner von 1848 ganz recht, wenn sie dem neuen Deutschland ein neues Machtcentrum zu schaffen suchten. Und auch die Wahl der alten Reichs- und Kaiserstadt Frankfurt war an sich in mancherlei Hinsicht eine durchaus glückliche. Allein die unerläßliche Bedingung des Gelingens war, daß das neue Machtcentrum stärker gemacht wurde, als die beiden alten es waren.

Ob dies erreicht werden konnte, das ist eine müßige Frage. Gewiß ist, daß die einzige vernünftige Lösung darin bestand, die beiden alten Machtcentren zu brechen, die dynastischen Interessen der Hohenzollern und Habsburger — die anderen fielen nicht ins Gewicht — den nationalen unterzuordnen. Und gewiß ist weiter, daß ein ernsthafter Versuch hierzu nicht gemacht wurde.

Frankfurt, eine simple Provinzialstadt, ohne jegliche Fähigkeit selbstständiger Machtentfaltung, noch obendrein von der benachbarten preußisch-österreichischen „Bundesfestung" Mainz militärisch beherrscht, bot der deutschen Nationalvertretung, aus deren Schooß die Regierung des zu gründenden neuen Reichs hervorgehen sollte, absolut keinen Stützpunkt. Das „Parlament" schwebte in der Luft, ein Wolkenkukuksheim der Redseligkeit — flankirt von den beiden deutschen Machtcentren Berlin und Wien, in denen die Reaktion ihre Werkstätten und Arsenale hatte, und die ihrerseits wieder von den beiden größten Machtcentren und Polen der europäischen Festlandspolitik: Paris und Petersburg dominirt wurden. —

Czar Nikolaus war durch die Februarrevolution und den Kladderadatsch des monarchischen Deutschland dermaßen überrascht und verblüfft worden, daß er eine Zeit lang wie betäubt war. Als er und seine Rathgeber jedoch dahinter kamen, daß die revolutionäre Springfluth im ersten Ansturm ihre Kraft so ziemlich erschöpft hatte, begann in Petersburg das Werk der Contrerevolution; es wurde gerüstet, in der doppelten Absicht, einestheils die rollenwidrige Volksbewegung niederzuwerfen und anderntheils sie für die Zwecke der russischen Welteroberungspolitik auszunutzen.

Um die russische Politik zu verstehen und den Schlüssel für Rußlands gegenwärtige und zukünftige Politik zu haben,

muß man das „Testament Peters des Großen“ kennen, eine Denkschrift, die insofern allerdings „unecht“ ist, als sie nicht von Peter dem Großen eigenhändig verfaßt wurde, die aber von leitenden russischen Staatsmännern herrührt und seit anderthalb Jahrhunderten das treu befolgte Programm der russischen Politik ist. Ich lasse das Aktenstück, dessen Studium gerade jetzt besonders zu empfehlen ist, hier folgen:

Testament Peter's des Großen.

1. Die Russen müssen in einem fortwährenden Kriegszustande erhalten werden, um die kriegerischen Neigungen des Heeres zu bewahren. Keine Ruhe, außer um die Finanzen zu verbessern, das Heer zu rekrutiren und um den geeigneten Augenblick zum Angriff abzuwarten. Auf diese Weise dient der Frieden für den Krieg und der Krieg für den Frieden, im Interesse der Vergrößerung und des erhöhten Wohlstandes von Rußland.

2. Wir müssen auf jede mögliche Weise aus den best unterrichteten Nationen Europas Generäle für die Zeit des Krieges und Gelehrte für die Zeit des Friedens zu uns heranziehen, damit die russische Nation von den Vorzügen der anderen Länder Vortheil ziehe, ohne einen Theil der ihrigen zu verlieren.

3. Bei jeder Gelegenheit müssen wir an den Ereignissen und Streitigkeiten jeder Art in Europa theilnehmen, vor allen an denen Deutschlands, welches, da es uns am nächsten gelegen, von dem unmittelbarsten Interesse ist.

4. Polen muß zerrissen werden, indem wir dort Unordnung und stete Eifersucht erhalten; die Einflußreichen müssen mit Geld gewonnen werden; der Reichstag muß beeinflußt und bestochen werden, um auf die Königswahl einzuwirken; wir müssen für uns dort Anhänger gewinnen, sie beschützen, russische Truppen hinschicken und sie dort lassen, bis sie eine Gelegenheit gefunden haben, für immer dort zu bleiben. Sollten die benachbarten Mächte Schwierigkeiten erheben, so müssen sie einstweilen durch Theilung zufriedengestellt werden, bis wir ihnen abnehmen können, was wir ihnen bewilligt haben.

5. Wir müssen von Schweden so viel an uns reißen, als wir können und es bewerkstelligen, daß wir von jenem Staate angegriffen werden, damit wir einen Vorwand zu seiner Unterjochung haben. In Rücksicht auf dieses Ziel müssen wir Schweden von Dänemark und Dänemark von Schweden trennen, und ihre Eifersucht sorgfältig aufrecht erhalten.

6. Die Frauen der russischen Prinzen sind stets unter den deutschen Prinzessinnen zu wählen, um die Familienverbindungen zu vervielfältigen, die Interessen zu vergemeinschaftlichen und auf diese Weise Deutschland an unsere Sache zu fesseln, indem wir dort unseren Einfluß verstärken.

7. Hauptsächlich müssen wir das Bündniß mit England für den Handel suchen, weil diese Macht uns am meisten für seine Flotte braucht und uns für die Entwickelung der unserigen äußerst nützlich sein kann. Wir müssen unser Bauholz und andere Produkte gegen Englands Gold eintauschen und zwischen ihren Kauf- und Seeleuten und den unseren ununterbrochene Verbindungen anknüpfen, welche die Kauf- und Seeleute dieses Landes für die Seefahrt und den Handel bilden werden.

8. Wir müssen uns ununterbrochen gegen den Norden hin die Ostsee entlang, und gegen den Süden hin das Schwarze Meer entlang ausdehnen.

9. Wir müssen so weit als möglich gegen Konstantinopel und (Ost-) Indien vorrücken. Wer dort regiert, wird in Wahrheit Herr der Welt sein. Deshalb müssen wir fortwährend Kriege erregen, bald mit der Türkei, bald mit Persien; Schiffswerften am Schwarzen Meer errichten, nach und nach sowohl von diesem Meere als der Ostsee Besitz ergreifen, welches zum Gelingen des Projekts doppelt nothwendig ist. Wir müssen den Fall Persiens beschleunigen, bis zum persischen Meerbusen vordringen, wo möglich den alten Handel der Levante über Syrien wieder herstellen, dann bis nach Indien vorrücken, welches das Emporium (der Hauptstapelplatz) der Welt ist. Sind wir einmal hier, so brauchen wir das Gold Englands nicht mehr.

10. Wir müssen sorgfältig die Allianz von Oesterreich suchen und aufrecht erhalten; scheinbar

seine Absichten auf die künftige Beherrschung Deutschlands unterstützen und im Geheimen die Eifersucht der Fürsten gegen Oesterreich schüren. Wir müssen jeden und alle (die Fürsten) veranlassen, Hülfe bei Rußland zu suchen, und eine Art von Protektion über das Land ausüben, was unsere künftige Herrschaft vorbereiten mag.

11. Wir müssen das Haus Oesterreich bei der Vertreibung der Türken aus Europa interessiren und seine Eifersucht nach der Eroberung von Konstantinopel unschädlich machen, indem wir entweder zwischen ihm und den alten Staaten von Europa einen Krieg anfachen, oder ihm einen Theil der Eroberung abtreten, um ihm denselben später wieder zu entreißen.

12. Wir müssen alle nichtunirten oder schismatischen Griechen, welche in Ungarn, der Türkei und dem südlichen Polen zerstreut sind, um uns sammeln. Wir müssen uns zu ihrem Mittelpunkte, zu ihrer Stütze machen und auf diese Weise im Voraus ein allgemeines Uebergewicht, eine Art von Königthum oder priesterlicher Oberhoheit gründen. Die Griechen werden ebenso viele Freunde im Herzen jedes unserer Feinde sein.

13. Nachdem Schweden zerstückelt, Persien überwunden, Polen unterjocht, die Türkei erobert, unsere Heere vereinigt, das Baltische und Schwarze Meer von unseren Schiffen überwacht sind, müssen wir gesondert und im Geheimen erst dem Hofe von Versailles (Frankreich), dann dem von Wien das Anerbieten machen, mit uns die Weltherrschaft zu theilen. Wenn eine von den beiden Mächten unser Anerbieten annimmt (was keinem Zweifel unterliegt, wenn wir ihrem Ehrgeiz und ihrer Einbildung schmeicheln), dann müssen wir diese benutzen, um die andere zu zerstören, dann müssen wir schließlich die übrigbleibende vernichten, indem wir einen Kampf beginnen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann, weil Rußland zu der Zeit bereits den Osten und einen großen Theil Europas besitzen wird.

14. Wenn, was nicht wahrscheinlich ist, beide Mächte den Vorschlag Rußlands zurückweisen, so müssen wir die eine gegen die andere aufhetzen und beide bis zur Erschöpfung sich bekriegen lassen. Dann wird Rußland den geeigneten Augenblick ergreifen und seine in

Bereitschaft gehaltenen Truppen über Deutschland ergießen, während zwei beträchtliche Flotten, die eine vom Asow'schen Meere, die andere vom Hafen von Archangel aus, mit asiatischen Horden bemannt, unter Deckung der bewaffneten Flotten des Schwarzen Meeres und der Ostsee vorrücken. Auf dem Mittelmeer und dem Ozean vorgehend werden sie auf der einen Seite Frankreich überschwemmen, während sie auf der anderen Deutschland angreifen; und wenn diese beiden Länder überwunden sind, so wird der Rest von Europa leicht und ohne Verzug unter das Joch sich beugen.

Auf diese Weise kann und muß Europa unterworfen werden.

Dies das Programm der russischen Politik. Es wurde im Jahr 1848 genau eingehalten. Die Einigung Deutschlands zu hintertreiben, Preußen und Oesterreich gegen einander zu hetzen, die Consolidirung der französischen Republik zu hindern, das waren die Aufgaben, an deren Verwirklichung emsig gearbeitet wurde. Russische Agenten waren in Paris thätig, um den Bürgerkrieg zu entfachen — nahmen doch notorisch Sendlinge der russischen Regierung an der Junischlacht Theil, die der französischen Februar-Republik den Todesstoß versetzte. Die panslavistischen Zettelungen in Oesterreich, welche den Zerfall der österreichischen Monarchie bezweckten, sind auf russische „Erbfreundschaft" zurückzuführen, während die dynastische junkerliche Reaktion in Preußen vollständig in dem Garn der russischen Politik gefangen wurde, so daß Preußen, nach Ueberwindung der Märzrevolution, ein volles Jahrzehnt lang unter russischer Oberherrlichkeit stand, von der das heutige Preußen-Deutschland bis auf diesen Tag sich noch nicht emanzipirt hat. —

Trotz des Widerstreits der dynastischen Interessen hatte die Reaktion in Preußen und Oesterreich doch ein gemeinsames Interesse gegen die deutsche Volksbewegung. Hier wie dort waren alle Anstrengungen darauf gerichtet, die nationale Einigung Deutschlands zu vereiteln und das Frankfurter Parlament mitsammt der sogenannten Centralgewalt zu einem wesenlosen Scheine zu machen.

In Preußen, wo der Polizei- und Militärstaat tief eingewurzelt war und nur mit einer schwächlichen Demokratie zu ringen hatte, gelang es der Reaktion vergleichungsweise leicht, wieder in den Sattel zu kommen.

Schwieriger war die Sache in Oesterreich.

Oesterreich war und ist das Land der Ueberraschungen. Schon vor der Februarrevolution bot es dem Beobachter die deutlichsten Symptome des Zerfalls. Der polnische Aufstandsversuch zu Anfang des Jahres 1846 war zwar in Folge des Zusammenwirkens der drei Mächte, an welchen die Blutschuld der Theilung Polens klebt — Rußlands, Preußens und Oesterreichs — rasch erstickt worden, allein die Funken des Bürgerkriegs waren in die Provinz Galizien geflogen — die österreichische Regierung hetzte, um den Trotz des polnischen Adels zu brechen, dessen leibeigene, einer anderen Nationalität angehörige Bauernschaft auf, und gab damit das Signal zu dem Nationalitätenkrieg, der bald darauf Oesterreich an den Rand des Verderbens schleuderte. Kein Staat bietet heute noch ein so buntscheckiges Bild wie der „Kaiserstaat an der Donau." Und einer der vielfarbigen Lappen, der damals noch der Gegenstand besonderen Stolzes war, ist inzwischen doch abgerissen worden: die italienischen Provinzen. Eine ganze Musterkarte slavischer Stämme: Tschechen, Galizier, Ruthenen, Croaten, Raizen, Serben und wie sie sonst noch heißen mögen — Magyaren, Deutsche, Wallachen, Rumänen, Italiener: Bruchstücke von vier verschiedenartigen Rassen, und innerhalb dieser vier Rassen, theils aus der Mischung derselben hervorgegangen, unzählige kleine Nationalitätchen — das war sicherlich der gefährlichste Boden für Experimente mit dem „Nationalitätsprinzip". Und das Experiment wäre in der That auch um ein Haar tödtlich verlaufen.

Freilich — dem Haus Habsburg blieb keine andere Wahl. Es stand nach dem 13. März in der Luft — unter sich das Dutzend oder Anderthalbdutzend Nationalitäten, von denen keine einen sicheren Stützpunkt bot. Italien drohte zu entschlüpfen, die Deutschen in heller Revolution, die Ungarn sich gegen die Reichsregierung wendend, die slavischen Nationalitätsbrocken in chaotischem Gewimmel auseinanderstiebend. Nichts Festes mehr als die Armee, welche wie ein eiserner Reifen das Staaten-

und Völkerbündel zusammenhielt, aber jede Minute in Gefahr war, auseinandergesprengt zu werden. Der alte Radetzky, die Hoffnung der Monarchie, — „in Deinem Lager ist Oesterreich!“, dichtete Grillparzer ihn an — war in der Lombardei geschlagen, er mußte sich vor den italienischen „Insurgenten“ in das berühmte Festungsviereck zurückziehen. Doch er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen; zwischen seinen „vier Festungen“, die 11 Jahre später die Nemesis nicht aufzuhalten vermochten, sammelte er die zersprengten Truppentheile, stellte die Manneszucht wieder her, und drehte, als er sich stark genug wußte, den Spieß um, ging zum Angriff über, gewann trotz wechselnden Kriegsglücks immer mehr des verlorenen Terrains zurück, bis er endlich, am 25. Juli 1848, bei Custozza die italienisch-piemontesische Armee unter Carl Albert, dem Vater Viktor Emanuel's, aufs Haupt schlug, und der österreichischen Monarchie wieder einen halbwegs festen Stützpunkt gab, nachdem sie eines solchen Monate lang entbehrt hatte.

Den slavischen Nationalitäten Oesterreichs fehlte die Kraft zur Bildung eines selbstständigen Föderativstaats unter russischer Protektion: des Ideals der panslavistischen Führer, wie Palacky, die ein slavisches Weltreich träumten und bewußte oder unbewußte Agenten der russischen Welteroberungspolitik waren. Auf dem Slavencongreß, der im Juni 1848 in Prag zusammentrat, stellte sich eine derartige Verschiedenheit der Bestrebungen und Ziele, ja selbst der „nationalen Eigenthümlichkeiten“ heraus, daß auch ohne das militärische Einschreiten des Fürsten Windischgrätz der Congreß ergebnißlos verlaufen wäre. Die „slavischer Brüder“, die der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen den Tod geschworen hatten, entdeckten plötzlich, daß es ihnen an einer slavischen Sprache mangelte, die sie Alle verstehen konnten, und sie mußten wohl oder übel für ihre Verhandlungen das gehaßte Deutsch wählen!

In Böhmen schoß die Blutsaat auf, welche vor Jahrhunderten bei Ausrottung des Hussitenthums gesät worden. Unmittelbar nach Schluß des Slavencongresses kam es in Prag zum Kampf zwischen der tschechischen Bevölkerung und der Garnison, welche die Citadelle — den Hradschin — besetzt hielt. Der Com-

mandant, Fürst Windischgrätz, ging mit rücksichtsloser Energie gegen die Aufständischen vor, würde jedoch dessenungeachtet den Kürzeren gezogen haben, wenn nicht die deutsche Bevölkerung, ergrimmt über das hochmüthige, übergreifende Auftreten der Tschechen, schließlich mit den Truppen gemeinsame Sache gemacht hätte. Nach sechstägiger Straßenschlacht war der Aufstand niedergeschlagen — am 17. Juni. Der unheilvolle Nationalitätenhader hatte die Volksbewegung in Böhmen zu Grunde gerichtet, und diejenigen Slaven, welche jetzt noch aktionsfähig waren, die Croaten, Raizen u. s. w., kämpften gegen die Revolution.

Die Deutschen in Wien waren nicht so kurzsichtig wie die Deutschen in Prag, sie begriffen die Solidarität der verschiedenen Rassen und Nationen, und erhoben sich im Oktober zu Gunsten der Magyaren. Diese waren jedoch mit ihren Vorbereitungen noch nicht zu Ende — auch zum großen Theil noch von nationalem Dünkel verblendet; genug, die Ungarn vergalten nicht Gleiches mit Gleichem. Sie ließen Wien im Stich, und gruben damit sich selber das Grab — denn vereinzelt konnten sie auf die Dauer der inzwischen wieder gekräftigten Macht der Reaktion nicht widerstehen. Auch ohne die russische Intervention im Jahre 1849 war Ungarn verloren — und die Herren Russen rückten in Ungarn nicht ein, um den Oestreichern Hilfe zu leisten, sondern um sie in Abhängigkeit zu bringen. —.—

Die Reaktion triumphirte in Oestreich auf der ganzen Linie. Nur eine große Errungenschaft der östreichischen Revolution konnte von der reaktionären Hochfluth nicht mehr hinweggeschwemmt werden: die Bauern-Emancipation. Sie wurde unter schweren parlamentarischen Kämpfen durchgesetzt. Am 26. Juli stellte der Bauernsohn Kudlich in dem Reichstag den Antrag auf Abschaffung der Leibeigenschaft und des Unterthänigkeits-Verhältnisses. Die Bauernvertreter, welche fast den vierten Theil des Reichstages ausmachten, verstanden keinen Spaß, und so mußte die Regierung in den sauren Apfel beißen. In Bezug auf die Entschädigungsfrage kam es zu einem Compromiß, und endlich am 7. September 1848 wurde die Freiheit des Grund und Bodens endgiltig beschlossen.

An diesem Beschluß, der kein papierner Parlamentsbeschluß war, wagte die Reaktion nicht zu rütteln, denn die Bauern Oesterreichs würden ihr „freies Eigenthum" sicherlich ebenso tapfer vertheidigt haben, wie weiland in den neunziger Jahren und hernach unter Napoleon die französischen Bauern ihre „Parzellen" gegen die internationale Reaktion des verbündeten monarchischen Europa vertheidigten.

Doch ich habe hier in einzelnen Punkten über die Zeitperiode hinausgegriffen, auf welche ich mich beschränken muß.

Der schlimmste, der entscheidende Schlag traf die Volksbewegung des Jahres 1848 in Paris — an dem Punkt, von welchem sie ausgegangen war. Dasselbe Proletariat, welches den Julithron gestürzt und an die Stelle des faulen Bürgerkönigthums die Februarrepublik gesetzt hatte, kam in Conflikt mit der Regierung der Republik. Die Bourgeoisie, erschreckt durch den Sieg des Proletariats und dessen socialistische Forderungen, schickte bei den Wahlen eine fanatisch-bornirte Bourgeoismajorität in die Nationalversammlung, nahm das Staatsruder in die Hand und trieb die Arbeiter — pour en finir! — um ein Ende zu machen — gewaltsam auf die Barrikaden.

Die Junischlacht brach die Kraft des Proletariats und das Rückgrat der Republik.

Die Volksbewegung in Europa hatte ihre Basis verloren — die Reaktion in Petersburg auf der Lauer, in Wien und Berlin auf dem Weg zum Sieg, und nun in Paris siegreich, — der „Krater der Revolution" außer Thätigkeit getreten — was konnte da im parlamentarischen Schwatzkränzchen zu Frankfurt a. M. noch anderes zu Stande kommen, als eine Komödie?

Am 18. Mai des Jahres 1848 zogen die Vertreter der deutschen Nation in die Paulskirche, um als deutsche Nationalversammlung oder erstes deutsches Parlament das einige freie Deutschland zu schaffen.

Es war ein anderes Schauspiel als an jenem Maitag (5. Mai) des Jahres 1789, da die Vertreter des „dritten Standes“ in Frankreich nebst den Vertretern der zwei ersten Stände nach dem Königsschloß zu Versailles zogen, um die „Generalstände“ zu bilden, aus denen bald darauf die Nationalversammlung der Vertreter des französischen Volkes entstehen sollte. Die Vertreter des „dritten Standes“ in Frankreich hatten damals den Sieg schon in der Tasche — die beiden oberen Stände — Adel und Geistlichkeit — waren bereits „moralisch erobert“, und das in dem „dritten Stande“ steckende Bürgerthum war der lachende Erbe, der die Hinterlassenschaft des Feudalismus übernahm.

In Deutschland war der Feudalismus im Jahr 1848 noch nicht todt, und die Vertreter des „dritten Standes“ hatten schon vom Baum der Erkenntniß gekostet und ahnten, daß es etwas Gefährlicheres gab, als den feudalistischen Polizei- und Militärstaat: das Proletariat.

Im Monat Mai dachten sie freilich noch wenig an dieses Schreckgespenst.

Zu Frankfurt am Main schwamm Alles in einem Meer von Wonne, und der Himmel hing voller Baßgeigen an jenem 18. Mai 1848.

Und doch hatte der Todtenwurm der Reaktion bereits ein tüchtiges Loch in die neue Volkssouveränität gebohrt. Die Wahlen zur verfassungsgebenden Nationalversammlung sollten nach allgemeinem Wahlrecht statthaben und zwar sollte auf je 50,000 Köpfe der Bevölkerung in den deutschen Bundesstaaten je ein Vertreter kommen. Allein der „Bundestag“, dem der Hals nicht herumgedreht worden war, und der ursprünglich nur einen Vertreter auf je 70,000 Köpfe „bewilligen“ wollte, hatte es fertig gebracht, daß die Wählerlisten nach der Matrikel des Jahres — 1819 aufgestellt wurden. Achtzehnhundertundneunzehn! Es ist kein Druckfehler, und diese eine Thatsache zeigt schon so recht handgreiflich die Ohnmacht und Unfähigkeit der Herren Märzrevolutionäre.

Seit 1819 — ich benutze hier die von Bernhard Becker in seiner „Geschichte der Reaktion in Deutschland gegen die Revolution von 1848“*) veröffentlichten statistischen Angaben — seit 1819 hatten sich in der Bevölkerungszunahme die einzelnen deutschen Staaten nicht gleichen Schritt gehalten. Verschiedene waren hinter den anderen in der Einwohner-Vermehrung zurückgeblieben. Zufolge der alten, den Wahlen zu Grunde gelegten Matrikel hatte der deutsche Bund nur 30,164,392 Einwohner, gegen 12 Millionen weniger als in Wirklichkeit. Demnach betrugen die österreichischen Bundesangehörigen 9,482,227, während sie in Wirklichkeit sich auf 12,277,261 beliefen. Preußen hatte laut der Matrikel blos 7,948,439 anstatt 12,249,000 Bundesbevölkerung, Bayern 3,560,000 statt 4,504,874, Württemberg 1,395,462 statt 1,781,810, Baden 1,000,000 statt 1 367,486, das Großherzogthum Hessen 619,500 statt 852,679, das Kurfürstenthum Hessen 567,868 statt 754,702, das Königreich Sachsen 1,200,000 statt 1,836,664, Hannover 1,305 351 statt 1,782,771, Holstein 360,000 statt 530,933, Mecklenburg-Schwerin 358,000 statt 522,144 u. s. w.

Nach Reden's Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik (Dezember 1847) betrug im Jahre 1846 die Gesammtbevölkerung des deutschen Bundes 41,672,375 Köpfe, die sich folgendermaßen auf die Einzelstaaten vertheilten:

1) Oesterreich (unter und ober der Enns nebst Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Tyrol und Vorarlberg, Böhmen, Mähren und Schlesien) enthielt 12,277,261 Einwohner;
2) Preußen mit seinen zum Bunde gehörigen Provinzen Pommern, Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Westphalen, Rheinland zählte 12,249,126 Einwohner;
3) die Bevölkerung Bayerns (Ober- und Niederbayern, die Pfalz, die Oberpfalz und Regensburg, Ober-Mittel-, Unterfranken und Aschaffenburg, Schwaben und Neuburg) war 4,504,874 Köpfe stark. Die kleinen deutschen Staaten enthielten folgende Seelenzahl:
4) Württemberg 1,781,810 Einwohner;
5) Baden 1,367,468 Einwohner;
6) das Großherzogthum Hessen 852,679 Einwohner;

*) Braunschweig 1873, Verlag von W. Bracke.

7) das Kurfürstenthum Hessen 754,702 Einwohner;
8) Nassau 418 627 Einwohner;
9) Königreich Sachsen 1,836,664 Einwohner;
10) das Königreich Hannover 1,782,771 Einwohner;
11) das Herzogthum Braunschweig 274,214 Einwohner;
12) das Großherzogthum Oldenburg 279 063 Einwohner;
13) das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin 522,144 Einwohner;
14) das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz 95,450 Einwohner;
15) das Großherzogthum Sachsen-Weimar 257,573 Einwohner;
16) das Großherzogthum Sachsen-Coburg-Gotha 174,216 Einwohner;
17) das Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 160,515 Einwohner;
18) das Herzogthum Sachsen-Altenburg 128,819 Einwohner;
19) Anhalt-Dessau 63,082 Einwohner;
20) Anhalt-Bernburg 48,844 Einwohner;
21) Anhalt-Köthen 43,180 Einwohner;
22) Holstein-Lauenburg 530,933 Einwohner;
23) Luxemburg Limburg 384,557 Einwohner;
24) Hohenzollern-Sigmaringen 45,431 Einwohner;
25) Hohenzollern-Hechingen 20,226 Einwohner;
26) Hessen-Homburg 24,433 Einwohner;
27) Schwarzburg-Sondershausen 58,682 Einwohner;
28) Schwarzburg-Rudolstadt 70 918 Einwohner;
29) Lippe-Detmold 106,046 Einwohner;
30) Lippe-Schaumburg 32,244 Einwohner;
31) Waldeck 59,704 Einwohner;
32) Lichtenstein 6,585 Einwohner;
33) Reuß, ältere Linie, 35,150 Einwohner;
34) Reuß, jüngere Linie, 77,016 Einwohner;
35) Hamburg 188,054 Einwohner;
36) Bremen 75,727 Einwohner;
37) Lübeck 42,320 Einwohner;
38) Frankfurt am Main 68,240 Einwohner.

Durch das Zurückgehen auf die veraltete Bundes-Matrikel wurde die Zahl der Deputirten sehr bedeutend vermindert, wie aus folgender Tabelle ersichtlich werden

wird. Kam nämlich auf je 50,000 Köpfe ein Abgeordneter, so stellte:

Nach wirklicher Bevölkerungszahl:		Nach der alten Matrikel:				
Oesterreich	245	190	Vertreter,	also	55 zu	wenig.
Preußen	244	159	"	"	85 "	"
Bayern	90	71	"	"	19 "	"
Württemberg	35	28	"	"	7 "	"
Baden	27	20	"	"	7 "	"
Großherzogth. Hessen	17	12	"	"	5 "	"
Kurfürstenth. Hessen	15	11	"	"	4 "	"
Nassau	8	6	"	"	2 "	"
Sachsen	36	24	"	"	12 "	"
Hannover	35	26	"	"	9 "	"
Braunschweig	5	4	"	"	1 "	"
Oldenburg	5	4	"	"	1 "	"
Mecklenburg-Schwerin	10	7	"	"	3 "	"
Mecklenburg-Strelitz	1	1	"	"	0 "	"
Sachsen-Weimar	5	4	"	"	1 "	"
Sachsen-Coburg	3	2	"	"	1 "	"
Sachsen-Meiningen	3	2	"	"	1 "	"
Sachsen-Altenburg	2	2	"	"	0 "	"
Anhalt-Dessau	1	1	"	"	0 "	"
Bernburg	1	1	"	"	0 "	"
Köthen	1	1	"	"	0 "	"
Holstein-Lauenburg	10	7	"	"	3 "	"
Luxemburg-Limburg	7	5	"	"	2 "	"
Hohenz.-Sigmaringen	1	1	"	"	0 "	"
Hohenzollern-Hechingen	1	1	"	"	0 "	"
Hessen-Homburg	1	1	"	"	0 "	"
Schwarzburg-Sondershausen	1	1	"	"	0 "	"
Schwarzbrg.-Rudolstadt	1	1	"	"	0 "	"
Lippe-Detmold	2	1	"	"	1 "	"
Lippe-Schaumburg	1	1	"	"	0 "	"
Waldeck	1	1	"	"	0 "	"
Liechtenstein	1	1	"	"	0 "	"
Reuß, ältere Linie	1	1	"	"	0 "	"
Reuß, jüngere Linie	1	1	"	"	0 "	"
Hamburg	3	3	"	"	0 "	"
Bremen	1	1	"	"	0 "	"

Lübeck	1	1	"	"	0	"	"
Frankfurt	1	1	"	"	0	"	"
Summa	824	605 Vertreter, also 219 Vertreter zu wenig.					

Nun fällt es mir allerdings nicht ein, es zu bedauern, daß die Paulskirche 1848 einige hundert Schwätzer, oder Redner weniger enthielt, als sie enthalten hätte, wenn wirklich auf je 50,000 Köpfe der wirklichen Bevölkerung 1 Abgeordneter gewählt worden wäre, — im Gegentheil, wir wären dann vermuthlich noch von einer schlimmeren Wortsündfluth heimgesucht worden —, aber ein Sieg der Reaktion war diese „Auslegung" des Wahlgesetzes doch. Denn die Volksvermehrung seit 1819 hatte naturgemäß hauptsächlich in den Städten und Landstrichen stattgefunden, wo die Industrie blühte und der Boden liberal-demokratischen Ideen günstig war. Hätten die zwölf Millionen, die durch diesen Kniff des Bundestages ihres Wahlrechts beraubt wurden, ihr Stimmrecht wirksam ausüben können, so würde die demokratische Partei, oder sagen wir: die Demokratie absolut und relativ eine beträchtlich größere Zahl von Vertretern gehabt haben.

Freilich, bei der damaligen Verschwommenheit der Begriffe hätte das am Resultat nicht viel geändert.

Die Herren Demokraten von damals merkten auch gar nicht den Streich, der ihnen gespielt worden war — und gleich jenem liberalen Musterparlamentarier, der einige Monate später sein famoses: „Ich sehe keine Reaktion!" aussprach, — Eisenmann hieß er — merkten sie nichts von der Reaktion, obgleich dieselbe sie schon am Kragen hatte.

Die Herren Volksvertreter — ich meine die nicht-reaktionären, denn die reaktionären wußten genau, woran sie waren — sahen nichts als Gutes und Schönes, sie waren selig und kneipselig — so kneipselig, daß sie ihre „Fraktionen" oder Parteischattirungen nach den Kneipen und Wirthshäusern benannten, in denen sie — außerhalb der Paulskirche, wo wahrhaftig schon reichlichste Gelegenheit war — ihre Rede- und Trinkbedürfnisse zu befriedigen pflegten.*)

*) Café Milani — äußerste Rechte; Casino — rechtes Centrum; Württemberger Hof — linkes Centrum, d. h. Liberale; Deutscher Hof — Linke, u. s. w.

Am 27. Mai verübte das Parlament die That, sich als **konstituirende**, d. i. verfassungsbauende Versammlung zu erklären — vergaß aber, sich das nöthige **Baumaterial** zu verschaffen, und Maßregeln zu treffen, daß die **Bauthätigkeit** nicht durch die Feinde der deutschen Einheit und Freiheit gestört werden konnte.

Und nachdem das Parlement sechs Wochen lang mit unfruchtbaren Schönrednereien, nebensächlichen Fragen und allerhand Allotrieen die Zeit vergeudet hatte, trat es endlich den 19. Juni 1848 an die **Machtfrage** heran — fragt mich nur nicht wie? — und begann über die **Centralgewalt** zu verhandeln. Die Reden, die Robert Blum über die Centralgewalt hielt — am 20. und am 26. April — finden sich weiter vorn. Die Beurtheilung der beiden Reden, von denen die zweite gehalten wurde, als die Nachricht vom Ausbruch der **Pariser Juni-Insurrektion** nach Deutschland drang, überlassen wir unsern Lesern, die zu viel politische Bildung besitzen, um zu verlangen, daß ein **Demokrat von 1848** so hätte sprechen müssen wie ein **Socialdemokrat von 1889**.

Das Parlament, welches beweisen wollte, daß es ein richtiges **Wolkenkuckucksheim** war, verübte am 29. Juni 1848 den Gagern'schen „**kühnen Griff**" und wählte den österreichischen Herzog **Johann** — ohne Land und ohne Macht — zum **Reichsverweser**, oder, wie der Volkswitz es wollte, zum **Reichsvermodrer**.

So war denn glücklich aus **Nichts Nichts gekommen**.

Am 12. Juli — 14 Tage nachdem die 1848er Revolution in Paris die Todeswunde erhalten hatte, und 14 Tage vor der Schlacht bei **Custozza**, welche dem dynastischen Oesterreich wieder die Aktionsfähigkeit gab, trat Erzherzog Johann die „**Regierung**" an. Er hatte keine Compagnie Soldaten zu seiner Verfügung.

Die Reaktion in Berlin und in Wien sammelte indessen ihre Streitkräfte — **Hunderttausende und Hunderttausende von Soldaten**, nebst den obligaten „letzten Gründen" in Gestalt von Kanonen. Das Par-

lament sah die Gefahr nicht, merkte jedoch, daß nicht Alles geheuer war.

Es beschloß, alle deutschen Bundesfürsten seien verpflichtet, ihre Soldaten die — „deutschen" Farben — schwarz-roth-gold — tragen zu lassen. Dadurch sollte die Gefahr beschworen werden. Und über diesen pfiffigen Beschluß gab es lange Katzbalgereien zwischen „Centralgewalt" und „Einzelregierungen".

Der Waffenstillstand von Malmoe, den der König von Preußen auf eigene Faust mit dem König von Dänemark abschloß, gab im September Anlaß zu heftigen Debatten im Parlament, das erst protestiren wollte, zu guter Letzt aber Ja und Amen sagte. Der Versuch einer Volkserhebung mißlang.

Das Parlament blieb guten Muths. Nachdem es Monatelang sich mit „Grundrechten" abgequält, ging es daran, eine Reichsverfassung zu errichten — auf dem Papier.

Um die Bewegung von 1848 zu verstehen, muß man die wirthschaftlichen Verhältnisse in's Auge fassen. Eine Bewegung in unserem socialistischen Sinn ist nur möglich in einem Land mit entwickelter kapitalistischer Produktion. Der wirkliche echte Socialismus ist das Kind des Kapitalismus. Die philanthropische Utopie, welche die Gleichheit und das Glück aller Menschen erstrebt, oder besser: erträumt, und die nur zu oft mit Socialismus verwechselt wird, hat mit dem Socialismus gar nichts gemein, und ist schon vor Jahrtausenden dagewesen. Wir begegnen ihr schon in den Sagen von dem goldenen Zeitalter, die in der Morgendämmerung der Geschichte aller Völker entstanden sind. Dieser utopistische Pseudo-Socialismus schaut stets in die Vergangenheit zurück statt vorwärts in die Zukunft — und ist schon deshalb durchaus reaktionär.

Diese Sorte von Socialismus war 1848 sehr verbreitet. Gottfried Kinkel in seiner Schrift: „Handwerk rette Dich!" stellte das Zunftwesen des Mittelalters als Ideal hin, und Professor Winkelblech, der seinen doppelt fatalen Namen hinter dem Pseudonym Carl Marlo versteckte, wollte auch die Handwerker und Arbeiter in

das mittelalterliche Zunftparadies einführen. Und das Alles galt damals für „socialistisch“.

Der Boden für den Socialismus war noch nicht vorbereitet. Unter den Arbeitern waren nur wenige — hauptsächlich durch Weitling — mit dem französischen Communismus bekannt geworden. Die zwei Begründer des modernen wirthschaftlichen Socialismus Marx und Engels, die das „Kommunistische Manifest“ schon vor der Februarrevolution in die Arbeiterwelt hineingeschleudert hatten, waren zwar nach Deutschland geeilt und schufen in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ einen Mittelpunkt des revolutionären Socialismus, allein den Massen fehlte noch das Verständniß. Willkürlich läßt eine Bewegung sich ebensowenig „machen“ wie eine Revolution. Sie muß werden. Ideen können keine Verhältnisse schaffen, umgekehrt schaffen die Verhältnisse die Ideen. Ein kleinbürgerliches, vorwiegend ackerbautreibendes Land kann keine socialistische Bewegung haben — außer als Importartikel. Und wie sah es damals bei uns auf wirthschaftlichem Gebiete aus? Im Jahre 1848 hatte Deutschland erst wenige Eisenbahnen. Die Bevölkerung lebte zu zwei Dritteln auf dem Land, der Kapitalismus war erst im Entstehen, der Kleinbetrieb herrschte vor und Deutschland war, wie schon gesagt, wesentlich ein Ackerbauland. Es fehlten also die wirthschaftlichen Bedingungen für eine socialistische Bewegung, die scharf geschiedene Klassen zur Voraussetzung hat. Da, wo der Kleinbetrieb vorherrscht, verwischt sich der Klassengegensatz und wird die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen nicht mit zwingender Nothwendigkeit auf die Ursache der Mißstände gelenkt, weil diese Ursachen in Nebel gehüllt sind. Erst der Kapitalismus, der die mittleren Schichten zerreibt und die Kleinbetriebe zerstört, schafft Klarheit, indem er die Gesellschaft in zwei feindliche Klassen theilt und die Gegner einander Stirn an Stirn gegenüberstellt.

Die Arbeiter in ihrer Mehrzahl sahen keine Scheidewand zwischen sich und dem Bürgerthum; und wo sie mit bestimmten „Arbeiterforderungen“ hervortraten, waren dieselben nicht socialistisch, sondern, um den jetzt giltigen Ausdruck zu gebrauchen, mehr gewerkschaftlich, wie z. B. die fast überall, wo Arbeitergruppen sich bildeten,

formulirte Forderung des Zehnstundentages (nach der englischen Zehnstundenbill) und einer Arbeiter-Alters-versorgung. Auch ein Minimallohn wurde vielfach gefordert, ferner das „Recht auf Arbeit“ — nach französischem Muster — und die Errichtung eines Arbeitsministeriums.

Mit dem „Recht auf Arbeit“ beschäftigte sich sogar das Frankfurter Parlament, welches im Februar 1849 das „Recht auf Arbeit“ mit 317 gegen 117 Stimmen ablehnte.

Wo radikalere Forderungen auftauchten, und offen kommunistische Ziele verfolgt wurden, läßt sich dies auf ausländischen Einfluß zurückführen — auf Arbeiter, die während der Wanderschaft in den schweizerischen „Communistenvereinen“, in London und Paris im „Communistenbund“, oder in dem „Bund der Gerechten“ mit socialistischen Lehren in Verbindung gekommen waren. Diese propagandistische Thätigkeit hatte vor 1848 den Bundesrath so erschreckt, daß er den Arbeitern das Wandern in die Schweiz, die durch Weitling's Thätigkeit besonders gefährlich war, feierlichst verbot.

Im Juni 1848 wurde der Versuch gemacht, die zerstreuten Arbeiterbestrebungen zusammenzufassen. Ein Ausschuß, an dessen Spitze der 1848—1849 als Arbeiterführer viel genannte Stephan Born und der berühmte Volksmann, Philosoph und Botaniker Nees von Esenbeck standen, berief zum 23. August einen Arbeitercongreß nach Berlin „für die Befreiung des Arbeiterstandes aus den Fesseln des Kaptals, der persönlichen Abhängigkeit und der materiellen Entbehrung.“ Man sieht, der Einberufer kannte nur einen Arbeiterstand, nicht eine Arbeiterklasse.

Der von 35 Arbeiter-Vereinen beschickte Congreß trat zusammen; er tagte vom 25. August bis 3. September und arbeitete nachstehendes „Manifest an die constituirende Versammlung zu Frankfurt a. M.“ (das Parlament) aus:

Hohe Nationalversammlung! Indem der unterzeichnete Congreß der Arbeiter für sich sowie im Namen und Auftrag seiner Committenten, eines großen Theiles der Arbeiter Deutschlands, einer hohen deutschen Nationalversammlung

die von ihm durch einmüthige Berathung festgestellten Grundzüge einer den Anforderungen der Zeit entsprechenden Organisation der Arbeiter überreicht und zu geneigter Berücksichtigung bei der Berathung der Grundrechte des deutschen Volkes angelegentlichst empfiehlt, übernimmt er zugleich die Verpflichtung, seine Anträge durch die nachfolgenden Erläuterungen zu unterstützen.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit hingebender Erwartung haben die Arbeiter, nachdem die politische Bewegung Europa's auch sie in Anspruch genommen, sie zur Mitwirkung und nach langer Zeit wieder zum Hoffen erweckt hat, die Maßregeln, welche die deutschen Staaten zur Begründung besserer Staats-Einrichtungen ergriffen haben, namentlich den Entwurf, betreffend die Grundrechte des deutschen Volkes und die davon ausgehenden Berathungen der hohen deutschen Nationalversammlung verfolgt.

Sie haben nunmehr leider die Ueberzeugung erlangt, daß auch in der Verfassungsurkunde für Deutschland die sociale Frage ebensowenig wie in anderen Verfassungsarbeiten, eine Stelle finden könne.

Wir wollen der Besorgniß nicht Raum geben, daß eine hohe Nationalversammlung bei Nennung der socialen Frage sich unwillig abwenden oder uns blos mit einer trockenen Erwähnung der französischen „Nationalwerkstätten“ zur Ruhe verweisen werde. Wir würden in solchem Einwurfe nichts anderes als eine, uns freilich überraschende Unkunde des Gegenstandes erblicken und der Kürze halber nur antworten: Wenn eine edelmüthige Nation in ihrem ersten Aufwallen für einen guten Zweck eine ganz falsche Maßregel ergreift, so liegt darin keine Widerlegung der Sache und kaum ein Vorwurf für jene Nation; wer aber beide Momente in dieser Thatsache hervorhebt, beweist entweder sein Unvermögen oder seine Abgeneigtheit, auf dieselbe weiter einzugehen.

Da uns aber ein solches Nichtansehen oder Nichteingehen auf die Lebensfrage eines großen Theiles der europäischen Bevölkerung seitens der Staatsmänner und Volksvertreter fast allenthalben entgegentritt, so müssen wir uns wohl fragen, was die Augen einsichtsvoller Männer in diesem Stücke verdunkle und ihre Einsicht

beschränke." Die Antwort auf diese Frage liegt uns nahe, sie lautet: Wir Arbeiter und unsere Angelegenheiten stehen den Augen der Staatsmänner, wie diese bisher durch das Staatsleben gebildet wurden, zu fern, ja für die meisten waren die Arbeiter gar nicht als Staatsbürger da und sichtbar, sondern nur als Ziffern in den Bevölkerungslisten und in den Berechnungen der Volksmacht.

Der Staat kennt nur den Besitz als etwas Bleibendes, und die Besitzenden als bereits verschiedentlich organisirte und leiblich vorhandene Staatsbürger-Kasten; diese Massen liegen dem Staatsmanne, der über eine neue Constitution verhandelt, lebendig vor Augen, sind durch spezielle Gesetze organisirt und seine neue Arbeit hat es nun blos damit zu thun, den Umständen gemäß da und dort einige Umgestaltungen anzubringen.

Die Gesammtheit der Arbeiter steht dagegen nicht als eine bestimmte Staatsbürgermasse, welche einen Besitz habe und in diesem geschützt oder besser geordnet werden müsse, vor den Augen der Gesetzgeber. Die Gesetzgebung ist gegen sie nur beschränkend und maßgebend gewesen: an die Stelle des Schutzes stellt sie bei ihnen den Grundsatz: „Dem Arbeiter ist erlaubt, in aller Freiheit und aus allen Kräften zu arbeiten und von dem Lohne der Arbeit zu leben."

Der Staat verfährt in diesem Stücke gewissermaßen richtig; denn so lange der Arbeiter nur als eine zerstreute Menschenmenge zu betrachten ist, läßt sich auch nichts gesetzlich Bestimmtes für ihn als Ganzes, oder für Glieder desselben als ganze, zur Beschützung von Rechten begründen.

Es ist also vor allem erforderlich, daß die Arbeiter, um ihr Arbeiten als einen bestimmten Besitz in das Grundgesetz des Staates einzuführen, sich selbst als lebendige Gemeinschaften, gleichsam als politischbeseelte Körperschaften, unter die übrigen Bürger hinstellen und den Staatsmännern bemerklich machen.

Dieses konnte nur von den Arbeitern selbst ausgehen. Es war bisher versäumt worden, ist aber von uns, soweit es der Augenblick zuläßt, nachgeholt worden, und die Organisation der Arbeiter Deutschlands, wie sie jetzt im Leben steht, liegt in den Grundzügen ihres Verfassungsstatuts einer hohen Nationalversammlung vor

Augen. Mit ihr steht in engster Verbindung das Statut über die Association der Arbeit, welches als zweiter Theil beigelegt ist.

So organisirt, in dem festen Vorsatze, an der weiteren Ausbildung unseres Organismus mit aller Macht fortzuarbeiten, und in dem uns hiermit wiedergeborenen Bewußtsein unserer Persönlichkeit und unserer Berechtigungen im Staatsleben treten wir jetzt unter unsere Mitbürger und vor den gesetzgebenden Körper unserer Wahl, mit der Bitte:

> In der künftigen Gesetzgebung auch uns, als Besitzer der Arbeit, anzuerkennen und solche gesetzliche Bestimmungen eintreten zu lassen, durch welche die Existenz und Fortdauer unserer Organisation und Association für alle Zeiten geschützt und ihre weitere gedeihliche Ausbildung von Seiten des Staates begünstigt werden möge.

Unsere Anträge für diesen Zweck liegen im dritten und vierten Theile vor: sie beziehen sich theils auf das Verhältniß der Arbeiter zu den Gemeinden und auf die Rücksichten, welche sie von deren Verfassungen in ihrem Interesse erwarten, theils auf diejenigen allgemeinen Maßregeln, durch welche die Sache der Arbeiter in der Grundverfassung Deutschlands ihre Stütze und ihre Wurzel finden wird.

Aus dem Vorgetragenen wolle eine hohe deutsche National-Versammlung ersehen, daß wir frei von chimärischen Ansprüchen sind, wohl aber die Logik der Zeit und unsere eigene hinlänglich auf Erfahrungswegen kennen gelernt haben, um einerseits unsere Erwartungen zu beschränken, andererseits aber auch nicht vor scheinbaren oder vorgespiegelten Schwierigkeiten und Hindernissen zu erschrecken, wo wir deutlich erkannt haben, daß da oder dort tief und radikal eingegriffen werden müsse, wenn nicht alle Mühe vergeblich sein und das etwa zur Beruhigung Vermittelte bei näherer Betrachtung nur als eine Täuschung der Einbildungskraft erfunden werden solle.

Das Eine nämlich, worauf es bei allen Neugestaltungen im jetzigen Staatsleben wesentlich ankommt, ist dieses, daß die Staaten aus dem früheren rohen Naturzustande des Krieges, des Prunkes und der List, in welchem

sich jeder ganz nach außen gegen die anderen Staaten wenden mußte, um sich gegen sie entweder zu schützen, oder sie durch sein Auftreten nach Art wilder Streiter, die sich wie Kinder putzen und bemalen, zu blenden, oder sie durch feine Diplomatie zu betrügen, daß sie aus diesem rohen, mittelalterlichen Naturzustande der Staaten, oder richtiger, der regierenden Autokraten, nunmehr auf sich selbst zurückkehren und das Wohl der Staatsbürger im Innern als die Hauptaufgabe ihres Daseins zu betrachten anfangen, welchem sie ihre ganze Aufmerksamkeit widmen, und von dem alten absolutistischen Prunk, sowie von der endlosen Streitigkeit des Heeres und von der Verschwendung der Bureaukratie möglichst viel ersparen müssen, um den edleren und besseren Zwecken der Menschheit obliegen zu können.

Wir, die Arbeiter, sind von Natur die Stützen der Ruhe und der Ordnung, denn wir wissen sehr wohl, daß wir zum Leben vor allem der Ruhe und Ordnung bedürfen. Wir reichen unseren Mitbürgern und unseren Gesetzgebern die Hand und die Verheißung unseres Wortes: Ja! Wir wollen die Ruhe und Ordnung der Staaten aufrecht erhalten — wir können es verheißen, denn wir haben die Kraft dazu und sind uns unserer politischen Bedeutung bewußt.

Nur nothgedrungen würden wir, wenn wir abgewiesen würden, wenn der alte Wahn aufrecht erhalten und unserer Rechte auch fernerhin, wie früher, von keinem Machthaber auf humane Weise gedacht würde, dem Geiste des Schicksals gehorchen, und unter der Macht der finsteren Noth aus den wärmsten Freunden der bestehenden Ordnung zu den bittersten Feinden derselben werden müssen.

Berlin, den 2. September 1848.

Der Arbeiter-Congreß.

Das Manifest bringt zum Ausdruck, was 1848 von den fortgeschrittensten Arbeitern erstrebt ward, und ist deshalb ein geschichtliches Dokument von höchster Bedeutung.

Das Frankfurter Parlament ließ sich kein graues Haar wachsen. Die Juniinsurrektion in Paris war niedergeschlagen — das Proletariat für's Erste nicht mehr zu fürchten.

Und wie in Frankreich das Bürgerthum sich der Sonne **Napoleon's** zuneigte, so reifte es in Deutschland der Aera **Bismarck** entgegen.

Dem deutschen Proletariat aber sind die Jahre und Jahrzehnte der Reaktion, die über Deutschland hereinbrachen, **Lehrjahre** geworden, die gut benutzt wurden — und heute schreiben wir 1897 — nicht mehr 1848.

Und nun ist's für diesmal genug von Achtundvierzig. Es war ein tolles Jahr, ohne Zweifel — **allein schön war's doch**.

Druckfehler-Verzeichniß.

Durch ein Versehen kamen Bogen 17 und 18 (S. 257 bis 288) nicht dem Verfasser zur Correktur und Revision. In Folge dessen sind verschiedene Fehler stehen geblieben und ist eine Textstelle weggelassen worden.

S. 261 ist Z. 11 von unten nach la patrie en danger einzufügen:

Diese Proletarier, welche die Spitzbuben todtschießen, waren gefährlicher als die Preußen im Jahre 1792.

S. 264 Zeile 3 von oben: daß er sich, statt, daß er sie.

S. 268 Z. 13 von oben muß hinter den Namen Marie noch stehen: und Albert.

S. 269 Z. 7 von oben: Pereire zu lesen statt: Percire.

— Z. 8 von oben Komma nach: Kleinen.

— Z. 16 von oben nach: Panamino kein Punkt und: Dieser klein geschrieben.

S. 277 Z. 13 von unten: Zielen, statt Zeiten.

— Z. 16 von unten: verdankten, statt verrdankten.

